



16554/73

Illustrierte Weltgeschichte

in vier Bänden

Herausgegeben von

Dr. S. Widmann
Dr. P. Fischer und Dr. W. Felten

Mit über 1300 Textabbildungen und 132 Tafelbildern und Beilagen

---

Band I

Geschichte des Altertums

München · Allgemeine Verlags-Gesellschaft m. b. H.

A. A. 1.

Geschichte des Altertums

Von der ältesten Zeit bis zu Christi Geburt

von

Dr. P. Fischer
Gymnasialdirektor

Mit 269 Textabbildungen und 29 Tafelbildern und Beilagen

München · Allgemeine Verlags-Gesellschaft m. b. H.

H III 1c
k.cr. H III 3a

378264
III

K-73/16554
22.11. 50.-
2 ksiąg W. Kordiantego



Berlin, Druck von W. Büxenstein.

Inhaltsverzeichnis.

Seite

Babylonien und Assyrien 3
A. Geschichtliche Begebenheiten bis zum Jahre 539 3
B. Kultur 17

Ägypten 27
A. Ereignisse bis 525 v. Chr. 27
B. Kultur 45

Die Phönizier 59

Geschichte Israels 67
A. Von Abraham bis Saul 67
B. Von Saul bis zur babylonischen Verbannung 75
C. Von der babylonischen Gefangenschaft bis zur Geburt Christi 83

Die Perser 91

Die Griechen 105
Land und Leute 105
Das mykenische Zeitalter 116
Die griechische Religion 122
Die dorische Wanderung 131
Die überseeische Ausbreitung der Griechen 133
Der Zusammenhang unter den Griechen 139
Das Epos 143
Sparta 145
Athen 150
Die griechische Kultur bis zu den Perserkriegen 160
Die Perserkriege 167
1. Einleitung 167
2. Der Feldzug unter Darius 170
3. Zug des Xerxes 173
4. Die Kämpfe auf Sizilien 180
5. Angriffskrieg der Hellenen 181
Der Delisch-Attische Bund 184
Die Entwicklung der Athenischen Demokratie 188
Das Zeitalter des Perikles 191

Seite

Der Peloponnesische Krieg 197
1. Einleitung 197
2. Der zehnjährige Krieg (431—421) 200
3. Vom Frieden des Nikias bis zum Dekeleischen Kriege 205
4. Der Dekeleische Krieg 210
Die Blütezeit der griechischen Kultur 215
Hellas unter spartanischer Hegemonie 231
1. Vom Ende des Peloponnesischen Krieges bis zum Frieden des Antalkidas 231
2. Vom Frieden des Antalkidas bis zur Schlacht bei Leuktra 236
Hellas unter der Vorherrschaft Thebens 240
Die mazedonische Zeit 244
1. Philipp 244
2. Alexander 250
3. Die Kämpfe der Diadochen und Epigonen 262
Die Kultur in der mazedonischen Zeit 267

Die Römer 287
Italien und seine Bewohner 287
Die Religion der Römer 303
Rom in der Königszeit 311
Der römische Staat unter der Herrschaft der Patrizier 321
1. Die nächsten Folgen der Revolution 321
2. Der Ständekampf 325
3. Auswärtige Kriege 336
Die Blütezeit der römischen Republik 343
A. Einigung Italiens 343
1. Latiner- und Samniterkriege 343
2. Der Krieg mit Tarent 352
3. Die italische Eidgenossenschaft 356
B. Die Begründung der Weltherrschaft 358
1. Die Kämpfe im Westen 358
2. Die Kämpfe im Osten 378
C. Zustände im Innern 384
D. Die Zeit der Umwälzungen 392
1. Die Gracchen 392
2. Marius und Sulla 398
3. Pompejus und Cäsar 410
4. Antonius und Octavian 435
5. Das Schrifttum im Jahrhundert der Staatsumwälzungen 441

Druckfehlerberichtigung.

Seite 58 unter der Münzabbildung lies Jüdische statt phönizische.
„ 92 unter dem Bilde lies Mnemon statt Memnon.
„ 113, 11. Zeile lies Jonische statt Fronische.
„ 151, 10. „ von unten lies Thesmotheken statt Tesmothen.
„ 169 vertausche die zwei Münzen.
„ 191 Rückseite der Münze steht Kopf; lies „als Richtersold" statt „für den Theaterbesuch".
„ 261, 25. Zeile von oben lies Hesperien statt Hespanien.
„ 279, 4. „ „ „ „ Hermeias „ Hereimas.
„ 305, 16. „ „ „ „ Salier „ Saliner.

Babylonien und Assyrien.



Darstellung auf dem sogenannten „Schwarzen Obelisk" Salmanassars II. um etwa 850 v. Chr. aus dem Palast von Nimrud: Dem König wird Tribut dargebracht.

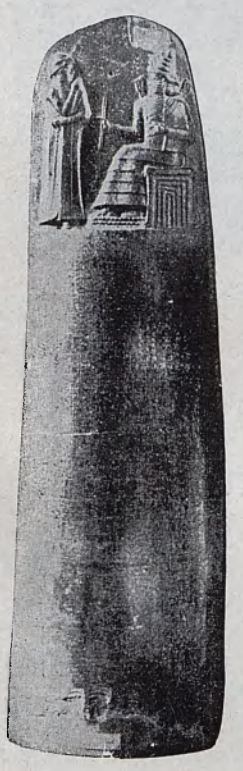
Babylonien und Assyrien.

A. Geschichtliche Begebenheiten bis zum Jahre 539.

Die schon so oft erörterte Frage nach dem ältesten Staate läßt sich zwar trotz der großen Erweiterung unseres geschichtlichen Wissens noch immer nicht mit aller Bestimmtheit beantworten; doch gewinnt auf Grund der neuern Forschungen die Vermutung an Wahrscheinlichkeit, daß die ersten politischen Organisationen am Unterlauf der Paradiesesströme Euphrat und Tigris erwachsen sind. Der erste der genannten Flüsse entsteht aus zwei Quellbächen, die beide im nördlichen Armenien entspringen. Nach ihrer Vereinigung durchbricht der Euphrat das Taurusgebirge und nähert sich bis auf 160 km dem Mittelmeer, wird aber dann durch entgegentretende Felsmassen gezwungen, sich nach Südosten zu wenden. Unterhalb des alten Thapsakus empfängt er auf der linken Seite den Chaboras, bei dessen Einmündung die Ebene beginnt. Seine Breite beträgt hier über 300 m, seine Tiefe 6 m. Nachdem er um ein Drittel breiter geworden ist, verengt er sich infolge der starken Verdunstung und bei dem Mangel an Zuflüssen allmählich bis auf 200 m. Als Verkehrsader kommt er verhältnismäßig wenig in Betracht, da Stromschnellen im Norden, Sandbänke im Süden die Schiffahrt hindern. Nach einem Laufe, welcher den des Rheines um zwei Drittel an Länge übertrifft, vereinigt sich der Euphrat jetzt bei Kurna mit dem Tigris, und beider Wasser ergießt sich unter dem Namen Schat-el-Arab in den Persischen Meerbusen, während die Flüsse im Altertum weiter nördlich in getrennten Mündungen die See erreichten. Der Tigris, dessen Quellen im südlichen Armenien bei Diarbekir zusammenrinnen, läuft im großen und ganzen den Randgebirgen von Iran parallel, nähert sich bei Bagdad bis auf wenige Meilen dem Euphrat, mit diesem das Land inmitten der Ströme, „Mesopotamien", umschließend, entfernt sich dann aber wieder, um ihn erst bei dem erwähnten Kurna einzuholen. Im März beginnen beide Flüsse zu steigen, doch tritt bei dem Tigris trotz seiner viel größeren Wasserfülle nur auf dem letzten Fünftel seines Laufes Überschwemmung ein, die bis Anfang Juni dauert. Der Euphrat dagegen überflutet schon beim Beginne der Ebene seine Ufer und verwandelt das ganze Land in einen See. Erst im Herbst verläuft sich das Wasser; aber zahllose Moräste und

rohrbewachsene Sümpfe bleiben zurück. Daher ist Babylonien heute fast unbewohnt; nur wenige zeltende Araber fristen hier kümmerlich ihr Leben.

In dieses unwirtliche Gebiet wanderte nicht lange nach der großen Flut ein hamitisches Volk, vielleicht den Mongolen verwandt. Wir pflegen es Sumerier oder Akkadier zu nennen nach den beiden Landschaften Sumer und Akkad, von welchen die eine den nördlichen, die andere den südlichen Teil Babyloniens bezeichnete. Den verheerenden Überschwemmungen stand der einzelne ohnmächtig gegenüber. Sollte der Schaden, den die ungeregelten Wassermassen anrichteten, in Segen verwandelt, die Sümpfe trocken gelegt und die den Euphrat im Westen anfeindende Wüste zurückgedrängt werden, so bedurfte es gemeinsamer Arbeit unter einheitlicher Leitung. So zwang die Natur des Landes die Einwanderer zur Staatenbildung. Die tropische Hitze und die gute Bewässerung erzeugten in dem fetten, durch die Ablagerungen der Flüsse gebildeten Marschboden eine Fruchtbarkeit, die wohl von keinem Lande übertroffen wurde. Weizen, Roggen, Gerste und Hirse lieferten hundertfältigen Ertrag, Dattelpalme und Rebe gewährten fast ohne menschliche Arbeit überreiche Ernte. Da der Besitz nur weniger Morgen genügendes Auskommen sicherte, entwickelten sich die Siedlungen bald zu Städten; der Wohlstand erleichterte die Arbeitsteilung, es entstanden Handwerk und Handel. Jede Stadt bildete den religiösen und politischen Mittelpunkt eines kleinen Reiches. Als die bedeutendsten erscheinen Erech, Eridu, Agade, Lagasch, Nippur, Isin und Babylon. Zuweilen gelang es dem Fürsten eines solchen Staates, sich die Nachbarstädte dienstbar zu machen, worauf deren bisherige Herrscher als Vasallen des siegreichen Königs unter dem Namen Patesi (= Priester) weiter regierten.



Dioritblock ($2^1/_4$ Meter hoch), die Gesetze Hammurabis enthaltend. Oben das auf unserem Tafelbild (siehe dort) wiedergegebene Relief.

Gegen Ende des 5. Jahrtausends vor Christi Geburt begannen in das von den Sumeriern bewohnte Land Semiten einzudringen. Ihre Heimat ist Arabien, woher sie in verschiedenen Epochen die ihre Halbinsel umgebenden Kulturgebiete überfluteten. Wir nennen die älteste Schicht der semitischen Wanderer mit Rücksicht auf das von ihnen besetzte Land Babylonier. Durch ununterbrochenen Zuzug von Stammesgenossen wurden sie das herrschende Element und sogen die ursprüngliche Bevölkerung völlig auf. Denkmäler semitischer Fürsten begegnen uns vom Jahre 4000 an. Wenn wir ihren Worten Glauben schenken dürfen, so beherrschten sie ganz Babylonien und geboten vom Persischen Golf bis zum Mittelmeer, weshalb sie sich stolz den Titel „König der vier Weltgegenden" beilegten. Einer der bekanntesten ist der sagenumwobene Sargon. Die folgende Periode war eine Zeit des Niederganges. Babylonien zerfiel wieder wie ehedem in mehrere Teilreiche und die politische Ohnmacht des Landes wurde von den östlich wohnenden Elamiten ausgenutzt. Die einheimischen Fürsten wurden zur Botmäßigkeit gezwungen und mußten an den bis nach Palästina gerichteten Kriegszügen der Eroberer teilnehmen. Nur im nördlichen Teile Babyloniens erhielt sich ein selbständiger Staat, an dessen Spitze ein aus Arabien eingewandertes Geschlecht stand. Diesem Herrscherhause gehörte Abrahams Zeitgenosse Hammurabi an. Ihm gelang es um 2100, das ganze Land von dem Joche der Knechtschaft zu befreien und unter seinem Zepter zu vereinigen. Das von ihm geschaffene Werk erwies sich so fest, daß es auch nach dem Erlöschen seiner Dynastie Jahrhunderte in seiner Eigenart unerschüttert blieb. Bei den spätern Invasionen handelt es sich nur um Thronwechsel, an den Grundlagen des babylonischen Reiches wird nicht gerüttelt. Ja, der Staat Hammurabis wird in ganz Vorderasien tonangebend, und seine Sprache beherrscht den diplomatischen Verkehr aller



Relief von der Hammurabi-Stele.
(Der Gott Šamaš gibt dem König Hammurabi den Gesetzkodex.)

Kulturvölker. Hierzu trug das Gesetzbuch des Königs wesentlich bei. Es ist der älteste uns erhaltene Rechtskodex. Ein Exemplar, vielleicht gar die Urschrift, ist vor wenigen Jahren von französischen Forschern aus den Trümmern von Elams Hauptstadt Susa ausgegraben worden, wohin es wohl als wertvollstes Beutestück eines Raubzuges gekommen war. Eine $2^1/_4$ m hohe Steinsäule enthält auf der Vorderseite 16 Kolumnen von durchschnittlich 70 Zeilen, sowie ein Bild, das den König darstellt, wie er anbetend vor dem Sonnengotte steht. Auf der Rückseite befinden sich 28 Kolumnen zu annähernd 100 Zeilen. Nach einer Hammurabis Kriegs- und Friedenstaten behandelnden Einleitung folgt die erste geschriebene Urkunde menschlicher Rechtsentwicklung. In 282 Paragraphen wird das gesamte Straf- und Privatrecht geregelt, Bestimmungen über Zauberei, Eigentumsvergehen, Beleidigungen, Körperverletzungen, Erbschaft, Kauf und Verkauf sowie über sonstige Verträge aller Art getroffen. Der Inhalt ist zum Teil altes Gemeingut des semitischen Volkes, weshalb sich in manchen Punkten Übereinstimmungen mit dem mosaischen Gesetz ergeben, zum Teil das eigenste Werk Hammurabis, und mit berechtigtem Stolze ruft der König aus: „Meine Worte sind wohl überlegt, meine Weisheit hat nicht ihresgleichen". Er fühlt sich von den Göttern berufen, als guter Hirt und Vater die Untertanen, vor allem die Schwachen, Witwen und Waisen zu schützen, damit sie in Frieden leben. Mit einem schrecklichen Fluche gegen jeden späteren König, der nicht nach Hammurabis Gesetz weise und gerecht regiert, schließt das ehrwürdige Denkmal.

Hand in Hand mit der politischen Einigung ging die religiöse. Derselbe König, der den babylonischen Einheits- und Rechtsstaat gegründet, wurde auch der Schöpfer der Reichsreligion. So erkennen wir in ihm die markanteste Persönlichkeit in der ganzen assyro-babylonischen Geschichte. Herrschergeschlechter kommen und gehen, der Staat Hammurabis bleibt im wesentlichen derselbe. Bei der Stetigkeit der politischen Verhältnisse erfreut sich das Land Jahrhunderte aller Segnungen des Friedens, nehmen Handel und Verkehr zu und schreitet die Gesittung unaufhaltsam vorwärts, alle in ihren Bannkreis ziehend, die mit ihr in Berührung kommen. Nur einmal wurde vorübergehend die tiefe Ruhe durch die kriegerischen Hethiter gestört, die von Kleinasien aus sich südostwärts ausbreiteten, gelegentlich in Babylonien eindrangen und das Palladium der Hauptstadt, die Bilder des Gottes Marduk und seiner Gemahlin, raubten. Aber bald waren die Spuren des Einfalles verwischt, und die zurückerstatteten Götter übernahmen wieder den Schutz ihres Landes.



Steinbild des Königs Gudea. Etwa 3000 v. Chr. Gefunden in Tello. Der König sitzt auf einem Sessel; auf seinem Schoße den Plan einer Festung. Nach de Sarcey (Paris, Louvre).

In diese Zeit fällt die Bildung des assyrischen Reiches, das sich zu beiden Seiten des oberen Tigris erstreckt. Es war schon in der sumerischen Periode von Babylonien aus besiedelt worden. Assur, die alte Hauptstadt, gab ihm den Namen. Daneben waren Kalach, Arbela und besonders Ninive, wo schon im vierten Jahrtausend Gudea, der berühmteste babylonische Patesi, der Liebesgöttin einen Tempel erbaut hatte, wichtige Orte. Priesterfürsten, welche die Oberhoheit des Mutterlandes anerkannten, führten die Regierung. Um 1600 werden zuerst assyrische Könige erwähnt, was auf die Selbständigkeit des Staates schließen läßt. Hundert Jahre später erkannte Babylonien seine Kolonie als gleichberechtigtes Reich an, ein Freundschaftsbündnis wurde geschlossen, und der König von Babylon heiratete eine assyrische Prinzessin. Als der thronberechtigte Sohn, der aus dieser Ehe hervorging, durch eine Militärrevolution gestürzt wurde, griff Assyrien in die Verhältnisse des Nachbarlandes ein und dehnte durch eine Reihe glücklicher Kriege seine Grenzen auf Kosten Babyloniens aus. Vorübergehend behauptete dieses seine alte Machtstellung, was ihm besonders infolge der zwischen den Assyriern und Hethitern geführten Kämpfe ermöglicht wurde. Ein hethitischer Fürst erstürmte sogar Ninive

und sandte das dort erbeutete Bild der Göttin Venus dem König von Ägypten zum Geschenk. Aber nach einiger Zeit wurden die Assyrier der gefährlichen Feinde Herr, und nur in Karchemisch hielt sich ein kleiner hethitischer Staat. Auch die im Osten und Nordosten wohnenden Bergvölker beugten sich vor Assyriens Macht, und so besaß dieses Reich schon eine ansehnliche Ausdehnung, als 1118 Tiglatpilesar I. den Thron bestieg. Bis zum Schwarzen Meere, dem Wan-See, dem Antitaurus und dem Mittelmeer erstreckten sich seine Kriegszüge. An den Quellen des Tigris sowie bei Beirut in Phönizien ließ er sein Bild und eine Inschrift einhauen. Schonungslos brannte er die Städte seiner Feinde nieder, aber großmütig und milde verzieh er Völkern und Königen, die seine Gnade anflehten. Für seine Untertanen sorgte er wie ein guter Landesvater. Die Tempel wurden von ihm aufs prächtigste geschmückt, Kanäle gegraben und Getreidehäuser erbaut. Von seinen fünf ersten Regierungsjahren gibt uns eine über 800 Zeilen umfassende Inschrift, die zu Assur gefunden ist, genaue Kunde. Nach einer segensreichen Herrschaft starb Tiglatpilesar I. im Jahre 1093.

Seinen Nachfolgern gebrach es an der Tatkraft des kühnen Eroberers, was um so schlimmer war, als gerade die damalige Zeit entschlossene und umsichtige Männer erheischte. Denn in immer größeren Massen strömten Aramäer aus Arabien nach Norden. Schon hatten sie Syrien überschwemmt und drohten jetzt das assyrische Reich zu vernichten. Doch gegen Ende des ersten Jahrtausends erfolgte ein mächtiger Aufschwung des gefährdeten Staates, der unter Assurnaßirpal (886—860) eine ungeahnte Höhe erreichte. Das westliche Mesopotamien wurde in eine assyrische Provinz verwandelt, der größere Teil Syriens zur Lehnspflicht gezwungen, das Hethiterland unterworfen, Phönizien zur Tributzahlung genötigt. Am Meeresgestade, wo die Bilder Ramses' II. von Ägypten und Tiglatpilesars I. auf ihn niederschauten, hängte Assurnaßirpal seine Waffen auf und brachte den Göttern Opfer dar. Um die Widerstandskraft der Feinde, die in ihrer nationalen Eigenart wurzelte, zu brechen, verpflanzte er Scharen der Unterworfenen in assyrisches Gebiet und siedelte Assyrier in den eroberten Ländern an. Sein Standbild trägt die stolze Inschrift: „Eroberer von jenseits des Tigris bis zum Libanon und dem großen Meere; diese Länder alle vom Aufgang der Sonne bis zu ihrem Niedergang hat er seinen Füßen



Trankopfer des Königs Assurnaßirpal.
Flachbild aus Nimrud im Britischen Museum zu London.



Getriebene Bronzetafel von den Toren in Balawat.

Jetzt im britischen Museum, London.

Der Künstler hat ein Opfer dargestellt, das der König Salmanassar II. an den Ufern des Sees Van in Armenien, darbringt. Die Figur des Königs selbst ist nicht sichtbar. Man bemerkt jedoch die Opfergeräte, welche bei der Zeremonie gedient haben, z. B. in der oberen Reihe rechts einen Kandelaber, einen dreifüßigen Altar ꝛc. Dann eine Stele mit dem Bildnis des Königs, wie sie in den eroberten Ländern errichtet wurden. Links davon sieht man Soldaten, die Teile der Opfertiere in den See werfen, in dem ein Fisch, eine Schildkröte und ein Vierfüßler danach schnappen. Auf der unteren Reihe ist die assyrische Armee im Marsch dargestellt. Links ist eine Befestigung, vielleicht ein Brückenkopf. Es folgen dann nach rechts zwei Bogenschützen und ein Streitwagen, dessen Pferde von einem Fußgänger am Zaum gehalten werden.

(Nach Perrot & Chipiez, Histoire de l'art dans l'Antiquité.)

unterworfen." Doch ist des Königs Wirken nicht ausschließlich kriegerischer Art. In seinen Residenzen Ninive und Kalach entwickelte er eine rege Bautätigkeit. Hier wurde das Heiligtum der Venus aufs herrlichste geschmückt, dort schuf er einen großartigen, noch heute in seinen Trümmern bewunderten Palast. In diesen Städten legte er auch Tierparke an, unsern zoologischen Gärten vergleichbar, in denen er zu seinem Ruhme und zur Freude seiner Untertanen Elefanten, Nilpferde, Löwen, Luchse, Panther, Wildochsen, Gazellen, Antilopen, Affen und Strauße hegte. An dem nach Kalach geführten Kanal wurden Fruchtbäume aller Art, Palmen, Feigen, Maulbeeren, Oliven und Reben angepflanzt.



Schwarzer Obelisk (aus Basalt) des Salmanassar II. auf dem u. a. die Tributgaben Jehus von Israel dargestellt sind. (London, Britisches Museum.)

Unter seinem Nachfolger Salmanassar II. (859—825), dessen Ruhm die Inschriften auf dem schwarzen Obelisken und auf den Toren von Balawat verkünden, nahmen die Eroberungen ihren Fortgang. Babylonien, mit dem die Assyrier die letzten Jahrhunderte in Frieden und Freundschaft gelebt hatten, mußte die Oberhoheit des Nachbarreichs anerkennen, ein Teil Mediens wurde unterjocht, fast ganz Syrien bezwungen. Vergebens schlossen sich die in ihrer Selbständigkeit bedrohten Kleinstaaten vom südwestlichen Armenien an bis nach Arabien zur gemeinsamen Abwehr des kriegsgewaltigen Gegners zusammen. Benhadad, der Fürst von Damaskus, übernahm die Führung der Verbündeten, die ein Heer von 60 000 Kriegern und 4000 Streitwagen aufboten. Bei Karkar am Orontes traten sie dem König Salmanassar entgegen. Aber mit unwiderstehlicher Wucht warfen die kampfgeübten Truppen des assyrischen Herrschers die Feinde nieder. 25 000 Syrer bedeckten die Walstatt, der Rest ergoß sich in wilde Flucht. Doch der Sieger konnte, durch gefährliche Bewegungen im Osten abberufen, nicht an die Ausnutzung seines Waffenerfolges denken. Erst als Benhadad, der die Seele des Widerstandes gewesen, durch Meuchelmord gefallen war, gelang die Unterwerfung Syriens. Nach einer schweren Niederlage und nach greulicher Verwüstung seiner Feldmark beugte sich Damaskus unter das assyrische Joch, und die phönizischen Städte sowie der König Jehu von Israel beeilten sich, durch Tributzahlung das Schlimmste von sich abzuwenden. Auch in Armenien und Cilicien faßten die Assyrier unter Salmanassar festen Fuß. 27 Jahre leitete der König selbst die kriegerischen Unternehmungen, bis das Alter ihn zwang, den Oberbefehl einem seiner Generale zu übertragen. Doch kaum hatte Salmanassar das Schwert aus der Hand gelegt, da zettelte der Kronprinz einen Aufstand an. Der Vater erlebte die Unterdrückung der Empörung nicht mehr. Erst geraume Zeit nach seinem Tode wurde der Aufruhr von seinem zweiten Sohne gedämpft. Dieser wurde auch sein Nachfolger. Sein Streben galt der Wiederherstellung und Vergrößerung des während des Bürgerkrieges ins Wanken geratenen Reiches. Aber nur nach der medischen Seite gelang es, die Grenzen zu erweitern — in Ekbatana baute des Königs Mutter oder Gemahlin Semiramis eine Wasserleitung. In Armenien ließ sich nicht einmal die alte Machtstellung behaupten. Man mußte das früher eroberte Gebiet räumen, worauf Armenien sofort zum Angriff überging, einen Teil Syriens in seine Gewalt brachte und die Hethiter und Aramäer zum Abfall von Assyrien veranlaßte. Als nun gar schwache Könige den Thron Salmanassars bestiegen, verheerende Seuchen das Land heimsuchten, ein Vasall nach dem andern die Unabhängigkeit errang, kam es zu einem Aufstande, der den Sturz der regierenden Dynastie herbeiführte. 745 bemächtigte sich der Babylonier Phul der Herrschaft, der sich als assyrischer König Tiglatpileser III. nannte.



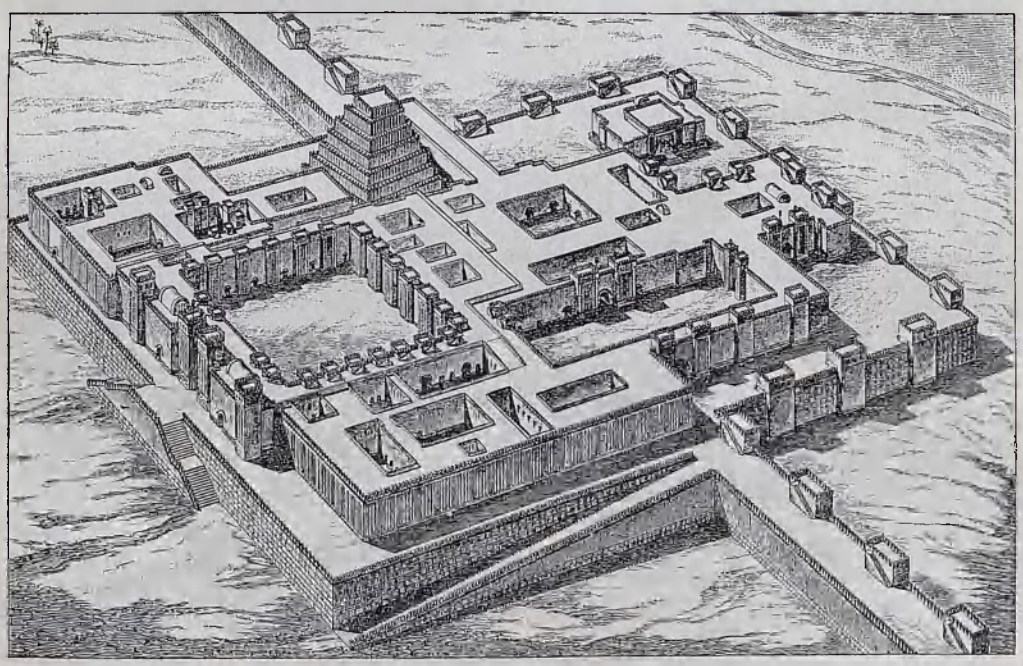
Marmortafel aus der Zeit Tiglatpilesars III. (um 745).
Vieh und sonstige Beute wird aus einer eroberten Stadt weggeschafft.
Im Palast zu Nimrud gefunden; jetzt im Britischen Museum, London.

Unter seiner von ununterbrochenen Kriegen angefüllten Regierung wird Assyrien ein Weltreich. Sein geschultes Heer wird der Schrecken aller Völker. „Kein Müder und Schlaffer, so ruft der Prophet, ist unter ihm; es schläft und schlummert nicht. Keinem löst sich der Gürtel der Lenden, keinem reißt der Riemen des Schuhes. Seine Pfeile sind scharf, und alle seine Bogen gespannt. Die Hufe seiner Rosse sind wie Kiesel und die Räder seiner Kriegswagen wie der Sturmwind. Sein Gebrüll ist wie das des Löwen." Alle unter seinen Vorgängern gemachten Erwerbungen, die man während der letzten Wirren eingebüßt hatte, wurden zurückgewonnen, Armenien gedemütigt, Damaskus dem Reiche einverleibt, Phönizien, Israel und Juda zur Huldigung gezwungen. Die Fürsten Arabiens sandten dem Großherrn Geschenke, und schon zitterte Ägypten, da riefen die Verhältnisse Babyloniens den König vom Westen zurück. Der arabische Stamm der Chaldäer, der sich im südlichen Babylonien festgesetzt hatte, riß damals die Herrschaft über dieses Land an sich. Aber nach drei Jahren erschien Tiglatpilesar III., faßte am babylonischen Neujahrsfeste die Hände Marduks, des Schutzgottes von Babylon, und setzte sich selbst auf den Thron Hammurabis, worauf er sich als babylonischer König mit seinem früheren Namen Phul nannte. Nachdem er noch durch ostwärts gerichtete Feldzüge einen großen Teil des Hochlandes von Iran bezwungen hatte, gehorchte außer Ägypten der ganze Orient seinem Machtgebote. Um die Herrschaft dauernd zu sichern, bedeckte er das Land mit assyrischen Kolonien und Festungen und schleppte die Einwohnerschaft ganzer Städte in die Verbannung. Vielfach ersetzte er die bisherigen Vasallenfürsten durch Statthalter, und wo er einheimische Dynasten duldete, wechselten sie auf seinen bloßen Wink.

Als sich 727 die Kunde von dem Tode des gefürchteten Kriegshelden verbreitete, schürte Ägypten, um die ihm selbst drohende Gefahr abzuwenden, in Syrien zum Aufstande. Doch nur wenige ließen sich betören. Zu diesen gehörte der König Oseas von Israel. Aber die erhoffte Hilfe blieb aus, und der kleine Staat büßte sein tollkühnes Unterfangen mit Vernichtung. Oseas starb kurz vor der Einnahme seiner Hauptstadt, die sich aufs hartnäckigste verteidigte und erst von Tiglatpilesars zweitem Nachfolger Sargon 722 erobert werden konnte. Ein großer Teil der Bewohner wurde am Euphrat und in Medien angesiedelt und fremde Kolonisten nach Samaria verpflanzt. Durch die assyrische Gefangenschaft wurde bei der freien Bewegung, die man den einzelnen ließ, der erste Grund für die weite Verbreitung des Judentums gelegt.

Ob Sargon mit dem angestammten Königshause verwandt war oder mit Gewalt das Zepter an sich gerissen hat, läßt sich nicht entscheiden. Für das letztere sprechen die vielen

Unruhen, die bei dem Thronwechsel das Reich erschütterten. Es gärte überall. Noch in demselben Jahre, in dem Sargon die Zügel der Regierung ergriff, erhob sich Babylon. Diese Bewegung benutzte der im Mündungsgebiet von Euphrat und Tigris herrschende Chaldäer Merodach Baladan und setzte sich die Krone Babyloniens auf. Um sich zu behaupten, schloß er ein Bündnis mit den Elamiten und trotzte ein Jahrzehnt den Waffen des Großherrn, der wegen gleichzeitiger Aufstände der syrischen Kleinstaaten sein Heer teilen mußte. Der Aufruhr im Westen konnte erst im zwölften Jahre erstickt werden. Den Fürstentümern Hamath und Karchemisch wurde ein Ende gemacht, die Philister unterjocht, die Ägypter, welche die Schilderhebung Syriens veranlaßt hatten, zurückgeschlagen. Nachdem Sargon darauf Kappadocien erobert und bis tief ins südliche Arabien hinein die Beduinenstämme in Lehnspflicht genommen hatte, konnte er auch die babylonische Frage lösen. Der Usurpator mußte, aus Babylon und seinem eignen Lande vertrieben, bei den Elamiten Schutz suchen, die allein von allen Feinden unbesiegt blieben. Durch Milde und Gerechtigkeit gegen jedermann, Freigebigkeit und Gunstbezeugungen gegen die Priester gewann Sargon in Babylonien aller Herzen. Der Gedanke an die ruhmreiche Vergangenheit des uralten Staates, dem Assyrien Dasein und Kultur verdankte, hat auf diese versöhnende Politik wohl mitbestimmend gewirkt; aber sie sagte seinem hochherzigen Sinne auch am besten zu. Das Wesen keines assyrischen Herrschers mutet uns so an wie das Sargons, der mehr ein Vertreter des sozialen Königtums als des orientalischen Despotismus ist. In seiner Sorge um das Wohl des Volkes ging er energisch gegen den Kornwucher vor, und um die Lebenshaltung der niedern Klassen zu verbilligen, setzte er für alle Waren genaue Preise fest. Sein Rechtsgefühl lernen wir am besten aus seinem Verhalten bei der Gründung von Dur-Sargon (= Sargonsburg) kennen. Um das zur Anlage seiner neuen Residenz — bei dem heutigen Khorsabad — notwendige Gelände zu bekommen, mußte er eine Menge Besitzer enteignen. Über die geleisteten Entschädigungen lehrt uns seine Inschrift: „Entsprechend dem Namen, den ich trage (Sargon heißt „der König hat geordnet"), mit welchem Recht und Gerechtigkeit zu wahren, die Machtlosen



Die Sargonsburg bei dem heutigen Khorsabad.
Rekonstruktion. Nach Perrot.

zu regieren, die Schwachen nicht zu schädigen die großen Götter mich berufen haben, erstattete ich den Preis für die Ländereien jener Stadt im Einklang mit den Tafeln der Wertbestimmung in Silber und Kupfer ihren Eigentümern, und um kein Unrecht zu verüben, gab ich denen, die bares Geld für ihren Acker nicht begehrten, Feld gegen Feld, wo immer sie wollten."

Trotz dieser Vorzüge, deren Ruf sich bis zu den Griechen verbreitete, fiel er 705 in seinem eignen Palaste von der Hand eines Meuchlers, wobei seine Söhne die Hand im Spiele hatten.

Es folgte ihm Senacherib, bei dessen Regierungsantritt sich die Ereignisse vom Jahre 722 wiederholten. In Babylonien schwang sich mit elamitischer Hilfe Merodach Baladan auf den Thron, im Westen erhoben sich die Juden, die von den Gesandten des Chaldäerfürsten um so leichter gewonnen wurden, als auch Syriens alter Widersacher Ägypten seine Unterstützung anbot. Aber ein schreckliches Strafgericht erging über das abtrünnige Juda. Nachdem Senacherib in der Schlacht bei Elteke „den zerbrechlichen Schilfrohrstab Ägyptens" geschlagen hatte, rückte er in Juda ein und schleppte aus 46 eroberten Städten 200 000 Menschen als Kriegsgefangene fort. Dann belagerte er Jerusalem. Eben hatte sich die Stadt den Abzug des assyrischen Heeres erkauft, da „kam der Engel des Herrn und erschlug in seinem Lager 185 000 Mann." Eine pestartige Seuche, die sich die damalige Welt nur durch ein unmittelbares Eingreifen des Himmels erklären konnte, raffte den Kern der assyrischen Truppen dahin. Infolge dieses Verlustes trat Senacherib, auf weitere Unternehmungen verzichtend, eiligst den Rückzug an. Trotzdem war den syrischen Staaten vorläufig die Lust vergangen, den Großherrn zu reizen, und so konnte



Marmortafel, ein Wildgehege darstellend, davor der König Senacherib in seinem Wagen mit Gefolge. (Kujundjik) um 705 v. Chr.

sich Senacherib wieder gegen Merodach Baladan wenden, der in der Zwischenzeit von neuem die Herrschaft über Babylonien gewonnen hatte. Bei dem Erscheinen des assyrischen Heeres floh der Chaldäer, wie gewöhnlich, zu seinen elamitischen Bundesgenossen. Als dann Senacherib mit einer eigens zu diesem Zwecke erbauten Flotte den verhaßten Feind von der Seeseite angriff, sah er sich zu seinem Schrecken von Elamiten und Chaldäern im Rücken bedroht. Schon hatten sie Babylon besetzt, den dort residierenden Sohn des Königs gefangen genommen und mit Zustimmung der aufgewiegelten Bevölkerung einen Chaldäer auf den Thron erhoben. Auf die Kunde hiervon eilte Senacherib nach Norden, brachte den vereinigten Gegnern eine vernichtende Niederlage bei und erstürmte bald darauf Babylon. Die Stadt, um derentwillen Assyrien so viele Kämpfe hatte bestehen müssen, wurde dem Erdboden gleichgemacht, die Bewohner ohne Unterschied des Alters und Geschlechts niedergemetzelt. Jetzt durfte Senacherib die Ruhe des Reiches für gesichert halten und konnte sich den Werken des Friedens widmen. Städte wurden gegründet, Tempel und Paläste erbaut und durch eine große Leitung 18 Ortschaften mit gutem Trinkwasser versorgt. Da stießen den König, als er ahnungslos im Tempel opferte, seine älteren Söhne nieder (681). Es fehlte in Assyrien, wie überhaupt in den antiken Staaten Asiens, an einem festen Thronfolgegesetz. Ob der älteste oder der während der Regierung des Vaters zuerst geborene Sohn der Kronerbe sein sollte, hing lediglich von dem Ermessen des Königs ab. Stammten die beiden in Frage kommenden Prinzen zudem noch von verschiedenen Müttern, so spielten Frauenränke eine wichtige Rolle. Die greuelvollen Bürgerkriege, die so oft die gedeihliche Entwicklung der morgenländischen Reiche gehemmt haben, sind durchweg auf derartige Streitigkeiten innerhalb der Herrscherfamilien zurückzuführen. So war es auch im vorliegenden Falle. Senacherib hatte seinen nachgeborenen Sohn Assarhaddon zum Nachfolger bestimmt. Dies drückte den ältern Söhnen, die sich benachteiligt glaubten, den Mordstahl in die Hand. Assarhaddon, der gerade mit einer Heeresabteilung fern im Norden stand, kehrte auf die Nachricht von dem Tode des Vaters in Eilmärschen nach Ninive zurück und errang über die weit stärkere Truppenmacht seiner Brüder einen so glänzenden Sieg, daß er ihn nur der Gnade der Götter zu verdanken meinte. „Der Schrecken der großen Götter überwältigte sie. Als sie den Ansturm meines Hauptheeres erblickten, flohen sie zurück. Istar, die Herrin von Kampf und Schlacht, die mein Priestertum liebt, stand mir zur Seite, brach die Bogen der Feinde und sprengte ihre geordnete Kampfreihe. In ihrer Mitte erscholl der Ruf: Dies ist unser König." Mit diesen Worten beschreibt Assarhaddon, wie er zum Throne gelangte. Gleich im ersten Jahre seiner Regierung begann der Wiederaufbau von Babylon, und nach kurzer Zeit erhoben sich die Tempel und Paläste schöner als zuvor. Hierdurch sicherte sich Assarhaddon die Anhänglichkeit der Babylonier, und alle Versuche der Nachkommen Merodach Baladans, das Land zum Abfall vom Großherrn zu bringen, blieben erfolglos, wenn es auch anderseits den Assyriern nicht möglich



Denkmal des Assyrerkönigs Assarhaddon, ausgegraben in Sendschirli.

wurde, Chaldäa ihrem Reiche als festen Besitz einzuverleiben. Eben war im Osten die Macht Assarhaddons gefestigt, da bildete sich in Syrien eine Koalition der wenigen hier noch bestehenden Vasallenstaaten. Nur das Königreich Juda war klug genug, sich von einem so aussichtslosen Unternehmen fernzuhalten. Sofort erschien ein starkes assyrisches Heer im Westen. Sidon, dessen König der Anstifter des Aufstandes war, wurde von Grund aus zerstört und in der Nähe eine neue Stadt als Sitz eines Statthalters mit assyrischer Bevölkerung gegründet. Einem Teile der Sidonier gelang es, sich nach Tyrus zu retten, das, auf zwei Felseninseln gelegen, bisher allen Belagerungen getrotzt hatte. Aber des Trinkwassers und der Zufuhr beraubt, baten die Bewohner demütig um Frieden. Zu derselben Zeit rückte Assarhaddon selbst mit der Hauptmacht gegen Ägypten. Solange dieses unbezwungen war, erneuerten die Westsemiten bei jedem Thronwechsel den Versuch, das assyrische Joch abzuschütteln. Nicht aus Ländergier, sondern nur zur Sicherung des Friedens hielt Assarhaddon ein energisches Vorgehen gegen den Pharao Taharka für geboten. Bei seiner Heerfahrt ließ er sich im Heiligtum des Mondgottes zu Harran eine zweite Krone aufsetzen, in der sichern Hoffnung, die Herrschaft über Ägypten zu gewinnen. 670 eroberte er Memphis, besetzte Theben und drang bis tief in den Süden vor, worauf er sich König von Ägypten und Äthiopien nannte. Der Sieger dachte nicht daran, durch Verpflanzung von Eingeborenen und Ansiedlung zuverlässiger Asiaten die neue Provinz Assyrien zu assimilieren, verzichtete sogar darauf, einen seiner Getreuen als Statthalter einzusetzen, sondern übertrug die Verwaltung des Landes 20 im Nildelta ansässigen Dynasten, an deren Spitze Necho stand. Die wiederholten Bemühungen des entthronten Königs, von Äthiopien aus das Land zurückzugewinnen, waren ergebnislos. Assarhaddon ließ, nachdem er im Triumphe nach Ninive heimgekehrt war, seinen Sohn Assurbanipal feierlich zum König von Assyrien krönen, während er für Babylon einen anderen Sohn als Beherrscher bestimmte. Dann lebte er ganz der Muße und schmückte seine Residenz mit einem herrlichen Palaste, zu dem zwölf Könige des Westlandes und zehn Stadtfürsten von Cypern die Baumaterialien liefern mußten. Nach kurzer Krankheit starb er 668.

Assurbanipal (Sardanapal) hatte eine vortreffliche Erziehung genossen. Er verstand nicht nur alle ritterlichen Künste, wie Bogenschießen, Reiten und Wagenlenken, sondern war auch in den Wissenschaften gut unterrichtet. „Ich, Assurbanipal", so spricht er von sich, „empfing die Weisheit des Gottes Nebo; die Gesamtheit der geschriebenen Tafeln, aller Künstler Kenntnisse umfaßte ich." Hieraus erklärt sich auch sein hohes geistiges Interesse. In dem von ihm erweiterten Südwestpalast zu Ninive legte er eine aus tausenden Täfelchen bestehende Bibliothek an, die alle Schätze der babylonisch-assyrischen Literatur enthielt. Neben Epen, Hymnen, Zauberformeln, Annalen finden sich hier astronomische Werke, Wörterbücher, Grammatiken. So wird uns, nachdem die Bibliothek um die Mitte des vorigen Jahrhunderts durch den Engländer Layard entdeckt worden ist, in das ganze Geistesleben des alten Kulturvolkes von der ersten Zeit an bis zu den Tagen des Königs, der die Erzeugnisse aller Dichter und Gelehrten mit unermüdlichem Eifer sammelte, reiche Einsicht gewährt.

Bei seinem regen Sinn für Kunst und Wissenschaft überließ der König die Führung der Kriege seinen Generalen. Zunächst mußten sich die Assyrier gegen Ägypten wenden. Der König von Äthiopien war in das Land eingefallen und mit offenen Armen empfangen worden. Aber das Heer Assurbanipals besetzte Memphis und Theben und kehrte mit reicher Beute beladen heim. Als ein zweiter Eroberungsversuch der Äthiopier gescheitert war, wurde Nechos Sohn Psammetich als Statthalter eingesetzt. Gefährlicher war der Kampf gegen die Elamiten und Chaldäer. Diesen unversöhnlichen Feinden des Reiches gelang es, nicht nur Ägypten und Lydien, sondern selbst das von Assurbanipals Bruder regierte Babylonien in ihr Interesse zu ziehen. Den Ägyptern glückte es, sich der Fremdherrschaft zu entledigen. Das ferne Lydien dagegen mußte die Lehnshoheit Assyriens anerkennen, dessen Machtgebiet dadurch mittelbar bis an das Ägäische Meer reichte. Schlimmer erging es den zunächst wohnenden Feinden. Elam wurde in eine Wüste verwandelt, und sämtliche Verwandte Merodach Baladans verfielen dem Beile des Henkers. Der König von Babylon,

der allen Grund hatte die Rache des erzürnten Bruders zu fürchten, nahm sich selbst das Leben. Das Strafgericht, welches Assurbanipal über die Aufrührer verhängte, war so entsetzlich, daß Ninive seitdem die Stadt der Bluttaten genannt wurde. Gegen Ende der Regierung Assurbanipals wurde Assyrien von skythischen Horden überschwemmt, die sich wie ein reißender Gießbach über die westasiatischen Kulturländer ergossen und, nachdem sie 28 Jahre aufs schrecklichste gehaust hatten, in Kleinasien verschwanden. Diese Skythen können als die letzte, wenn auch stärkste Welle einer Völkerflut angesehen werden, die schon im achten Jahrhundert in Armenien eindrang und, durch Assarhaddon westwärts gelenkt, das phrygische Reich des aus der Sage bekannten Midas vernichtete. Damals hatten sich die vielen kleinen Gaue, in die das nordwestliche Iran zerfiel, zur Abwehr der Barbaren zusammengeschlossen und den medischen Staat gegründet. Der erste König war Dejokes. Solange das assyrische Reich ungeschwächt da-



Sterbender Löwe.
Flachbild aus der Zeit Assurbanipals in Kujundschik (London, Britisches Museum).

stand, blieben die Meder in dem bisherigen Abhängigkeitsverhältnis. Als aber der über Vorderasien hinfegende Sturm der Skythen nach Assurbanipals Tod (625) das Gefüge der ninivitischen Großmacht völlig auseinander sprengte, hielten sie die Zeit für gekommen, die Selbständigkeit zu erringen. Sie verbanden sich zu diesem Zwecke mit dem Chaldäer Nabopalassar, dem Vasallenfürsten von Babylonien, und rückten gegen die Hauptstadt des Großreiches. Der tatenlose Sarakus, der letzte assyrische König, vermochte den Angriff nicht abzuschlagen und stürzte sich mit seinen Angehörigen in die Flammen. Ninive wurde 607 von den Verbündeten unter Kyaxares und Nabopalassar erobert und so gründlich zerstört, daß man bald nicht einmal mehr wußte, wo die einstige Residenz der Welt gestanden hatte. Xenophon zog mit der Nachhut der Zehntausend an dem Trümmerfelde vorüber, ohne auch nur eine Ahnung von der hohen geschichtlichen Bedeutung des Ortes zu haben. Er nennt die verödete Festung Mespila und hält sie für eine medische Gründung, die der Perserkönig nach langwieriger Belagerung eingenommen habe. Ktesias, Xenophons Zeitgenosse und Leibarzt des Perserkönigs, verlegt in seiner angeblich aus den Staatsarchiven geschöpften Geschichte Persiens Ninive gar an den Euphrat, und der im nördlichen Syrien geborene Lukian sagt ausdrücklich, daß die Stätte des alten Königssitzes völlig unbekannt sei. So waren die Worte des Propheten in Erfüllung gegangen: „Der Herr vertilgt Assur und macht die schöne Stadt Ninive zur Einöde, zum wegelosen Lande und einer Wüste

gleich." Dasselbe Schicksal gänzlicher Zerstörung teilten mit Ninive die früheren Residenzen Assur und Kalach, und der ganze Staat verschwand aus der Geschichte. Damit hörte auch die Verehrung des nationalen Schutzgottes Assur auf, was auf den ersten Blick um so befremdender ist, als sich sonst die Götter der unterlegenen Völker ein, wenn auch noch so bescheidenes Plätzchen im Pantheon der Sieger zu sichern wissen. Man erkennt hieraus den lang verhaltenen Groll der Verbündeten. Das Symbol Assurs, eine geflügelte Scheibe mit einem darauf stehenden pfeilschießenden Krieger, hatte die Heere Ninives von Sieg zu Sieg geführt. Bei jeder Niederlage waren die Geschlagenen an die Überlegenheit dieses Gottes erinnert worden. Man konnte nicht verlangen, daß sie dem fernerhin opferten, der so oft seinen Fuß auf ihren Nacken gesetzt hatte.



Kopf eines assyrischen Offiziers.
Flachbild aus Khorsabad (Paris, Louvre).

Mehr als 2000 Jahre waren die Sitze der kriegsgewaltigen Herrscher von der Nacht der Vergessenheit bedeckt, bis sie in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts aus ihrem Todesschlafe erweckt wurden und ihr verfallenes Gemäuer den Ruhm einer längst vergangenen Zeit verkündete. Der größere Teil des vernichteten Reiches fiel dem neuerstandenen Babylonien zu, doch mußte das westliche Syrien erst mit dem Schwerte gewonnen werden. Es war nämlich Necho II. von Ägypten kurz vor dem Falle Ninives in Palästina eingedrungen und hatte durch den Sieg bei Megiddo am Fuße des Karmel, wo der jüdische König Josias seine Treue gegen Assyrien mit dem Tode bezahlte, das ganze Land bis Hamath am Orontes erobert. Aber schon nach drei Jahren sandte Nabopalassar seinen Sohn Nebukadnezar gegen den Pharao. Bei Karchemisch maßen sich die feindlichen Heere. Necho wurde so entscheidend aufs Haupt geschlagen, daß er, ohne das Kriegsglück noch einmal zu versuchen, nach Ägypten zurückwich und auf ferneres Eingreifen in die Verhältnisse Asiens verzichtete. Unmittelbar nach der Schlacht bei Karchemisch erscholl die Kunde von dem Tode Nabopalassars, der schon seit dem Jahre 626 den Königstitel geführt hatte, aber erst durch die Vernichtung des assyrischen Reiches zur Selbständigkeit gelangt war. Sein Sohn eilte sofort, die Ausnutzung des Sieges seinen Feldherren überlassend, nach Babylon, wo er aus der Hand der Großen die Krone empfing. Unter seiner Regierung entschied sich das Geschick Judas. Als der König Joakim in der Hoffnung auf den Beistand Nechos II. dem Großherrn den Tribut verweigerte, rückten die Babylonier gegen Jerusalem. Noch vor ihrer Ankunft starb der treulose Vasall. Sein Sohn und Nachfolger flehte die Gnade Nebukadnezars an, wurde aber mit den meisten Vornehmen sowie allen Kriegern, Schmieden und Bauleuten in die Verbannung geschleppt. Den Thron Davids bestieg, von den Babyloniern erhoben, Mattanja, der den Namen Zedekias annahm. Dieser fiel schon nach 8 Jahren trotz der Warnungen des Propheten Jeremias von dem Lehnsherrn ab. Ein gleichzeitiger Aufstand von Tyrus sowie das Versprechen des ägyptischen Königs Apries (Hophra), die Erhebung zu unterstützen, schienen das Gelingen des Freiheitskampfes zu verbürgen. Jeremias wurde von der wütenden Menge ergriffen und als Feind des Vaterlandes ins Gefängnis geworfen. Doch man hatte die Macht und Entschlossenheit der Babylonier unterschätzt. In Eilmärschen rückten diese gegen die Hauptstadt Judas. Die sofortige Eroberung wurde zwar durch die rechtzeitige Hilfe Pharaos vereitelt. Sobald aber die Ägypter heimgekehrt waren, erschienen die Babylonier wieder im Felde, stärker gerüstet als zuvor. 588 wurde Jerusalem erstürmt und dem Erdboden gleichgemacht, unter den unglücklichen

Bewohnern wütete das Schwert der rohen Sieger, bis kaum 1000 übrig waren, die man nebst vielen Juden anderer Ortschaften nach Babylonien in die Verbannung schleppte. Das traurigste Geschick traf den König Zedekias. Kaum hatte er mit eignen Augen gesehen, wie der „hehre", „erhabene" Nebukadnezar seine Kinder abschlachten ließ, als er selbst geblendet und in Ketten nach Babylon gebracht wurde. Was Jerusalem an Kostbarkeiten barg, besonders die heiligen Tempelgeräte, wanderte in den Palast des Großherrn. Nach der Züchtigung Judas wandten sich die Babylonier gegen Tyrus. Obgleich dieses durch Assarhaddon schwer getroffen war und sein ganzes Gebiet außer der Inselstadt verloren hatte, konnte es bei seinen reichen Mitteln und seiner geschützten Lage 13 Jahre dem feindlichen Belagerungsheere trotzen, und erst als jede Aussicht auf Hilfe geschwunden war, erkannte es unter günstigen Bedingungen die Oberherrschaft Nebukadnezars an. Es blieb in der innern Verwaltung selbständig und brauchte nur wie vorher Tribut zu zahlen.

Jetzt gedachte der Sieger mit Ägypten abzurechnen. Als er in das Delta marschierte, floh Apries, der wohl wußte, welches Geschick ihn ereilte, wenn er den Babyloniern in die Hände fiele. Amasis, den er mit der Führung des Krieges betraute, bemächtigte sich um so leichter der Krone, als die bisherige Dynastie durch Bevorzugung der Fremden die einheimischen Truppen erbittert hatte. Da er auf die syrische Politik verzichtete und die Lehnshoheit Babyloniens anerkannte, schloß Nebukadnezar mit ihm Frieden und überließ ihm sogar Cypern.

Über die sonstigen Kriege, welche die junge Großmacht zu führen hatte, fließen die Quellen so spärlich, daß wir uns kein deutliches Bild von dem Verlauf der Ereignisse entwerfen können; nur läßt sich die wieder steigende Bedeutung Elams erkennen.

Zwischen Babylonien und Medien herrschte ungetrübter Friede, und das freundschaftliche Verhältnis der beiden Staaten wurde noch dadurch gefördert, daß Nebukadnezar eine Tochter des Mederkönigs ehelichte. Als sein Schwiegervater in einen Krieg mit dem bei dem Zerfalle Assyriens wieder unabhängig gewordenen Lydien verwickelt wurde, trat er neben dem Fürsten von Cilicien als Friedensvermittler auf und bestimmte den Halys als Grenze.

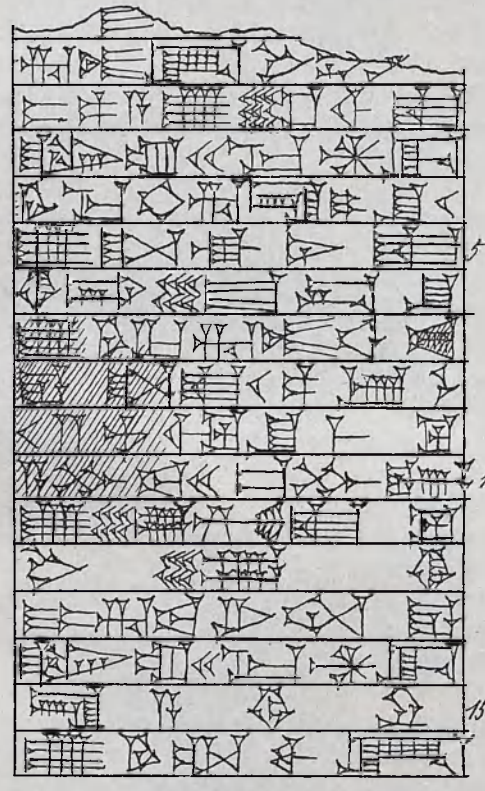


Der Gott Marduk.
In Babylon gefunden.

Wichtiger als die Waffenerfolge ist die Bautätigkeit Nebukadnezars. Unter seiner Regierung erreichte Babylon seine höchste Blüte. Doch ist die Vorstellung, welche man früher von der Ausdehnung dieser Stadt hatte, als irrig zurückzuweisen; denn trotz der Erweiterung, die die Residenz unter Nebukadnezar erfuhr, erstreckte sich, wie wir jetzt dank der deutschen Forschung bestimmt wissen, das Gebiet der Metropole nur über rund zwölf Quadratkilometer. Unter den Bauwerken, die damals errichtet oder vollendet wurden, verdient zunächst der Marduktempel, Esagila genannt, erwähnt zu werden. Den Wiederaufbau dieses lange vor Hammurabi angelegten, von Senacherib zerstörten Heiligtums hatte schon Assarhaddon begonnen. Hier thronten der Hauptgott Babylons und seine Gemahlin, und den Sitz des himmlischen Schutzherrn der Reichshauptstadt in herrlichstem Glanze erstrahlen zu lassen, betrachtete Nebukadnezar als eine seiner wichtigsten Aufgaben, weshalb er sich am liebsten „Ausschmücker von Esagila" nannte. In der Nähe des Marduktempels erhob sich auf sechs massiven Stufen von ungleicher Höhe eine demselben Gotte geweihte Kapelle. Für seine medische Gemahlin, die sich nach den Bergen ihrer Heimat sehnte, legte der König die hangenden Gärten an, die in mehreren Terrassen fast bis zu 80 m anstiegen. Auf der obersten Stufe lag ein Palast, in welchem das

Herrscherpaar den Sommer verlebte. Während des übrigen Teiles des Jahres residierte es in dem von Nebukadnezar erbauten Schlosse. Seine Trümmer bedecken ungefähr 140 Morgen und erinnern durch ihren heutigen Namen Kasr (=Schloß) noch an die alte Königsburg.

Zur Förderung des Verkehrs wurden die Ufer des Euphrats durch eine Brücke verbunden, und durch Hebung der Schiffahrt entwickelte sich die von zahlreichen Kanälen durchschnittene Stadt zum Zentrum des vorderasiatischen Handels. Gegen feindliche Überfälle war sie mit gewaltigen Bollwerken bewehrt. Die Festungsmauern erreichten eine solche Höhe und Stärke, daß der König sie mit Waldgebirgen vergleicht. Bei aller Sorge um die Hauptstadt vernachlässigte Nebukadnezar keineswegs die übrigen Städte, wenn sich auch seine Bautätigkeit hier, seiner Frömmigkeit entsprechend, vorzugsweise auf die Tempel erstreckte.



Keilinschrift der Stele Nabonids, des letzten Königs von Babylon, gefunden bei Hilleh (Babylon), enthaltend die erste inschriftliche Nachricht über den Fall Ninives.
Nach Mitteilung der Vorderasiatischen Gesellschaft 96, I.

562 starb Nebukadnezar. Ihm folgten in schnellem Wechsel noch vier Könige, von denen aber keiner das Reich auf der Höhe zu erhalten vermochte. Der Grund lag in dem erbitterten Kampfe zweier Parteien, einer weltlichen und einer kirchlichen. Den Streit wußten die Chaldäer geschickt zu benutzen. Indem sie sich als Beschützer der ersteren aufwarfen, gelang es ihnen, einem Fürsten aus ihrem Volke, der gar keinen Rechtsanspruch auf die Königswürde hatte, die Krone zu verschaffen. Dieser, Nabonid mit Namen, gab sich zwar redliche Mühe, die kirchliche Partei zu gewinnen. Aber die Priesterschaft des Marduk blieb unversöhnlich. Dieser im Innern tobende Kampf lähmte jede Tätigkeit und trübte den Blick für die Vorgänge in den andern Staaten. Nicht Nabonid, sondern Amasis von Ägypten erkannte zuerst die von Osten heranziehende Wetterwolke, und der Pharao war es auch, der zwischen Ägypten, Babylonien und Lydien ein Schutz- und Trutzbündnis zustande brachte. Aber hierdurch wurde die Katastrophe höchstens um einige Jahre hinausgeschoben. Alle unzufriedenen Elemente wandten ihre Blicke sehnsuchtsvoll auf Cyrus, den König der Perser, der in wenigen Jahren aus einem kleinen Lehnsfürsten der mächtigste Gebieter Asiens geworden war. Im Juli 539 besiegte sein Kronfeldherr Gobryas die Truppen Nabonids, die sich unter der Führung des Thronfolgers Belsazar nach der uneinnehmbaren Hauptstadt warfen. In dem Wahne, vor aller Gefahr sicher zu sein, gab man sich hier den Genüssen eines üppigen Mahles hin, bei dem Belsazar durch seine freche Verhöhnung des Allerhöchsten die Rache des Himmels auf sich herabbeschwor. Verrat öffnete den Persern die Tore, und den frevelnden Lästerer traf der Dolch eines Meuchlers. Im Herbst desselben Jahres hielt Cyrus unter dem hellen Jubel der Bewohner seinen feierlichen Einzug in Babylon. Das Jahr 539 bezeichnet einen der wichtigsten Wendepunkte in der Weltgeschichte. Bis dahin waren die Semiten das herrschende Volk gewesen; jetzt übernahmen die Arier die Führung, um sie nie wieder abzugeben. Doch vollzog sich der Umschwung, den die Einnahme Babylons durch die Perser einleitete, nur allmählich. Die vieltausendjährige Kultur, die an den Ufern des Euphrat

und Tigris erwachsen war, hielt sich in ihrer Heimat bis tief in die römische Zeit hinein, und das Aramäische, damals die allgemeine Umgangssprache in Syrien und Mesopotamien, wurde unter der persischen Herrschaft amtlich sogar in Kleinasien und Ägypten gebraucht. Aber dadurch, daß ein fremdes Volk die Geschicke der Welt leitete, wurde die geistige Entwicklung von selbst in andere Bahnen gelenkt und gelangte zu um so größerer Selbständigkeit, je mehr sich der Schwerpunkt der Macht verschob. Vieles jedoch, was zuerst in Akkad und Sumer erdacht und gelehrt worden ist, hat sich bis in unsere Zeit erhalten, und seitdem durch den edlen Wetteifer aller zivilisierten Staaten das graueste Altertum seine Auferstehung zu feiern beginnt, erkennen wir immer deutlicher, was wir jenem längst verschollenen Volke zu verdanken haben.

B. Kultur.

Wie überall, so wurzelte auch bei den Babyloniern die ganze Gesittung in der Religion. Sie bildete die Grundlage der staatlichen und gesellschaftlichen Ordnung, beherrschte das Leben des einzelnen wie der Gesamtheit; von ihr befruchtet und veredelt entwickelte sich das Handwerk zur Kunst, sie erzeugte die Wissenschaften, und die Hauptkultstätten blieben immer die Brennpunkte der literarischen Tätigkeit.

Wie die Babylonier aus einer Vermischung der hamitischen Sumerier und der aus Arabien eingewanderten Semiten zu einem einheitlichen Volke erwuchsen, so entstand auch ihr Glaube aus der Verschmelzung der beiderseitigen religiösen Vorstellungen. Die Sumerier waren Polytheisten. An der Spitze ihres Pantheons standen Anu (Himmel) und Ea (Wassertiefe), die allgemein als höchste Wesen anerkannt wurden. Außerdem gab es Lokalgottheiten, indem jede Stadt einen besondern himmlischen Schirmherrn verehrte. Verbanden sich mehrere Orte zu einer Gemeinde, so brachte man ihre Beschützer in verwandtschaftliche Beziehungen, etwa in der Art, daß man den einen zum Vater des andern stempelte. Die Semiten glaubten nur an einen

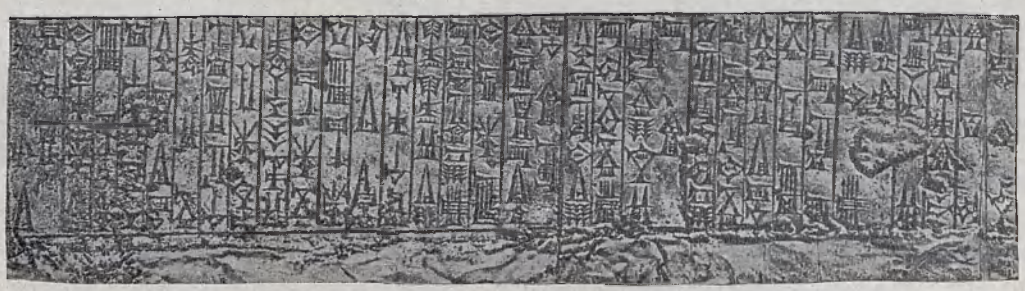


Der König auf der Löwenjagd.
Flachbild aus Nimrud. London, Britisches Museum. Nach einer Photographie von Mansell.

Gott, der bald Bel (Herr), bald El (Gott) genannt wurde. Im Euphratlande seßhaft geworden, nahmen sie die Religion der Sumerier an, hielten aber an der Verehrung Bels fest. Dadurch erzwang sich dieser Gleichberechtigung mit Anu und Ea, sodaß es von jetzt an drei höchste Götter gab. Daneben geht, gleichfalls von den Sumeriern übernommen, ein finsterer Dämonenglaube. Bereits aus dem Anfange des vierten Jahrtausends liegen uns Zaubertexte vor, die viel-

leicht den ältesten Bestandteil des babylonischen Rituals bilden. Die Geister hausen am liebsten auf Friedhöfen, in Wüsten und Einöden, nehmen gern die Gestalt von Schlangen, Skorpionen, Eseln und Vögeln an und erschrecken in dieser Vermummung auf einsamen Wegen den Wanderer, dringen, meist zu je sieben, des Nachts in die Wohnungen ein und schlagen Mensch und Vieh mit Krankheiten und Plagen aller Art. Besonders erregen sie Pest und Wahnsinn und bewirken die Verfinsterungen des Mondes, worin der Aberwitz jener Zeit den Vorboten eines schlimmen Verhängnisses erblickte. Einige Menschen, meist Frauen, haben Gewalt über die Gespenster und können durch bösen Blick oder böses Wort dem Nächsten schaden. Gegen diese Hexen wie gegen die Spukgestalten schützt man sich durch Beschwörungsformeln, Amulette, geheimnisvolle Tränke und allerlei sympathische Mittel. Helfen diese nicht, so wendet man sich an die Priester, die durch kräftige Sprüche den Zauber bannen. Da, wie bemerkt, die magischen Gebete die ältesten erhaltenen Schriftdenkmäler sind, so ist es wahrscheinlich, daß der Wunsch, der Nachwelt die wirksamsten Sprüche möglichst rein zu erhalten, den ersten Anstoß zur Erfindung der Schrift gegeben hat.

Als durch Hammurabi der babylonische Einheitsstaat geschaffen war, entstand zuerst ein theologisches System, in welchem jedem Gotte eine bestimmte Stelle zugewiesen wurde. Dadurch wurden diejenigen Gottheiten, die vorher nur lokale Bedeutung gehabt hatten, zu nationalen



Eine Spalte der Keilinschriften auf dem Dioritblock, enthaltend die Gesetze Hammurabis. (Nach Schleich.)

Göttern und traten zu der alten Trias in ein Verwandtschaftsverhältnis. Die Gesamtzahl der Himmelsbewohner beläuft sich auf annähernd 80. Die wichtigsten sind Sin, Samas, Adad, Nergal, Marduk, Nebo, Nindar, Istar, wobei die höchsten, Anu, Bel, Ea nicht weiter berücksichtigt sind. Sin ist der Gott des Mondes und regelt als solcher das Kalenderwesen. Wer sich gegen ihn verfehlt, wird mit Aussatz geschlagen und darf als Unreiner nicht die Stadt betreten. Samas verkörpert das wohltätige Wirken der Sonne; er spendet Licht und Leben, gewährt den Kranken Heilung und beschützt das Gericht. Adad ist der Gewittergott, der sich unter Blitz und Donner offenbart und von den Menschen bald gefürchtet, bald mit Dankgebeten begrüßt wird, je nachdem er verheerend oder belebend wirkt. Nergal, eine Erscheinungsform der Sonne, bezeichnet die alles verzehrende Glut. Er schickt Tod, Krieg und Seuchen und eignet sich aus diesem Grunde trefflich zum Beherrscher der Unterwelt. Nebo, der Prophet, Verkünder, erteilt die Orakelsprüche und vermittelt den spätern Geschlechtern die Schätze des Wissens. Als Symbol trägt er einen Stab, der ihm in gleicher Weise als Zepter wie auch als Schreibgriffel dient. Nindar, früh mit andern Göttern verwechselt, verleiht den Feldern Gedeihen. Istar wird in der durch Hammurabi geschaffenen Reichsreligion die höchste Göttin, ja sie verdrängt allmählich alle andern. Es hat zwar jeder Gott als weibliche Ergänzung eine Gemahlin, wie Anu die Antum, Bel die Belit. Aber diese verdanken ihre Verehrung ausschließlich ihrem himmlischen Gatten. Für sich allein führen sie ein schattenhaftes Dasein, und ihr Wesen verflüchtigt sich immer mehr. Im Grunde stellen sie alle das Prinzip der Liebe und Fruchtbarkeit dar. Ihre Namen werden auch in der Folgezeit angewandt, aber nur als Titel der jungfräulichen Istar.

Da diese auch als Lenkerin der Schlachten gefeiert wurde, stand ihr Kultus besonders bei den kriegerischen Assyriern in Blüte. Marduk, der Beschützer Babylons, gilt von nun an als Schirmherr des ganzen Reiches und wird das Haupt des gesamten Pantheons. Man setzt ihn dem Bel gleich und läßt Anu und Ea ihre Würde an ihn abtreten. So erzählt uns die babylonische Schöpfungssage, die in der jetzt vorliegenden Fassung um 2000 vor Christi Geburt niedergeschrieben ist. Das als weiblicher Drache gedachte Urmeer Tiamat schuf im Anbeginn der Zeiten zwei Götterpaare, von denen die übrigen Götter abstammten. Gegen diese erhob sich Tiamat, und nachdem sie eine schreckliche Höllenbrut geboren hatte, ging sie zum Angriff vor. Angst und Zittern befiel die Bedrohten, und niemand getraute sich dem Drachen entgegenzutreten. Da erbot sich der jugendliche Marduk den Kampf zu bestehen, worauf Anu und Ea ihm freudig ihre Macht und Hoheit überließen. Nach einem glänzenden Siege zerlegte er die Tiamat in zwei Teile und bildete aus der einen Hälfte die Erde, aus der andern den Himmel. Hieran schloß sich das weitere Schöpfungswerk, das mit der Erschaffung des Menschen gekrönt wurde. Unwillkürlich denken wir bei diesem Mythus einerseits an die Stelle der Offenbarung des heiligen Johannes, in der uns berichtet wird, wie der Erzengel Michael den sich gegen Gott auflehnenden Drachen und seinen Anhang in die Hölle schleuderte, anderseits an die heilige im ersten Kapitel der Genesis niedergelegte Tradition über das Sechstagewerk. Die trotz aller Verschiedenheiten erkennbaren Übereinstimmungen der biblischen und der heidnischen Darstellung erklären sich am ungezwungensten bei der Annahme, daß die Babylonier einen Bruchteil der ältesten Überlieferung bewahrt haben.



Geflügelte Gottheit.
Flachbild aus Nimrud (Berlin, Museum).
Nach einer Photographie von Mertens.

Denselben Rang wie Marduk im Südreiche behauptete Assur im nördlichen Nachbarstaate.

Alle Götter stehen in engster Beziehung zu den Gestirnen, Samas zur Sonne, Sin zum Monde, Nergal zum Mars, Nebo zum Merkur, Marduk zum Jupiter, Istar zur Venus, Nindar zum Saturn 2c. In den Himmelskörpern offenbaren sie sich, aus den Bewegungen, gegenseitigen Stellungen und Verfinsterungen der Planeten erkannte man den Willen der Götter. Daher war schon aus religiösen Gründen eine genaue und stete Beobachtung des Firmaments geboten. Man trieb also nicht aus rein wissenschaftlichem Interesse Astronomie, sondern die Sternkunde war nur Mittel zum Zweck. Es galt, aus den Sternen zu lesen, was man tun müsse, um das Leben in Einklang mit den Anforderungen der Götter zu bringen. Die Himmelskörper zu erforschen und aus den gewonnenen Kenntnissen die Nutzanwendungen zu ziehen, war eine der Haupttätigkeiten der Priester. Daher befanden sich auch die Sternwarten auf den Tempeln oder auf stufenförmigen Pyramiden, die innerhalb der Tempelbezirke errichtet waren. Die einzelnen Stockwerke der Stufentürme zeigten die Farben der Planeten: weiß, schwarz, purpurn, blau, rot, silber- und goldfarbig.

Auf der Sternkunde beruht die Zeitrechnung. Die Einteilung des Jahres, Monats und Tages, das Bestreben, durch Schaltung die Umlaufszeiten der Sonne und des Mondes auszu-

gleichen, die Benennung der Monate und Tage, alles dies geht im letzten Grunde auf die Babylonier zurück. Die heidnischen Bezeichnungen unserer Wochentage passen in die christliche Zeit schlecht hinein. Es ist daher an sich zu billigen, daß die Kirche im Mittelalter gegen diese Wörter Front gemacht hat. Aber sie hatte mit ihren Bemühungen nur in Portugal Erfolg. Wir benennen noch heute fünf Tage nach den Planetengottheiten, und in manchen Gegenden haben sich auch die heidnischen Namen für Mittwoch und Sonnabend erhalten.

In innigstem Zusammenhange mit der Astronomie stehen endlich Mathematik und Metrologie. Die Zahlen sind nämlich den Bahnen der Gestirne „abgelauscht". Zur Zeit der Tag- und Nachtgleiche gebraucht die Sonne zwei Minuten, um ihren eigenen Durchmesser am Himmel zurückzulegen, zweimal zwölf Stunden, um scheinbar die Erde zu umkreisen, und in zwölf Monaten vollzieht sich ihr Jahresumlauf. Aus dem Vorherrschen der Zwölfzahl ergibt sich das Duodezimalsystem, das von den Babyloniern zu den Griechen und Römern wanderte, in der Zeitrechnung sowie in der Kreis- und Winkelmessung noch heute obwaltet und vor wenigen Jahrzehnten auch unsren Maßen und Gewichten zugrunde lag.

Diese unmittelbar aus der Religion erwachsenen und zu einer Einheit verbundenen Wissenschaften, von den Priestern oder Magiern in zahlreichen Schulen eifrig gepflegt, hatte der Gott Nebo die Menschen gelehrt. Er galt auch als Erfinder eines eigenartigen Schriftsystems, das schon in der sumerischen Zeit ausgebildet war. Die einzelnen Zeichen, welche ursprünglich Bilder waren und bei fortschreitender Entwicklung keilförmige Gestalt erhielten, dienten zunächst zur Bezeichnung von Dingen und Tätigkeiten, sodaß beispielsweise das Bild eines Fußes „Fuß" und „gehen" bedeutet, hatten sodann aber auch den Wert von Silben. Die einwandernden Semiten übernahmen diese Keilschrift, ließen aber von den mehr als 500 Zeichen 200 als entbehrlich fallen. Von den Babyloniern gelangte die Schreibkunst zu den Persern, die sich mit stark 30 Zeichen begnügten, welchen sie den Wert von Lauten gaben. Vielleicht geht auch das Alphabet, dessen sich die modernen Kulturvölker bedienen, auf die sumerische Keilschrift zurück; doch ist diese Frage noch nicht gelöst. Man schrieb nicht auf Pergament oder Papier, sondern ritzte die Zeichen mit einem feinen Griffel in weichen, zu Täfelchen geschnittenen Ton, den man nachher in Feuer härtete. Diesem Umstande verdanken wir es, daß wir Nachrichten aller Art in unübersehbarer Menge besitzen, obwohl man Jahrhunderte lang die wichtigsten Fundstätten der Schriftdenkmäler, die Paläste, als Steinbrüche ausbeutete. Beide Seiten der Tontafeln wurden benutzt; bei zusammenhängenden



Bogenschützen in Streitwagen, darunter eine Darstellung aus dem Feldlager
Flachbild aus Ninive (Paris, Louvre).

Texten wiederholte man die letzte Zeile des nächst vorhergehenden Täfelchens auf dem folgenden, und die erste Zeile der ersten Tafel vertrat die Überschrift. Nur bei den Zaubertexten haben wir Überschriften in unserm Sinne, z. B. „Kopfschmerz", „Sieben Dämonen".

Die Schätze der Literatur wurden zu allen Zeiten gesammelt und katalogisiert. Soll doch schon Sargon I. eine Bibliothek angelegt haben. Sehen wir von den technischen Werken ab, so nehmen die Schriften historischen Inhalts, sowie die Hymnen und Epen unser Hauptinteresse in Anspruch. Die Geschichtswerke, Annalen und Chroniken, geben zum Teil in nüchterner, ja trockner Sprache mit überraschend genauer Datierung die wichtigsten politischen Vorgänge an, zum Teil lesen sie sich wie Heldengedichte. Unter den Hymnen zeichnen sich einige durch schwungvolle Sprache und tief empfundene Frömmigkeit aus. Zu den Perlen babylonischer Lyrik gehört der Lobgesang an die Sonne, dessen Anfang also lautet:



Siegel des Königs Sargon I.

„O Herr, der Finsternis Erleuchter, der du der Nacht Antlitz durchdringst,
Barmherziger Gott, der den Gebeugten aufrichtet, den Schwachen schützt,
In dein Licht schauen die großen Götter,
Die Geister der Erde, sie alle blicken auf zu deinem Antlitz.
Die Sprache des Lobpreises, wie Ein Wort lenkst du sie,
Ihre Häupter geschart suchen des Sonnengottes Licht.
Wie ein Bräutigam läßt du dich nieder, freudig und wohlgemut.
Du bist der Lichtträger der fernen Himmelsräume,
Der weiten Erde Banner bist du.
O Gott, es blicken zu dir auf und freuen sich die weithin wohnenden Menschen."

Von den Epen ist das über die Erschaffung der Welt bereits besprochen. Vielleicht noch wichtiger ist das Gilgamesch-Epos. Es behandelt die wunderbaren Erlebnisse des babylonischen Nationalhelden Gilgamesch, der nach mannigfachen Abenteuern und ruhmvollen Kämpfen sich mit der Göttin Ištar verfeindet, von dieser mit schwerer Krankheit geschlagen wird, schließlich aber im Lande der Seligen Genesung findet. Anklänge an die Herkules-Sage sind unverkennbar. In den mit der Zauberpracht des orientalischen Märchens ausgestatteten Mythus ist die babylonische Überlieferung von der Sintflut eingeflochten. Die Erinnerung an dieses erschütternde Ereignis hat sich in dem Euphrat- und Tigrisgebiete besonders lebendig erhalten und schon im dritten Jahrtausend vor Christi Geburt zu einer schriftlichen Fixierung Anlaß gegeben, die sich mit dem biblischen Bericht vielfach berührt. Als die Götter ihr Herz trieb, eine Flut anzurichten, befahl Ea dem babylonischen Noa, das Haus zu verlassen und sich ein großes Schiff zu machen. „Rette du, was leben soll, und bringe auf das Schiff den Samen des Lebendigen von jeder Art. Das Schiff, das du bauen sollst, 300 Ellen sei das Maß seiner Länge, 60 Ellen das Maß seiner Breite und seiner Höhe." Nachdem die Arche fertig ist, bringt der Freund Eas hinein alle seine Knechte und Mägde, des Feldes Vieh, des Gefildes Tiere, der Familie Glieder allesamt. Dann bricht eine gewaltige Flut herein, bis zum Himmel steigen die Wasser, und zum Abgrund wird die Erde. Alles Leben ist vertilgt, und selbst die Götter erzittern. Am siebenten Tage legt sich der Sturm, und die Flut läßt nach. Da entsendet man von der Arche zuerst eine Taube, dann eine Schwalbe; aber beide kehren zurück, weil sie keinen Ruheplatz finden. Als aber ein Rabe, den man fliegen läßt, nicht heimkommt, gehen alle aus dem Schiffe und bringen auf dem Gipfel

des Berges ein Opfer dar. Bel ist ärgerlich, daß nicht das ganze Menschengeschlecht ausgerottet ist, doch von Ea besänftigt, segnet er die Geretteten und versetzt sie an der Ströme Mündung, wo sie den Göttern gleich sind.

In einem Lande, in dem das politische und soziale Leben so von religiösen Ideen durchdrungen war, bildeten die Priester naturgemäß den angesehensten Stand. Sie waren nicht nur die Hirten ihrer Gemeinde, die durch Opfer und Gebet der Götter Huld erflehten, sie waren auch Astrologen, Mathematiker, Schriftgelehrte, Ärzte und Notare. An ihrer Spitze stand der König, der sich oft nur Patesi (Priester) nannte und seine Würde als Geschenk der Himmlischen ansah, deren irdischer Statthalter er sei. Um sich der Gnade der Götter wert zu zeigen, wetteifern die Herrscher in der Bereicherung und Ausschmückung der Tempel. Sonst merkt man wenig von dem heilsamen Einfluß, den das Gefühl der Abhängigkeit und Verantwortlichkeit auszuüben geeignet ist. Die Religion ist zu äußerlich und stellt zu wenig sittliche Forderungen an die Menschen. Man empfindet das Unglück nicht als Prüfung oder Strafe, wird also durch dasselbe auch nicht geläutert und gestählt. Ein böser Dämon hat es verhängt, wogegen nur Zaubermittel helfen. Die Furcht vor der Ewigkeit, die heute angesichts des Todes selbst den schlimmsten Sünder erschüttert und die begangenen Frevel wieder gutzumachen drängt, muß bei den Babyloniern völlig ausgeschaltet werden. Man glaubt zwar an ein Jenseits. Aber nur wer als Held für das Vaterland gefallen ist, ruht auf weichem Polster und trinkt reines Wasser. Alle übrigen, Gerechte und Ungerechte, gelangen unterschiedslos

„An das Haus, dessen Betreter dem Licht entrückt ist,
Den Ort, da Staub ihre Nahrung, ihre Speise Erde,
Da Licht sie nicht schauen, in Finsternis wohnen,
Da sie gekleidet sind wie Vögel in ein Flügelgewand,
Über Tor und Riegel Staub gebreitet ist."

Ein löwenköpfiges Ungeheuer, das Schlangen in seinen Händen hält und Bestien an seinen Brüsten säugt, führt an diesem finstern Ort des Grauens die Herrschaft.

Am unheilvollsten wirkte der schamlose Kultus der Istar. Während die Griechen und Römer selbst in den Zeiten größter Entartung die Tugend der Reinheit zu schätzen wußten, waren die babylonischen Frauen nach dem Zeugnisse Herodots zur Unzucht geradezu verpflichtet. In jedem Tempel befanden sich „heilige Dirnen", zum Teil von den eigenen Eltern geschenkt. Gilgamesch wirft der unvermählten Göttin ihre Liebschaften vor und schilt sie, daß sie Mensch und Tier zum Opfer von Leidenschaft und Wollust mache. Daher wird die „Pforte Gottes" (Babêl) in der Heiligen Schrift als Pflanzstätte der Unzucht bezeichnet, und ihr Name ist in dieser Bedeutung für immer typisch geworden.

Indem Istar auch Kriegsgöttin ist, stachelt sie ihre Verehrer zu den scheußlichsten Grausamkeiten gegen die besiegten Feinde an. Man hatte gar kein Bewußtsein, daß man durch unmenschliche Härte Unrecht begehe, sondern pries die rohesten Racheakte als gottwohlgefällige Handlungen. Der ob „seiner Frömmigkeit" gefeierte Assurbanipal „rühmt sich", in die Backe eines gefangenen arabischen Königs mit dem Fleischmesser ein Loch gemacht, durch seine Kiefer einen Strick gezogen, ihm ein Hundehalsband umgelegt und ihn in einen Käfig gesteckt zu haben. Einem besiegten Fürsten hängte er den Kopf des erschlagenen Königs von Elam um den Hals, legte den Unglücklichen darauf auf ein Schindebrett und schlachtete ihn wie ein Schaf. Den feindlichen Heerführern zur Feier des Sieges die Haut abzuziehen, war eine allgemein übliche Sitte der assyrischen Großkönige. Infolge dieses Mangels an Gerechtigkeitsgefühl gelang es auch dem herrschenden Volke nicht, die Unterworfenen mit ihrem Lose zu versöhnen und durch die Vorteile, welche die Zugehörigkeit zu einem großen, geordneten Staatswesen zu bieten pflegt, den Verlust der nationalen Selbständigkeit verschmerzen zu lassen.

Unter den bildenden Künsten nimmt den ersten Platz die Architektur ein, in deren Dienst Erzguß, Skulptur und Malerei stehen. Die wichtigsten Gebäude sind die Tempel und Paläste. Als Baumaterial wurden der Natur des Landes entsprechend meist Ziegel verwandt, die man gebrannt oder noch öfter an der Luft getrocknet hatte. Statt des Mörtels benutzte man meistens feuchten Ton, zuweilen Asphalt. Die Futtermauern bestanden vielfach aus Kalksteinen. Die Mauern waren mehrere Meter dick, die Wände oft mit Alabasterplatten belegt, die man mit Jagden, Kriegszügen, Prozessionen und ähnlichen Darstellungen schmückte. Die Gemächer waren in der Regel gewölbt — die Babylonier sind die Erfinder des Gewölbebaues. Die Decken zeigten herrliche Malereien. An den Türen hielten, aus Erz gegossen, geflügelte Löwen, riesige Schlangen und Stierkolosse mit Menschenköpfen Wache. Besonders die Prunksäle, in denen die Großherren die Begrüßungen der fremdländischen Gesandten und die Huldigungen der lehnspflichtigen Fürsten entgegennahmen, waren mit verschwenderischer Pracht ausgestattet. Dasselbe dürfen wir von den himmelanstrebenden Tempeln vermuten, vor allem von dem Heiligtum des Marduk. Die Tempel waren mit den Ecken den vier Himmelsrichtungen zugewandt, und in jeder Ecke die Bauurkunde eingemauert, die auf Tonprismen oder Tonfäßchen verzeichnet stand. Die Paläste erhoben sich auf künstlichen Terrassen, sodaß sie gegen Überschwemmungen gesichert waren und sich bei feindlichen Angriffen leichter verteidigen ließen. Die Dächer waren zum Lustwandeln eingerichtet und deshalb mit einer Brustwehr versehen. Herrliche Anlagen, unseren Parken und botanischen Gärten vergleichbar, umgaben die Königsschlösser und Gotteshäuser, und hohe Mauern umschlossen diese stadtähnlichen Bezirke.



Geflügelter Stier mit Menschenhaupt und Löwenfüßen.
Aus Khorsabad (London, Britisches Museum).
Nach einer Photographie von Mansell.

Ein wesentlicher Unterschied zwischen der babylonischen und der assyrischen Kultur ist nicht nachweisbar. Die unaufhörlichen Kriege, durch welche das ganze Morgenland dem Zepter des nordischen Großherrn unterworfen wurde, verhinderten eine selbständige Weiterentwicklung der vom Süden überkommenen Gesittung; aber sie machten alle Völker des Weltreiches mit den Künsten und Wissenschaften bekannt, die der schaffende Geist der Babylonier erfunden hatte. Von dieser hohen Bildung, deren Anfänge bis in die früheste Zeit der Menschheit zurückreichen, hatten wir bis vor sechzig Jahren nur dunkle Kunde, da wir einzig und allein auf die antike Literatur angewiesen waren. Dazu besitzen wir von dem wertvollsten Buche, dem vom Belspriester Berossus im dritten vorchristlichen Jahrhundert auf Grund alter Urkunden verfaßten Geschichtswerk, nur wenige Bruchstücke. Und doch übt auf uns Christen nächst Palästina kein Land des Altertums eine solche Anziehungskraft aus, wie gerade Mesopotamien im weitern Sinne des Wortes. Hier verlebten unsere Stammeltern Jahre ungetrübter Glückseligkeit, bis die Auflehnung gegen Gott sie aus dem Paradiese vertrieb. Hier wurde Noa der zweite Ahnherr

des Menschengeschlechtes, als die große Flut die sündige Welt vertilgt hatte. Von hier wanderte Abraham, aus dessen Samen der Heiland geboren werden sollte. Hier spielte ein wichtiges Stück der jüdischen Geschichte, und die uns so bekannten Namen Judith, Jonas, Tobias, Ezechiel und Daniel sind aufs engste mit den stolzen Königsstädten verknüpft, die berufen waren, das Strafgericht an dem ungetreuen Israel zu vollstrecken.



Tonprisma mit geschichtlichen Inschriften Tiglatpilesars um 1120 v. Chr.

In die Nacht der Finsternis, die über dem Paradieseslande und den Urstätten der Bildung lagerte, drangen die ersten, wenn auch nur spärlichen Lichtstrahlen, als der Engländer James Rich die Trümmerfelder Babylons untersuchte und die Ergebnisse seiner Forschungen 1815 veröffentlichte. Ein Menschenalter später fand Botta in Khorsabad die Sargonsburg und bald darauf Layard die großartigen Paläste zu Kalach (Nimrud) und Ninive (Kujundjik). Ungeheuer war das Aufsehen, das diese Entdeckungen hervorriefen. Immer reichlichere Mittel standen den kühnen Männern zur Verfügung, die aus reinem Wissenstrieb einem mörderischen Klima und den ewigen Plackereien der türkischen Behörden trotzten. Hing der Fortgang der Forschungen bisher im wesentlichen von den Zuwendungen hochherziger Gönner ab, so begannen nunmehr die Staatsregierungen, die Unternehmungen durch Bereitstellung bedeutender Geldsummen und durch diplomatischen Schutz zu fördern. Um diese Zeit gelang es auch, die geheimnisvollen Zeichen auf den Tontäfelchen und Steinplatten zu enträtseln, wozu besonders der Scharfsinn Grotefends den ersten Anstoß gab, der ohne jede Vorkenntnis acht persische Keilschriftzeichen richtig deutete. Die mit jedem Jahre wachsende Fülle von Urkunden, die in den bedeutendsten Museen aufgespeichert werden, erfordert eingehendes Fachstudium. Eine neue Wissenschaft, die Assyriologie, ist entstanden, die sich durch Ordnung, Lesung, Übersetzung und Erklärung der alten Texte sehr verdient gemacht hat und den Vertretern der heiligen Offenbarung wie den Gegnern unschätzbares Rüstzeug liefert. Unermeßlich ist der Gewinn, den die junge Wissenschaft der Geschichte gebracht hat und noch fortwährend bringt. Die von der Mythe umsponnenen Kämpfe vor Troja, lange Zeit der in Nebel gehüllte Anfang der Profangeschichte, liegen jetzt in der Mitte zwischen der Thronbesteigung Hammurabis und der Gründung des römischen Kaisertums, ja, in der Mitte zwischen dem Regierungsantritt Sargons I. und der Entdeckung Amerikas. Zwar sind wir noch außerstande, die Ereignisse der ersten Jahrtausende in lückenloser Folge zu behandeln; aber was wir wissen, genügt doch, um zu erkennen, daß die Bildung, deren wir uns heute erfreuen und rühmen, in der Kultur des Zweistromlandes wurzelt.

Ägypten.



Partie am Nil mit den Pyramiden.
Nach einer Photographie.

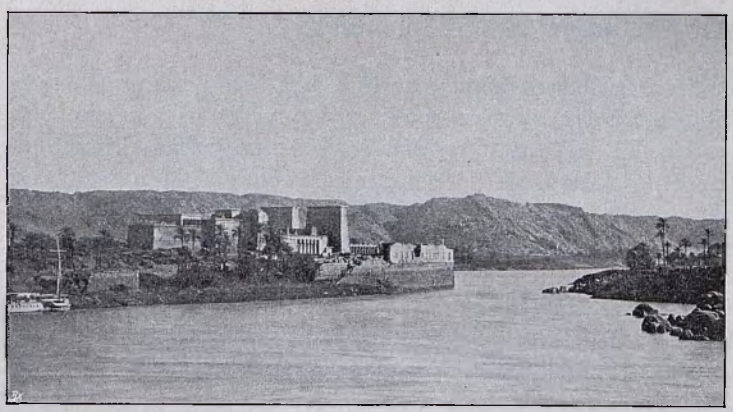
Ägypten.

A. Ereigniſſe bis 525 v. Chr.

Der Ruhm, die Wiege der menſchlichen Geſittung zu ſein, wird dem Zweiſtromlande von Ägypten ſtreitig gemacht. Dieſes von den Griechen geprägte, bisher noch nicht erklärte Wort bezeichnet das Gebiet des unteren Nil. Die Ägypter ſelbſt nannten ihre Heimat Quembt, die ſchwarze Erde, den tief dunkeln Alluvialboden, der ſich von der hellfarbenen Wüſte, Lebu-Libyen, ſcharf abhebt. Dem entſpricht ein altes Orakel des Ammon zu Siwah, wonach Ägypten das Land ſei, deſſen Äcker vom Nil befruchtet würden, und Ägypter alle, die Nilwaſſer tränken. Ägypten und Nil gehören demnach aufs engſte zuſammen; ohne den Fluß wäre das Land nur ein kleiner, unerkennbarer Teil des dürren Kreidehochlandes, welches das nordöſtliche Afrika bedeckt, wegen der drückenden Hitze und des ſpärlichen Regens ebenſo unfruchtbar wie der Sandgürtel der Sahara. Treffend benennt daher Homer Land und Strom mit demſelben Namen, und preiſt Herodot Ägypten als Geſchenk des Nils. Unter frommen Gebeten brachten die alten Bewohner dem Strome Opfer dar, um die vielen Wohltaten zu vergelten, die ſie ihm verdankten. Spendete er ihnen doch geſundes Trinkwaſſer, eine Fülle ſchmackhafter Fiſche, verlieh den Feldern Gedeihen und bildete die bequemſte Verkehrsſtraße. Der ägyptiſche Name für den Nil war Hapi, das Wort Nil iſt ſemitiſchen Urſprungs und bedeutet Strom. Seine Erforſchung hat bis in die neueſte Zeit hinein die Menſchheit beſchäftigt. Die alten Ägypter glaubten anfangs, er entſpringe an der Südgrenze ihres Reiches aus zwei nebeneinander liegenden Grotten, aus denen ſich ein Arm nach Norden, der andre nach Süden ergieße. Dieſe

kindliche Anschauung machte infolge der weit stromaufwärts gerichteten Eroberungen der Pharaonen allmählich einer bessern Einsicht Platz. Aber die ganze vorchristliche Zeit blieb über die Quellen des Nils im Unklaren. Erst Ptolemäus Claudius, der um die Mitte des zweiten Jahrhunderts nach Christi Geburt lebte, ist über den Ursprung des Riesenflusses gut unterrichtet, und die Nachrichten, die er arabischen Händlern verdankte, sind durch die letzten Entdeckungen aufs glänzendste bestätigt worden.

Der Vater des Segens, wie die Araber recht bezeichnend den Nil nennen, entsteht aus zwei Quellflüssen, von denen der eine aus den Seen des äquatorialen Afrika kommt und wegen der dort fast das ganze Jahr herrschenden Regenzeit stets die gleiche Wasserfülle mit sich führt, der andre aus einem See des Hochlandes von Abessinien strömt und durch die im Hochsommer eintretende Schneeschmelze die Überschwemmung hervorruft. Beide vereinigen sich unter dem 16. Breitengrade bei Chartum und empfangen etwas oberhalb Berber die ebenfalls in Abessinien entspringende Atbara. Unter dem 24. Breitengrade tritt der Nil bei dem Inselchen Philä (= Grenzinsel) in Ägypten ein. Das Eiland gewährt einen überaus malerischen Anblick. Eine Fülle herrlicher Tempel ragt zwischen Dattelpalmen hervor. Am schönsten ist das von Nektanebus II., dem letzten einheimischen Herrscher, erbaute Heiligtum der Isis. Bei Philä wird die aus Sand- und Kalkstein bestehende Hochebene, welche den Fluß in mäßiger Entfernung begleitet, von einem aus Granit aufgebauten, von Osten nach Westen streichenden Querriegel durchbrochen, zwischen dessen Felswänden sich der Nil in brausenden Stromschnellen einen Weg bahnt. Das Gebiet des nördlichsten Kataraktes reicht bis Elefantine. Auf dieser Insel, die dem schwunghaften Handel mit Elfenbein ihren Namen verdankt, lag die Hauptstadt des südlichsten ägyptischen Regierungsbezirkes. Ein einfaches, praktischen Zwecken dienendes Gebäude, das hier in unvordenklicher Zeit errichtet wurde, hat sich bis auf unsre Tage erhalten. Es ist der „Nilmesser", ein aus gleichmäßigen Quadern aufgeführtes Treppenhaus, das mit dem Flusse in Verbindung steht und durch innerhalb angebrachte Merkzeichen die jeweilige Höhe des Wasserspiegels ersehen läßt. Sobald Ende Juni die Nilschwelle begann, wurde das für Ägypten so bedeutsame Ereignis von Elefantine aus in dem ganzen Lande verkündet. 1871 hat der Khedive Ismail das alte Gebäude seiner ursprünglichen Bestimmung wiedergegeben. In der Nähe befindet sich das 1902 durch englische Ingenieure vollendete Stauwerk, das unser Erstaunen in gleichem Maße erregt wie die gewaltigen Schöpfungen der alten Ägypter. Ist doch durch diese moderne Anlage ein Wasserbecken geschaffen, das 1000 Millionen Kubikmeter zu fassen vermag, und wird der Jahresertrag Ägyptens hierdurch, wie man hofft, um 50 Millionen Mark erhöht. Von Elefantine fließt der Nil noch 150 Meilen mit einem Gefälle von rund 100 m ruhigen Laufes durch eine fette Talsohle dahin, die sich durchweg 2—3 Meilen in die Breite erstreckt. Von den Wüstengebirgen, die das Stromgebiet begrenzen, fällt das östliche, arabische, steil ab, während sich das westliche, libysche, allmählich senkt. Beide sind von tiefen Schluchten durchzogen, durch welche



Ansicht der Nilinsel Philä.
Nach einer Photographie.



Ansicht der Pyramiden von Süden.

Nach Lepsius, Denkmäler I, 19.

die Karawanen rechts zu den Steinbrüchen der arabischen Felsenkette und zum Roten Meere, links zu den Oasen der Sahara gehen. Unter dem 30. Breitengrad, wo Heliopolis, die geistige Hauptstadt Ägyptens lag, treten die Gebirge zurück, und der Fluß teilt sich in mehrere Arme. Im Altertum waren deren sieben bekannt, die sämtlich befahren wurden. Der östliche hieß der Pelusische, der westliche der Kanopische. Heute können kaum zwei, der von Damiette und der von Rosette, von größeren Schiffen benutzt werden. Das durch Anschwemmung gebildete und noch stetig vorrückende Mündungsgebiet des Flusses, etwa 10 000 Quadratkilometer groß, hieß bei den Griechen das Delta, wegen der Ähnlichkeit mit dem gleichnamigen Buchstaben. Es übertrifft an Bodenfläche das kulturfähige Land des ägyptischen Niltals. Der rechte Flußarm durchschneidet das alte Gosen (ägyptisch Kos = Ostland), das gegen feindliche Einfälle durch eine Reihe wohlbefestigter Plätze, Fürstenmauer genannt, und einen breiten, die Seen der Landenge von Suez verbindenden Kanal geschützt war. Über diesen Wassergraben führte eine von kleineren Werken gedeckte Brücke, die man nur überschreiten durfte, wenn man sich über Namen, Stand und Reisezweck genau ausweisen konnte.

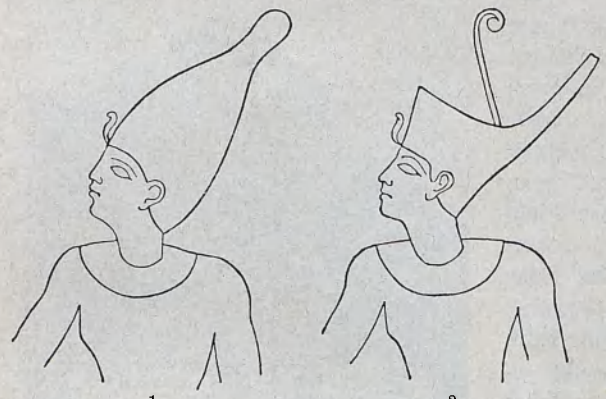


Der „Nilmesser" auf Elefantine.
Nach einer Photographie.

Uns Nordländern erscheint Ägypten arm an landschaftlichen Reizen, abgesehen von dem Kataraktengebiet, das mit seinen wild zerklüfteten, jäh aufeinander getürmten Felsen und seinen schäumenden Fluten den Blick des Beschauers zauberisch fesselt. Es fehlt vor allem an Wäldern. Die hier heimischen Sykomoren und Akazien sowie die schon in früher Zeit eingeführten Feigen und Dattelpalmen stehen nur selten zu Gruppen vereinigt. Für diesen Mangel entschädigt das gesunde Klima, dessen heilkräftige Wirkung besonders Lungenkranke Genesung erhoffen läßt, und die Fruchtbarkeit des Bodens, die ihresgleichen auf Erden sucht. Allerdings hängt diese bei der Seltenheit des Regens ausschließlich von der Überschwemmung des Nils ab, und wenn diese ausbleibt oder die Flut nicht hoch genug steigt, wird das Land von schrecklicher Hungersnot heimgesucht. Aber dies sind Ausnahmen. Nachdem von Ende April an der Glutwind Samum fast zwei Monate geweht hat und ganz Ägypten mit einer heißen Sanddecke überzogen ist, beginnt durch den blauen Nil und die Atbara die Nilschwellung. Im Altertum mußte der Fluß 16 Ellen über den normalen Wasserstand steigen, um die Bebauung zu ermöglichen, und selbst dann wurde der befruchtende Schlamm zu den hochgelegenen Äckern noch durch Schöpfräder geleitet. Gleich nach dem Zurücktreten der Flut beginnt die Aussaat, und bald verwandelt sich das Land in ein wogendes Kornfeld. Die Ackerwirtschaft wurde vor Jahrtausenden viel intensiver betrieben als jetzt. Daher war das Land dicht bewohnt. Noch unter Vespasian (70—79 n. Chr. G.) zählte man an acht Millionen Ägypter.

Geographisch zerfiel Ägypten in zwei Teile, die durch den Nil getrennt wurden. Den Osten nannte man Arabien, den Westen Libyen. Ebenso unterschied man administrativ zwei Teile, Oberägypten, welches das Flußtal, und Unterägypten, welches das Delta umfaßte. Zu

vorgeschichtlicher Zeit bildeten diese selbständige Staaten. Der südliche hatte Nechebt, der nördliche Buto zur Hauptstadt. Während sich die aus ungebrannten Nilschlammziegeln erbauten, 10 m dicken Festungsmauern von Nechebt bis heute gut erhalten haben, können wir von Buto nicht einmal die Lage mit Sicherheit bestimmen. Der Herrscher des Südreiches trug als Abzeichen seiner Würde einen weißen Helm, der des Nordreiches eine merkwürdig gestaltete Haube, die rote Krone genannt. Die Ägypter erklärten sich die Zweiteilung durch eine religiöse Sage. Der Gott Ra habe, um die sich befeindenden Brüder Horus und Set zu beschwichtigen, dem einen den Süden, dem andren den Norden Ägyptens zugewiesen.



1 2

Die Abzeichen der Herrscher des Süd- und Nordreiches; 1. der weiße Helm, 2. die rote Krone.

Die Bewohner gehörten der hamitischen Rasse an, waren aber mit Nubiern, den dunkelfarbigen Ureinwohnern, und Semiten stark durchsetzt. In welcher Zeit die verschiedenen Bestandteile zu einem einheitlichen Volke verschmolzen, läßt sich nicht bestimmen. Die Ägypter hatten jede Erinnerung hieran verloren. Das erste geschichtliche Ereignis, das sie der Nachwelt überliefert haben, ist die Vereinigung des Nord- und Südreiches. Sie ist das Werk des aus der Stadt This stammenden Königs Mena oder Menes, dessen Grab jüngst gefunden worden ist. Von seinen sonstigen Taten wissen wir nichts, selbst die Zeit seiner Regierung kann nur schätzungsweise bestimmt werden. Denn die von ägyptischen Priestern herrührenden Angaben,



Ansicht der Ruinen von Memphis.
Gezeichnet von S. Weidenbach. Nach Lepsius, Denkmäler.

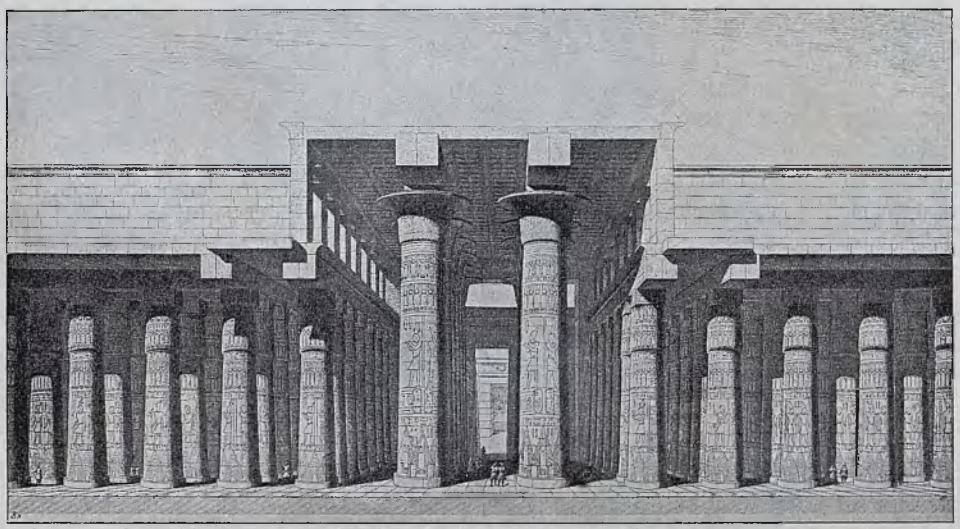
wonach Menes um 12 000 vor Christi Geburt sich die Doppelkrone aufgesetzt habe, tragen deutlich den Stempel der Aufschneiderei. Auch die uns erhaltenen Königslisten bieten für eine genaue Datierung keine sichere Gewähr. Besonders für die älteste Zeit sind wir auf bloße Vermutungen angewiesen, die aber um Jahrhunderte fehlgehen können. Nach der gewöhnlichen Annahme regierte Menes um 3200 vor Christi. Unter seiner und der nächstfolgenden Dynastie war This (Teni) die Residenz des Landes. Von dem dritten Herrscherhause wurde Memphis, die hochheilige Stadt des Gottes Ptah, zum Königssitz erhoben. Es liegt unfern von der Gabelung des Nils auf der linken Stromseite. In der Perserzeit residierte hier in einem festungsartig abgeschlossenen Teile, der sogenannten weißen Mauer, der Statthalter. Unter den Ptolemäern war Memphis die Krönungsstadt, und bis tief in die Römerherrschaft hinein erhielt sich seine Bedeutung. Heute ist es ein mit Palmen bewachsener Schutthügel; nur die Säule Ramses' II. erinnert an den alten Glanz. Die Könige der in Memphis regierenden Dynastien breiteten ihre Macht über die Halbinsel Sinai aus, wo sie durch Sklaven die reichen Kupfergruben ausbeuten ließen. Wichtiger als diese Eroberungen sind die inneren Einrichtungen, die sich damals ausbildeten. An der Spitze des Staates steht der König, der seine Würde kraft Anordnung des Gottes Ra besitzt. Er gilt als der auf Erden lebende Horus und wird der „gute Gott" genannt. Ihm allein von den Laien ist es erlaubt, das Allerheiligste zu betreten, damit er das Angesicht seines Vaters schauen kann. In der späteren Zeit wird diese Vorstellung immer weiter ausgesponnen. Er heißt Seele des Ra, Schöpfer des Lebens. Die Göttinnen Isis und Hathor haben ihn genährt, Horus ihn im Bogenschießen unterrichtet. Er sitzt auf dem Schoße der Götter, die seine Taten zum bleibenden Andenken aufschreiben. Betritt man seinen Palast, so entblößt man die Füße und küßt die Erde vor dem Throne. Nur wenigen wird die Gnade zuteil, mit Sandalen vor dem Könige erscheinen und die Füße des Herrschers küssen zu dürfen. Aus frommer Scheu vermeidet man es, den Namen des „guten Gottes„ auszusprechen, sondern sagt „par'a", großes Haus, woraus das Wort Pharao entstanden ist. Nach dem Tode fliegt der König in Gestalt eines Sperbers gen Himmel. Vorausgesandte Diener fesseln die Götter, die von dem ankommenden Pharao geschlachtet und gegessen werden, ohne daß aber ihr Dasein nunmehr aufhörte. Einige Könige werden nach ihrem Tode göttlich verehrt, und Menes steht bei den Kopten noch heute im Geruche der Heiligkeit. Der Stellvertreter des Königs ist der Zati. Unter diesem stehen der oberste Finanzbeamte und der Vorsitzende der Zivilverwaltung, mit der die Rechtspflege verbunden ist. In der Regel sind die wichtigsten Ämter mit Angehörigen des königlichen Hauses besetzt. Das Land zerfällt in 40 bis 50 Gaue, die, wie man allgemein annimmt, in vorgeschichtlicher Zeit selbständige Staaten waren. Die unsern Regierungspräsidenten vergleichbaren Vorsteher, die zugleich Bürger-



Nach Diktat schreibende Sklaven.
Kalkstein-Flachbild im Museum zu Florenz.

meister der Gauhauptstädte sind, haben sämtlich ihren Sitz in Memphis. Von hier aus leiten sie die Verwaltung der ihnen unterstellten Bezirke, in die sie nur von Zeit zu Zeit Dienstreisen machen. Alle Befehle werden schriftlich erteilt, daher ist ein zahlloses Beamtenheer erforderlich. Einen freien Bauernstand gibt es nicht. Das Ackerland gehört der Krone, dem hohen Adel oder den Tempeln. Das letztere ist steuerfrei, und die Priester führen im Kriege ihre Leute als besondere Abteilung an. Die Machtfülle des Königs erkennt man am deutlichsten aus den gewaltigen Grabdenkmälern, die anfangs eine gewisse Ähnlichkeit mit den babylonischen Stufentürmen haben, später in Gestalt von Pyramiden errichtet werden. Die größten sind von den Königen der vierten Dynastie, Cheops, Chephren und Mykerinus, erbaut worden.

Um die Mitte des dritten Jahrtausends begannen die höchsten Ämter erblich zu werden. Dadurch trat an die Stelle des Beamtenstaats ein Lehnsstaat. Die straffe Zentralisation hörte auf. Die Gauvorsteher wohnten nunmehr in den Hauptorten ihrer Kreise. Ihre Macht war im steten



Der Säulensaal des großen Tempels von Karnak.
Nach Chipiez.

Wachsen begriffen, sie wurden zu Grafen, bald gar zu Fürsten. Als die sechste Dynastie erlosch, gelang es ihnen sogar, sich völlig unabhängig zu machen, wenn sie auch dem Namen nach den Pharao als Oberherrn anerkannten. Man nennt sie Nomarchen (= Gaufürsten). Vergebens versuchten die Könige ihre Macht zu brechen. Die Bürgerkriege förderten nur die Reichsauflösung. Diese Zeit umfaßte 200 Jahre, in denen vier Königsgeschlechter eine Scheinherrschaft ausübten. Mit dem Zerfall des Staates war ein Rückgang von Memphis verbunden. Während sein Glanz mehr und mehr erblaßte, schwangen sich andre Städte empor, vor allem Theben.

Hier war der Sage nach Osiris geboren, hier zeigte man das Grab des Horus, des göttlichen Ahnherrn der ägyptischen Könige, hier erhoben sich zu Ehren Ammons jene weltberühmten, durch Sphinxalleen verbundenen Tempel, der eine bei dem heutigen Dorfe Luksor, der andre 2 km nördlich bei Karnak. Den Hauptbezirk bildete das nördliche Heiligtum, die Throne der Welt genannt, weshalb die ganze Stadt auch Theben (= ta-apiu, Stadt der Throne) hieß. Die Griechen, welche den Ammon dem Zeus gleichstellten, gaben ihr den Namen Diospolis. Es war die größte Stadt Ägyptens. Einschließlich der auf der linken Nilseite gelegenen Nekropole betrug ihr Umfang sechs deutsche Meilen. Homer rühmt neben dem Reichtum ihre Heeresmacht. „Aus jedem ihrer 100 Tore rücken 200 Streiter mit Roß und Wagen heraus." Es scheint, daß es den Gaufürsten von Theben gelang, sich durch eine maßvolle, besonnene und

zugleich zielbewußte Politik den Weg zum Throne zu bahnen. Wie sich die Erneuerung des Reiches im einzelnen vollzogen hat, wissen wir nicht. Nur soviel läßt sich mit Wahrscheinlichkeit sagen, daß die thebanischen Nomarchen schrittweise ihre Macht ausdehnten. Sie ließen zunächst die Mitfürsten in ihrer ererbten Würde, nötigten sie aber, auf einen Teil ihrer Einkünfte und Rechte zu verzichten. Der Ertrag aus den Zöllen und Bergwerken sowie die Abgaben der unterworfenen Völker flossen in die Kasse des Königs. Diese Mittel setzten den Pharao in den Stand, ein stehendes Heer zu unterhalten, auf das gestützt er den Nomarchen die Rechtspflege nehmen konnte. Theben und Memphis traten unmittelbar unter die Botmäßigkeit des Königs,



Relief aus dem Großen Tempel in Karnak.
Nach einer Photographie.

der diese Gaue durch Beamte verwalten ließ. Damals begann die Zeit der Eroberungen. Schon Amenemhat I., der Begründer der 12. Dynastie, dehnte das Reich nach allen Seiten aus. Die Nomaden der arabischen Wüste wurden unterworfen, zur Sicherung der Herrschaft, zur Hebung des Verkehrs Straßen und Kolonien angelegt und mit dem zu beiden Seiten der Meerenge von Bab-el-Mandeb gelegenen Gold- und Weihrauchlande Punt Handelsbeziehungen angeknüpft. Nach Süden drang die ägyptische Herrschaft bis zu dem heutigen Dorfe Semme vor. Auf den jäh abfallenden Granitfelsen, durch die sich hier der Nil hindurchzwängt, wurden gewaltige Bollwerke errichtet. Die Mauern waren unten 8—9 m dick und erhoben sich je nach der Örtlichkeit 15—25 m hoch. Das erworbene Gebiet hieß bei den Ägyptern Kusch, heute Nubien. Seine Eroberung war hauptsächlich das Werk Usertesens III., dem später in Semme ein Tempel erbaut wurde. Die südlich wohnenden Neger durften nur mit Erlaubnis des Königs die Grenze überschreiten. Nach Nordosten wurde nicht nur die Sinaihalbinsel wieder-

gewonnen, sondern auch bis tief in Syrien hinein die siegreichen Waffen getragen. Ägypten erlebte seine erste Blütezeit. Die kriegerischen Erfolge des mächtig aufstrebenden Staates wirkten nachhaltig auf Kunst und Wissenschaft ein. Was diese Periode in Literatur, Malerei und Architektur geschaffen, galt für alle folgenden Jahrhunderte als klassisch. Die Könige verwandten die reichen Erträge aus den Erzgruben, Zöllen und Tributen in gleicher Weise zu ihrer Verherrlichung wie zum Wohle ihrer Untertanen. Unter den Werken, welche die 12. Dynastie ins Leben rief, sind vor allem der Mörissee und das Labyrinth zu nennen, beides Schöpfungen des Pharao Amenemhat III. Labares. Der Mörissee (= großes Meer) im heutigen Fayum war ein gewaltiges Wasserbecken, in das bei besonders starker Überschwemmung durch einen Kanal die Fluten des Nils geleitet wurden, um bei niedrigem Wasserstande das umliegende Gebiet zu befruchten. Hierdurch gewann man für den Ackerbau ein 40 Quadratmeilen großes Areal. Der wohltätige Herrscher wurde in dieser friedlich erworbenen Provinz wie ein Gott verehrt. Hier erhob sich auch die von ihm erbaute Pyramide mit dem zugehörigen Tempel, der durch spätere sinnlose Anbauten und Erweiterungen so unübersichtlich wurde, daß er leicht mit dem kretischen Labyrinth verglichen werden konnte. Vielleicht hat auch der Name des Erbauers, Labares, durch seinen Anklang an das Wort Labyrinth Anlaß zu der griechischen Vorstellung gegeben.

Nach 200 Jahren erlosch die 12. Dynastie (1900) und mit ihr der Glanz des thebanischen Reiches. Über den Verfall, welcher der kurzen Blütezeit folgte, besitzen wir nur ungenügende Nachrichten. Wiederholte Palastrevolutionen werden wohl hauptsächlich die Schuld an dem unaufhaltsamen Rückgang getragen haben. Als durch die inneren Wirren die Widerstandskraft des Landes gebrochen war, trat ein Ereignis ein, das auch einen weniger geschwächten Staat vernichtet hätte. Eine alles niederwerfende Völkerflut ergoß sich von Asien aus in das Delta. Es war ein buntes Gemisch nomadisierender Horden, Hethiter und Kanaaniter, von den Ägyptern Schasu (= Hirten), der führende Stamm Hic-schasu (= Fürsten der Hirten) genannt, woraus die Griechen das Wort Hyksos formten. Die Eindringlinge machten die wehrfähige Bevölkerung nieder, der Rest wurde geknechtet. In Auaris errichteten sie ein verschanztes Lager, das der Überlieferung nach fast eine Viertel Million Bewaffnete fassen konnte. Vom Delta aus drangen sie erobernd stromaufwärts; doch scheint ein Teil Oberägyptens seine Unabhängigkeit behauptet zu haben. Im Laufe der Zeit eigneten sich die Beduinen ägyptische Sprache und Kultur an und unterschieden sich nur durch ihr Festhalten an den semitischen Gottheiten Bal und Astarte von den Einheimischen. Das semitische Element erhielt durch Nachschübe aus Asien weitere Verstärkung. Damals wanderte auch die Familie des Patriarchen Jakob nach Ägypten, der das Land Gosen als Wohnsitz zugewiesen wurde. Lange hat man geglaubt, in den gewaltigen Standbildern von Königen und in den ruhenden Löwen mit Menschenköpfen, die sich in den Ruinenfeldern mancher Deltastädte finden, Werke der Hyksosfürsten zu sehen, aber diese Annahme hat sich als trügerisch erwiesen. Zwar tragen diese Denkmäler die Namen der Fremdherrscher, jedoch rühren die Statuen von früheren Königen des thebanischen Reiches her, deren Namen ausgemeißelt und durch solche der Beduinendynastie ersetzt worden sind, ein Verfahren, das in Ägypten nichts neues war, da selbst die mächtigsten Pharaonen auf diese Weise Meisterwerke ihrer Vorgänger oft genug für sich in Anspruch nahmen. Von kulturgeschichtlicher Bedeutung war es, daß die Hyksos das bis dahin im Niltale unbekannte Pferd mitbrachten. Hierdurch erfuhr das Kriegswesen eine durchgreifende Umgestaltung. Der angesehenste Teil des Heeres bestand seitdem aus Wagenkämpfern, und gerade so wie in der Ritterzeit der Griechen wurden bei den Ägyptern die Schlachten durch die Kriegswagen entschieden. Zahlreich sind in der Folgezeit die Darstellungen, in denen der Pharao allen voran in die Feinde hineinjagt und durch seinen Löwenmut die überlegenen Streitkräfte der Gegner zu Paaren treibt.

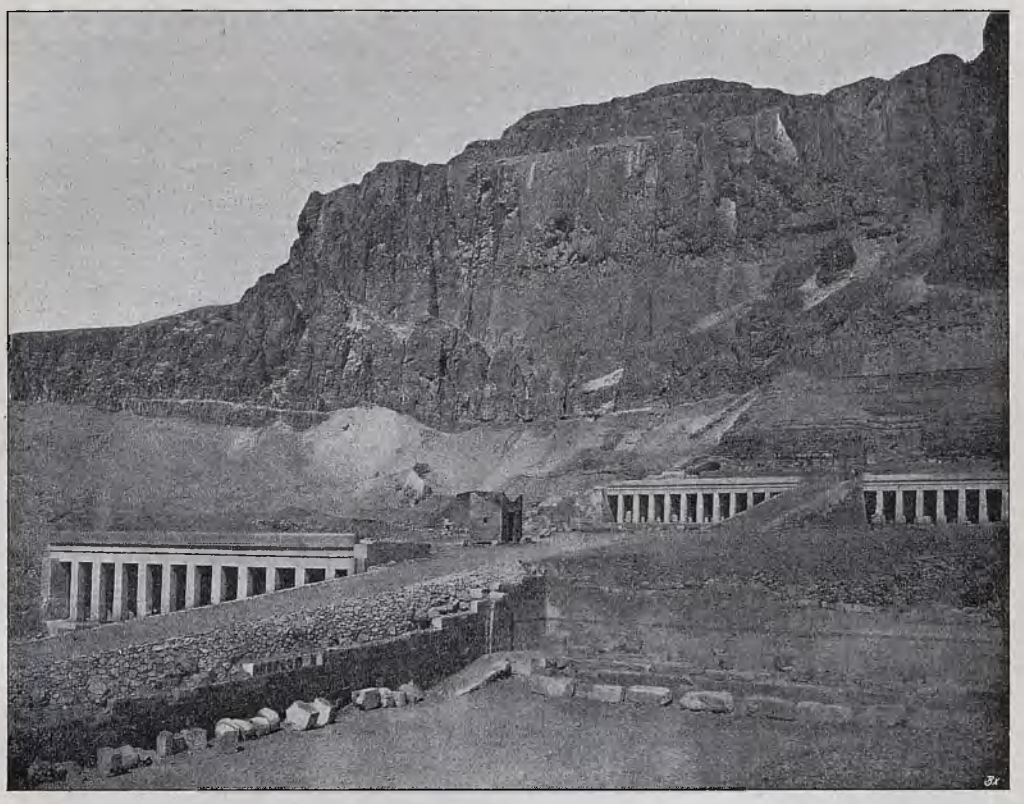
Bis ins 16. Jahrhundert behaupteten sich die Asiaten in Ägypten. Dann begann der Befreiungskampf. Vom Süden, dessen Eroberung den Fremdlingen nie gelungen war, drang Aahmes siegreich ins Delta. Nur in Auaris stieß er auf heftigen Widerstand. Zu Wasser und



Eine in Ägypten Einlaß begehrende semitische Familie.

Die Darstellung, genau in den hier gegebenen Farben, entstammt dem Grabe eines ägyptischen Statthalters.

(Nach Lepsius, Denkmäler.)



Der Tempel von Dar-el-baheri bei Theben.
Nach einer Photographie.

zu Lande wurde mit der größten Erbitterung geſtritten. Endlich erlagen die Hykſos und flohen, als ihre Feſte erſtürmt war, nach Aſien. Ein anſchauliches Bild von dieſen Vorgängen entwirft die in einer Grabkammer gefundene Lebensbeſchreibung eines Offiziers, der an allen Kämpfen rühmlich teilgenommen hat und für ſeine Tapferkeit vom Pharao wiederholt ausgezeichnet worden iſt. Die ſemitiſchen Kaufleute und Handwerker, die ſich unter der Fremdherrſchaft im Lande niedergelaſſen hatten, blieben unangefochten und konnten ſogar zu den höchſten Ehrenſtellen gelangen. Um neuen Invaſionen aſiatiſcher Nomaden vorzubeugen, wurde das Heer beſſer eingerichtet und geſchult und eine Kriegsflotte auf dem Nil erbaut. Durch die Tatkraft des Königs Aahmes erſtarkte die Herrſchermacht ſo, daß im Innern bald wieder die Verfaſſung des alten Reiches Geltung erhielt, wonach die „Seele des Ra“ Herr über Leben und Tod, ſein Wort Geſetz war, und nach außen die Eroberungspolitik Uſerteſens III. aufgenommen werden konnte. Thutmes I., der dritte König der neuen Dynaſtie, erhob Ägypten zur Großmacht. Nubien gehorchte bis zum dritten Katarakt ſeinem Zepter, und ganz Syrien wurde in raſchem Anſturm unterworfen. „Um ſein Herz zu baden unter den Barbaren“, drang der Pharao durch Paläſtina bis an den Euphrat, „das verkehrte Waſſer“, wie ihn die Ägypter nannten, weil er in entgegengeſetzter Richtung wie der Nil fließt. Erſt hier wagte man Widerſtand; aber Thutmes „richtete ein großes Gemetzel an und erbeutete durch den Sieg Gefangene ohne Zahl“, wie uns die Grabinſchrift des Königs belehrt. Am jenſeitigen Ufer des Euphrat wurde zum Andenken an den ruhmreichen Kampf eine Tafel errichtet, welche den beiſpielloſen Erfolg Thutmes I. der Nachwelt verkündete. Selbſt die Inſeln des Mittelmeeres huldigten dem Pharao. Mit Recht

durfte dieser sich rühmen, daß nie ein anderer gleiches geleistet habe und deshalb sein Name bis an die Grenzen des Himmels reiche. Aber während er sich in offener Feldschlacht als „starker Stier, der groß ist an Kraft", gezeigt hatte, war er ohnmächtig gegen das Ränkespiel, das nach seiner Heimkehr seine Angehörigen und Höflinge begannen. Er war nicht der Sohn seines Vorgängers und verdankte seine Herrschaft nur der Heirat mit dessen Tochter. Als diese starb, erbte Hatschepsu, die aus ihrer Ehe hervorgegangen war, das Anrecht auf den Thron. Den Legitimisten gelang es, Hatschepsu, „einer schönen Jungfrau, wie eine Göttin gestaltet und frischer als alle Kräuter zu ihrer Zeit", die Krone zu verschaffen. Da aber Thutmes I. seine Absetzung nicht ruhig hinnahm, zugleich Hatschepsus Gemahl Thutmes III. und ihr Stiefbruder Thutmes II. Ansprüche auf die Regierung geltend machten, wurde die Königin mehrmals beiseite geschoben, behauptete sich schließlich aber in ihrer Würde. Mit kräftiger Hand hielt sie die Aufstandsgelüste der botmäßigen Völker nieder, erschloß dem ägyptischen Handel von neuem das reiche Punt und schmückte das Land mit vielen Bauwerken. Zwei 30 m hohe Obelisken, jeder aus einem einzigen Stein, wurden in einem Vorhof des Ammontempels zu Theben errichtet. Eine dieser Spitzsäulen steht heute noch. Das bedeutendste Denkmal ist der herrliche Tempel zu Dar-el-baheri, einem engen Felsentale westlich von Theben. Durch eine mächtige Torburg gelangt man über hallenumgebene Höfe zu heiligen Räumen, die dem Schutzgotte der Reichshauptstadt, der Göttin Hathor und der königlichen Bauherrin geweiht sind. Die Wände der Säulenhallen wie der Tempelkammern sind mit prächtigen Skulpturen bedeckt, unter denen Darstellungen der Puntfahrten besonders fesselnd wirken.



Thutmes III.
Überlebensgroßer Kopf aus Granit.
Neues Reich, etwa 1500 v. Chr.
(London, Britisches Museum.)
Nach einer Photographie von Mansell.

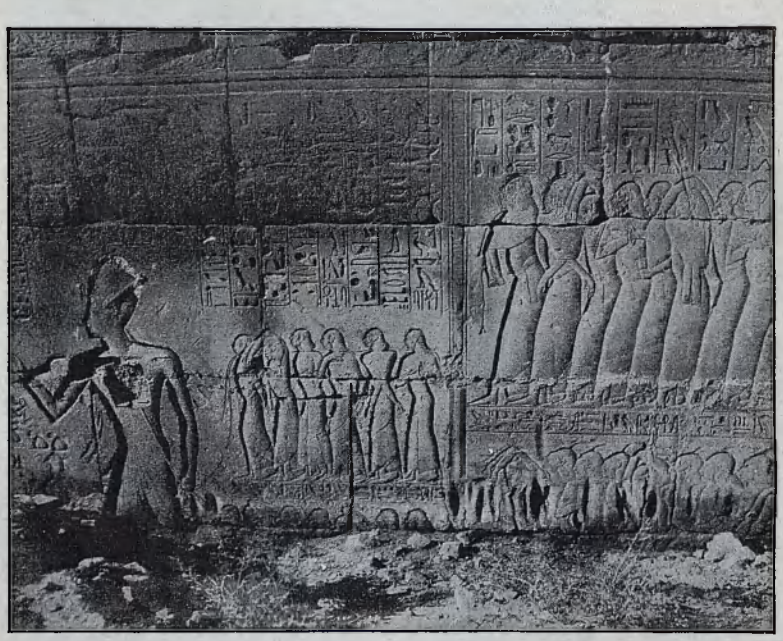
Eben war Hatschepsu gestorben, da verbanden sich die Fürsten der syrischen Kleinstaaten, um das ägyptische Joch abzuschütteln; doch Thutmes III., der jetzt in den unbestrittenen Besitz der Krone gelangte, warf durch einen glänzenden Sieg vor den Toren Megiddos und durch die Eroberung dieser Stadt die Empörung nieder. Bis zum Amanusgebirge beugte sich das Land vor dem Liebling Ammons, der die Nordländer zu Hunderttausenden packte und die Nasen der Feinde der Lebensluft beraubte, wie wir aus einem Preislied auf den König erfahren. Als Bürgschaft für die pünktliche Tributzahlung gingen die Söhne der syrischen Häuptlinge nach Theben. An den wichtigsten Punkten der von Ägypten durch Syrien gehenden Verkehrsstraße wurden Burgen angelegt. Zugleich begann man gegen die in Gosen angesiedelten Hebräer vorzugehen, vielleicht weil man in ihnen Verbündete der sprachverwandten Aufrührer vermutete. Auch nach Süden und Westen wurden die Grenzen vorgeschoben. Nilaufwärts rückten die ägyptischen Heere siegreich bis in den Sudan, und ein großer Teil Libyens mit der Oase Siwah wurde dem Reiche einverleibt. Damals stand Ägypten auf dem Gipfel seiner Macht, das erste Großreich der Weltgeschichte. Wenn wir den Prunkinschriften des Pharaos Glauben schenken dürfen, lagen nicht nur Libyen, Äthiopien und Syrien, sondern selbst Iran und Kleinasien vor ihm im Staube. Als die Kunde von dem Tode des gefürchteten Kriegshelden erscholl, erhob in Syrien der Aufruhr wieder drohend sein Haupt. Zwar schritt der neue König Amenophis II. mit der größten Entschlossenheit ein. Die Semiten wurden scharf gezüchtigt,

ihre Rädelsführer erschlagen und in Theben aufgehängt, und bis an den Euphrat verbreitete sich der Schrecken vor dem neuen Herrscher. Aber der nördlichste Teil Syriens, der von dem kräftigen Volke der Hethiter bewohnt wurde, scheint nicht nur seine Selbständigkeit errungen, sondern auch Teile Mesopotamiens sowie Cilicien an sich gebracht zu haben. Gegen Ende der Regierung Amenophis' II. (1437) erfolgte der Auszug der Juden, ein Beweis, wie stark die ägyptische Macht erschüttert war. Dem Namen nach erkannte auch unter den folgenden Königen Syrien die Lehnshoheit Ägyptens an. Aber wie es in Wirklichkeit hierum bestellt war, zeigen die zwischen Theben und Memphis in Tell-el-Amarna gefundenen Tontäfelchen, welche Amenophis' III. und Amenophis' IV. Briefwechsel mit asiatischen Lehnsfürsten enthalten. Nicht einmal die königlichen Karawanen und fremden Gesandten waren vor den Räubereien der Syrer sicher. Mit jedem Jahr verschlimmerten sich die Zustände. Von Norden bedrohten die Hethiter die ägyptischen Vorlande, von Süden wanderten die Chabiri (Hebräer) ein, die Sichem schon erobert hatten und nun auf Jerusalem losmarschierten. Als Amenophis IV. gar durch religiöse Neuerungen die mächtige Priesterschaft gegen sich erbitterte und mit dem Hasse eines Fanatikers alle verfolgte, die von seinen Reformen nichts wissen wollten, konnte das von Parteihader zerrissene Reich seine Machtstellung nach außen nicht behaupten, und trotz der Kriegszüge, die der Minister Haremhab nach Syrien unternahm, ging alles außer Palästina verloren; selbst dieses hatte von den Hebräern viel zu leiden. Nur nach der nubischen Seite hatten die Erwerbungen Bestand, hauptsächlich weil die Bevölkerung in Sprache und Sitte zu Ägyptern geworden war. Im allgemeinen war der Höhepunkt der Entwicklung überschritten, die Blüte unwiderruflich dahin. Die Zeiten, in denen der Herrscher Assyriens dem Pharao seine Huldigung darbrachte und die Fürsten der Hethiter um seine Gunst buhlten, kehrten nie mehr zurück. Ein großer Teil der Schuld lag an dem maßlosen Einfluß der Priesterschaft, besonders derjenigen Ammons. Indem aber Amenophis gerade gegen die Verehrung dieses Gottes seine heftigsten Angriffe richtete, die Tempel schließen, das Kirchengut einziehen, den Namen tilgen ließ, die Hauptstadt mied, weil sie unter Ammons Schutz stand, und sich selbst, um nicht an den verhaßten Gott erinnert zu werden, Echnaton (Glanz der Sonnenscheibe) nannte, erschütterte er nur auf kurze Zeit das Ansehen der Priester, auf immer jedoch die Macht des Landes, dessen Lebensinteressen er über seinen Schwärmereien vernachlässigte. Kaum hatte er auf dem Boden des heutigen Amarna die neue Residenz Chut-Aton, in der sich sein und seines Vaters Archiv wiedergefunden hat, zur Hälfte fertig gebaut, als er starb; welches Todes, ist ungewiß. Sofort bemühten sich die Anhänger der alten Religion, Duldung für ihren Kultus zu erlangen, und als sie diese errungen



Vorsteher der Scheunen unter Amenophis III., um 1430 v. Chr. Flachbild in Kalkstein aus dem Grabe des Cha-Em-Het (Berlin, Museum). Nach einer Photographie.

hatten, erzwangen sie die völlige Beseitigung des neuen Gottesdienstes, wozu der dritte Nachfolger des Amenophis, der frühere Minister Haremhab, nur zu willig die Hand bot. Es dauerte geraume Zeit, bis Ägypten wieder gefestigt war. Dann aber suchte es unter großem Kraftaufwand die frühere Macht zurückzugewinnen. Zunächst galt es, das bedrohte Palästina zu schützen. Schon waren die Hethiter bis zum Karmel vorgedrungen und dehnten die ostwärts von Palästina sitzenden Aramäer ihr Gebiet immer weiter aus. Dazu lagen die kanaanitischen Dynasten, die den Pharao als Oberherrn anerkannten, in erbittertem Kampfe mit den Israeliten, welche von der linken Jordanseite aus einen Platz nach dem andern an sich zu reißen suchten. Seti I. aus dem 19. Königshause nahm persönlich an dem Kampfe teil und bewirkte wenigstens, daß bis zum Karmel der ägyptische Besitzstand erhalten blieb. Mit den Hethitern scheint er nicht aneinander geraten zu sein. Zur Verstärkung des Heeres hatte er fremde Söldner, Libyer und Europäer, geworben, unter denen die Schardana (Sardinier) durch ihre eigenartige Rüstung besonders auffallen. Die Mittel, die ausländischen Krieger zu halten, lieferten ihm die Einkünfte aus den Gold- und Smaragdgruben Nubiens. Durch die Einstellung der Söldner wurde die einheimische Bevölkerung, an sich schon unkriegerisch, noch mehr dem Waffendienst entfremdet, und es bereiteten sich Verhältnisse vor, wie sie im römischen Staate durch die germanischen, im Kalifenreiche durch die türkischen Miettruppen eintraten. Unter Setis I. Nachfolger Ramses II. bildeten die Fremden bereits ein Viertel der ganzen Streitmacht. Allerdings handelte es sich um den Kampf mit den gefährlichsten Feinden des Reiches, den Hethitern. Um diese unter das ägyptische Joch zu beugen, unternahm Ramses II. gleich im zweiten Jahre nach seiner Thronbesteigung einen weit nach Norden gerichteten Feldzug und ließ zum Zeichen seiner Herrschaft eine Gedenktafel in den Felsen bei Beirut meißeln. Aber diese Unternehmung bildete nur das Vorspiel zu dem Hauptkampfe. Der Pharao bot vier Armeekorps auf, die nach den Göttern Ammon, Ra, Ptah und Sutech benannt waren. Das Korps Ammon, das den Vortrab bildete, befehligte der König selbst. Tollkühn stürmte er vor, brennend vor Begierde, sich mit dem Gegner zu messen. Indem er jede Vorsicht außer acht ließ, geriet er bei Kadesch am Orontes in einen Hinterhalt, während die Hauptmacht seines Heeres noch weit zurück war. Aber unverzagt stürzte er sich mitten in das dichteste Kampfesgewühl und bewahrte durch seinen Löwenmut den Vortrab vor Vernichtung. Inzwischen erschienen die übrigen Abteilungen der Ägypter. Durch ihr Eingreifen erlitten die Hethiter eine schwere Niederlage. In wilder Hast flohen sie über den Orontes, wobei einer ihrer Fürsten ertrank. Das stark befestigte Kadesch wurde erstürmt. Aber der Sieg war teuer erkauft.

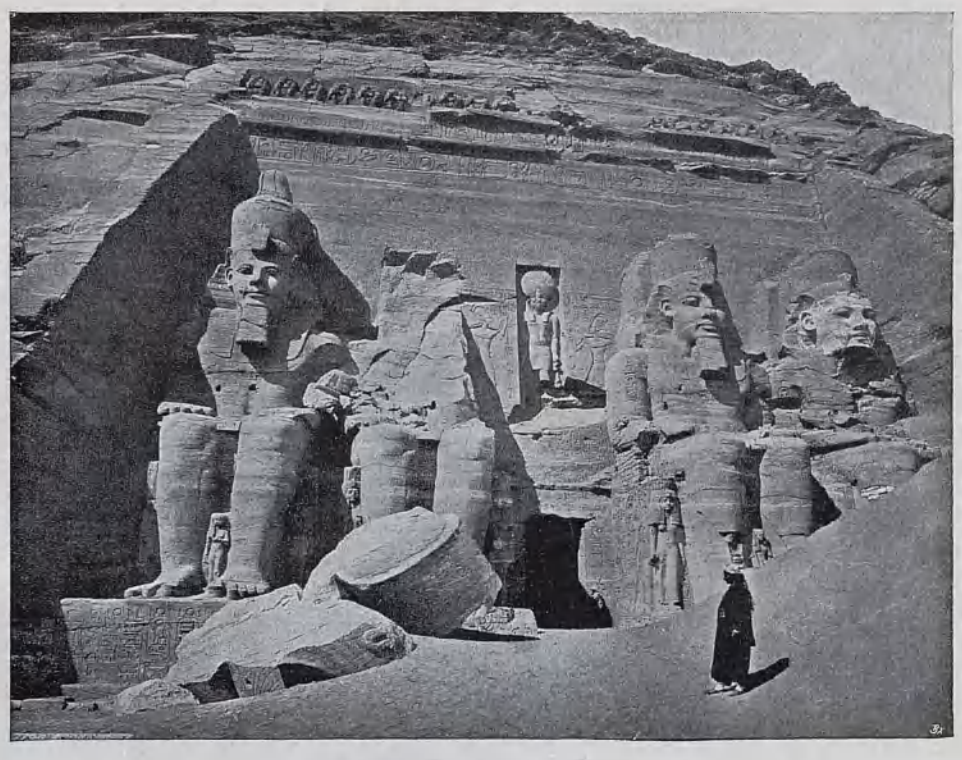


Seti führt die hethitischen Gefangenen vor die Trias von Theben.
Relief an der Außenwand des Säulensaales von Karnak.

Zwar erfahren wir dies nicht aus dem in prahlerischem Stil abgefaßten Bericht, der offenbar den Zweck verfolgte, das Volk über den Ausgang des Krieges zu täuschen. „Berge, Wasser und Steinmauern zittern vor deinem (des Königs) Namen, da sie gesehen haben, daß das Hethiterland deinem Palaste unterworfen ist. Seine Häuptlinge sind gefangen, all ihre Habe ist Tribut ihrer Abhängigkeit von dem lebenden Könige." Aber von einem wirklichen Triumphe kann keine Rede sein. Das lehrt der zwischen den kriegführenden Mächten geschlossene Friede. In diesem werden die Hethiter als gleichberechtigtes Volk anerkannt. Der Karmel bildet die Grenze beider Staaten. Mithin ist der einzige Nutzen des blutigen Krieges, daß dem weitern Vordringen der Hethiter ein Ziel gesetzt wurde. Zugleich einigte man sich über die wechselseitige Auslieferung flüchtiger Handwerker und Sklaven. Dieser Vertrag ist die älteste derartige Urkunde. Das hethitische Original, das auf einer silbernen Tafel stand, ist verloren. Dagegen besitzen wir die ägyptische Übersetzung in zwei Ausführungen, von denen sich die eine an der Südwand des Säulensaales zu Karnak, die andre an einer Wand des Rameseums befindet. In der richtigen Erkenntnis, daß die wachsende Macht Asiens erhöhte Aufmerksamkeit und möglicherweise schnelles Eingreifen erfordere, verlegte Ramses II. die Residenz nach Tanis im Delta. Dabei vergaß er nicht, die ägyptische Herrschaft in Nubien zu befestigen. Unter ihm fand die völlige Ägyptisierung dieses Landes ihren Abschluß. Noch heute erinnert der Felsentempel zu Abusimbel, dessen Eingang durch vier Riesenbilder des königlichen Bauherrn geschmückt ist, an das mächtige Walten des Pharao in Kusch. Unter seinen Bauwerken gebührt der gigantischen Halle im Tempelbezirk des Ammon zu Theben der erste Platz. Durch einen gewaltigen Pylon (Torburg mit schiefwandigen Mauern), vor dem sich hochragende, aus einem einzigen Stein



Oberer Teil eines Standbildes Ramses' II. (XIX. Dynastie).
Aus dem Memnonium in Theben (London, Britisches Museum).
Photographie von Mansell & Co., London.



Der Felsentempel von Abusimbel.
Nach einer Photographie.

gehauene Obelisken erhoben, trat man in einen 100 m breiten Saal. In der Mitte standen in zwei Reihen zwölf Säulen von $3^1/_2$ m Durchmesser und 21 m Höhe. Rechts und links schlossen sich sieben Reihen zu je acht bis neun Säulen an. Diese waren zwar nur 13 m hoch, trugen aber 8 m hohe, gitterartig durchbrochene Wände, wodurch die Höhe der Mittelstützen erreicht wurde. Über das Ganze waren riesige, bis zu 10 m lange Steinbalken gelegt, welche die bis 800 Zentner schweren Deckenplatten trugen. Die kolossalen Verhältnisse, das vorzügliche Material — Marmor und Granit —, die technische Vollendung und die meisterhaften Skulpturen machen noch heute, wo der Zahn der Zeit und der Vandalismus der Menschen den größten Tempel der Welt und das von allen Landesherrn bis in die römische Epoche hinein geschmückte Nationalheiligtum in ein Trümmerfeld verwandelt haben, auf jeden Beschauer einen geradezu überwältigenden Eindruck. Wie muß erst die Wirkung vor drei Jahrtausenden gewesen sein, als Wände, Säulen und Decke mit Malereien von wundervoller Farbenpracht geziert waren! Von ähnlicher Bedeutung war das Rameſſeum, Tempel und Palast zugleich, das auf der Westseite des Nils hart an der Grenze des Wüstengebirges liegt, heute eine fast unentwirrbare Ruinenstätte. In einem Vorhof befand sich des Königs Standbild, in zehnfacher Lebensgröße und aus einem einzigen roten Granitblock gearbeitet.

Unter seinem Sohn und Nachfolger Merenptah brachen europäische Seeräuber, Sardinier, Sikuler, Etrusker und Lykier in das Delta, unterstützt von den Wüstenstämmen Libyens. Der Ansturm wurde aber hauptsächlich durch sardinische Söldner abgeschlagen. Der Völkerschwarm wälzte sich nach Vorderasien. Gleichen Erfolg hatten die Waffen des Pharao im Kampfe gegen alle übrigen Feinde des Reiches, so daß er triumphierend sprechen konnte: „Die Fürsten (der Aufrührer) liegen gebückt und sprechen Frieden. Nicht eines erhebt sein Haupt unter den nubischen Völkern. Verwüstet ist Libyen, das Hethiterland beruhigt, Kanaan mit allen Unruhe-

stiftern gefangen, hinweggeführt Askalon . . . . . Israel ist gering geworden, seine Saaten sind vernichtet, Palästina ist eine hilflose Witwe geworden gegenüber Ägypten. Alle Länder zusammen sind in Frieden, und jeder Fremde, der umherstreift, wird gezüchtigt vom König Merenptah." Mit dem Tode dieses kraftvollen Herrschers schwand auf lange Zeit des Reiches Größe. Die rechtmäßigen Nachfolger wurden durch Gegenkönige gestürzt, libysche Fürsten wagten bereits die Hand nach der Doppelkrone zu strecken und die asiatischen Lehnsstaaten machten sich unabhängig. Um 1180 bestieg ein neues Königshaus, das zwanzigste, den Thron. Unter diesem erneuerten sich die Angriffe der Europäer. Eine ganze Völkerwanderung mit Weib und Kind, wieder so bunt zusammengewürfelt wie ehedem, ergoß sich ins östliche Delta. Diesmal befanden sich auch Griechen, Danaer, unter den gefährlichen Horden, die von Kleinasien her kamen und den Staat der Hethiter überrannten, bevor sie über die Landenge von Suez zogen. Ein Teil fuhr in offenen Kähnen, deren Bug in Entenschnäbel auslief. Ramses III., der im Innern die Ordnung wiederhergestellt hatte, erwehrte sich kräftig der gefährlichen Gäste. Bei Migdol kam es zu einer entscheidenden Schlacht. Die Seevölker erlitten zu Wasser und zu Lande eine vernichtende Niederlage. Es ist der erste geschichtlich beglaubigte Seesieg, der hier von den Ägyptern errungen wurde. In kühnem Zuge verfolgte Ramses III. die fliehenden Feinde und brachte den südlichen Teil Syriens wieder unter seine Botmäßigkeit. Bei Medinet Habu erbaute er neben einem zweistöckigen, turmähnlichen Schlosse, dem einzigen erhaltenen Königspalaste, einen großartigen Tempel, dessen Wände mit den lebenswahren Darstellungen der Schlacht bei Migdol geschmückt sind. Der Aufschwung, den Ägypten unter dem mannhaften Herrscher nahm,



Ruinen des Rameſſeums zu Theben mit Oſiris-Standbildern (rechts) und den Säulen des Tempels (links).
(Photographie des Photoglob, Zürich.)

war nur von kurzer Dauer. Noch unter Ramses III. kam es zu schlimmen Wirren, die dem Pharao beinahe Thron und Leben gekostet hätten. Seine Nachfolger, die alle den Namen Ramses führten, vermochten dem erbleichenden Sterne Ägyptens keinen neuen Glanz zu verleihen. Nach außen erlitt das Reich fortwährend Verluste, und im Innern sank der König zur Null herab. Der wirkliche Machthaber war nicht der Pharao, sondern der Oberpriester des Ammon. Als mit Ramses XII. die 20. Dynastie erlosch, war der Einfluß der Priesterschaft so stark, daß ihr Oberhaupt Herihor den letzten entscheidenden Schritt wagen und sich die Krone aufsetzen konnte. Seine Nachfolger residierten wieder in Tanis. Das theokratische Regiment erwies sich auf die Dauer als unfähig. Den Heeresdienst überließen die Priesterkönige ganz den Söldnern, unter denen die Libyer den Kern bildeten. Ihr Anführer wurde zum erblichen Fürsten erhoben, dessen Nachkomme Scheschonk sich 932 auf den Thron schwang.

Ob der letzte der tatenlosen Taniten, der Schwiegervater Salomons, damals gewaltsam aus dem Wege geräumt wurde oder eines natürlichen Todes starb, ist ungewiß. Mit der libyschen Fremdherrschaft waren tiefgehende soziale Umwälzungen verbunden. Die Masse der Ägypter sank in die Leibeigenschaft herab, und die Priester verloren einen großen Teil ihres Ansehens und ihrer Einkünfte. Dies hatte einen Aufstand in Nubien zur Folge, das nun einen selbständigen Staat bildete und später wiederholt die Libyer aus Ägypten zu verdrängen suchte. Scheschonk konnte trotz seiner Tatkraft die Losreißung Nubiens nicht verhindern. Das neugegründete, von Priesterkönigen beherrschte Reich hatte die Sympathien aller eingeborenen Ägypter auf seiner Seite. Dazu kamen überaus wichtige Vorgänge in Asien. Das jüdische Reich teilte sich in die Staaten Juda und Israel, weshalb ein Eingreifen Scheschonks die Wiederherstellung der ägyptischen Suprematie versprach. Assyrien begann von neuem seinen Siegeszug. Wenn auch die syrische Politik der libyschen Dynastie das ersehnte Ziel nicht erreichte, so gebot sie doch wenigstens vorläufig dem Vorrücken der Niniviten Halt. Endlich scheinen die übrigen Söldnerführer nicht allzu zuverlässig gewesen zu sein. Ihr Ehrgeiz erstrebte dieselbe Würde, die Scheschonk besaß, und bald zerfiel das Delta in eine Menge kleiner Fürstentümer, unter denen das von Bubastis, der Residenz der 22. Dynastie, nur mit Mühe den Schein einer Oberherrschaft behauptete. Das Niltal ging ganz verloren. Von Nubien, dem Äthiopien der Griechen, wo Napata in der Nähe des vierten Kataraktes zur Hauptstadt erhoben war, drangen, von den Ägyptern mit Jubel aufgenommen, die Heere der Priesterfürsten nach Norden. Der äthiopische König Pianchi besetzte Theben, und die libyschen Dynasten im Delta huldigten ihm. Als sie sich empörten und nach anfänglichen Erfolgen ihren Führer Bokchoris zum König proklamierten, schritt Pianchis Sohn Sabako energisch ein. Vergebens suchte Bokchoris durch wohltätige Gesetze das harte Los der geknechteten Eingeborenen zu mildern und so einen stärkern Rückhalt zu gewinnen. Er wurde von den Äthiopen besiegt, gefangen genommen und verbrannt (728). Doch der riesige Aufschwung, den damals Assyrien nahm, verhinderte die gedeihliche Entwicklung Ägyptens. Nach der Eroberung Samarias durch Tiglatpilesar hielt Sabako es für geboten, den Assyriern entgegenzutreten. Aber er wurde geschlagen, und wenige Jahre später mußte Ägypten dem Sieger Tribut zahlen. Die Ermordung Sargons und Aufstände in Assyrien verschafften dem Pharao einige Zeit Ruhe. Als aber Senacherib durch seinen glänzenden Sieg bei Elteke (Altaku) sich den Weg nach dem Nil erschlossen hatte, schien Ägypten endgültig verloren. Doch noch einmal ward ihm eine Gnadenfrist von dem Geschick bewilligt. Die schweren Verluste vor Jerusalem verboten dem assyrischen Großherrn, seinen Waffenerfolg gegen Ägypten auszunutzen. Hier war Sabakos Sohn von dem Äthiopen Taharka verdrängt worden, der nach der Schlacht bei Elteke den fliehenden König hatte ergreifen und hinrichten lassen. Aber nur wenige Jahre erfreute sich dieser der angemaßten Würde. 671 rückte Assarhaddon, Senacheribs Nachfolger, ins Niltal, machte Ägypten zur assyrischen Provinz und übertrug die Verwaltung 20 Dynasten, unter denen Necho der bedeutendste war. Dieser residierte in Sais, der heiligen Stätte der Göttin Neith.

Taharka wich nach Äthiopien. Von hier aus versuchte er in den nächsten Jahren mehrmals Ägypten wiederzugewinnen, richtete aber dann, als alle seine Bemühungen im Pharaonenlande scheiterten, seine Eroberungspolitik erfolgreich nach dem Süden. Nachdem die Grenzen des äthiopischen Reiches weit in das Innere Afrikas vorgeschoben waren, wurde die Hauptstadt von Napata nach Meroe verlegt, am Zusammenfluß von Nil und Atbara, nach Herodot 60 Tagereisen von Elefantine entfernt. Der theokratisch regierte Staat, dessen Geschicke sich nun von denen Ägyptens dauernd trennten, bestand bis ins dritte Jahrhundert vor Christi Geburt. Trümmer von Tempeln und Palästen, Sphinxen und Götterbildern sind hier in großer Zahl gefunden worden.

In Ägypten behaupteten sich die Assyrier noch nicht zehn Jahre. Psammetich, der Sohn Nechos, benutzte die Unruhen, welche kurz nach dem Tode Assarhaddons im Großreiche ausgebrochen waren und riß Ägypten los. Nachdem ihm von dem lydischen Könige Gyges, mit dem er ein Bündnis geschlossen hatte, ein aus Griechen und Karern bestehendes Söldnerheer zu Hilfe



Fries in einem Tempel: Ramses II. im Schlachtwagen, begleitet von seinen Söhnen, kämpft gegen die Äthiopier, ca. 1300 v. Chr.

Beitoually, Nubien, jetzt im Britischen Museum, London. Nach einer Photographie.

geschickt worden war, unterwarf er die übrigen Teilfürsten und begründete die 26. (saitische) Dynastie. Die Bevorzugung der fremden Soldaten, denen er sein Königtum verdankte und die auch in der Folgezeit seine Hauptstütze bildeten, erbitterte die alten, libyschen Krieger so sehr, daß ihrer über 200 000 nach Abessinien auswanderten, wodurch auch dieses Land, wie die aufgefundenen Ruinen zeigen, mit der ägyptischen Kultur vertraut wurde.

Die Griechen und Karer, etwa 30 000 Mann, welche die Kerntruppe von Psammetichs Heer bildeten, wurden „in den Lagern" (im Delta) angesiedelt. Nachdem Psammetich die Einheit und Unabhängigkeit Ägyptens wiederhergestellt hatte, widmete er seine ganze Tätigkeit den Werken des Friedens. Das Land wurde in einer bisher unbekannten Weise dem Verkehr erschlossen. In vielen Städten entstanden griechische Faktoreien, in Memphis war ein ganzes Stadtviertel griechisch. Einheimische wurden in der griechischen Sprache unterrichtet, um den Fremden als Dolmetscher und Führer zu dienen. Der Strom der Touristen ergoß sich von nun an mit immer zunehmender Stärke in das Wunderland am Nil, wo sie sich in derselben geschmacklosen Art wie heute auf den ehrwürdigen Baudenkmälern verewigten. Die Memnonskolosse sind bis zu den Knien mit griechischen und römischen Namen bedeckt. Doch nicht nur von Reisenden gewöhnlichen Schlages wurde Ägypten aufgesucht, die gefeiertsten Schriftsteller und

Philosophen wie Thales, Pythagoras, Herodot und Plato durchwanderten die Städte am Nil und lauschten den Lehren der Priester.

Von genialem Geiste zeugt das Projekt Psammetichs, eine Wasserstraße zwischen dem Mittelmeer und dem Roten Meere zu bauen. Der vom östlichen Nilarm nach dem Timsahsee gehende Kanal sollte nach dem heutigen Suez weitergeführt und so verbreitert werden, daß zwei Trieren nebeneinander fahren könnten. Hierdurch wäre die lästige Umladung und der beschwerliche Landtransport vermieden worden und Ägypten hätte sich eines großen Teils des Welthandels bemächtigt. Mit Eifer gab man sich an die Ausführung des Planes; da starb Psammetich 610. Sein Sohn und Nachfolger Necho II. setzte anfangs das Werk fort. Als aber über 100 000 Menschen bei der Arbeit umgekommen waren, stand er von der Vollendung des Kanalbaues ab. Erst der Perserkönig Darius brachte die Idee Psammetichs zur Ausführung.

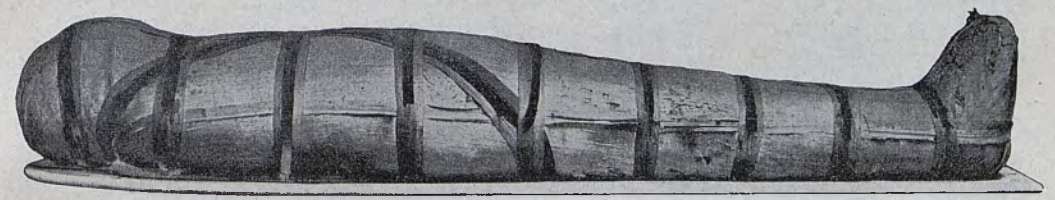
Dagegen gebührt Necho II. das Verdienst der ersten Umseglung Afrikas, indem in seinem Auftrage Phönizier an der Ostküste Ägyptens in See stachen und nach mehr als zweijähriger Fahrt durch die Säulen des Herkules in den Nil einliefen. In der Geschichte der großen Entdeckungen würde diese denkwürdige Reise einen Ehrenplatz beanspruchen können, wenn die damalige Zeit verstanden hätte, die Forschungsexpedition für den Handel und die Erweiterung unsrer erdkundlichen Kenntnisse zu verwerten. Jetzt aber verlief sie nutzlos, und schon bald zweifelte man an der Tatsache, obwohl die wenigen uns überlieferten Angaben der kühnen Seefahrer, — daß Afrika, abgesehen von der Landenge von Suez, ringsum vom Ozean umschlossen sei und ein beträchtlicher Teil des Kontinents südlich des Äquators liege — die Umseglung vollauf beweisen. Um den Handel zu sichern, unterhielt Necho Kriegsflotten auf dem Roten Meere und auf dem Nil.

Trotz seiner Friedensliebe, die ihn den Spuren der väterlichen Politik folgen ließ, glaubte er, die Ohnmacht des zusammenbrechenden Assyrerreichs gestatte ein gefahrloses Eingreifen in Syrien, welches er der Oberhoheit Ägyptens wieder unterwerfen wollte. Im Jahre 608 drang er in Palästina ein, schlug bei Megiddo am Karmel den jüdischen König Josia aufs Haupt und trug die siegreichen Waffen bis an den Euphrat. Aber schon nach vier Jahren verlor er durch die Niederlage bei Karchemisch das eroberte Land und schloß mit Nebukadnezar einen Frieden, der Syrien den Babyloniern überließ. Ägypten genoß nun fast 20 Jahre hindurch Ruhe. Erst der Ehrgeiz von Nechos II. Enkel Apries (Hophra) verwickelte das Land in gefährliche Unternehmungen. Nachdem er den jüdischen König Zedekia zum Abfall von Babylonien verleitet hatte, rückte er zum Entsatze Jerusalems gegen das feindliche Belagerungsheer und zwang dieses zum Abzuge, kehrte dann aber gleich, als wäre der Krieg zu Ende, nach Ägypten zurück. Bald jedoch erschien Nebukadnezar mit stärkerer Truppenmacht zum zweiten Male vor der Hauptstadt Judas, die, von den Ägyptern feige im Stiche gelassen, schon nach einem Monat in einen Trümmerhaufen verwandelt wurde. Nach dem Falle Jerusalems wandten sich die Babylonier zunächst gegen das aufrührerische Tyrus, um nach dessen Unterwerfung mit Apries abzurechnen. Dieser war aber schon durch eine Militärrevolution gestürzt. Sein Feldherr Amasis hatte den Haß der einheimischen Truppen gegen die Griechen für seine selbstsüchtigen Zwecke benutzt, den König gefangen genommen und die Herrschaft an sich gerissen. Ohne das Kriegsglück versucht zu haben, leistete er auf Syrien Verzicht, wofür die Babylonier ihm ihre Ansprüche auf Cypern abtraten.

Da Amasis seine Erhebung der Reaktion gegen die Ausländer verdankte, löste er nicht nur das in „den Lagern“ stehende Korps der Söldner auf, sondern nahm den Griechen auch das Recht, sich in jeder beliebigen Stadt ansiedeln zu dürfen. Sie konnten sich nur noch in Naukratis (im westlichen Delta) niederlassen, das jetzt Mittelpunkt des griechischen Handels in Ägypten wurde. Ein völliger Ausschluß der griechischen Kaufleute hätte den materiellen Ruin des Landes heraufbeschworen. Daher begnügte sich Amasis mit jener halben Maßregel und unterhielt mit dem meerbeherrschenden Volke und seinen Fürsten freundschaftliche Beziehungen.

In seine Regierung fiel die Bildung des persischen Reiches. Amasis war der erste, der den gefahrdrohenden Charakter des neuen Staates erkannte. Vorsichtig schloß er mit Babylonien

und Lydien ein Schutz- und Trutzbündnis. Doch das Verderben ließ sich nicht abwenden. Beide Reiche wurden von dem jugendkräftigen Perservolke unterworfen, ohne daß Amasis es hindern konnte. Wann Ägypten an die Reihe kommen sollte, war nur eine Frage der Zeit. Er selbst erlebte das Unglück nicht mehr. Kaum aber hatte er die Augen geschlossen, als das Verhängnis hereinbrach. Psammetich III., des Amasis Nachfolger, wurde schon ein Jahr nach seiner Thronbesteigung von dem Perserkönige Kambyses bei Pelusium geschlagen und floh nach Memphis. Hier geriet er in die Gefangenschaft der siegreichen Feinde und wurde mit 6000 vornehmen Ägyptiern nach Susa gebracht. Ägypten wurde eine persische Satrapie 525 v. Chr. Doch konnte das Volk, das auf eine ruhmreiche Vergangenheit von fast drei Jahrtausenden zurückblickte, den Verlust der nationalen Selbständigkeit nur schwer verschmerzen. Bei jeder sich bietenden Gelegenheit pflanzte es die Fahne der Empörung auf, so bei dem Regierungsantritt des Darius, so nach der Schlacht bei Marathon, so nach dem Tode der Könige Xerxes I. und Darius II., und wenn auch ein Aufruhr nach dem andren in Strömen von Blut erstickt wurde, so drückte doch die Hoffnung auf Wiederherstellung der Freiheit dem Volke immer von neuem die Waffen in die altersschwachen Hände. Erst mit dem Einzuge Alexanders des Großen kehrten ruhige Zeiten wieder zurück, und der lang andauernde Friede, dessen sich das Land unter der Herrschaft der Ptolemäer und der Römer erfreute, erweckte Handel und Künste zu neuem Leben.



Mumie des Beamten Atainеb, noch in den Umwicklungen, ca. 400 v. Chr.
(London, Britisches Museum.) Nach einer Photographie.

B. Kultur.

Übereinstimmend mit den übrigen Völkern des heidnischen Altertums hielten die Ägypter die Materie (Nun) für ewig. Sie flutete als flüssige Masse in dem unendlichen Weltenraum, und darüber schwebte der Hauch des Neni, d. h. die die Materie bewegende Schöpfungskraft. Durch ihre Einwirkung bilden sich Himmel und Erde, und scheidet sich auf der Erde das feste Land von dem Meere. In der Folgezeit trat die Person des Weltenschöpfers zurück, und es erhob sich die Sonne zur höchsten Gottheit. Indem man das Bild der menschlichen Familie auf sie übertrug, gab man ihr eine Gemahlin und einen Sohn. Die Gemahlin war der lichte Himmel, den die Sonne auf ihrer Bahn durchmißt, oder das Dunkel der Nacht, aus dem das licht- und lebenspendende Gestirn beim Anbruch des Tages aufsteigt und in das es am Abend untertaucht. Im hellen Tageshimmel verkörpert sich Isis, im Abenddunkel Nephthys, im funkelnden Sternenzelt Neith, im Morgengrauen Hathor. Der Sohn ist streng genommen dem Vater wesensgleich. Erhebt sich nämlich beim Frührot die Sonne im Osten, so wird sie als der aus der Nacht (Morgengrauen) geborene Sohn aufgefaßt, der um Mittag seine volle Kraft erlangt und sich nunmehr mit dem Raum, den er durcheilt, vermählt, um am nächsten Morgen wieder als Sohn aufzuerstehen.

Die Sonne sendet nicht nur ihre leuchtenden und erwärmenden Strahlen zur Erde, sondern gilt auch als Sitz und Quelle alles Lebens, und jede Art der Fruchtbarkeit ist ein Ausfluß dieser Gottheit. Daher ist Hapi, der göttlich verehrte Nil, nur als eine Erscheinungsform des höchsten Wesens anzusehen. Mit diesem liegt die Finsternis, die mit der Unfruchtbarkeit eins ist, in

ewigem Kampfe. Diese als Kern der ägyptischen Religion aus dem mythologischen Wirrwarr herausgeschälte Vorstellung erhielt in jedem Gau eine besondere Gestalt. In Memphis war Ptah der Hauptgott. Er beschützte die Künstler, und die Zwerge, die als kunstverständige Bildhauer gedacht wurden, waren seine Kinder. Zur Gemahlin gab man ihm die Göttin der Wahrheit und Gerechtigkeit. In Elefantine wurde Chnubis am meisten verehrt. Sein Wesen deckt sich so ziemlich mit dem Ptahs. Chnubis galt als Weltschöpfer, der das Weltei auf der Drehscheibe geformt hatte. Da, wo der Nil in Ägypten eintritt, wohnte er zusammen mit zwei Frauen, von denen die eine das Land überschwemmen ließ, die andre die Äcker befruchtete. Mit Ptah wurde auch Neith, die Beschützerin von Sais, in Verbindung gebracht. Den Sternenhimmel faßte man als Gewand auf, das sich die Göttin selbst verfertigte. Durch diese Vorstellung wurde Neith zur Göttin der Webekunst, und in ihrem Tempel machte man die heiligen Kleider, deren sich die Priester beim Kultus bedienten. Ihr Festtag wurde in ganz Ägypten durch Anzünden von Lampen ähnlich dem niederrheinischen Martinsfeste gefeiert. Der Kreis dieser Gottheiten trat durch den Gott Tum, in dem man den Sohn Ptahs sah, mit einem andren in Berührung. Dieser Tum oder Atum war der Schirmherr von On (Heliopolis), dem religiösen Mittelpunkte des Landes. Er verschmolz schon in frühester Zeit mit Ra oder Re, der, von Ewigkeit stammend, sich selbst geschaffen hatte. Fast identisch mit ihm waren Horus, der in Edfu, und Osiris, der in Abydos als Hauptgott verehrt wurde. In Theben stand Ammon, dessen Beiwort Ra auf Verwandtschaft mit dem erwähnten Gotte hinweist, an der Spitze des Pantheons.



Sandsteinstandbild des Gottes Hapi, gewidmet von Scheschonk I. ca. 930 v. Chr., aus Karnak.
(London, Britisches Museum.)
Nach einer Photographie.

Wesentliche Unterschiede zwischen Ptah, Chnubis, Ra, Atum, Osiris, Horus und Ammon waren nicht vorhanden; eine Inschrift im Tempel Ammons zu Siwah belehrt uns ausdrücklich, daß die übrigen Götter nur andre Namen oder Offenbarungen Ammons seien. Dasselbe gilt betreffs der weiblichen Gottheiten. Nephthys, Neith, Isis usw. sind gleichbedeutend mit Hathor. Daneben gibt es eine Fülle von niedern Gottheiten, unter denen Thot (Mond), der Erfinder der Zeitrechnung, die höchste Bedeutung hat.

Daß das Gemeinsame der Religion nicht erkannt wurde, liegt zunächst an dem Sonderleben, welches jeder Gau vor der nationalen Einigung lange Zeit geführt hatte. Die Verschiedenheit der Auffassung wurde durch den der ägyptischen Religion eignen Tierkultus noch genährt. Wahrscheinlich war dieser nicht altes Erbgut der Hamiten, sondern diese fanden ihn bei ihrer Einwanderung in das Niltal bei der dortigen Urbevölkerung vor und verknüpften ihn, so gut es ging, mit ihren Vorstellungen. Dem Ptah war der Mistkäfer heilig, dem Ptah in Memphis der Stier Apis, den eine weiße, von einem Mondstrahl befruchtete Kuh geboren hatte, dem Ammon der Widder, dem Ra der weiße Stier Mnevis und der Sperber, dem als Hundskopfaffen dargestellten Thot der Ibis. Gewöhnlich erscheinen die Götter in der Gestalt dieser Tiere, oder man gibt ihnen wenigstens den entsprechenden Tierkopf. Bei den Göttinnen ist die Mannigfaltigkeit nicht so groß. Die meisten werden als Kühe oder kuhköpfig dargestellt, so daß man die Wesensgleichheit der einzelnen Gottheiten deutlich erkennen kann. Einige offenbaren sich in Schlangen oder Katzen, wie die Göttin Bast.

Als Menes das ganze Land zu einem Staate vereinigt hatte, entstand mehr und mehr der Wunsch nach einer gemeinsamen



Die Pyramide des Cheops mit der Sphynx und den Tempelüberresten.

(Nach Photographie.)

Religion. Es hatte sich aber der Dienst der Lokalgötter schon so gefestigt, daß die dem Volke liebgewordenen Ideen ohne schwere Erschütterung nicht mehr beseitigt werden konnten. Man ließ daher jedem Gau seine religiöse Sonderheit, förderte aber daneben die Verbreitung der Osirislehre, die fast zur Reichsreligion wurde.

Nachdem Osiris, der Beschützer der Stadt Abydus, in Ägypten den Grund zu einer höheren Gesittung gelegt hatte, unternahm er eine Reise ins Ausland, um auch dorthin die Segnungen der Kultur zu bringen. Heimgekehrt, wurde er von seinem tückischen Bruder Set getötet, indem er sich auf dessen Bitten in eine Lade legte, worauf Set den Deckel zuschlug und die Lade in den Nil warf. Isis, die Gemahlin des Osiris, fand den Sarg und versteckte den Leichnam. Aber Set (= Typhon) kam hinter das Geheimnis, zerstückelte den toten Bruder und zerstreute die Glieder über das ganze Land. (Diese Teile sind die verschiedenen Nilarme des Deltas, weshalb der Punkt, wo der Fluß sich gabelt, Spaltung des Osiris heißt). Die einzelnen Teile wurden von Isis zusammengesetzt und gemeinsam bestattet. Nach andrer Ansicht wurde jedes Glied für sich beerdigt und an der Grabstätte ein Tempel errichtet, den die Griechen Sarapeum nannten. Horus, der Sohn des Osiris, rächte den Tod seines Vaters und bezwang den Set, ohne ihn jedoch vernichten zu können; vielmehr erneuerte sich der Kampf Tag für Tag. Die aufsteigende Sonne, welche als jugendkräftiger Sieger aus dem Dunkel hervortritt, ist Horus, die Mittagssonne Ra, Tum oder Osiris, der sich mit der Himmelskönigin Isis vermählt, die Abendsonne Osiris, deren Untergang als Ermordung durch Set gedacht wird. Indem Horus den Frevel bestraft, gilt er als Schutzgott Ägyptens; sein Symbol, die geflügelte Sonnenscheibe mit den Uräusschlangen, prangt über dem Eingang jedes Tempels. Set ist der Gott der Finsternis, und da die Sonne im Westen untergeht, wo sich endlos die Wüste ausdehnt, zugleich Gott der Unfruchtbarkeit und Hauptfeind Ägyptens, daher auch Gott des Auslandes (Sutech). Dadurch wird Horus Personifikation des Gedeihens. Als solcher hält er in Gestalt des Sphinx am Wüstenrande Wache, um das Niltal vor den Glutwinden der Sahara zu schützen. (Dieser Sphinx, ein ruhender Löwe mit Menschenhaupt, wurde unter Amenemhat III., dem Erbauer des Labyrinths, in der Nähe des Dorfes Gise aus dem lebenden Felsen gehauen. Thutmes IV. ließ ihn, durch einen Traum gemahnt, vom Wüstensande befreien und zwischen den Tatzen eine Kapelle errichten. Mit Recht hat man die 20 m hohe Statue ein Wahrzeichen Ägyptens genannt.) Der Wechsel zwischen Licht und Dunkel, der den Anlaß zum Mythus gegeben hat, erhält also die bekannte symbolische Bedeutung eines Kampfes zwischen Gut und Böse; dieser Kampf knüpft sich auch an den Lichtgott Ra, der die Schlange (Apap) der Finsternis besiegt, aber nicht vertilgen kann. Denselben Kampf hat der Mensch zu bestehen, und wer sich als rechter Gottesstreiter bewährt hat,



Der heilige Apisstier.
Standbild im Louvre, Paris.
Nach einer Photographie von Braun, Clément & Co., Dornach i. Els.

geht nach dem Tode ein ins Paradies, wo Osiris herrscht. Insofern die Osirislehre dem Volksglauben entsprach und die übrigen Mythologien und Götterkulte unangefochten ließ, fand sie im ganzen Lande bereitwillig Aufnahme.



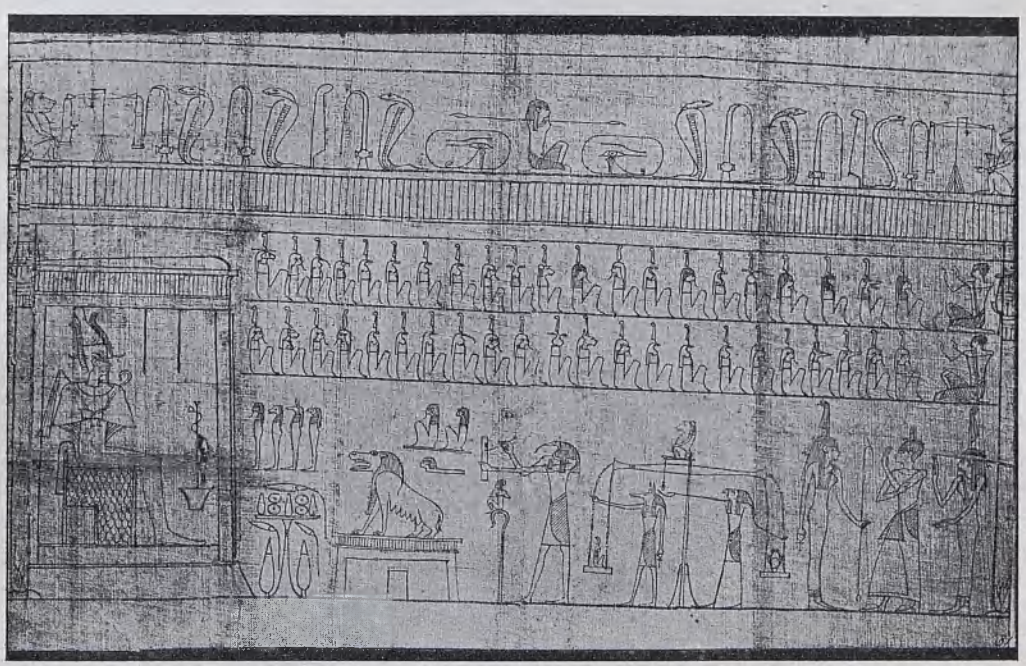
Standbild der Göttin Bast aus schwarzem Granit. Gewidmet von Amenophis III. 1400 v. Chr. aus Karnak. (London, Britisches Museum.) Nach einer Photographie.

Auch der höchste Gott der jeweiligen Reichshauptstadt erlangte größere Bedeutung als die Lokalgötter; doch wurde eigentlich nur Ammon, der Schirmherr Thebens, eine Art Nationalgott.

Eine Störung erlitt die religiöse Entwicklung durch das kühne Bestreben der Priesterschaft von Heliopolis. Diese Stadt, in der die Götter sich gemeinschaftlich zu beraten pflegten, galt als besonders heilig, weshalb ihre Priester die geistige Führung an sich reißen zu können hofften. Sie planten nichts Geringeres als an Stelle der Vielgötterei den Monotheismus zu setzen. Die Sonne sollte allein als Gott anerkannt werden. Es gelang, den Sohn des Königs Amenophis' III. zu gewinnen und für die neue Theorie zu begeistern. Sobald er als Amenophis IV. den Thron bestiegen hatte, arbeitete er mit großem Eifer für die Reform. Er legte seinen an Ammon erinnernden Namen ab und nannte sich Echnaton (Chuenaten) = Abglanz der Sonnenscheibe. An Stelle der verhaßten Ammonsstadt erhob er das von ihm erbaute Chutaten (das heutige Tell el Amarna) zur Residenz. Es begann eine planmäßige Verfolgung der alten Götter; nur solche fanden Gnade, die man als völlig gleichbedeutend mit der Sonne auffassen konnte, wie Ra oder Horus. Bei der großen Macht des Pharao war vorderhand an Widerstand nicht zu denken: der Monotheismus hatte vorläufig gesiegt. Aber der neue Glaube, der nicht aus dem Volke selbst hervorgegangen war und nicht als Fortentwicklung der bisherigen Religion erscheinen konnte, stand und fiel mit dem Herrscher, dessen Machtspruch ihn ins Leben gerufen hatte. Schon der Umstand, daß es nach der neuen Lehre verboten war, von dem höchsten Gott ein menschen- oder tierähnliches Bild anzufertigen, und man sich begnügen mußte, ihn symbolisch in Gestalt einer Sonnenscheibe darzustellen, mußte die an den sinnfälligen, blendenden Kultus der alten Religion gewöhnte Masse gegen die Reform einnehmen. Gleich nach dem Tode Echnatons begann die Reaktion, die bald so erstarkte, daß sie alles, was sich auf den reinen Sonnendienst bezog, unterdrücken, die Sonnenstadt zerstören und selbst die Bilder und den Namen des kühnen Reformators vernichten konnte. Die Orthodoxie triumphierte, und im Verlaufe der Zeit schwand jede Erinnerung an die religiösen Kämpfe.

Zu Ehren der Götter erbaute man schon in frühester Zeit, sicher nachweisbar seit der vierten Dynastie, prächtige Tempel. Zu den ältesten gehört der des Ra zu Abusir. Allmählich bildete sich ein besonderer Baustil aus, so daß allen Tempeln trotz der Verschiedenheit im einzelnen doch derselbe Plan zugrunde liegt. Durch ein gewaltiges, von schiefwandigen Türmen flankiertes Tor (Pylon) trat man in einen offenen Hof und gelangte dann in einen Säulensaal, der für den Gottesdienst bestimmt war. In diesem standen auch die Götterbilder. Dahinter lag das Allerheiligste, niedrig und dunkel, wo die heiligen Laden mit den Symbolen der Götter und die heiligen Barken aufbewahrt wurden, in welchen die Götterstatuen bei feierlichen Prozessionen fuhren. Vor den Pylonen erhoben sich vierkantige Spitzsäulen, Obelisken, die ursprünglich als eine Art Fetisch des Ra erscheinen, später aber nur zur Verzierung dienen.

Viel schärfer als bei den Babyloniern war bei den Ägyptern der Glaube an die Unsterblichkeit der Seele und an die Vergeltung im Jenseits ausgebildet. Nach dem Tode wandert die Seele auf einem beschwerlichen Wege und unter mannigfachen Gefahren nach dem im fernen Westen gelegenen Totenreich. Hier herrscht Osiris. Von 42 Richtern umgeben, thront er in der Halle der doppelten Wahrheit. Nachdem der Verstorbene geschworen hat, keine der 42 Todsünden begangen zu haben, wird sein Herz gewogen. Der Mondgott Thot spricht das Urteil. Der gerecht Befundene genießt fortan ein Leben irdischer Glückseligkeit, die Verdammten dagegen irren, von Gewissensbissen gepeinigt, ruhelos umher. Oft fahren sie in Lebende hinein und machen diese zu Verbrechern, bis sie durch ein zweites Urteil völlig vertilgt werden. Solange der Leib erhalten bleibt, ist dem Toten die Möglichkeit gegeben, zur Erde zurückzukehren und in dem frühern Körper wieder Wohnung zu nehmen. Ist aber der Leib vernichtet, so wird auch die Fortdauer der Seele in Frage gestellt. Deshalb sorgte man in peinlicher Weise für die Erhaltung des Körpers. Zunächst entfernte man die Teile, die am leichtesten in Verwesung übergehen: Gehirn, Herz, Lunge und Gedärme. Dann entzog man dem Leichnam durch Natron die Feuchtigkeit und beseitigte durch Asphalt die Fäulniskeime. Die Eingeweide wurden in vier geweihten Vasen beigesetzt, deren Deckel die Köpfe der Todesgenien waren. An die Stelle des Herzens legte man unter die Binden, mit denen man die Mumie umwickelte, ein steinernes, meist in Form des dem Ptah geheiligten Mistkäfers, auf dessen flache Rückseite man einen Zauberspruch schrieb. Die Mumie bettete man in eine bemalte Holzlade, die von einem Steinsarg umschlossen war. Außer allerlei Amuletten



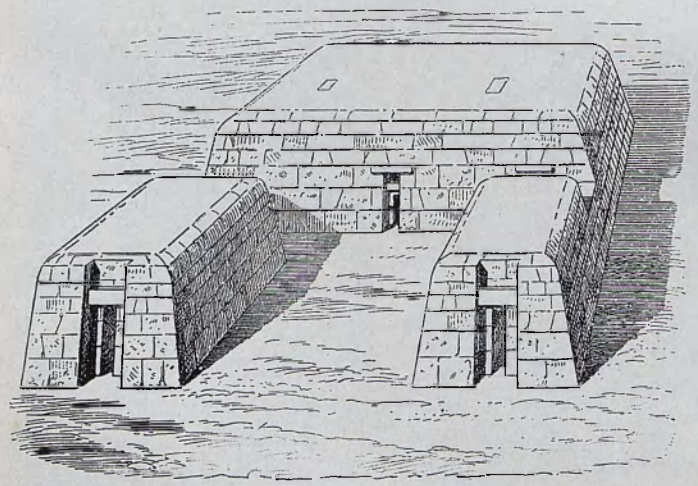
Ägyptische Darstellung des Totengerichts um 700 v. Chr.
Aus einem Papyrus im Museum zu Berlin. Nach einer Photographie.

fügte man noch das Totenbuch bei, welches eine Sammlung magischer Formeln enthielt, deren man auf der Reise ins Jenseits nicht entraten konnte. Damit die Ruhe des Verstorbenen von niemand gestört werde, grub man in den Felsen eine tiefe Höhle, in die der Sarg gesenkt wurde. Bei der Bestattung brachte man einen Ochsen und eine Antilope als Opfer dar.

Außer den nächsten Angehörigen bezeigten auch die Witwen und Waisen, die in dem Heimgegangenen ihren Wohltäter verloren, ihren Schmerz durch lautes Klagen. In das Grab stellte man in alter Zeit gefüllte Schüsseln und Krüge, da der zum Körper zurückkehrende Geist der Speise und des Trankes ebenso bedurfte wie die Lebenden. Später ersetzte man die Gaben durch bildliche Darstellungen und überließ es der Seele, diesen durch einen Zauberspruch Wirklichkeit zu verleihen.

Weil das Jenseits im Westen gedacht wurde, lagen die Friedhöfe alle an der linken Nilseite. Die größten Totenstädte, in denen sich meilenweit Grab an Grab reihte, befanden sich bei Memphis, Theben und Abydos. An der Westseite von Memphis dehnte sich die Nekropole, in der ungezählte Millionen bestattet lagen, zehn Stunden lang von Norden nach Süden aus. Die eigenartigsten Grabbauten, die sich hier finden, sind die Mastabas und die Pyramiden, die Ruhestätten der Großwürdenträger und der Könige. Die hohen Reichsbeamten errichteten über einem in den Felsen getriebenen Schacht, der die Mumie barg, einen massiven Mauerkern in Gestalt einer Bank, weshalb die Araber dieses Bauwerk Mastaba (= Bank) nennen. An einer Seite befand sich eine einfache Nische mit einer Tafel, welche Totengebete sowie Namen und Titel des Verstorbenen enthielt. Später erweiterte man die Nische zu einem Zimmer, dessen Wände mit Szenen aus dem Leben des hier Bestatteten geschmückt und in das steinerne oder hölzerne Figuren zur Bedienung des Herrn gestellt wurden.

Das für die Ewigkeit bestimmte Wohnhaus des Königs mußte natürlich den Grabbau der Vornehmen überragen. Deshalb setzte man auf eine Mastāba größeren Umfangs mehrere Stockwerke, von denen jedes hinter das vorhergehende zurücktrat. So erhielt man einen Stufenturm. Indem man die Stufen ausfüllte und das Ganze mit einem Mantel, meist aus Granit, bekleidete, entstand die Pyramide. Sie hat stets eine quadratische Grundfläche und ist mit den Seiten nach den vier Himmelsgegenden gerichtet. Die bekanntesten der etwa 80 Pyramiden liegen bei Gise und stammen von den der vierten Dynastie angehörenden Herrschern Cheops, Chefren und Mykerinus. Aus der Höhe der Königsmausoleen können wir auf die Dauer der Regierungszeit ihrer Erbauer schließen. Der Pharao pflegte nämlich gleich nach der Thronbesteigung für sein Grab zu sorgen. Es wurde zunächst ein kleines Gebäude ausgeführt, da er nicht wußte, ob er die Vollendung eines größern erleben werde. War das erstere fertig, so ließ er es erweitern, und je länger er regierte, um so öfter wurde angebaut. Die größte Pyramide, von Cheops errichtet, bedeckt einen Flächenraum, doppelt so groß wie der der Peterskirche in Rom, und das Mauerwerk beträgt $2^1/_2$ Millionen Kubikmeter, ihre Höhe 147 m. Sie ist auch die einzige, deren Mantel noch teilweise erhalten ist. Durch einen langen schmalen Gang gelangt man zu einem gewaltigen Felsblock, zu dessen Seite die Araber einen Stollen gebohrt haben, der uns in eine 2 m breite, 8 m hohe und 47 m lange Kammer führt. Diese ist aus geschliffenen Kalksteinquadern ohne jedes Bindemittel erbaut. Genau unter der Spitze der Pyramide liegt ein Vorgemach, neben



Mastabas von dem Gräberfelde bei Memphis.
Nach Perrot & Chipiez.



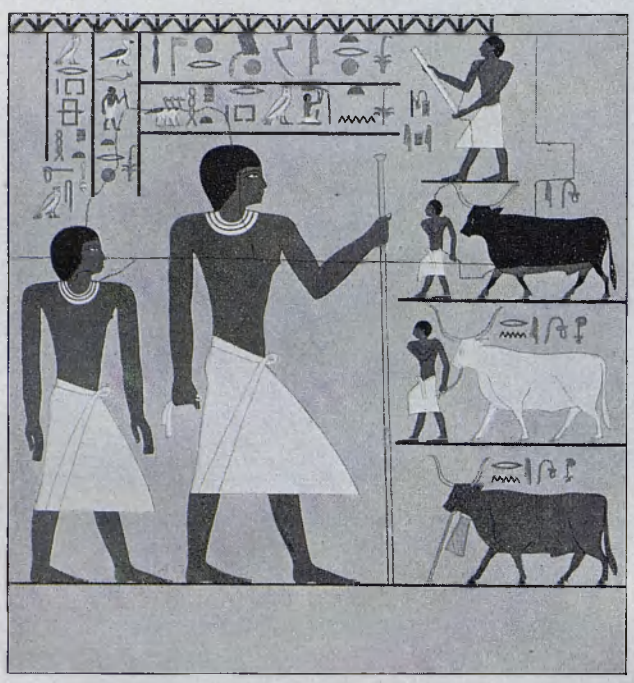
Eingang zu den Felsengräbern von Beni-Hassan in Oberägypten (29. Grad n. B.) am östlichen Nilufer. Diese Gräber sind in der Zeit zwischen 2200 und 1900 v. Chr. angelegt worden und bieten in den darin enthaltenen bildlichen Darstellungen und Inschriften wertvolle Beiträge zur politischen und Kulturgeschichte der damaligen Zeit.

dem nach Süden die Grabkammer des Königs Cheops, nach Norden die seiner Gemahlin sich befand. Die Bestimmung aller einzelnen Räume anzugeben ist, unmöglich; manche werden durch die Änderung des Maßstabes der Pyramide überflüssig geworden sein. Um die Steinmassen besser herbeischaffen zu können, ließ der Pharao einen gewaltigen Steindamm vom Nil bis zur Baustelle anlegen. 100 000 Menschen arbeiteten zehn Jahre lang an der Herstellung dieses Weges, und dann dauerte es noch 20 Jahre, bis die Pyramide fertig war. Davor stand ein Tempel, in dem man dem Könige Cheops opferte.

Als die Herrscher Theben zur Reichshauptstadt erhoben, hörte die Sitte auf, Mastabas und Pyramiden zu errichten. Statt dessen höhlte man den Felsen der libyschen Wüste, die sanft zum Niltale abfällt, zu Grabkammern aus, welche als Wohnräume der Toten behaglich ausgestattet waren. Der Sarg wurde in einen von hier führenden Schacht gesenkt. Die Gräber der hohen Beamten, zum Teil mit geschichtlich wertvollen Gemälden geschmückt, befinden sich fast alle in dem Dorfe Abd el Gurna (Kurna) und bilden heute nicht selten die Wohnungen ägyptischer Bauern, die den Mumienschacht als Keller benutzen. Vor den Felsenkammern der Königsmausoleen erhoben sich prächtige Tempel, und Sphinxalleen führten vom Nil zu den Grabkirchen, welche die Pharaonen zu ihrer eignen Ehre errichteten. Besonders erwähnenswert sind die beiden Ramasseen, Schöpfungen von Ramses II. und Ramses III. Auch Amenophis III., der Vater des schwärmerischen Echnaton, hat sich in der thebanischen Totenstadt verewigt. Von seinem Tempel ist nichts erhalten; dagegen stehen noch die sogenannten Memnonskolosse, die vor dem Heiligtum Wache hielten. Es sind sitzende Statuen von Amenophis III. An eine knüpft jene hübsche Sage an. Memnon, der Sohn der Morgenröte, sei im trojanischen Kriege von Achills Hand gefallen. Deshalb biete sein steinernes Bild der göttlichen Mutter unter wehmütigen Klagen seinen Gruß. Ein Riß in der Brust des aus einem einzigen Felsblock gemeißelten Kolosses bewirkte beim Wehen des Morgenwindes ein den Klagetönen ähnliches Geräusch, das zu der Sage Veranlassung

gab. Von Griechen und Römern wurden die verwitterten Steinbilder eifrig besucht und bekritzelt. Nachdem der Kaiser Septimius Severus den Spalt mit Sandstein gefüllt hatte, verstummte die Klage, zugleich aber schwand das Interesse der Reisenden.

Die dritte Stadt, welche durch ihre großartigen Friedhofsanlagen berühmt war, ist Abydos. Hier wurde in einem Kästchen das Haupt des Osiris aufbewahrt, und alljährlich pilgerten Tausende frommer Ägypter nach dem Ort, der als Grabstätte des Ermordeten galt. Viele kannten keinen sehnlicheren Wunsch, als im Tode mit Osiris vereint zu sein. Wem die Mittel fehlten, sich hier bestatten zu lassen, ordnete wenigstens an, daß ihm in Abydos ein Denkstein gesetzt werde und seine Mumie auf kurze Zeit dort weile. Auch die Könige, deren Gebeine in Theben ruhten, erbauten in Abydos Erinnerungstempel, Memnonien genannt. Der bedeutendste ist der von Ramses II. vollendete Tempel. Er weicht von dem sonstigen Brauche insofern ab, als das Allerheiligste aus sieben Teilen besteht, in denen je eine Gottheit verehrt wird.



Wandgemälde aus dem Grabmal des Ptah-hiou-nefer (V. Dynastie). Der Verstorbene ist von seinem ältesten Sohne Ptah-Sim nefer begleitet. Man bringt ihm Ochsen. Nach Lepsius.

Im allgemeinen war es verboten, in der Totenstadt zu wohnen; nur den Priestern der Grabtempel, den Künstlern, Handwerkern, Kaufleuten und Arbeitern aller Art, welche von der Einbalsamierung der Mumien, der Herstellung und Ausschmückung der Särge und Gräber oder dem Handel mit Amuletten usw. lebten, gestattete man, sich hier niederzulassen.

Während der Jahre, in denen Echnaton in Chutaten residierte, mußten die Bewohner der neuen Hauptstadt entgegen allem Herkommen, aber entsprechend der reinen Sonnenreligion die Toten in dem östlichen, arabischen Gebirge beisetzen. Die Grabbauten unterscheiden sich nur wenig von den althergebrachten, aber die bildlichen Darstellungen an den Felswänden beziehen sich ausschließlich auf die Verehrung der Sonne oder das Leben am Hofe.

Die überwiegende Masse der Ägypter konnte sich weder Mastabas noch Felsenkammern leisten; sie begnügte sich damit, die Leichen, die zuweilen selbst des Sarges entbehrten, in eine einfache Grube zu legen, nur darauf bedacht, daß das Hochwasser den Toten in seiner Ruhe nicht störe.

Alle diese Bauwerke verdankten der Religion ihre Entstehung. So bot diese also dem bildenden Künstler überreiche Gelegenheit, seine Fähigkeit zu betätigen. Von schöpferischem Talent der ägyptischen Baumeister, Maler und Bildhauer kann man streng genommen nicht sprechen. Jeder arbeitet nach der Schablone, sowie es schon zur Zeit der Urväter Sitte war. Daher finden wir so wenig Abwechslung. Überall schreiten wir zwischen ruhenden Widdern oder Löwen, die — so zahlreich wie bei uns die Bäume einer Allee — die



Die sogenannten Memnonsäulen bei Theben (Ägypten).

Wahrscheinlich Standbilder des Königs Amenophis aus der XVIII. Dynastie (um 1500 v. Chr.).

Nach einer Photographie von Photoglob, Zürich.

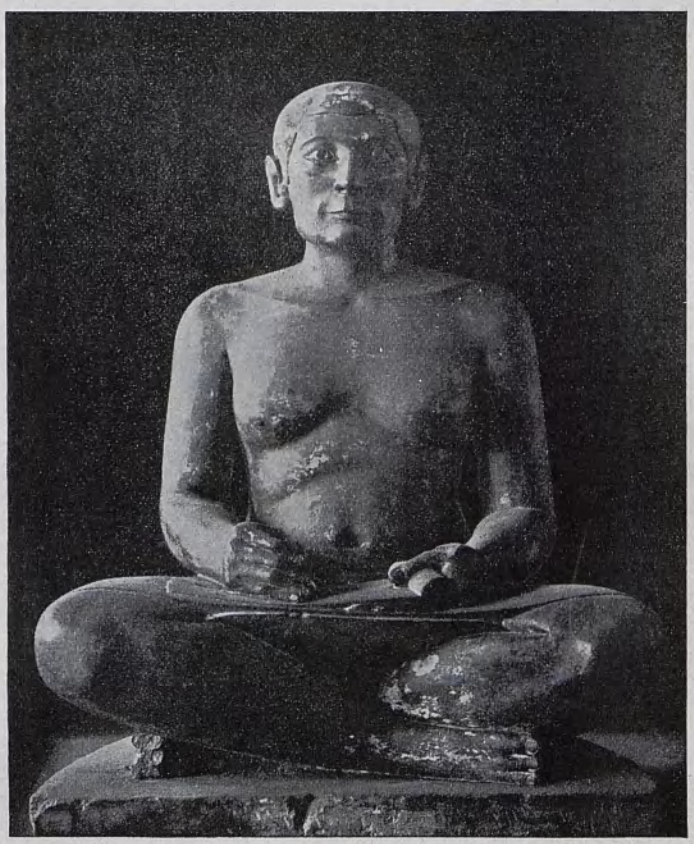
Prozessionsstraßen einfassen, den Tempelbezirken zu. Wir sehen dieselben Obelisken und Pylonen. Die Säulen ahmen entweder einen einzelnen Papyrusstengel oder ein ganzes Bündel nach, und die Kapitäle stellen die geschlossenen oder geöffneten Blütendolden dieser Pflanze nach. Der Unterschied liegt gewöhnlich nur im Maßstab, dem Material, dem Gegenstand der Malerei oder Skulptur und dem Grad der technischen Vollendung. Es ist dies kein Vorwurf gegen die ägyptischen Künstler, deren Können die engsten Schranken gezogen sind. Das ganze geistige Leben der Ägypter gerät schon in früher Zeit in Erstarrung. Die Natur des Landes, das gleichmäßige Klima und die Einförmigkeit der Landschaft, hat hierzu den ersten Anstoß gegeben. Die Entwicklung wurde durch den Einfluß der Religion vollendet. Wo der Künstler aus sich herausgehen durfte, stehen seine Leistungen weit höher. So verdienen Arbeiten wie der Dorfschulze, der Schreiber, der Brauer, die Wildkatzen die größte Anerkennung, und auch die Gegenstände der Kleinkunst sind rühmend zu erwähnen. Die Künstler werden es daher mit Freuden begrüßt haben, als Echnaton mit dem Herkommen brach. Sie konnten nun die beengenden Fesseln sprengen, den Kreis ihrer Stoffe erweitern und auf die Natur größere Rücksicht nehmen. Doch bevor sie zur vollen Freiheit des Schaffens gelangten, errang die Orthodoxie wieder die Herrschaft und kehrte alles in den früheren verknöcherten Zustand zurück.

Dasselbe gilt von den Wissenschaften. Thot hat sie den Menschen offenbart. Er ist Gesetzgeber, Stifter der Bibliotheken und Gott der Heilkunde, der den Schriftgelehrten und Ärzten Erleuchtung schenkt. In seiner Hand trägt er einen Palmzweig, auf dem er mit der Rohrfeder jedes Ereignis verzeichnet. Die Schrift, die er erfunden hat, zeigt unverkennbare Ähnlichkeit mit der babylonischen, was uns bei der hamitischen Abstammung beider Völker nicht Wunder nimmt. Man begann bei den Ägyptern und ursprünglich auch im Zweistromlande oben rechts zu schreiben und setzte die Zeichen unter-, nicht nebeneinander, wie es noch heute bei den wahrscheinlich gleichfalls hamitischen Chinesen und Japanern geschieht. Die Zeichen waren teils Wort-, teils Silben-, teils Lautbilder, zuweilen wechselten alle drei Arten, und fügte man noch ein besonderes Zeichen bei, um anzudeuten, zu welcher Gattung von Begriffen das Wort gehörte, so regelmäßig hinter dem Namen des Königs das Bild eines Mannes. Neben dieser sogenannten Hieroglyphenschrift, deren Abkürzung wir die hieratische nennen, entwickelte sich eine Art Kursive (demotische Schrift), die im gewöhnlichen Leben angewandt wurde. Die Bilder wurden mit der Rohrfeder gemalt. Man schrieb die in epischem Stil gehaltenen Kriegsberichte und die Taten hervorragender Männer meist auf die Wände oder Säulen der Tempel und Grabkammern. Im übrigen benutzte man den aus der gleichnamigen Wasserpflanze gewonnenen Papyrus, dessen Blätter man zu Rollen aneinander klebte. Der Inhalt der Texte ist sehr mannigfaltig. Abgesehen vom Drama finden wir alle Gattungen der Poesie vertreten, ferner religiöse und gelehrte Werke in großer Zahl. Unter den letzteren sind das schon erwähnte Totenbuch und ein sechsbändiges Lehrbuch über die Heilkunde die bekanntesten. Mit großem Erfolg trieben die Ägypter Astronomie, Geometrie und Medizin. Sie sind die Erfinder der Feldmeßkunst und haben in der Sternkunde so Vortreffliches geleistet, daß Julius Cäsar seiner Reform des römischen Kalenderwesens die ägyptische Jahreseinteilung zugrunde legte.



Der sog. „Dorfschulze". Holzstandbild. Der Körper war mit feiner Leinwand und einer bemalten Gipsschicht überzogen. Aus einem Grab bei Sakkarah. (Museum zu Gise.)

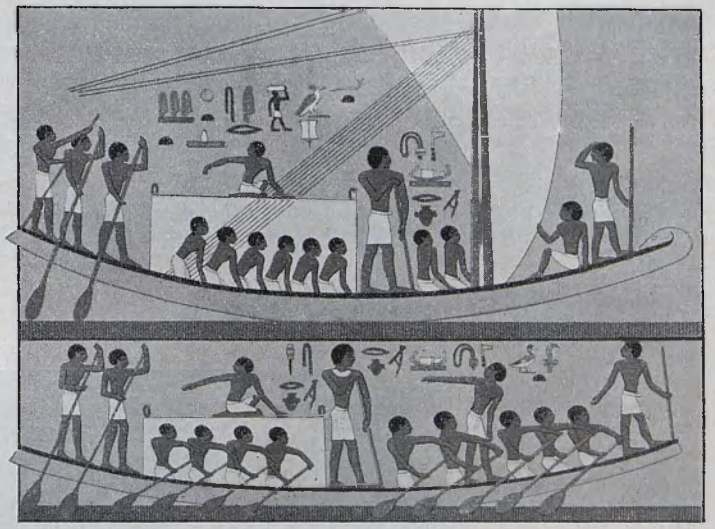
Die Gelehrten bilden mit den Priestern, zu denen auch die Ärzte gehörten, zusammen eine Klasse. Sie gehen entblößten Hauptes und pflegen sich das Haar zu scheren. Es gibt unter ihnen viele Abstufungen. Die einen entscheiden über die Reinheit des Opfertieres, die andern sprechen die Gebete, wieder andre sind Zauberpriester; den untersten Rang nehmen die Ärzte ein. An der Spitze aller Priesterkollegien steht „der erste Prophet des Gottes Ammon Ra zu Theben". Er ernennt die Vorsteher der andern Heiligtümer. Einfluß und Besitz der Tempel ist bis zur Zeit der libyschen Könige in gefahrdrohendem Steigen begriffen. Ramses III. schenkte an die Priester, unter denen die thebanischen besonders bedacht wurden, 169 Dörfer mit mehr als 100 000 Sklaven, dazu $^1/_2$ Million Stück Vieh und fünf Millionen Mark an Gold und Silber. Infolge ihres hohen Ansehens bekleiden die Priester oft auch Richterämter, einige sind sogar zu Oberbefehlshabern ernannt worden. Umgekehrt kam es auch nicht selten vor, daß der König die höchste Priesterwürde an Mitglieder seines Hauses oder an Beamte verlieh. Die Priesterschaft bildet keinen in sich abgeschlossenen Stand. Selbst Kinder aus den untersten Kreisen konnten bei genügender Vorbildung in diese einflußreiche Klasse gelangen. Überhaupt gab es in Ägypten keine Kasten. Das erfahren wir aus den schönen Weisheitssprüchen, die im dritten vorchristlichen Jahrtausend Ptahhotep gesammelt hat: „Wenn Du groß geworden bist, nachdem Du niedrig gewesen, und nach der Armut Schätze gesammelt hast, der Vornehmste in der Stadt geworden bist und die Leute Dich wegen Deines Überflusses kennen, so laß Dein Herz sich nicht infolge Deines Reichtums verhärten; denn der Urheber alles dessen ist Gott. Verachte daher nicht Deinen Nächsten, der das ist, was Du einst warst, sondern behandele ihn als deinesgleichen." Auf vielen Grabsäulen lesen wir von den niedrigen Vorfahren der hohen Verstorbenen, und jeder weiß, zu welchem Ansehen der von seinen Brüdern als Sklave nach Ägypten verkaufte Josef emporstieg.



Der Schreiber.
Bemaltes Kalksteinstandbild. (Paris, Louvre.)
Nach einer Photographie von Braun, Clément & Co., Dornach i. Els.

Indem die Wissenschaft als unmittelbar von den Göttern stammend aufgefaßt wurde, erschien eine Abweichung von dem Überlieferten als unstatthaft. Selbst dann blieb man dem Ererbten treu, wenn man das Fehlerhafte desselben erkannte. Ob ein Arzt den Kranken gesund machte oder nicht, war gleichgültig. Nur darauf kam es an, daß er sich streng an die überkommenen Regeln hielt. Wandte er ein neues Verfahren an, so

traf ihn selbst im Falle, daß er dem gefährdeten Patienten das Leben rettete, unfehlbar die Todesstrafe. So wurde die Wissenschaft, die edle Tochter der Religion, von der eignen Mutter in engem Kerker festgehalten, wo sie ohne Licht, ohne Luft einem frühen Greisenalter verfiel, ohne je die volle Kraft erlangt zu haben. Der Mangel an Freiheit des Geistes hatte den Mangel an selbständigen Denkern zur Folge. Man hütete sich, sein Innerstes zu offenbaren, sondern man trug stets nur alte Weisheit vor, die zum Teil auf den ibisköpfigen Thot selbst zurückgeführt wurde.



Wandgemälde aus dem Grabmal des Mer-ab in Gizeh. (IV. Dynastie.) Pyramiden von Gise, Grab 24 (Berlin, Museum). Nach Lepsius.

Um das Mumienhafte der erstarrten Kultur wucherte in üppiger Fülle die Magie, und je näher wir dem Untergange der nationalen Freiheit sind, um so mehr stoßen wir auf Zauberspuk. Darunter leidet sogar der sittliche Ernst, der den alten Ägypter vor so vielen Völkern auszeichnet. Durch richtige Anwendung geheimnisvoller, auch dem Kundigsten unverständlicher Formeln kann man sich selbst nach einem lasterhaften Leben den Eingang in das Totenreich des Osiris verschaffen und braucht die vielen Richter im Jenseits nicht zu fürchten. Obwohl die Lüge als schwere Sünde galt, scheute man sich nicht, die Götter zu hintergehen, und der Tote flehte in Gebeten sogar sein eignes Herz an, nur ja nicht aufrichtig beim letzten Gericht zu beichten.

Auf die Griechen und Römer machte gerade das magische Dunkel großen Eindruck, und man glaubte in den ägyptischen Mysterien den Inbegriff aller Weisheit gefunden zu haben. Zu einer Zeit, wo das Vertrauen auf die eignen Götter stark erschüttert war und die alten religiösen Formen sich überlebt hatten, wandte man sich eifrig dem fremden Kultus zu. Besonders Isis und Serapis wurden hoch verehrt; selbst die römische Regierung sah sich nach vergeblichem Sträuben genötigt, den neuen Dienst in der Reichshauptstadt anzuerkennen und auf öffentliche Kosten einen Tempel zu erbauen. Viele Eltern nannten ihre Kinder nach den ägyptischen Götzen, eine Sitte, an die uns noch heute der Vorname Isidor (Geschenk der Isis) erinnert.

Seit der Regierung Psammetichs war Ägypten dem Weltverkehr erschlossen, fast tausend Jahre herrschten die Griechen und Römer an den Ufern des Nils, es fehlte nicht an Gelehrten, welche die ägyptische Wissenschaft beherrschten und weiteren Kreisen zugänglich machten — der stoische Philosoph Chäremon schrieb ein besonderes Buch über die Deutung der Hieroglyphen — und endlich lebte die alte Landessprache im Koptischen bis vor 250 Jahren weiter; trotz alledem wußten wir bis in die neuste Zeit hinein von den Taten der Pharaonen und dem Geistesleben ihres Volkes blutwenig. Das Beste verdankten wir der Heiligen Schrift. Über den Quellen aus der klassischen Literatur waltete ein Unstern, so daß uns nur ein Bruchteil erhalten ist, und was die ägyptischen Denkmäler sagen, vermochten wir nicht zu entziffern. Erst im Jahre 1821 beginnt der Schleier sich etwas zu lüften. Auf Napoleons denkwürdigem Zuge nach Ägypten hatte man bei Rosette, unfern dem alten Sais, einen Stein gefunden, auf den die dankbare

Priesterschaft einen Ehrenbeschluß für ihren Wohltäter Ptolemäus V. hatte meißeln lassen. Die Urkunde ist in griechischer und ägyptischer Sprache ausgefertigt, das Ägyptische in Hieroglyphen und in Kursive geschrieben. 1821 gelang es den Bemühungen des Franzosen Champollion, mit Hilfe der griechischen Übersetzung die Hieroglyphen zu lesen. 1866 fand Lepsius eine noch umfangreichere Inschrift in griechischer und ägyptischer Sprache. Bald darauf grub man bei den Kanalarbeiten bei Sues eine Urkunde aus, die auf der einen Seite in persischer Schrift, auf der andern in Hieroglyphen angibt, daß Darius das Rote Meer mit dem Nil verbunden hat. Auf Grund dieses Materials erlangte man eine so gesicherte Kenntnis des Ägyptischen, daß die Inschriften auf den Tempelwänden und in den Grabkammern, sowie die zahlreichen Papyrusrollen keine größere Schwierigkeit mehr bieten als lateinische oder griechische Texte. Jedes Jahr bringt neue, wertvolle Funde und vermehrt unsre Hochachtung vor dem ernsten Volk, das vor seiner Erstarrung redlich an dem Fortschritt der Menschheit mitgearbeitet hat.



Standbild der Göttin Isis. Aus der römischen Zeit.
(Berlin, Museum.)

Die Phönizier.

Die Phönizier.

Was die Babylonier und die Ägypter Eigenartiges erdacht und erfunden hatten, wurde den Völkern Europas durch die Phönizier, die Makler des Altertums, übermittelt. Diese bewohnten einen schmalen Küstensaum am Mittelmeer, der sich von dem natürlichen Grenzwall des Karmelgebirges im Süden etwa 30 geographische Meilen nordwärts erstreckt. In späterer Zeit war auch ein kleines Gebiet südlich vom Karmel in ihrem Besitz. Der das Land im Osten einschließende Libanon hält sich nirgends über eine halbe Meile vom Meer fern. An einzelnen Stellen tritt er jäh abfallend so hart an die See heran, daß man die am Gestade vorbeiführende Straße durch den Felsen hauen mußte. Zahlreiche Bäche entspringen auf dem Westabhange des Randgebirges und durchschneiden in reißendem Laufe die Strandebene. Nur der Litani kommt von der Ostseite des Libanon, den er unweit von Tyrus durchbricht, um nördlich von dieser Stadt zu münden.

Was den Namen des Landes und seiner Bewohner anbetrifft, so ist bisher eine allseitig befriedigende Erklärung noch nicht gefunden. Gewöhnlich übersetzt man Phönizien mit Palmenland (phoenix, griechisch = die Dattelpalme), und der Palmbaum auf den Münzen von Tyrus und seiner Pflanzstadt Karthago scheint hierfür zu sprechen. Aber da die Frucht, der Phönizien seinen Namen verdanken soll, hier gar nicht gedeiht, ist diese Deutung völlig ausgeschlossen. Am meisten hat die Vermutung für sich, daß das Wort den Osten bezeichnet, wo die Sonne im Purpurglanze (gleichfalls phoenix) aufgeht. Phönizier wären demnach eigentlich die Morgenländer im allgemeinen; erst allmählich hätte man mit starker Verengung des Begriffes das Wort ausschließlich auf das kleine semitische Handelsvolk bezogen, sodaß bei den aus dem Altertum stammenden Nachrichten über die Phönizier zuweilen auch an andere Ostländer zu denken wäre. Ähnlich verhält es sich mit dem Namen „Rotes Meer", an dessen Gestaden die Phönizier ursprünglich wohnten. Es umfaßt anfangs das ganze Ostmeer (= Indischen Ozean), später nur den nordwestlichsten Teil desselben.



Phönizische Münze mit dem Palmbaum.
132—135 n. Chr.
(Berlin, Königl. Münzkabinett.)

Als Zweig der Kanaanäer gehörten die Phönizier eigentlich zu den Hamiten, wurden aber inmitten semitischer Stämme vollständig zu Semiten. Ihre Sprache unterschied sich nur wenig von dem Hebräischen. Im dritten Jahrtausend verließen die Kanaanäer Arabien und zogen nach Syrien. Die Phönizier besetzten als älteste Schicht der Einwanderer das Küstengebiet nördlich des Karmel. Hier wurden sie durch die Natur des Landes auf Fischfang und Schiffahrt angewiesen. Die Fichte, welche in mehreren Arten auf den Abhängen des Libanon

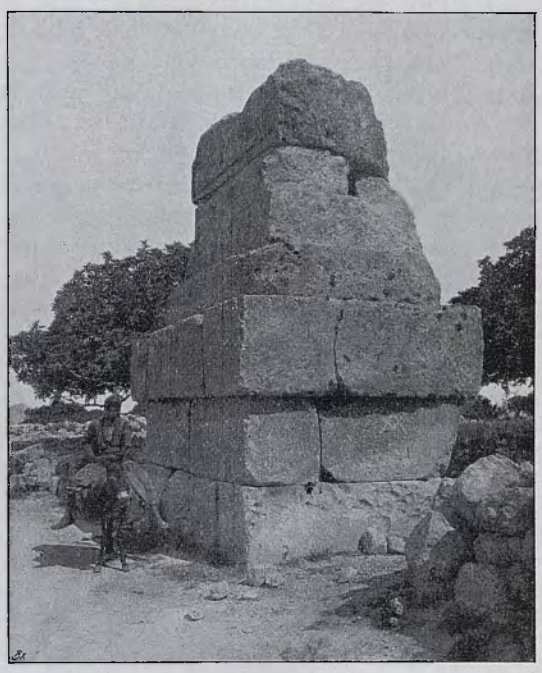
vorkommt, lieferte vortreffliches Schiffsbauholz. Die gefährlichen Klippen, die das Gestade umsäumen, und die das Wasser bis über 20 Meter tief aufwühlende Brandung machten die Anwohner mit allen Schrecken des Meeres bekannt, während die der Küste vorgelagerten Felseneilande Schutz gegen räuberische Überfälle gewährten. Auf diesen Inseln entstanden die ersten Siedlungen: Sidon, Tyrus, Berytus, Aratus. Die günstige Lage zwischen den beiden bedeutendsten Kulturzentren des Morgenlandes, Babylonien und Ägypten, kam der Entwicklung des Handels sehr zugute. Die vom Zweistromlande westwärts führenden Verkehrsstraßen erreichten in Phönizien das Meer, mochten sie über Hamath, Tadmor (Palmyra) oder Damaskus gehen. Über den schon erwähnten Küstenweg kamen die Karawanen aus Ägypten, wo fünf Stapelplätze im Besitze der Phönizier waren. Der Zwischenhandel der orientalischen Völker gelangte mit der Zeit ganz in die Hände der Phönizier. Diese wagten sich bald weiter ins Meer, kamen zu den Küsten Kleinasiens und Südeuropas, durchfuhren, nachdem sie ihrem Gotte Melkart, dem Gründer der Kolonien, in Kalpe geopfert hatten, die Meerenge von Gades (Straße von Gibraltar) und steuerten, um Zinn zu holen, nach dem Südwesten Britanniens. Allerorten legten sie als Stützpunkte ihres Handels Faktoreien an. Die Stämme, deren Gestade sie anliefen, standen noch auf den untersten Stufen der Zivilisation, weshalb der Handel mit ihnen besonders reichen Gewinn abwarf. Die Rohprodukte, die man hier erstand, verfrachtete man anfangs nach den Industriestädten am Nil und Euphrat, dann aber regte die ihrem Kaufmannsgeiste eigne Beobachtungsgabe zur Nachahmung der fremden Fertigkeiten an. So wurden die einstigen Fischerdörfer zu mächtig aufblühenden Handels- und Fabrikstädten. Die nötigen Arbeitskräfte verschaffte man sich durch Menschenraub, der aufs engste mit ihren Seefahrten verbunden war. An ihr erstes Erscheinen in Griechenland knüpfte sich die Sage von der Entführung der argivischen Königstochter Jo. Überhaupt verlegten sich im Altertum die kühnen Schiffer zumeist auch auf Piraterie, und wenn nicht die überlegene Seemacht eines Staates seinen Kaufleuten Sicherheit gewährte oder besondere Handelsverträge den Verkehr regelten, so galt auf dem Meer der Krieg als der normale Zustand.

Über die politische Entwicklung Phöniziens ist wenig zu sagen. Jede Stadt bildete ein Gemeinwesen für sich. An der Spitze der kleinen Reiche standen Könige, deren Macht durch Adel und Priesterschaft beschränkt war. Die geringe Ausdehnung des Landes sowie das Fehlen schiffbarer Flüsse und umfangreicher Ebenen machte die Bildung eines Großstaates unmöglich, und daß die Städte sich zu einem festgefügten Bunde zusammenschlossen, verhinderten die mächtigen Nachbarn, die sich um den Besitz Phöniziens stritten. Die Ägypter, welche kurz vor der Mitte des zweiten Jahrtausends Syrien ihrem Zepter unterwarfen, hatten schwere Kämpfe mit den Hethitern zu bestehen, denen schließlich trotz der Niederlage bei Kadesch das Land nördlich des Karmel zufiel. Ihre Herrschaft wurde bald durch die der Assyrer verdrängt. Um 1100 waren die sich befehdenden Staaten infolge innerer Wirren so zerrüttet, daß sie ihre Ansprüche auf Syrien nicht zur Geltung bringen konnten. Phönizien war jetzt tatsächlich unabhängig und behauptete 200 Jahre seine Freiheit.

Im ersten Teile dieser Periode erlitt der Handel schwere Verluste. Die Ohnmacht der benachbarten Großreiche machte sich naturgemäß auch in wirtschaftlicher Hinsicht fühlbar. Die Kauflust und Kaufkraft der Ägypter und Babylonier wurden wesentlich gemindert. Hiervon mußten die Phönizier, die den Warenaustausch zwischen beiden Völkern vermittelten, am meisten getroffen werden. Zugleich begann damals eine erfolgreiche Reaktion gegen die Fremden in Griechenland. Die phönizischen Faktoreien verschwanden, die semitischen Kaufleute wurden vertrieben oder gingen in der hellenischen Bevölkerung auf. Es trat eine der schlimmsten Geschäftskrisen ein, welche die Phönizier zu bestehen hatten. Für die Menschenmassen, die bisher Handel und Gewerbe ernährt hatte, fehlte es an lohnender Arbeit. Die Not zwang zur Auswanderung. Die Erfahrung, die man in Griechenland gemacht hatte, gebot, sich nicht mit der Anlage von Stapelplätzen zu begnügen, sondern die erschlossenen Gebiete wirklich zu besiedeln. Zu den

ältesten Kolonien gehören Gades in Tarschisch, dem heutigen Andalusien, und Utika unweit der Nordspitze Afrikas. Handelsniederlassungen werden hier schon früher bestanden haben. Aber jetzt ergoß sich jahrhundertelang der Strom der Auswanderer mit solcher Stärke nach dem Westen, daß ein immer dichter werdender Kranz von Pflanzstädten das westliche Becken des Mittelmeeres umgab.

Malta, ein Teil Siziliens, die Küsten Sardiniens, Mauretaniens und Südspanien wurden mehr oder weniger semitisiert, und die Landschaft Tunis erhielt ein völlig phönizisches Gepräge, das erst unter der Regierung des Kaisers Hadrian zu schwinden begann. Den Abschluß der überseeischen Kolonisation bildete die Gründung Karthagos 814. An der Auswanderung haben sich ohne Zweifel auch andere Semiten, besonders die von den Juden der Ausrottung geweihten Kanaaniter Palästinas beteiligt. Sonst ließe sich schwerlich erklären, wie ein Land von der Größe Oldenburgs einen Pflanzstaat schaffen konnte, der über ein Jahrhundert mit dem unter Rom geeinigten Italien um die Weltherrschaft rang.



Das sogenannte Grabmal des Hiram bei Tyrus.
Heutiger Zustand.
Nach einer Photographie.

Dieselbe Zeit, welche hauptsächlich wegen der wirtschaftlichen Lage zur Auswanderung nötigte, veranlaßte die drei südlichsten Gemeinden Akkon, Sidon und Tyrus, sich zu einem Bundesstaate zu vereinigen. Man nannte ihn nach der früher bedeutendsten Stadt den der Sidonier, obwohl Tyrus der Vorort war. Alle Kolonien erkannten Tyrus als Mutterstadt an und zahlten ihm Tribut. Wer sich dieser Pflicht entziehen wollte, wurde mit Waffengewalt zum Gehorsam gezwungen. Dies Geschick widerfuhr Utika, das von Hiram, dem mächtigsten König der Sidonier, gedemütigt wurde. Dieser kraftvolle Herrscher eroberte auch das wegen seiner ergiebigen Kupferlager begehrenswerte Cypern, wo er Kition gründete. Mit seinem Zeitgenossen Salomon unterhielt er freundschaftliche Beziehungen, überließ ihm zur Errichtung und Ausschmückung des Jahwetempels Bauleute und Künstler und rüstete gemeinschaftlich mit ihm Schiffe nach Tarschisch und dem fernen Goldlande Ophir. Das auf zwei Felseninseln gelegene Tyrus umgab er mit so starken, an der Ostseite bis zu 50 Meter hohen Mauern, daß die Stadt nach dem damaligen Stande der Kriegswissenschaft nicht zu erstürmen war. An der Südseite lehnte sich an die Umwallung der Königspalast an. Auf dem höchsten Punkte des Eilandes erhob sich der Tempel des Melkart, ein mit Säulengängen umgebener, unbedeckter Hof, in dessen Mitte zwei Säulen als Sinnbilder der Gottheit standen. In diesem Heiligtum erschienen alljährlich die Abgesandten der Pflanzstädte mit ihren Gaben. Da die bebaubare Fläche von Tyrus höchstens 250 Morgen maß, so waren die Straßen eng, die Wohnhäuser vielstöckige Mietskasernen, in denen 40—50 000 Menschen zusammengepfercht lebten. Hiram verband die Stadt durch einen Damm, der auch eine Wasserleitung nach der Insel führte, mit dem gegenüberliegenden Festlande. Es befand sich nämlich in Tyrus keine Quelle, so daß man früher das Trinkwasser auf Schiffen holen oder aus Zisternen schöpfen mußte.

Hirams Geschlecht wurde durch den Oberpriester der Astarte verdrängt, worauf Königtum und Priesterwürde in einer Hand vereinigt waren. Der Urenkel des ersten Priesterfürsten soll Pygmalion gewesen sein, der den Gemahl seiner Schwester Elissa oder Dido ermordet habe, worauf diese mit einem Teil der Bewohner ausgewandert sei und Karthago gegründet habe. Die Wirren führten den Zerfall des Reiches herbei. Die lange vereinigten Städte Sidon und Tyrus erscheinen seitdem als getrennte Staaten. Der Aufschwung, den das assyrische Reich im neunten Jahrhundert nahm, raubte den Phöniziern ihre Unabhängigkeit, und alle Bemühungen, durch Anschluß an fremde Mächte die Freiheit wiederzugewinnen, schlugen fehl. Zwar gelang es dem König Lulu, Südphönizien zu vereinigen, Kition zu unterwerfen und selbst den Norden des Landes gegen Assyrien aufzuwiegeln. Aber Sennacherib bezwang die abgefallenen Städte außer Tyrus, ohne jedoch in ihre innere Freiheit einzugreifen, sodaß ihr Los recht erträglich war. Dagegen büßte Sidon den Aufstand, den es bei dem Regierungsantritte Assarhaddons machte, mit Vernichtung. Die Sidonier, die sich retten konnten, flohen nach Tyrus. Des Wassers und der Zufuhr beraubt, beugte sich dieses dem Großkönig. Als es sich wieder erhob, verlor es alles phönizische Land, das es bisher besessen hatte, und behielt nur die Inselstadt. In die wichtigsten, ihm entrissenen Plätze wurden assyrische Besatzungen gelegt.

Nach der Zerstörung Ninives fiel dem neuerstandenen Babylonien ganz Syrien zu. Die Ägypter, die es ihm streitig machen wollten, erlagen bei Karchemisch dem Heer Nebukadnezars. Die meisten phönizischen Städte erkannten ohne weiteres die Lehnshoheit Babyloniens an. Nur Tyrus widersetzte sich, und obwohl es unter Assarhaddon den größten Teil seiner Macht eingebüßt hatte, trotzte es 13 Jahre. Erst als jede Hoffnung auf Entsatz geschwunden war, bequemte es sich zu ehrenvoller Unterwerfung (585). In der innern Verwaltung blieb es selbständig und brauchte nur Tribut zu zahlen.

Der Übergang der Herrschaft auf die Perser erfolgte in Phönizien ohne jede Schwierigkeit. Das milde Regiment des Cyrus, der auch dem von den Assyriern gegründeten Sidon eine freie Verfassung gab, ließ keine Gärung aufkommen. Die Phönizier fügten sich ehrlich in die neuen Verhältnisse, und die Perser, welche auf die Seemacht der Kaufherren angewiesen waren, erlaubten sich keine Übergriffe. Als aber im 4. Jahrhundert Ägypten das Banner der Freiheit entrollte, wollte auch Phönizien von dem Aufstand profitieren. Sidon übernahm die Führung. In seiner Hoffnung getäuscht, bot es dem Könige Artaxerxes III. seine Unterwerfung an. Gegen seine eidliche Zusicherung ließ dieser die Häupter der Stadt meuchlings ermorden, weshalb die zur Verzweiflung getriebenen Bürger sich mit ihren Frauen und Kindern in die Flammen stürzten. Durch das Schicksal Sidons erschreckt, gaben die übrigen Phönizier, die sich schon zu einem Bund mit dem Vorort Tripolis zusammengeschlossen hatten, den ferneren Widerstand auf. Aber den Groll und Haß bewahrten sie im Herzen und freuten sich, als die Macht ihrer Zwingherren an der eisernen Phalanx der Makedonier zerschellte. Nur Tyrus schlug sich wacker für den letzten Perserkönig. Nach siebenmonatiger Belagerung war seine Kraft gebrochen. Die phönizischen Städte hielten sich auch in der hellenistischen Zeit noch; doch ihr Handel und ihre Blüte waren dahin. Alexandria trat ihre Erbschaft an.

Die Kolonien blieben auch zur Zeit der Fremdherrschaft in dem alten Zusammenhang mit dem Mutterlande und, um seine Lage nicht zu erschweren, verstanden sie sich sogar dazu, den Großkönigen Tribut zu entrichten.

Zu einer selbständigen Kultur haben es die Phönizier nicht gebracht. Sie gingen ganz in Handel und Erwerb auf. In Religion und Technik waren sie von den großen Nachbarvölkern abhängig, mit denen sie hauptsächlich in Verkehr standen. Ihr Götzendienst hat vieles mit dem babylonischen gemein, steht aber insofern noch tiefer wie dieser, als sie bei jeder wichtigen Unternehmung Menschenopfer darbrachten. Nach dem Siege schlachteten sie zum Dank für die Götter die Kriegsgefangenen. Flehten sie in Not und Gefahr den Beistand des Himmels an, so entäußerten sie sich des Kostbarsten, was sie hatten, indem sie das Blut schuldloser Kinder, in der Regel aus den vornehmsten Familien, vergossen. Diese scheußliche Sitte, der mitunter

selbst Israel frönte, teilten sie mit allen heidnischen Westsemiten und verbreiteten sie durch ihre Pflanzstädte und Faktoreien über das ganze Mittelmeergebiet. Fast überall, wo sich Spuren phönizischer Siedlungen nachweisen lassen, treffen wir auch den rohen Kult an. Die Sagen von Artemis, der man die Fremdlinge opferte, von Kronos, welcher seine Söhne verschlang, von Minotaurus, dem die als Tribut gesandten athenischen Jünglinge und Jungfrauen zum Fraß vorgeworfen wurden, sind ein Nachklang an die phönizische Periode in der griechischen Geschichte. In Sizilien erinnert uns die Legende von dem ehernen Stier, in dem der Tyrann Phalaris von Agrigent seine Widersacher verbrannt haben soll, an den abscheulichen Brauch. Zu Rom pflegten die vestalischen Jungfrauen und die Pontifices jährlich am 14. Mai 24 Binsenpuppen in den Tiber zu werfen als Ersatz für die vor Zeiten üblichen Menschenopfer. Die Gallier huldigten noch bei der Eroberung des Landes durch Cäsar der unmenschlichen Grausamkeit, und in Afrika bedurfte es strenger Maßregeln des Tiberius, um dem blutigen Kultus ein Ende zu machen.

Die gewöhnlichen phönizischen Bezeichnungen für Gott waren El, Bal, Adon, Moloch. Es sind dies aber nur Gattungsnamen. Sollte ein bestimmter Gott genannt werden, so bediente man sich eines erklärenden Zusatzes, wie Bal-Samen (Herr des Himmels), das in der bekannten Pflanze fortlebt, oder eines Eigennamens, wie Tammuz, den die Griechen irrtümlich Adonis nannten. Die Kultstätten befanden sich meist auf Berggipfeln, weshalb die Heilige Schrift auch von einem Höhendienst spricht. Hier erhoben sich als Symbole der Götzen Säulen. Nur Astarte, die Hauptgöttin, wurde unter dem Sinnbild eines Baumstammes oder Pfahles verehrt.

In der Kunst standen die Phönizier hinter den großen Kulturvölkern weit zurück. Ihre Erzeugnisse waren durchweg wertlose Nachahmungen ägyptischer oder babylonischer Vorbilder.



Phönizische Schmucksachen.
(Paris, Louvre.) Nach Perrot & Chipiez.

Aber der Handel mit billigen Ramschwaren brachte mehr ein, als der Vertrieb wirklicher Kunstwerke, deren Wert die Barbaren doch nicht zu schätzen wußten. Trotz der Mittelmäßigkeit ihrer Leistungen wurden sie für das jugendliche Europa die Lehrmeister und galten lange Zeit sogar als Erfinder von Fertigkeiten, welche sie sich am Nil oder Euphrat angeeignet hatten. Seefahrt, Bergbau, Industrie, namentlich Schmiedekunst, Färberei und Glasfabrikation der Griechen gehen auf die Phönizier zurück. Diese brachten ihnen auch das babylonische Maß-, Münz- und Gewichtssystem und wirkten in nachhaltigster Weise auf ihre religiösen Vorstellungen ein. Während der milde Geist des Hellenentums schon in vorgeschichtlicher Zeit die traurige Verirrung überwand, Menschenopfer darzubringen, blühte der Dienst der Unzuchtgöttin Astarte, sich von den phönizischen Siedlungen auf Cypern, Cythera und dem sizilischen Berge Eryx über die griechisch-römische Welt verbreitend, im ganzen Altertum, wenn er auch niemals so tief sank wie bei den Semiten. Der Kult der als fratzenhafte Zwerge dargestellten Kabiren, mit deren Bildern die Phönizier ihre Schiffe schmückten, fand auf vielen Inseln des Ägäischen Meeres Eingang, und der Verehrung des Adonis (adón, semitisch = Herr) begegnen wir nicht nur auf Cypern und Cythera, sondern auch in Argos und Athen. Adonis, eine Erscheinungsform des Melkart, galt als Gott des Frühlings und wurde bei dessen Eintritt unter rauschenden Festen gefeiert. Wenn in der Gluthitze des Sommers die Natur erstarrt, wurde Adonis, so hieß es in der Sage, von einem Eber getötet. Um diese Jahreszeit schmilzt auf dem Libanon der Schnee, und mehrere Bäche werden infolge des aufgeweichten Mergelbodens rot. In dieser Färbung glaubte man das Blut des sterbenden Gottes zu erkennen, und in lauten Klagen betrauerte man seinen Tod. Unter diesen Bächen führt einer den Namen Adonis, der sich durch eine wildromantische Schlucht nahe bei Byblus ins Meer ergießt, weshalb sich das berühmteste Heiligtum des Gottes in dieser Stadt befand. Melkart wurde in Korinth, gerade wie bei den Phöniziern, als Beschützer der Seefahrt verehrt, und an denselben Gott erinnern viele Züge in der Herkulessage.



Phönizische Gläser.
Nach Perrot & Chipiez.

Durch die Phönizier kam auch eine Menge Nutz- und Zierpflanzen nach Europa. Ja, die Flora, die wir jetzt vorzugsweise als die südeuropäische anzusehen pflegen, ist erst durch diese dorthin gebracht worden. Dahin gehören Myrte, Zypresse, Lorbeer, Zeder, Ölbaum, Feige und Rebe.

Das Beste, was die Griechen den Phöniziern verdankten, ist die Schrift. Bei der fast unübersehbaren Fülle und mehrfachen Bedeutung der ägyptischen und babylonischen Zeichen mußte die dadurch verzwickte Kunst zu schreiben zu einem Monopol weniger Bevorrechteten werden. Es war daher eine Kulturtat ersten Ranges, daß der praktische Sinn der Phönizier aus dieser Masse 22 auswählte, die bei den Westsemiten nur als Konsonanten verwertet wurden. In der durch die Vereinfachung der Schrift ermöglichten Verallgemeinerung der Bildung liegt der große Nutzen dieser Erfindung. Von den Griechen wurden einige Buchstaben, die schwer auszusprechende Kehllaute ausdrückten, als Vokalzeichen verwandt. In dieser Umgestaltung ging die Schrift zu allen modernen Völkern. Das Wort Alphabet (zusammengesetzt aus aleph = a, bet = b) zeigt noch heute die semitische Herkunft.

Geschichte Israels.



Das Tote Meer mit den Judäischen Gebirgen.
Nach einer Photographie.

Geschichte Israels.

A. Von Abraham bis Saul.

Die Geschichte Israels ist von der aller übrigen Völker völlig verschieden. Zwar berichtet die Heilige Schrift auch von glänzenden Siegen und blutigen Niederlagen, großen Königen und erprobten Heerführern, Parteiungen und Revolutionen, prachtvollen Bauten und herrlichen Festen. Aber die äußeren Kriege, welche das auserwählte Volk zu führen hatte, vermochten den Gang der Weltereignisse nur wenig zu hemmen; seine inneren Kämpfe haben mit Verfassungsfragen kaum etwas zu tun, und an Künsten und Wissenschaften stehen die Juden überaus arm da, sodaß selbst ihre Sibylle, angeblich eine Tochter Noes, sagt: „Nicht um gewaltige Werke der Erde sind sie bekümmert.“ Deshalb sahen Griechen und Römer mit Verachtung auf sie herab, und nennt Molon, der Lehrer Ciceros, sie die unfähigsten der Barbaren, die für die Entwicklung der Menschheit nichts geleistet hätten. Wenn diesen Vorwürfen gegenüber die hellenistischen Juden Abraham und Moses zu Erfindern der Philosophie und Sternkunde, der Baukunst und Schiffahrt machen, so beweisen sie durch solche Phantastereien nur, eine wie falsche Vorstellung sie von der Bedeutung des Judentums haben. Israel hätte gar keine Rolle gespielt, wäre es nicht in der Nacht des Unglaubens ein Licht gewesen, das den Heiden die Erkenntnis des wahren Gottes erleichterte und auf die Erlösung durch den Gekreuzigten vorbereitete. In dem Festhalten an dem Monotheismus liegt sein Verdienst, das die Verdienste der anderen Nationen voll aufwiegt und dem verschmähten und verfolgten Volke einen Ehrenplatz sichert. Aber zu dem Glauben an einen Gott hat es sich nicht durchgerungen, ihn auch nicht aus sich bewahrt, sondern der übernatürlichen Offenbarung verdankt es die erhabene Lehre, und mußte Jahwe die zum Götzendienst neigende Menge vor dem Irrtum schützen.

Mit unmittelbarem Eingreifen des Allmächtigen beginnt die Geschichte Israels. Als in den Euphratländern der Monotheismus der Semiten infolge ihrer Vermischung mit den

Hamiten dem Erlöschen nahe war, erging an Abraham, der anfangs im babylonischen Ur, später im mesopotamischen Harran wohnte, der Ruf des Herrn: „Zieh aus von deinem Lande, deiner Verwandtschaft und dem Hause deines Vaters und geh in das Land, das ich dir zeigen werde.“ Abraham gehorchte ungesäumt dem Befehle und wanderte mit seiner Frau Sara und seinem Neffen Lot nach Sichem in Kanaan. Hier war er dem schädlichen Einfluß des Heidentums, welches schon einige Mitglieder seiner väterlichen Familie ergriffen hatte, in etwa entzogen, da die Natur des Landes dem Verkehr mit der Außenwelt wenig günstig ist.

Die Mittelmeerküste ist arm an Häfen. Im Süden und Osten wird Kanaan von Wüsten umgeben. Mitten durch das Land klafft in der Richtung des Meridians ein tiefer Erdspalt, der sich im Norden bis nach Kleinasien, im Süden bis zum Roten Meere fortsetzt. Die ihn begleitenden Höhenzüge ballen sich an der Nordgrenze Kanaans zu den wuchtigen Massen des Libanon und des Hermon zusammen, deren höchste Gipfel sich 3000 Meter erheben und den größten Teil des Jahres mit Schnee bedeckt sind. In dem scharf eingeschnittenen Tale vereinigen sich die zahlreichen Bäche zum Jordan. Wenige Meilen von seiner Quelle wird sein Wasser durch die natürliche Sperre einer Basaltmauer zum Meromsee aufgestaut, um dann schäumend über die Felsen südwärts zu stürzen, bis ein ähnliches Hemmnis ihm in den Weg tritt und den breiten Graben auf eine Länge von 20 Kilometern zu dem Genezareth- oder Tiberiassee anfüllen läßt. Von da ab mäßigt sich das Gefälle, und in vielfachen Windungen durchfließt der Jordan ein 15 Meilen langes Tal, worauf er sich in das Tote Meer ergießt. Dies besteht aus zwei ungleichen Teilen. Der größere, nördliche, schon in vorgeschichtlicher Zeit durch eine ähnliche Katastrophe wie die oberrheinische Tiefebene entstanden, ist die bedeutendste Senkung auf der ganzen Erde. Ihre Oberfläche liegt rund 400 Meter, ihre Sohle an einigen Stellen 800 Meter unter dem Spiegel des Mittelmeeres. Der kleinere, südliche Teil, ein seichter Salzsumpf, bildete ehemals das Gebiet der fünf sündhaften Städte — darunter Sodom und Gomorrha —, die zu Lebzeiten Abrahams von Gott vertilgt wurden. Das Land westlich vom Jordan, Kanaan im engeren Sinne des Wortes genannt, zeigt auf einer Fläche von kaum 300 Quadratmeilen einen Wechsel in Bodengestalt und Klima, wie wir ihn auf einem so kleinen Gebiet sonst nirgends finden. Vom Libanon senkt sich der Norden stufenförmig zu dem lieblichen Garten der Ebene von Jezrael. Darauf steigen die Berge wieder an, die anfangs mit saftigen Matten bedeckt und von fruchtbaren Tälern durchschnitten sind, nach Süden aber immer mehr in eine Steinwüste übergehen. Zu beiden Seiten ziehen sich sanft gewellte Niederungen hin, wo Milch und Honig floß und zwischen Rosen- und Palmenhainen sich eine Fülle volkreicher Städte erhob.

Der größere Teil der Bewohner gehörte demselben Stamme an wie die Phönizier, die im dritten Jahrtausend in das Land gewandert waren und die schon seßhaften Semiten aufgesogen oder verdrängt hatten. Die Seeküste war im Besitze der Philister, nach denen von den Griechen das ganze Land Palästina genannt wurde. Ihre Heimat war das Nildelta. Kanaaniter wie Philister waren sprachlich zu Semiten geworden, lebten aber in bitterer Feindschaft gegeneinander, die zu unaufhörlichen Fehden führten. Die Oberherrschaft übten die Babylonier aus, welche damals unter elamitischen Königen standen. Die Versuche einiger kanaanitischer Fürsten, sich unabhängig zu machen, hatten verheerende Kriegszüge zur Folge, von denen auch Lot betroffen wurde.

In dieses Land sandte Gott den Abram. Die Einwohner nannten den Fremdling Hebräer. Man hat diese älteste Bezeichnung für die Juden, die im Altertum meist in ethnographischer, heute fast nur in sprachlicher Hinsicht verwandt wird, verschieden gedeutet. Einige erblicken in dem Hebräer den Nachkommen Hebers, eines Urenkels von Sem. Andere übersetzen „der Jenseitige“, weil Abraham von Harran jenseits des Euphrats kam; noch andere halten den Ausdruck für gleichbedeutend mit „Wanderer“, eine Vermutung, welche nicht nur an dem Worte Philister, das gleichfalls Wanderer heißt, sondern auch in dem Nomadenleben Abrams eine Stütze hat. Denn im Gegensatze zu der ansässigen kanaanitischen Bevölkerung zeltete der

Patriarch bald in Sichem, bald in Bethel, Gerara, Hebron und Berſabee und durchwanderte auf Befehl Gottes das ganze Land der Länge und Breite nach.

Durch felſenfeſtes Vertrauen, opferwilligen Gehorſam, Nächſtenliebe und Uneigennützigkeit erweiſt ſich Abram immer größerer Gnaden würdig. Gott verheißt ihm, daß er Ahnherr vieler Völker ſein wird, weshalb er ſeinen bisherigen Namen (erhabener Vater) in Abraham (Vater der Menge) verändert. Seine Nachkommen ſollen Paläſtina und alles oſtwärts gelegene Land bis an den Euphrat beſitzen und in ihm alle Geſchlechter der Erde geſegnet werden. Zur Bekräftigung ſeines Verſprechens ſchließt Jahwe einen Bund mit ihm und ſeinem Samen und



Das Libanongebirge mit Zederuwaldungen.
Nach einer Photographie von Photoglob, Zürich.

ordnet als Bundeszeichen die Beſchneidung an. Jeder Angehörige des auserwählten Volkes iſt zu ihr verpflichtet, ſoll er nicht der Segnungen Gottes verluſtig gehen. Gewöhnlich erfolgte ſie am achten Tage nach der Geburt der Knaben, konnte aber aus triftigen Gründen verſchoben werden. Sie iſt für das Judentum noch wichtiger als die Abſtammung von Abraham, da auch Heiden, die ſich beſchneiden ließen, in die Religionsgemeinſchaft aufgenommen werden durften.

Von den zahlreichen Söhnen Abrahams wurde nur Iſaak, den Sara geboren hatte, der Verheißungen teilhaftig, und in ähnlicher Weiſe knüpfte ſich die Erbſchaft des Heils allein an Jakob, den jüngeren Sohn Iſaaks. Gott erneuerte Jakob gegenüber das früher dem Abraham gegebene Verſprechen, verlieh ihm nach einem wunderbaren Kampfe den Namen Iſrael (Kämpfer mit Gott) und machte ihn zum unmittelbaren Stammvater des Volkes, das nach ihm Iſrael heißt. Während ſeines Lebens trat ein für die Entwicklung der Juden hochbedeutſames Ereignis ein. Streitigkeiten unter ſeinen Söhnen waren die äußere Veranlaſſung, daß Joſeph, den der Vater mehr als die anderen liebte, als Sklave nach Ägypten verkauft wurde, während die

Brüder ihn als tot ausgaben. Nach mannigfachen Schicksalen wurde er der höchste Beamte des Pharaonenreiches. Gelegentlich der von ihm vorausgesagten Hungersnot kamen auch seine Brüder nach dem Nillande, um Getreide einzukaufen. Als er ihre Reue und Besserung sah, gab er sich zu erkennen und bestimmte die ganze Familie, sich in Gosen niederzulassen. Hiermit schließt die patriarchalische Periode, in der die Juden eine nomadisierende Hausgenossenschaft bildeten.

Ohne Frauen, Knechte und Mägde kamen stark 60 Personen nach Ägypten. Die stattliche Zahl und das geschlossene Zusammenwohnen verbürgten die Reinerhaltung des Glaubens, die in Kanaan um so mehr bedroht war, als bereits die Sprache Abrahams der kanaanitischen Mundart gewichen war und mehrere von den zwölf Söhnen des Patriarchen Kanaaniterinnen geheiratet hatten.

In Ägypten erwuchs Israel zu einem mächtigen Volke. Die starke Vermehrung zwang von selbst das Hirtenleben mit dem Ackerbau zu vertauschen, und die geregelte Verwaltung, die sonstigen staatlichen Einrichtungen, sowie die hochentwickelte Technik der Ägypter blieben auf die Juden, die als Nomaden noch in den Anfängen der Kultur staken, nicht ohne nachhaltigen Einfluß. So wurde der Aufenthalt in Ägypten für Israel in jeder Hinsicht eine treffliche Schule. Trotz der Bitterkeiten, die es später hier durchkosten mußte, sah es immer mit einer gewissen Dankbarkeit auf diese Zeit zurück und gewährte den Ägyptern, die um Aufnahme in den jüdischen Staatsverband baten, dieselben günstigen Bedingungen wie dem Brudervolk der Edomiter. Die Einwanderung erfolgte um rund 1900 vor Christi Geburt. Über 400 Jahre blieben die Hebräer in der Fremde, lange gut behandelt, bis nach Vertreibung der Hyksos das Nationalbewußtsein der Ägypter erstarkte und wiederholte Einfälle barbarischer Horden die Sorge um die Sicherheit des Landes erweckte. Unter Thutmes III. begann eine planmäßige Drangsalierung der Israeliten. Sie sollten unter unerträglichem Druck zu willenlosen Knechten erniedrigt und durch den Blutbefehl, daß alle neugeborenen Knäblein ermordet würden, in der Vermehrung gehemmt werden. Die jüdische Rasse war dem Untergange nahe.

In dieser höchsten Not erstand durch Gott dem gequälten Volke ein Retter und Befreier in Moses. Als Säugling durch den Mörderlaß des Königs mit dem Tode bedroht, wurde er wunderbarerweise durch desselben Königs Tochter erzogen. Herangereift sah er die Leiden seiner Stammes- und Leidensgenossen. Von Wut übermannt, schlug er einen der schlimmsten Peiniger nieder. Er mußte fliehen. Bei den Madianitern, die am Meerbusen von Akkaba wohnten, fand er gastliche Aufnahme und heiratete hier die Tochter eines Priesters. Die Jahre, die er in dem öden Lande zubrachte, wirkten läuternd auf seinen Charakter. Es rang sich in ihm immer mehr die Erkenntnis durch, daß allein Gott das Geschick Israels zum Bessern lenken könne, weshalb er auch einen seiner Söhne „Eliezer" (Gott ist Hilfe) nannte. Von allen Regungen jugendlichen Ungestüms befreit und durch demütige Unterwerfung unter den Willen des Herrn zu höherer Würde erhoben, erhielt er von Gott selbst den Auftrag, Israel aus der Knechtschaft zu befreien und nach dem verheißenen Lande zu führen. Auf dem Wege nach Ägypten begegnete ihm sein Bruder Aaron, den er sich als Beistand erbeten hatte. Nachdem sie die Ältesten der Juden von ihrer himmlischen Sendung überzeugt, traten sie vor den Pharao (Amenophis II.). Ihre Wunder verfehlten jede Wirkung auf den König. Sein Herz blieb auch dann noch verhärtet, als schwere Strafen das Land trafen. Erst der Tod aller erstgeborenen Ägypter zwang ihn zur Nachgiebigkeit. Die Juden waren schon zum Aufbruch gerüstet, und sobald sie das Passahfest gefeiert hatten, setzten sie sich in Marsch. Eine große Menge Fremder, die wohl unter demselben Druck gestanden hatten, nahm die günstige Gelegenheit wahr und schloß sich den Abziehenden an. Das nachsetzende Heer der Ägypter verschlangen die Wogen des Roten Meeres. Israel war gerettet (1437).

Es ist uns bisher nicht gelungen, eine gleichzeitige ägyptische Nachricht über den Auszug der Juden zu finden. Daraus haben manche geschlossen, wir hätten es nicht mit einer geschichtlichen Tatsache zu tun, sondern der ganze Aufenthalt Israels in Ägypten beruhe auf einer Sage.

Diese Folgerung ist schon insofern vorschnell, als die Möglichkeit, eine derartige Urkunde zu entdecken, noch immer vorhanden ist. Auch wäre es leicht erklärlich, daß Amenophis II., der Gepflogenheit seiner Vorgänger entsprechend, das für ihn unliebsame Ereignis absichtlich totgeschwiegen habe. In der Erinnerung des Volkes ließ es sich nicht ganz tilgen. Eine, wenn auch märchenhafte Kunde wird von Manethos, einem ägyptischen Geschichtschreiber des 3. Jahrhunderts vor Christi Geburt, überliefert. Amenophis habe 80 000 Aussätzige in die Steinbrüche auf der rechten Nilseite geschickt. Ein Priester Osarsiph aus Heliopolis habe sie veranlaßt, von den ägyptischen Göttern abzufallen und eine neue, von ihm selbst erfundene Religion anzunehmen. Unter Führung dieses Priesters, der seinen Namen in Moses umgeändert, seien sie, von den in Kanaan angesiedelten Hyksos unterstützt, nach Verübung mannigfaltiger Schandtaten ausgewandert. In dem stark zu ungunsten der Juden gefärbten Bericht steckt offenbar ein geschichtlicher Kern. Manethos gibt uns zuerst den Namen des ägyptischen Königs an, unter dem der Auszug erfolgte. Daß Moses, den die Pharaonentochter erziehen ließ, einen ägyptischen Namen trug, in Heliopolis, dem geistigen Mittelpunkte des Nillandes unterrichtet wurde und zu den Kreisen der dortigen Gelehrten (Priester) gehörte, ist sehr wahrscheinlich. Bei den Schandtaten, von denen Manethos spricht, haben wir wohl an die Plagen Ägyptens zu denken. Da die Juden bei ihrem Zuge durch die Wüste sich ein Apisbild verfertigten und es anbeteten, so müssen sie sich mit dem heidnischen Kultus im Nillande sehr befreundet haben, weshalb ein Ägypter ihre Rückkehr zu Jahwe leicht als einen Abfall von der ägyptischen Religion auffassen konnte. Endlich dürfte die von Manethos überlieferte Zahl der Wahrheit näher kommen als die der Bibel (600 000), welche wohl durch Fehler der Abschreiber verderbt ist.

Bevor man daran denken konnte, mit dem Schwerte in der Faust das von waffenkundigen Stämmen bewohnte Kanaan zu erobern, mußte die gewaltige Volksmenge, die außer den Abkömmlingen Jakobs noch allerlei fremde Elemente umfaßte, in Zucht und Ordnung gehalten, an Gehorsam gewöhnt werden. Es galt das Werk der Befreiung durch das der Gesetzgebung zu krönen. Daher ging auch der Marsch der Israeliten nicht geradeswegs nach dem Lande der Verheißung, sondern nach der zwischen den Meerbusen von Suez und Akkaba liegenden Halbinsel Sinai, wo sich das gleichnamige Gebirge 600 Meter hoch aufsteigend aus der Ebene erhebt. Hier gab Gott selbst, auf dessen Ankunft sich die Menge würdig vorbereitet hatte, unter Offenbarung seiner himmlischen Macht und Größe die zehn Gebote, Grundlage und Kern des ganzen Gesetzes. Als das Firmament sich verfinsterte und aus den schwarzen Wetterwolken zuckende Blitze niederschossen, befiel Furcht und Zittern das um den Berg gelagerte Volk, und ängstlich flehte es seinen Führer Moses um seine Vermittlung an. Daher wurde der Rest des Gesetzes, gleichsam Ausführungsbestimmungen zum Dekalog, welche das sittliche, kirchliche und bürgerliche Verhalten der Juden regeln, von Gott dem Moses, von diesem dem Volke gegeben und im „Bundesbuche" niedergelegt.

Israel erkannte feierlich die Gesetze an und verpflichtete sich eidlich zu ihrer Befolgung. Ein Opfer besiegelte den Bund Jahwes mit seinem Volke.

Das ganze Gesetz wird eingeleitet und begründet mit dem Satze: „Ich bin der Herr, dein Gott." Auch an anderen Stellen hebt der Allerhöchste hervor, daß er die Quelle alles Rechts und der Rächer der Sünde ist. „Du sollst den Witwen und Waisen nicht schaden. Wenn du sie verletzest, so werden sie zu mir rufen, und ich werde ihr Schreien hören." Ein solcher Hinweis auf den übernatürlichen Ursprung des Gesetzes ist um so notwendiger, als ein Teil seiner sittlichen Forderungen alles überragt, was der Geist selbst der edelsten Denker des Heidentums aus sich als pflichtgemäß erkannt hat. Wenn beispielsweise das 10. Gebot schon das sündhafte Verlangen als Übertretung des Gesetzes hinstellt, so ist dies nur unter der Voraussetzung des Glaubens an einen allwissenden, heiligen und gerechten Gott erklärlich. Bei keinem Volke nimmt sich das Gesetz so der Armen und Notleidenden, der Schwachen und Unterdrückten an wie bei den Juden. Wer vom Hunger gequält wird, darf den ersten besten Acker oder Garten betreten

und sich an Körnern oder Obst satt essen, ohne befürchten zu müssen, daß der Eigentümer ihn wegweist oder gar des Diebstahls bezichtigt. Den Armen gehört der Ertrag von einem Sechzigstel des Feldes, sowie die ganze Nachlese bei der Ernte. Alles, was der Boden in jedem siebenten Jahr (Sabbatjahr), wo der Ackerbau ruht, ohne menschliche Arbeit hervorbringt, fällt den Armen zu. Mußte jemand aus Not sein Besitztum oder gar sich selbst verkaufen, so erhielt er im Jubeljahr (siebenten Sabbatjahr) Eigentum und Freiheit zurück, und die Knechtschaft eines Juden durfte nie länger als sechs Jahre dauern. Die Sklaven galten als Glieder der Familie, und der Herr mußte sie menschlich behandeln. Strafte er sie so, daß sie verstümmelt wurden, so erhielten sie die Freiheit. Selbst wenn sie Heiden waren, erfreuten sie sich an den Sabbaten völliger Arbeitsruhe, und auch an den sonstigen Festen durften sie nur zu häuslichen Beschäftigungen angehalten werden. Ehen zwischen Freien und Knechten waren nicht selten. Hatten doch vier von den zwölf Söhnen Jakobs und Ahnherren der jüdischen Stämme eine Sklavin zur Mutter. Während in dem Vertrage zwischen den Ägyptern und Hethitern die gegenseitige Auslieferung entlaufener Sklaven gewährleistet wurde, war das jüdische Gebiet für jeden Knecht, der sich aus der Fremde dorthin rettete, eine Freistätte. Wohltuend berührt auch die Milde, die sich in der Strafbemessung zeigt. Für Eigentumsvergehen gab es keine Todesstrafe. Diebstahl wurde mit dem doppelten, nur in wenigen Fällen mit dem fünffachen Schadenersatz gebüßt. Den Einbrecher am hellen Tage ohne Not niederzustoßen, galt als Mord. Manche Bestimmungen haben, wie schon oben bemerkt wurde, Ähnlichkeit mit Paragraphen des Gesetzes Hammurabis, wie sich dies von selbst versteht, da die Israeliten von den Babyloniern abstammten und lange unter deren Einfluß gestanden haben. Wir würden wahrscheinlich auch Verwandtschaft mit dem ägyptischen Gesetz nachweisen können, wenn uns die von den Pharaonen aufgestellten Rechtsnormen genauer bekannt wären. Aber viel zahlreicher und größer sind die Verschiedenheiten des jüdischen und babylonischen Gesetzes, Verschiedenheiten, die sich zum Teil aus den ökonomischen Verhältnissen beider Völker erklären — die Juden waren Hirten und Bauern, in Babylonien drängten Großindustrie und Handel zur Geldwirtschaft —, im wesentlichen aber in der Natur der Gesetzgeber begründet sind. Das Werk Hammurabis behandelt nur das rein bürgerliche Straf- und Privatrecht, stellt keine höheren sittlichen Forderungen und läßt Dinge, die vom Standpunkt einer geläuterten Ethik als besonders schwere Verfehlungen erscheinen, ganz unbestraft. Dem babylonischen König fällt es gar nicht ein, sich als Werkzeug der Götter, als Mittler der Offenbarung hinzustellen. Zwar fehlt es ihm nicht an Wohlwollen („An meiner Brust hege ich die Bewohner der Länder Sumer und Akkad"), aber aus den meisten Paragraphen spricht doch nur ein um die Wahrung seines Eigentums besorgter Geschäftsmann. Dementsprechend ist auf Diebstahl und Einbruch die Todesstrafe gesetzt, und werden Sklaven mehr als Besitzstücke denn als Glieder der Familie betrachtet. Einige Strafen sind nach unserem Rechtsgefühl geradezu roh und grausam, wie beispielsweise die, daß der Sohn des Baumeisters getötet werden soll, wenn bei dem Einsturz eines Hauses der Sohn des Eigentümers umkommt.

Das jüdische Gesetz durchweht der Geist der Reinheit und Heiligkeit des Herrn. „Seid heilig, weil ich, der Herr, euer Gott, heilig bin." Die sittliche Hebung des Volkes ist der Endzweck. Der menschlichen Schwäche wird Rechnung getragen, und man erkennt deutlich, daß das Herz eines liebevollen Vaters, nicht der kühl berechnende Verstand des Juristen die Höhe der Bußen bestimmt. Aus diesem Grunde ist es ausgeschlossen, daß das Gesetz Hammurabis Quelle und Vorbild des jüdischen sei. „Zwischen Hammurabi, der den Grundgedanken der Verweltlichung des Rechts mit bewußter Absicht durchführte, und Moses, der das Recht in die Bahnen eines von Gott ausgehenden, von Gott geleiteten, das Göttliche im Menschen fördernden Gesetzes einlenkte . . . . . , führt kein Weg der Vermittlung und hat es nie eine Ideenübertragung gegeben."

Das Wichtigste in kirchlicher Hinsicht war die Neuerung, daß von nun an die Stiftshütte, ein von einem Vorhof umgebenes Zelt, den Mittelpunkt des äußeren Gottesdienstes bilden sollte.

Sie enthielt zwei Räume: das Heilige und das Allerheiligste. Im Heiligen standen ein Rauchopferaltar, ein Tisch für Schaubrote und ein siebenarmiger Leuchter, im Allerheiligsten nur die Bundeslade, so genannt, weil sie die wichtigste Urkunde des zwischen Gott und Israel geschlossenen Bundes: die auf zwei Steintafeln geschriebenen zehn Gebote, barg. Außerdem wurden in dem heiligen Schrein ein Gefäß mit Manna und der sprossende Stab Aarons aufbewahrt. Eine goldene Platte mit aufrechtstehendem Cherubim schloß die Lade. Die Stiftshütte wurde zur einzigen gesetzlichen Opferstätte bestimmt, der gesamte Kultus, zu dem auch Unterricht und Rechtspflege gehörten, erblich dem Stamme Levi übertragen, der sich auf der Wanderung durch die Wüste durch Rechtgläubigkeit und frommen Eifer vor den andern auszeichnete. Aber nur eine einzige Familie dieses Stammes, diejenige Aarons, erhielt die Priesterwürde und hatte das heilige Opfer darzubringen. Die Sühnung des ganzen Volkes am Versöhnungsfeste war dem Hohepriester, dem jedesmaligen Familienhaupte, vorbehalten. Priester und Leviten genossen mannigfache Vorrechte. Sie waren von Steuern und Kriegsdienst befreit, die Leviten bekamen den Zehnten vom ganzen Ertrag des Bodens und der Herden, gaben aber hiervon wieder den Zehnten an die Priester ab.

Täglich wurden Opfer dargebracht und auf dem Brandopferaltar, der im Vorhof der Stiftshütte stand, ein ewiges Feuer unterhalten. Am siebenten Wochentage, dem Sabbat, verdoppelte sich das Brandopfer; neue Schaubrote wurden aufgelegt, und das Volk versammelte sich zum Gottesdienste. Jede Art der Arbeit war an diesem Tage unter Todesstrafe verboten, während an den Festen, die nicht auf einen Sabbat fielen, nur die Berufsgeschäfte ruhten. Solche Feste waren die ersten Tage der Monate, besonders des siebenten, und Ostern, Pfingsten, Laubhüttenfest. Ostern (Passah) erinnerte an den Auszug aus Ägypten, welcher den Juden immer als einer der größten Gnadenakte Gottes erschien. Pfingsten und Laubhüttenfest wurden zum Dank für die Ernte gefeiert, dieses nach Einbringung der Feldfrüchte, jenes nach Beendigung der Obst-, Oliven- und Weinlese. Fünf Tage vor dem letzten Feste fand die große Versöhnungsfeier statt, bei der Sabbatruhe und strengstes Fasten herrschten. Unter genau bestimmten Zeremonien brachte man Rauch- und Brandopfer dar, welche das sündenbefleckte Volk und das entweihte Heiligtum reinigten. Alles Böse, was Israel während des verflossenen Jahres getan hatte, bekannte der Hohepriester, indem er seine Hände auf einen Ziegenbock legte. Dieser, „der Sündenbock“, wurde sodann dem Asasel (Haupt der Teufel) in die Wüste gejagt. In späterer Zeit stürzte man ihn von einem Felsen herab, damit er nicht durch seine Rückkehr die Gemeinde verunreinige.



Der siebenarmige heilige Leuchter und andere heilige Geräte des Tempels. Aus dem Triumphzuge des Titus.
Marmorrelief im Innern des Titusbogens, Rom.

Nachdem man auf dem Sinai das göttliche Gesetz empfangen hatte, brach man nach Stämmen geordnet auf und gelangte bis an die Südgrenze Kanaans. Moses sandte zwölf Kundschafter aus, die sich über die Fruchtbarkeit des Landes und den kriegerischen Charakter der Bewohner unterrichten sollten. Ihre Mitteilung, daß die Bevölkerung tapfer sei und viele befestigte Städte besitze, brachte die Menge gegen Moses auf. Man wollte nach Ägypten zurückkehren und dachte allen Ernstes an die gewaltsame Beseitigung der von Gott erwählten Führer. Dem in der Sklaverei entarteten und unter dem Einfluß des Heidentums wankelmütig gewordenen Volke konnte selbst das trefflichste Gesetz nicht im Handumdrehen Mannesmut und Glaubensstärke verleihen. Zur Strafe für seine Auflehnung mußte es noch 38 Jahre in der Wüste umherirren, und von den Erwachsenen durften nur die, welche auf den Herrn vertraut hatten, in das Land der Verheißung eingehen.

Als ein neues Geschlecht herangewachsen war, schritt man zur Eroberung des Landes. Zuerst wurden die auf der Ostseite des Jordans wohnenden Völkerschaften besiegt. Moses siedelte hier die Stämme Ruben und Gad, sowie die Hälfte von Manasse an. Dann ernannte er im Gefühl des nahen Todes auf Befehl Gottes den Josua zu seinem Nachfolger, forderte dringend die Ausrottung der Kanaaniter, traf Anordnungen über die Verteilung des Westjordanlandes und schärfte die strenge Beobachtung der göttlichen Gebote ein.

Moses selbst durfte den Jordan nicht überschreiten. Kurz vor seinem Hinscheiden war es ihm nur vergönnt, von dem Gipfel eines Berges sehnsüchtig seine Blicke schweifen zu lassen nach dem Lande, auf das die ältere Generation ihr Besitzrecht verscherzt hatte. Nach einer Wirksamkeit, die alles, was Menschenkraft geleistet, übersteigt, starb er, unter den vielen Helden des Altertums unstreitig der größte und edelste. In ihm verlor Israel seinen Erretter, Führer und Organisator, der Recht und Gesetz verkündet und so oft Erbarmen auf sein Volk herabgefleht hatte.

Unter Führung Josuas rückten die Israeliten in das eigentliche Kanaan. Die erste Stadt, die man erstürmte, war Jericho. Trotz des Widerstandes, den einige Städte bald allein, bald in Gemeinschaft mit anderen leisteten, schritt die Eroberung vorwärts. An vielen besiegten Stämmen wurde der mosaische Vertilgungsbefehl schonungslos vollstreckt, manche aber retteten sich durch freiwillige Unterwerfung Leben und Eigentum und verschmolzen allmählich mit den kühnen Eindringlingen. Oft auch stockte der Kampf, weil es nicht gelingen wollte, die Feinde aus ihren turmbewehrten Städten zu vertreiben, und man begnügte sich, die weniger dicht bewohnten Bergtäler in der Nähe zu besetzen. Einige Gebiete blieben noch Jahrhunderte in den Händen der Kanaaniter, und die Seeküste gelangte nie in den dauernden Besitz Israels. Nachdem die Eroberung zu einem gewissen Abschluß gelangt war, schritt man zur Verteilung des gewonnenen Landes. Die Leviten erhielten kein in sich zusammengeschlossenes Stammesgebiet, sondern in jedem Gau bestimmte Orte. Zur Hauptstadt des ganzen Landes wurde Silo, in der Mitte zwischen Jericho und Samaria, erhoben und auch die Stiftshütte hier aufgeschlagen.

Dadurch, daß man einige wichtige Punkte, wie Jerusalem, den Feinden belassen mußte, wurde der Zusammenhang unter den einzelnen Stämmen zerrissen. Es bildete sich je länger, je mehr ein friedliches Verhältnis der Juden mit den Kanaanitern. An ihre Vertilgung dachte man nicht mehr. Mischehen waren die nächste, Trübung der Religion die weitere Folge. Der Verlust des wahren Glaubens wäre gleichbedeutend mit dem Verlust der Nationalität gewesen. Diese wurzelte nicht wie bei den andern Völkern in der Sprache, welche die Juden mit vielen Stämmen Syriens teilten. Auch die Herkunft von den Erzvätern, die oft als Kennzeichen des echten Judentums angegeben wird, konnte schon deshalb nicht das entscheidende sein, weil das Prinzip der Rassenreinheit sich nicht durchführen ließ. Das Band, das alle Angehörigen desselben Staates umschlang, war vielmehr die Religion. Eine Änderung des Glaubens, die mit der Überlieferung brach, mußte bei den Juden um so gefährlicher wirken, als einerseits ihr Staat noch im Werden begriffen war, anderseits ihr Monotheismus im schroffsten Gegensatz zu allen heidnischen Religionen stand. Indem nun an die Stelle Jahwes die verschiedenen von den Kanaanitern

verehrten Bale und Astarten traten, verwischten sich die religiösen Unterschiede, und der Untergang Israels als eines besonderen Volkes wäre besiegelt gewesen, wenn Gott es nicht zur Strafe durch auswärtige Fürsten hätte knechten lassen. Erst in der Not lernte das Volk wieder beten, und wenn es reumütig zu Jahwe zurückgekehrt war, brach es unter Führung glaubensstarker Männer die Ketten und errang wieder seine Freiheit. Diese Vorgänge wiederholten sich mehrmals, zwar nicht immer für ganz Israel, sondern bald für diesen, bald für jenen Stamm; denn jeder lebte als selbständiges Gemeinwesen unter eigenartigen Verhältnissen, unbekümmert um die Gesamtheit und nur zuweilen in lockerer Verbindung mit den Nachbarstämmen. Mitunter tobten unter einzelnen Zweigen des Brudervolkes sogar blutige Kämpfe, welche den Fortgang der Eroberung und die Bildung eines geordneten Staates hemmten. Wir nennen die Helden, um die sich das bußfertige Israel scharte, Richter, obwohl ihre Tätigkeit fast der eines Königs glich. Auch nach der Vertreibung der Feinde übten sie ihre auf Verdienst beruhende Herrschaft aus, und das dankbare Volk ließ sich gern von ihnen leiten. Schon bald nach dem Tode Josuas begann die Zeit der Richter, eine Periode der Unordnung, wie man sie sich ärger gar nicht denken kann. Israeliten, Philister, Kanaaniter und noch andere Völkerschaften, alle in eine Fülle von Sondergemeinschaften zersplittert, die mit Eifersucht das Gedeihen der andern verfolgten, der reinste Hexenkessel. Dazu kamen Angriffe der Nachbarstaaten, das Vordringen der Hethiter, das Bestreben Ägyptens, seine Oberhoheit geltend zu machen. Aber gerade das wüste Durcheinander gab den einzelnen Gelegenheit, ihre Kräfte zu entfalten. Die Zeit der Richter ist zugleich die Zeit des jüdischen Rittertums. Todesmutige Recken, deren Taten, zum Teil von gleichzeitigen Dichtern besungen, Begeisterung entzündend im Munde des Volkes fortlebten, führten die kampfesfrohe Menge von Sieg zu Sieg. Aber nach ihrem Tode erlahmte der Glaubenseifer, und neues Unglück brach über Israel herein. So wechselten mehrere Jahrhunderte hindurch Waffenerfolge mit Niederlagen. Die bedeutendsten Richter waren Barak, der, von der Prophetin Deborah beraten, den Feinden die Ebene Jesreel entriß, Gideon, der mit dreihundert Auserwählten die Macht der Madianiter brach, Samson, der nach der Demütigung der Philister auf tragische Weise den Tod fand, und Samuel, der eine neue Zeit einleitete. Vor seinem Auftreten lagen die Verhältnisse trostloser denn je. Hart lastete auf Israel der Druck der Philister, die nicht einmal einen Schmied bei den Juden duldeten, damit diesen die Waffen zum Kampfe fehlten. Da holten die Bedrängten die heilige Lade von Silo und griffen im Vertrauen auf den Beistand ihres Gottes die Feinde an. Aber sie wurden wiederum geschlagen, und die Bundeslade wurde eine Beute der Philister. Als jedoch Jahwe schreckliches Unheil über die Sieger verhängte, schickten sie den Juden den heiligen Schrein zurück, der nach mannigfachen Schicksalen in Kirjat-Jearim aufgestellt wurde. Ein halbes Menschenalter später sammelte Samuel, von Gott zum Retter Israels erwählt, das Volk um sich und warf nach einem glänzenden Siege das Joch der Philister ab. Hand in Hand mit der nationalen ging die religiöse Wiedergeburt. Der Götzendienst wurde beseitigt und in mehreren Städten Prophetenschulen gegründet, deren Jünger berufen waren, in Zeiten der Glaubensirrungen die Fahne des Monotheismus hochzuhalten.

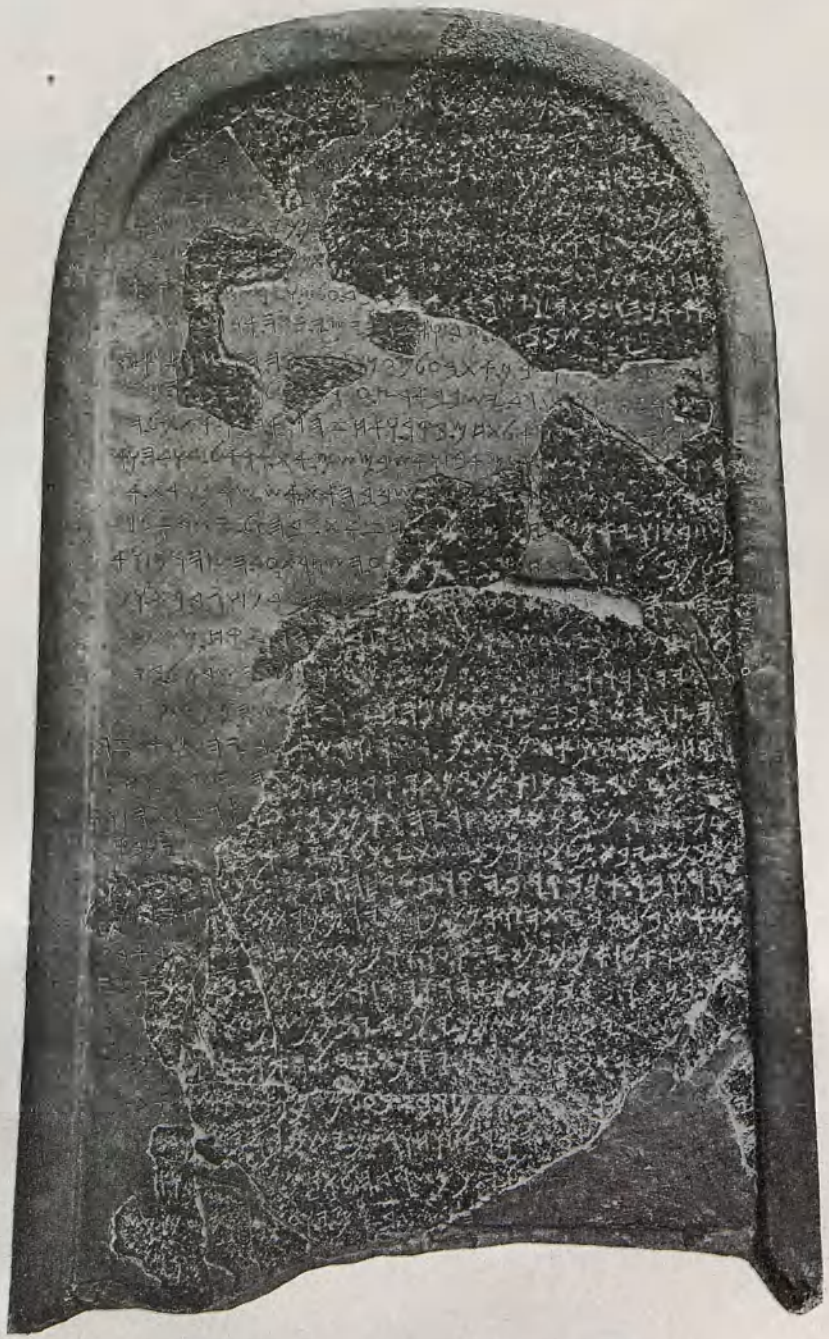
B. Von Saul bis zur babylonischen Verbannung.

In den wilden Kämpfen hatte sich der Mangel an einheitlicher Leitung fühlbar gemacht, und es war der Wunsch nach strafferer Organisation erwacht. Schon dem siegreichen Gideon hatte das dankerfüllte Volk die Königswürde angeboten, die dieser mit der Begründung ausschlug, Jahwe solle über Israel herrschen. Aber die Notwendigkeit der Monarchie zeigte sich immer deutlicher, und unter Samuel wurde das Verlangen hiernach so stark, daß es sich nicht mehr

zurückdrängen ließ. Samuel willfahrte, wenn auch ungern, dem Wunsche und salbte Saul aus dem Stamme Benjamin zum Könige (um 1040).

Der neue Herrscher wandte sich zuerst gegen die Ammoniter, die ins Ostjordanland eingefallen waren und Jabesch belagerten. Durch seinen Sieg zur allgemeinen Anerkennung gelangt, schickte er seinen Sohn Jonathan mit 1000 Mann nach Gibea, um diesen letzten Stützpunkt der Philister im Gebiete Israels zu nehmen. Der Plan gelang. Die ganze Besatzung wurde erschlagen. Dies entfachte einen neuen Krieg. Mit 30 000 Streitwagen, 6000 Reitern und einem Fußvolk so zahlreich wie der Sand am Meere rückten die Philister auf die Kunde von Jonathans Unternehmen nach Michmas, das von Sauls unangreifbarer Stellung bei Gibea durch einen beschwerlichen Paß getrennt war. Dadurch wurde Saul von der Verbindung mit den nördlichen Stämmen abgeschnitten, und der Leute, die bei ihm waren, bemächtigte sich eine solche Furcht, daß sie sich in Höhlen und Brunnen versteckten oder über den Jordan flohen. Nur 600 Krieger hielten bei dem Könige aus. Während die Philister plündernd die Umgegend durchzogen, überfiel Jonathan einen feindlichen Posten. Ein panischer Schrecken ergriff die Philister. Sie wüteten gegeneinander, und viele durchbohrte das Schwert der Kameraden. Diese Gelegenheit benutzte Saul; unaufhaltsam jagte er hinter den Fliehenden her, von allen Seiten strömten die Juden herbei, und bald war sein Häuflein auf 10 000 Mann angewachsen. Bis tief in die Nacht hinein dauerte die Verfolgung, und beutebeladen kehrten die Sieger heim. Gleich wuchtige Schläge teilte Saul nach allen anderen Seiten aus; denn an Mut, Überlegung, Kriegskenntnis kam ihm keiner gleich. Aber die Erfolge schrieb er allein seiner eigenen Tüchtigkeit zu. Er wurde stolz und eigenmächtig, und sein willkürliches Handeln brachte ihn um die Huld Jahwes. Von Gott verworfen, verfiel er in Schwermut. Den Trübsinn zu bannen, wurde David, Isais junger Sohn, der des Vaters Herden weidete, an den königlichen Hof berufen. Sein Gesang und Lautenspiel heiterten anfangs den traurigen Herrscher auf. Doch bald stellte sich die düstere Stimmung wieder ein, und als David durch seinen lautern Charakter die Liebe des edlen Jonathan erwarb und wegen seiner Waffentaten vom ganzen Volke gepriesen wurde, da witterte der König Verrat. Von Eifersucht gequält, trachtete er David nach dem Leben und suchte selbst seinen Sohn zum Meuchelmörder zu bestimmen. Aber die wackeren Jünglinge blieben sich in treuer Freundschaft ergeben. Wiederholt bot sich David die Gelegenheit, Rache an dem ungerechten Fürsten zu nehmen. Aber obwohl schon durch Samuel zum Könige bestimmt, wagte er es dennoch nicht, Hand an den Gesalbten des Herrn zu legen. In lichten Augenblicken erkannte Saul das Törichte seines Argwohns, aber immer fiel er in seine Verfolgungswut zurück. Hierdurch wurde David zu einem unsteten Abenteuerleben, schließlich sogar zur Flucht ins Philisterland gezwungen. Als Lehnsmann der Feinde mußte er mit 600 Getreuen an einem Feldzuge gegen seine eigenen Glaubensgenossen teilnehmen. Aber kurz bevor es zum Kampfe kam, verlangten die Führer der Philister seine Entfernung, da sie seinen Anschluß an die Israeliten fürchteten. Er begab sich in das Gebiet von Juda, das gerade damals von den Amalekitern schrecklich zu leiden hatte. Entschlossen verfolgte er die Feinde und nahm ihnen die Beute ab. Inzwischen waren im Norden Palästinas die Würfel gefallen. Saul, der Umsicht, Spannkraft und Gottvertrauen verloren hatte, wandte sich an eine Hexe und vernahm aus dem Munde des durch sie aus dem Jenseits heraufbeschworenen Samuel, daß Jahwe ihn und ganz Israel in die Hände der Philister geben werde. Am nächsten Tage erlitt er eine schwere Niederlage, drei seiner Söhne, unter diesen auch Jonathan, fielen, er selbst stürzte sich voller Verzweiflung ins Schwert. Die Feinde, die durch den Sieg in den Besitz der Ebene Jesreel gelangten, hängten die Leiche des unglücklichen Königs an der Mauer einer eroberten Stadt auf, das Haupt aber schlugen sie ab und nahmen es mit in ihre Heimat.

Ein Amalekiter brachte die traurige Kunde dem im fernen Juda weilenden David und übergab ihm die Abzeichen seiner königlichen Würde, Stirnreif und Armspange, die er dem toten Saul abgenommen hatte. Von Schmerz über den Untergang seines Freundes Jonathan und

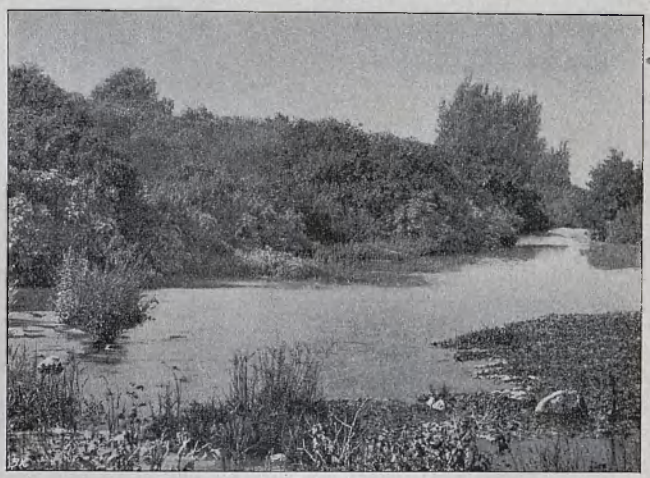


Siegessäule des Moabiterkönigs Mesa.

In der ersten Hälfte des 9. Jahrhunderts vor Chr. Geburt errangen die Moabiter ihre Unabhängigkeit von Israel. Zur Erinnerung errichtete der König Mesa eine Säule aus schwarzem Basalt, welche die älteste uns erhaltene semitische Inschrift trägt. Das geschichtlich und sprachlich hochwichtige Denkmal wurde 1869 fast unversehrt von dem deutschen Missionar Klein gefunden, aber bald darauf von den Arabern zerschlagen. Die Stücke befinden sich jetzt im Louvre zu Paris.

über das tragische Geschick des ersten Königs ergriffen, zerriß sich David sein Gewand und machte seinem gequälten Herzen in einem ergreifenden Liede Luft. Dann zog er nach Hebron, wo er von Juda als rechtmäßiger Herrscher anerkannt wurde. Als darauf Sauls Sohn Isboseth, der Ansprüche auf die Krone erhob, im eigenen Hause meuchlings erschlagen war, fiel David ganz Israel zu (etwa 1000 v. Chr. G.).

Sofort bewies er seine Fähigkeit. In einer Reihe siegreicher Schlachten brach er die Obmacht der Philister. So erhielt er freie Hand gegen die letzten mitten im jüdischen Lande gelegenen Kanaaniterstädte. Der bedeutendste Punkt war Jebus (Jerusalem), das sich auf mehreren, durch tiefe Schluchten getrennten Hügeln erhob. David stürmte die für uneinnehmbar gehaltene Feste und erbaute auf der Höhe Zion seine Burg. So wurde Jerusalem die Hauptstadt des jungen Staates, wozu es sich umsomehr eignete, als es die wichtigsten Handelsstraßen beherrschte. David erhob es auch zum religiösen Mittelpunkte, indem er die Bundeslade hier aufstellen ließ.



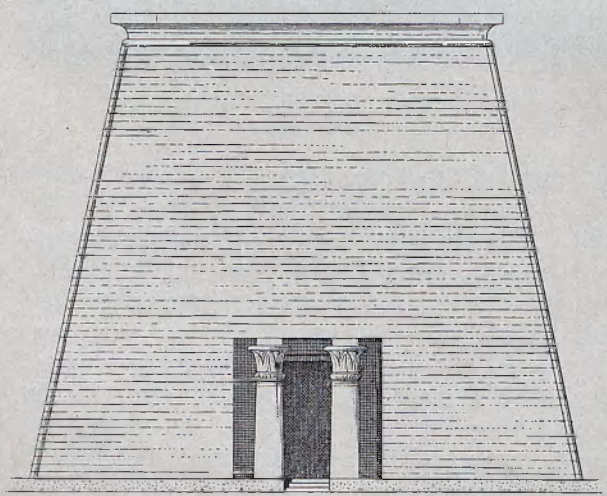
Die Quelle des Jordan zu Tel-el-Kadi (Das alte „Dan").
Nach einer Photographie von Photoglob, Zürich.

An die Befreiung und Einigung Israels schloß sich die Sicherung nach außen. Solange die umwohnenden Wüstenvölker nicht in heilsamem Schrecken gehalten wurden, war man immer ihren Raubzügen ausgesetzt. Die nächsten Stämme, die Edomiter, Moabiter, Ammoniter sowie Teile der Hethiter und Aramäer wurden völlig unterworfen, so daß Davids Reich sich vom Roten Meere bis nach Damaskus und dem aus der ägyptischen Geschichte bekannten Kadesch erstreckte. Sein Einfluß reichte noch viel weiter, indem die Kleinstaaten Syriens bis zum Euphrat dem Herrscher des mächtig aufstrebenden Judenvolkes huldigten. Freilich war die allgemeine Weltlage dem Aufschwunge Israels ungemein günstig. Von den beiden Reichen, die einst in blutigem Ringen um Palästina gestritten hatten, war das der Hethiter ganz zerfallen, das der Ägypter nur noch der Schatten der früheren Größe, und Assyrien, das im zwölften Jahrhundert seine Grenzen bis nach Kanaan ausgedehnt hatte, befand sich damals im Zustande der Zerrüttung. Es war also keine Großmacht vorhanden, die dem Umsichgreifen Israels hätte wehren können. Die kleinen Stadtfürstentümer und Wüstenstämme Syriens aber waren dem durch Davids Tätigkeit geeinten und fest verbundenen Staate bei weitem nicht gewachsen. Vermochte doch Palästina von Bersabee im Süden bis Dan im Norden über eine Million wehrhafter Männer zu stellen, wie eine Volkszählung zur Freude des Königs ergab. Diese Macht zur Sicherung und zum Ruhme des Volkes benutzt zu haben, ist das unbestreitbare Verdienst Davids. Israel stand unter ihm auf der Höhe. Schon unter seinem Nachfolger zeigen sich deutliche Spuren des Rückgangs, und nach diesem ist es mit der Herrlichkeit aus. Daran trugen die israelitischen Könige selbst die Schuld, da sie mit wenigen Ausnahmen dem Götzendienst Vorschub leisteten und so die Rache Jahwes herausforderten.

David dagegen zeigte sich in allen Lebenslagen fromm und ergeben in den Willen des Herrn. Deshalb ruhte auch des Himmels Segen auf ihm. Er betrachtete sich nicht als Selbstherrscher, sondern als Statthalter Gottes. Monarchie und Theokratie waren unter ihm

aufs engste verbunden. Um Jahwe für seinen offensichtlichen Schutz zu danken, verlieh er dem Gottesdienst durch ein zahlreiches Kultuspersonal, Musik und Gesang größere Feierlichkeit und dichtete als „lieblicher Sänger vor dem Herrn" eine Fülle der herrlichsten Lieder, die von tief religiösem Geiste durchglüht in feuriger, schwungvoller Sprache die Empfindungen offenbaren, welche das wechselvolle Geschick in ihm hervorrief. So steht er als Fürst und Dichter gleich groß da, von der Nachwelt bewundert, nicht erreicht, nächst Moses die ehrwürdigste Gestalt in der Geschichte Israels. Zwar hatte er auch Schwächen er war nicht frei von Wollust und Grausamkeit und zu milde gegen die Laster seiner Verwandten. Die schwerste Sündenschuld lud er durch das Unrecht gegen seinen Hauptmann Urias auf sich. Nachdem er sich mit dessen Gemahlin vergangen hatte, ließ er ihn, um die Verführte ehelichen zu können, im Kampfe den Tod finden. Die Strafe für den doppelten Frevel blieb nicht aus. Einer seiner eigenen Söhne streckte die Hand nach der Krone aus, und der König mußte aus seiner Residenz fliehen. Eben war der Empörer zum großen Leidwesen des Vaters gefallen, da war ein neuer Aufstand niederzuschlagen. Kurz vor seinem Tode versuchte Adonias, der als ältester Sohn des Königs das erste Anrecht auf den Thron zu haben glaubte, sich in den Besitz der Herrschaft zu setzen. Aber David ließ einem Versprechen gemäß, das er Bathseba, der früheren Frau des Urias, gegeben hatte, deren Sohn Salomon zum Nachfolger ausrufen und krönen. Da sich für diesen die Leibwache entschied, konnte Adonias nicht an Widerstand denken. David sah in all dem Leid und Weh die strafende Hand des gerechten Gottes; ohne Murren ließ er die Bitterkeiten über sich ergehen und tat durch wahre Reue ehrlich Buße, selbst in seiner Zerknirschung vorbildlich.

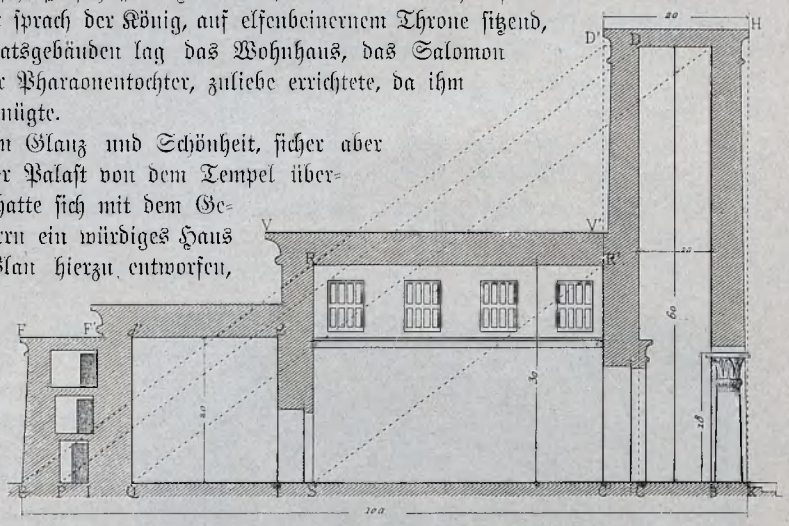
Salomon bestieg um das Jahr 960 den Thron. An Adonias, der ihn durch Unvorsichtigkeit reizte, nahm er unedle Rache und ließ auch dessen Anhänger seinen Groll fühlen. Sonst aber benahm er sich gerecht und weise, und der Ruf seiner Kenntnisse verbreitete sich über alle Länder. Von nah und fern kamen Fürsten und Priester nach Jerusalem, um den Worten des neuen Königs zu lauschen. Palästina sah während seiner Regierungszeit keinen Feind. Die geordnete Verwaltung und der durch Salomons wohltätiges Walten sich mehrende Reichtum erzeugte in dem ganzen Volke eine Zufriedenheit, die sich am besten in den schlichten Worten der Heiligen Schrift ausspricht: „Juda und Israel lebten ohne Furcht, ein jeder unter seinem Weinstock oder Feigenbaum, von Dan bis Bersabee, alle Tage Salomons." Zur Förderung des Handels wurden viele Städte gegründet, unter denen das an einem Kreuzungspunkte wichtiger Karawanenstraßen gelegene Palmyra die bedeutendste war, und in Gemeinschaft mit dem phönizischen Könige Hiram gewinnreiche Seefahrten nach Spanien und den Küsten des Indischen Ozeans (Ophir) unternommen. Unermeßliche Schätze strömten in Jerusalem zusammen; denn der Handel brachte jährlich Millionen ein, und außer den Zöllen flossen die Abgaben und Geschenke der zinspflichtigen Stämme in den Kronschatz. Den größeren Teil der gewaltigen Einkünfte verschlangen Heer und Hof. 12 000 Reiter und 1400 Wagenkämpfer bildeten die Besatzung der Festungen. Die Leibwache hatte vergoldete Schilde, und in den königlichen Marställen standen Tausende auserlesener Rosse. Der Palast war mit verschwenderischer Pracht ausgestattet. 13 Jahre hatte



Fassade des Salomonischen Tempels zu Jerusalem.
Rekonstruktion auf Grund der Angaben der Bibel. Nach M. de Vogué.

man daran gearbeitet. Inmitten eines von einer Ringmauer umschlossenen Vorhofes erhob sich „das Haus des Libanonwaldes", ein auf 45 Zedernsäulen ruhendes Obergeschoß, das als Zeughaus diente. Nördlich schloß sich „die Halle" an, die mit dem Thronsaal in Verbindung stand. Hier sprach der König, auf elfenbeinernem Throne sitzend, Recht. Hinter den Staatsgebäuden lag das Wohnhaus, das Salomon einer seiner Frauen, einer Pharaonentochter, zuliebe errichtete, da ihm die Davidsburg nicht genügte.

Vielleicht nicht an Glanz und Schönheit, sicher aber an Bedeutung wurde der Palast von dem Tempel übertroffen. Schon David hatte sich mit dem Gedanken getragen, dem Herrn ein würdiges Haus zu erbauen und den Plan hierzu entworfen, von der Ausführung des Werkes aber auf den Rat des Propheten Nathan Abstand genommen. 7½ Jahre gebrauchte Salomon, um das Heiligtum fertigzustellen, obwohl täglich 10 000 Bauleute beschäftigt wurden. Der Hauptbau, stark 30 Meter lang, 10 Meter breit und 15 Meter hoch, war an drei Seiten mit dreistöckigen Anbauten umgeben, die Geräte und Geschenke bargen. An der vierten Seite mit dem Haupteingang befand sich eine offene Halle, und davor standen zwei eherne, hohle Säulen, die kugelförmigen Kapitelle mit Ranken und Blättern geschmückt. Der eigentliche Tempel gliederte sich wie die Stiftshütte in zwei Räume. Das Allerheiligste mit der Bundeslade, völlig dunkel, bildete einen Würfel von 10 Meter Kantenlänge. Durch eine reichverzierte, von fünfeckiger Türe durchbrochene Bretterwand war es vom Heiligen getrennt. Die Geräte, welche hier aufgestellt wurden, stammten zum Teil noch aus der Zeit des Moses, zum Teil hatte sie Salomon neu anfertigen lassen. In einem Gemache über dem Heiligen wurde die alte Stiftshütte aufbewahrt. Eine Reihe von Vorhöfen, je einer für die Priester, Israeliten, Frauen, Fremden (Heiden), schlossen sich an den Tempel an. Im ersten standen der Brandopferaltar und „das eherne Meer", ein gewaltiges Wasserbecken, das von zwölf ehernen Stieren getragen wurde, daneben zehn kleinere Wasserbehälter. An kostbarem Schmuck war nicht gespart; Goldblech bedeckte Innenwände und Fußboden des Tempels, aus getriebenem Gold waren zehn siebenarmige Leuchter und aus Silber zehn Gestelle, die im Heiligen standen.



Längsschnitt des Salomonischen Tempels zu Jerusalem.
Rekonstruktion auf Grund der Angaben der Bibel. Nach M. de Vogué.

Nach Vollendung des Tempels versammelte Salomon die Ältesten des Volkes, die Stammesfürsten und die Häupter der Geschlechter und führte die Bundeslade in das Allerheiligste. Vor dem Altare kniete er nieder, sprach ein Weihegebet und opferte 2000 Rinder und 120 000 Schafe, sodaß sich der Altar als zu klein erwies. Gott aber erschien ihm und verhieß seinem Hause ewige Herrschaft, wenn er in Gerechtigkeit und Einfalt des Herzens wandle und treu nach dem Gesetz lebe; wenn er aber oder einer seiner Nachfolger die Gebote übertrete und fremde Götter verehre, so solle der Tempel zerstört und Israel als selbständiges Volk vom Erdboden vertilgt werden.

Die Drohung hätte Salomon besser beachten sollen. Sein Leben ließ in sittlicher Hinsicht viel zu wünschen übrig. Die 1000 Frauen des Herrschers paßten vielleicht für einen assyrischen oder babylonischen Despoten, aber nicht für den Fürsten eines theokratischen Staates. Der Umstand, daß sich fremde Prinzessinnen im Harem befanden, beförderte die Prachtliebe Salomons

und ließ ihn einen Luxus treiben, dessen Kosten er trotz der riesigen Einkünfte nicht bestreiten konnte. Er sah sich zu gewagten Finanzoperationen gezwungen. Die Steuerschraube wurde angezogen und bei Hiram gegen die Verpfändung von 20 israelitischen Städten eine Anleihe aufgenommen. Der plötzliche Sprung von der Einfachheit Davids zu dem ebenso echt orientalischen wie unvernünftigen Aufwand Salomons hemmte auch den Fortschritt der Kultur. Da den Künsten keine Zeit zur Entwicklung gelassen wurde, mußte man alles vom Auslande beziehen. Selbst der Tempel, in religiöser wie nationaler Hinsicht das bedeutsamste Bauwerk, hatte außer dem allgemeinen Plan, der von David herrührte, nichts eigentlich Jüdisches an sich. Die phönizischen Architekten und Erzgießer hielten sich an ägyptische und phönizische Vorbilder. Schlimmer noch war der religiöse Einfluß der fremden Weiber. Salomon gestattete ihnen ihren heidnischen Kultus, baute, als er altersschwach wurde, selbst den Götzen Tempel und verehrte die sidonische Astarte und den ammonitischen Moloch. Die verhängnisvollen Folgen blieben nicht aus. Damaskus, wo die Aramäer einen achtunggebietenden Staat gegründet hatten, riß sich unter Reson vom Reiche Salomons los. Die Unterwerfungsversuche scheiterten. Der Abfall machte auch Edom auffässig, und selbst in Israel erhoben sich Mißvergnügte gegen den König. Die Ruhe im Innern ward zwar wiederhergestellt, aber das Volk grollte.



Drei Juden als Vertreter der von Scheschonk I. besiegten Städte. Relief um 900 v. Chr. (Berlin, Museum).

Gleich nach dem Tode Salomons (920) forderte es auf dem Reichstage zu Sichem, wo des Verstorbenen Sohn Roboam zum Nachfolger ausgerufen werden sollte, mit Recht Erleichterung der Lasten. Die Ältesten rieten dem jungen Fürsten dem Wunsche nachzugeben. Aber von seinen gleichalterigen Freunden aufgestachelt, stieß er das Volk zurück und goß durch seinen frechen Hohn Öl in das erst glimmende Feuer. Vor seinen Augen steinigte die erbitterte Menge einen seiner Beamten und zwang ihn selbst zur Flucht. Nur Juda blieb ihm treu. Die übrigen Stämme sagten sich vom Hause Davids los und wählten den Jeroboam zum Könige, der unter Salomon nach Ägypten geflohen, beim Regierungsantritt Roboams aber zurückgekehrt war. Er erhob Sichem zur Hauptstadt des neuen, nördlichen Staates, der mit Rücksicht auf die zu ihm haltende Mehrheit des Volkes den bisher für das ungeteilte Reich üblichen Namen Israel weiterführte, wogegen der südliche Staat nach dem einzigen ihm verbleibenden Stamme Juda hieß.

Die Umwälzung zog tiefgreifende Folgen nach sich. Das militärische Übergewicht über die Lehnsstaaten ließ sich auf die Dauer nicht mehr behaupten. Nach erbitterten Kämpfen errang Edom von Juda, Moab von Israel seine Unabhängigkeit. Die Philister begannen wieder gefährlich zu werden, und mächtigeren Völkern gegenüber war man fast ganz wehrlos. Schon bald nach der Reichsspaltung drang der Pharao Scheschonk in Juda ein, eroberte über 100 Städte, plünderte Jerusalem und raubte die Burg- und Tempelschätze. Die Widerstandskraft wurde durch häufige Bruderkriege noch mehr geschwächt. Über den Gang der Ereignisse sind wir nur notdürftig unterrichtet, da die Heilige Schrift über die unerquicklichen Zustände oft mit wenigen Worten hinweggeht. Zuweilen ging der eine der beiden Staaten so weit, in Verbindung mit auswärtigen Feinden über den andern herzufallen. Nur selten lebten die getrennten Reiche

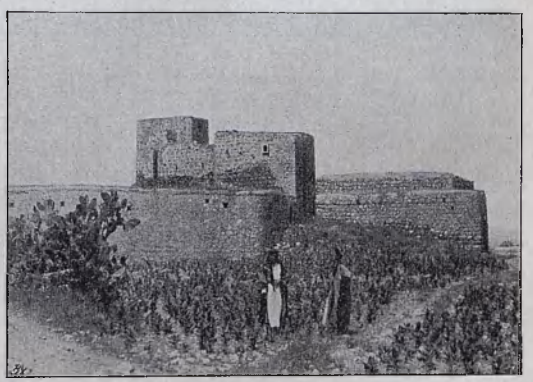


Einzeldarstellung vom Obelisk Salmanassar II: Tribut König Jehus von Israel.

in herzlichem Einvernehmen. Zu allem Unglück kamen noch innere Unruhen, Verschwörungen und Palastrevolutionen hinzu. Am schlimmsten sah es in Israel aus, wo eine Dynastie die andere stürzte und mit der Entthronung eines Herrscherhauses gewöhnlich auch seine Ausrottung verbunden war. In den zweihundert Jahren seines Bestehens (920–722) wurde es von 19 Königen aus 9 Familien regiert. Nur die Hälfte der Herrscher starb eines natürlichen Todes. Unter Amri, der in der ersten Hälfte des 9. Jahrhunderts, und unter Jehu, der zwei Menschenalter später blühte, sah Israel bessere Tage. Aber der Aufschwung kam zu spät. Assyrien verschlang die Kleinstaaten alle der Reihe nach. Amris Nachfolger Achab wurde 854 bei Karkar geschlagen, und Jehu bequemte sich zur Tributzahlung an das Großreich. Nachdem dieses unter Tiglatpilesar III. den ganzen Norden und Osten Israels an sich gerissen hatte, machte es durch Erstürmung des von Amri gegründeten Samaria (722) dem Rest des Staates ein Ende.

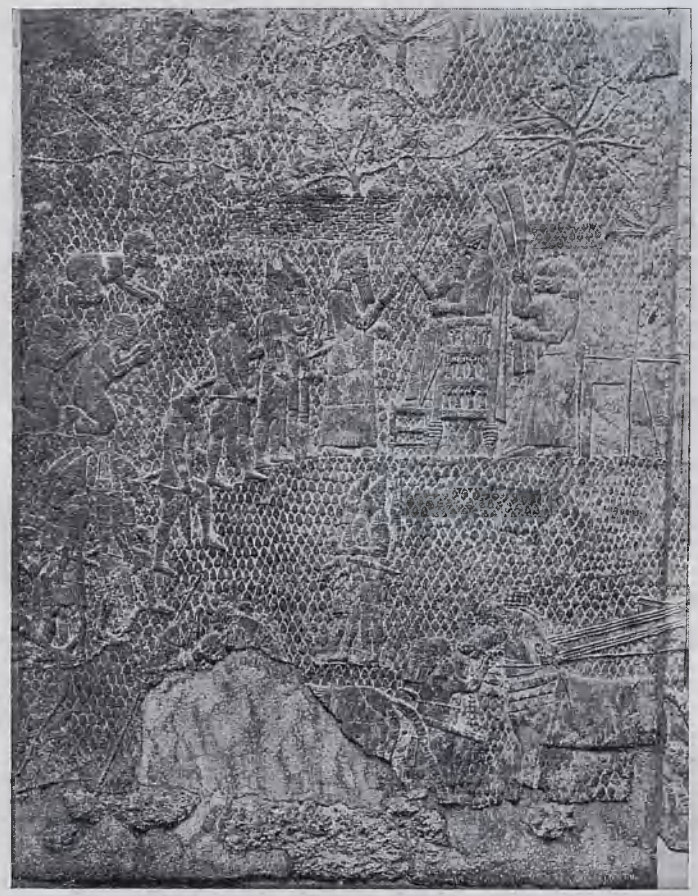
Etwas besser erging es Juda. Zwar sind manche Blätter auch seiner Königsgeschichte mit Blut geschrieben, und sah Jerusalem mehr als einmal die Heiligkeit des Tempels von Feindeshand entweiht. Aber da das Zepter nicht vom Hause Davids wich, blieb das Land wenigstens vor den bei Dynastiewechseln üblichen Greueln bewahrt. Auch standen die Könige Judas, wiewohl nur wenige von der allgemeinen Sittenverderbnis unberührt blieben, immerhin höher als die Beherrscher Israels. Tieferen politischen Blick besaß fast keiner. Daher ist es auch nicht ihr Verdienst, daß der kleine Staat 134 Jahre länger bestand als das Nachbarreich.

Die Gründe für das Mißgeschick, von dem das ganze Volk seit der Spaltung in einem fort betroffen wurde, sind in der sittlichen Fäulnis zu suchen. Diese nahm in Israel mit der Vergröberung des Jahweglaubens ihren Anfang. Jeroboam ließ, um mit dem politischen Bande auch das religiöse zu zerreißen, in Dan und Bethel Opferstätten errichten und als Symbole Gottes Stierbilder anfertigen. Dies war der erste Schritt zum Götzendienst. Die freundschaftlichen Beziehungen zu Syrien und Phönizien, sowie die Feindschaft gegen Juda führten zu religiöser Gleichgültigkeit und ebneten dem heidnischen Kultus den Boden, so daß die Einführung des Bal- und Astartedienstes keine Schwierigkeit bot. So konnte Achab nach seiner Verehelichung mit der sidonischen Königstochter Jezabel offen die fremden Götter verehren und ihnen, ohne auf den Widerstand des Volkes zu stoßen, Tempel und Altäre bauen. Die überwiegende Masse folgte dem Beispiele des Königs, und die Propheten, welche die Menge zur Standhaftigkeit anspornten, wurden von Jezabel verfolgt und getötet. Durch Athalja, Jezabels Tochter, welche der jüdische König Joram heiratete, gelangte der Götzendienst auch im südlichen Reiche zur Herrschaft. Unter Strömen von Blut gewann der Jahweglauben wieder die Oberhand.



Die sogenannten Ruinen des Palastes des Achab zu Jezraël. Heutiger Zustand. Nach einer Photographie.

Jehu stürzte das heidnische Königshaus in Israel, ließ Jezabel aus dem Fenster ihres Palastes werfen, sämtliche Verwandte des entthronten Fürsten, sowie die auf Besuch weilende Herrscherfamilie von Juda und alle Baalspfaffen niedermetzeln, Altäre und Bildsäulen der Götzen zerstören und aus ihren Tempeln Aborte machen. Obwohl Athalja in Juda hierfür schreckliche Rache nahm, erfolgte doch auch hier gewaltsame Herstellung des wahren Glaubens (um 860). Doch die Besserung hatte keinen Bestand, war bei einem großen Teile des Volkes wohl auch nicht ernst gemeint. Fast von allen folgenden Königen Israels heißt es in der Heiligen Schrift, daß sie Böses taten vor dem Herrn, und in Juda wurde der Baldienst mehrmals zur Staatsreligion erhoben. Heidnische Elemente blieben auch nach der Rückkehr zum Jahweglauben zurück. Nicht einmal das energische Vorgehen des Königs Josias, (641—610) der 6 Jahre lang in Juda wie Israel einen unerbittlichen Kampf gegen jede gesetzwidrige Gottesverehrung führte, hatte nachhaltigen Erfolg.



Marmortafel mit einer Darstellung: Sennacherib empfängt jüdische Gefangene nach der Übergabe der judäischen Stadt Lakisch um 705 v. Chr.
Aus dem Palast in Kujundschik (London, Britisches Museum).

Indem man sich vom Glauben der Väter abwandte, sagte man sich auch von dem in diesem Glauben wurzelnden Gesetze los. Man beobachtete nicht mehr die zum Schutze der Armen erlassenen Bestimmungen. Wucher und Habsucht nahmen überhand, und die Unglücklichen, die Freiheit und Besitz verloren hatten, brauchten sich nicht auf Sabbat- und Jubeljahr zu freuen. Eine kleine Zahl gewissenloser Ausbeuter brachte allmählich den ganzen Grund und Boden an sich und vergeudete das ungerecht erworbene Gut in üppiger Schwelgerei. Nirgends fand das unterdrückte Volk Hilfe. Die Richter urteilten nach Gunst, und die Priester waren bestechlich. Das soziale Elend war die erste Strafe für den Verrat am Glauben. Als die kanaanitischen Götter ihren Einzug hielten, gesellte sich zu der Verkommenheit der Großen noch unnatürliche Grausamkeit, und man entblödete sich nicht, dem Moloch die eigenen Kinder zu opfern.

Die Verhältnisse erinnern lebhaft an die Zeit der Richter. Wie damals erstehen auch jetzt gotterfüllte Geistesriesen. Unbekümmert um Spott und Hohn, gleichgültig gegen Verfolgungen hören sie nicht auf, den Willen Jahwes zu verkünden, Buße zu predigen, Strafe anzudrohen, Rettung zu weissagen. Es sind die Propheten, die wahren Vertreter Israels, hervorgegangen

aus den Schulen, die der letzte Richter ins Leben gerufen hat. Frommer Glaube, glühender Eifer für das Gesetz, Lauterkeit des Herzens, unbeugsam zäher Charakter erhebt sie turmhoch über das wankelmütige, in Abgötterei und Genußsucht versunkene Volk. Ihr scharfes Auge erkennt den Grund alles Übels und die Mittel der Heilung. Erleuchteten Blickes schauen sie in die Zukunft, die sich verderbenbringend naht, hinter deren schwarzen Wetterwolken aber das helle Licht eines schöneren Tages erglänzt.

Zuerst traten die Propheten im nördlichen Reiche auf, das durch seine Trennung von dem sakralen Mittelpunkt am meisten gefährdet war. Die bedeutendsten sind Elias, Amos, Oseas, Jonas, von denen der erste zur Zeit der Königin Jezabel, die drei andern ein Menschenalter vor der Eroberung Samarias wirkten. Obwohl sie ihre Sendung durch Wunder bewiesen, erzielten sie doch keinen dauernden Massenerfolg. Aber vergeblich war ihre Tätigkeit darum nicht; ihr Verdienst war es, daß der Glauben nicht völlig erlosch und sich auch in der assyrischen Verbannung noch gesetzestreue Familien fanden, wie dies das biblische Buch Tobias bezeugt.

Auch in Juda drang das Wort der kühnen Gottesstreiter nicht in die breiten Schichten des Volkes, wenigstens nicht nachhaltig. Isajas, der hier um die Mitte des 8. Jahrhunderts die Reihe der großen Propheten eröffnete, wurde sogar von Gott belehrt, daß er tauben Ohren predigen werde. Dem schwer erkrankten Könige Ezechias weissagte er Genesung, dem von Sennacherib bedrohten Jerusalem Errettung. Beide Prophezeiungen gingen in Erfüllung. Das Volk blieb verstockt. Ein Jahrhundert später wurde Jeremias berufen. Obwohl Nebukadnezar nach der Schlacht bei Karchemisch Jerusalem erstürmte und zahlreiche Juden, unter diesen auch Daniel, nach Babylonien schleppte, sechs Jahre später dasselbe Geschick die Hauptstadt traf, hielt die Masse der Bevölkerung das Reich für unvergänglich, Buße und Besserung für unnütz. Jeremias, welcher der törichten Ansicht energisch entgegentrat, wurde als Landesverräter behandelt. Erst die Katastrophe des Jahres 588 brachte die Menge zur Besinnung. Die führenden Klassen wanderten nach Zerstörung Jerusalems und des Tempels in die Verbannung nach Babylon, der Rest floh wenige Jahre später nach Ägypten. Ihm schloß sich Jeremias an.

C. Von der babylonischen Gefangenschaft bis zur Geburt Christi.

Die Vernichtung des jüdischen Nationalstaates entschied ein für allemal den Sieg des Jahweglaubens. Die Religion durchdrang in einem früher kaum gekannten Sinne das ganze Volk. Der Glaube und das Gesetz waren die Anker, an die sich alle klammerten, und je trostloser die Zeit, desto innerlicher und frömmer wurde das Judentum. Während es sich sonst von selbst versteht, daß der Besiegte, zumal inmitten der Sieger, die Religion der Herren annimmt, haben wir hier das erste Beispiel der Stärke und Kraft, welche die Wahrheit zu verleihen vermag. Allerdings findet der Glaube eine mächtige Stütze an der Hoffnung, daß Jahwe versöhnt dereinst den alten Staat in verklärtem Glanze wieder aufrichten wird, und vermählt sich mit der Bußgesinnung aufs innigste der Gedanke an den verheißenen Erlöser. Aber auch so ist die Festigkeit, mit der man an der ererbten Lehre hängt, bewundernswert, zumal nach Zerstörung der einzigen Kultstätte der ganze Opferdienst ruhte. Mit der sittlichen Erneuerung des Volkes verbindet sich eine Läuterung der religiösen Anschauungen, ein Fortschritt in der Offenbarung, deren Träger die Propheten sind. Wenn es auch den Juden noch nicht gelingt, Religion und Vaterland als getrennte Begriffe zu erkennen — wie sänge man Jahwelieder in der Fremde? ruft der Psalmist — so werden doch jetzt die ethischen Beziehungen Gottes zur Menschheit schärfer gefaßt.

Während sich diese innere Sammlung des verkannten Volkes vollzog, kam vom Aufgang der Sonne Cyrus, der König der Perser, der die Fürsten wie Lehm zerstampfte. Schon hatte er

Lydien erobert und bis zum Ägäischen Meere seine Herrschaft ausgedehnt. Sehnsüchtig erwarteten die Juden seine Ankunft in Babylonien. Weissagten doch ihre Propheten, daß er nach dem Ratschluß des Allerhöchsten zu ihrem Retter auserkoren sei. Es scheint, daß sie die Hände nicht müßig in den Schoß legten, als Gobryas das Heer ihrer Unterdrücker in offenem Felde geschlagen hatte. Dafür spricht der tiefe Haß gegen Babylon: „Heil dem, welcher dir heimzahlt, Tochter Babel, Verwüsterin! Heil dem, welcher deine Kinder faßt und am Felsen zerschmettert!"

Die Eroberung der Welthauptstadt durch Cyrus ist für die Heilsgeschichte epochemachend. Der siegreiche König erlaubte den Verbannten die Rückkehr in die Heimat und ließ sie durch die in der Fremde bleibenden Juden unterstützen. „Wer unter euch ist von allem seinem Volk (nämlich Jahwes), mit dem möge sein Gott sein, und er ziehe hinauf nach Jerusalem, das in Juda liegt, und baue das Haus Jahwes, des Gottes Israels, und jeder, welcher übrig ist — von allen Orten — mögen ihn unterstützen die Männer mit Silber, Gold, Habe und Vieh, samt freiwilligen Gaben für das Haus Gottes, das in Jerusalem ist." So lautet die denkwürdige Verfügung des Cyrus. 537 wanderte die erste Schar unter Führung Zorobabels nach Palästina und begann im nächsten Jahre den Wiederaufbau des Tempels. Aber bald stockte das Werk. Die Schuld lag hauptsächlich an den Bewohnern Samarias. Die nach dem Untergange Israels hier angesiedelten Heiden hatten schon früh den jüdischen Glauben angenommen und verlangten nunmehr, daß der Tempel in Jerusalem auch für sie Kultstätte werden sollte. Mit ihrer Forderung zurückgewiesen, suchten sie das Zustandekommen des Heiligtums auf alle Weise zu hintertreiben und erreichten auch, daß die Arbeiten eingestellt wurden. Erst unter Darius I. wurde der Tempel vollendet und feierlich eingeweiht. Er blieb an Höhe und Ausstattung weit hinter dem Salomos zurück. Nehemias, der Mundschenk Artaxerxes I., umgab Jerusalem trotz aller Umtriebe der umwohnenden Völker mit festen Mauern, deren Ostseite er mit dem Stadtbild von Susa, der königlichen Residenz, schmückte, und Esdras (Esra) ordnete auf Grund des Gesetzbuches, das er aus Babylonien mitgebracht, sowie eines Erlasses, den er von Artaxerxes II. erwirkt hatte, die Verhältnisse der Gemeinde in Jerusalem, wobei er besonders scharf gegen die Mischehen vorging.

Unter dem Schutze der persischen Herrschaft führten die Juden ein glückliches Stilleben. Die dem Großkönige zu entrichtenden Leistungen waren nicht drückend. In allen inneren Angelegenheiten genoß das kleine Volk völlige Freiheit. Durch den Verlust der staatlichen Selbständigkeit war es der Politik und dem Parteihader entrückt und konnte sich in höherem Maße der Pflege der Religion widmen. Auch die über das weite Reich zerstreuten Juden erfreuten sich aller Segnungen des Friedens. In zahlreichen Städten entwickelten sich blühende Gemeinden, die sich an den Sabbaten zu Gebet und Gesetzeserklärung in den Synagogen versammelten, aber in Jerusalem ihre geistige Hauptstadt, im dortigen Tempel das Zentralheiligtum erblickten und durch Spenden und Wallfahrten ihre Anhänglichkeit an den Tag legten. Dieser Zustand dauerte bis zum letzten Drittel des vierten Jahrhunderts. Da krachte das morsche Gebäude der persischen Macht unter den wuchtigen Stößen der Makedonier in allen Fugen. 332 erschien Alexander der Große vor Tyrus. Die Belagerung der festen Inselstadt hatte wenig Fortgang. Daher forderte der Eroberer Hilfe von dem Hohepriester der Juden. Treu seinem rechtmäßigen Herrn, verweigerte dieser jede Unterstützung. Deshalb gedachte Alexander, blutige Rache an Jerusalem zu nehmen. Doch als ihm der Hohepriester in feierlicher Prozession entgegenzog, gewährte er großmütig Verzeihung und ließ den Juden ihre bisherigen Freiheiten. Ja, belehrt, daß der Prophet Daniel seine Siege über die Perser geweissagt habe, räumte er den Juden manche Vorrechte ein. Für den Augenblick hatte sich ihre Lage bei dem Umschwung der Verhältnisse noch gebessert. Als aber die Monarchie Alexanders zerfiel, in Syrien die Seleukiden, in Ägypten die Lagiden zur Herrschaft gelangten, erneuerten sich die blutigen Kämpfe, die ein Jahrtausend vorher um Palästina getobt hatten. Unter den langwierigen Kriegen, die bis kurz nach 200 zugunsten Ägyptens verliefen, hatte Judäa viel zu leiden. Aber in religiöser Hinsicht

lebten die Juden ungestört, und gegen eine mäßige Abgabe genossen sie auch die bürgerliche Freiheit, indem der Hohepriester mit dem Hohen Rat alle inneren Angelegenheiten leitete. Dagegen drohte ihre ganze Eigenart unter dem nivellierenden Einfluß der griechischen Kultur zu verschwinden. Das Griechische war in Asien schon vor Alexander ein Machtfaktor gewesen, der den Erfolgen der makedonischen Waffen die Wege gebahnt hatte. Durch die glänzenden Siege des jugendlichen Eroberers wurde das Vordringen der griechischen Sprache und Bildung erleichtert, durch seine und seiner Nachkommen planmäßige Kolonisation ihre Herrschaft gesichert. Ihrem Einfluß konnte sich kein Volk entziehen, auch die Juden nicht. Besonders die Gebildeten fühlten sich von dem Geist der griechischen Literatur und Philosophie mächtig angezogen. Zuerst wurden die in den Verkehrs- und Kulturzentren wohnenden Juden hellenisiert. Sie nahmen die griechische Sprache an; in Alexandrien, der größten Diasporagemeinde wurden, der Sage nach, durch 72 Gelehrte, welche der Hohepriester Eleasar dem Könige Ptolemäus Philadelphus schickte, in 72 Tagen die heiligen Bücher ins Griechische übersetzt (Septuaginta). Man begann durch Wort und Schrift Propaganda für den jüdischen Glauben zu machen, teils indem man die Angriffe der Gegner widerlegte, teils indem man die hohen Vorzüge der mosaischen Sittenlehre ins rechte Licht rückte. Es fehlte nicht an Heiden, die sich bekehrten (Proselyten), obwohl der Hellenismus sich im allgemeinen ablehnend gegen das Judentum verhielt und besonders von dem mosaischen Gesetz nichts wissen wollte, Beschneidung und Speiseverbot als Torheit, Sabbatruhe als Faulheit ansah. Mit der griechischen Sprache nahmen die in der Fremde lebenden Juden auch vieles von der heidnisch durchtränkten Denkweise der Hellenen an; ihre religiöse Anschauung wurde flacher, ihre Gesetzestreue laxer. In Judäa erhielt sich mit der alten Sprache die Religion reiner. Doch allmählich machten sich auch hier moderne Ansichten geltend. Lagen doch über ein Dutzend griechischer Städte, das Judenland allseitig umschließend, in Palästina, und trugen der gesteigerte Handelsverkehr und die stetig zunehmende Reiselust zur Verbreitung griechischer Sprache und griechischer Ideen bei. Zum Glück für die Juden griffen die Seleukiden, die seit dem zweiten Jahrhundert Palästina besaßen, mit Gewalt in den Amalgamierungsprozeß ein. Nicht zufrieden damit, daß griechische Sprache und Sitte von Jahr zu Jahr an Boden gewann — schon gräzisierten die Vornehmen, selbst die Priester, ihre Namen, und erfreute sich die Jugend an den Ringkämpfen der Palästra —, erlaubte sich Antiochus Epiphanes (175—164) allerlei Eingriffe in die inneren Angelegenheiten, nahm die Empörung eines von ihm abgesetzten Hohepriesters zum Vorwand, gegen Jerusalem als eine eroberte Stadt zu wüten, schleppte alle wertvollen Tempelgeräte fort und nötigte den Bürgern sogar eine griechische Gemeindeverfassung auf. Wenige Jahre später ließ er die zur Sabbatfeier versammelten Juden niedermetzeln, mitten in der Stadt eine Zwingburg errichten, bei Todesstrafe die hellenische Götterverehrung befehlen und auf dem Brandopferaltar vor dem Tempel dem Zeus Schweine darbringen. Wer an dem Herkommen festhielt, mußte sterben. Viele Juden zogen in die kleinen Landstädte, um ungestört ihrer Religion leben zu können. Zu diesen gehörte der Priester Mathathias aus dem Geschlecht der Hasmonäer, der in Modin eine Zufluchtsstätte zu finden glaubte. Aber auch dort erging der Befehl, den Götzen zu opfern. Doch Mathathias ließ sich nicht einschüchtern. „Wenn auch alle Völker im Reiche des Königs vom Dienst ihrer Väter abfallen," erklärte er fest, „so will ich mit meinen Söhnen und Brüdern im Bunde unserer Väter wandeln." Den Beamten, der zum heidnischen Kultus aufforderte, schlug er in heiliger Entrüstung nieder und floh nach der Steinwüste Judäas, wo sich die zum Widerstand entschlossenen Juden um ihn scharten. Bald fühlte er sich so stark, daß er zum Angriff übergehen konnte. Der Götzendienst ward vernichtet, die Fremden aus dem Lande gejagt. Nur in der Hauptstadt hielten sie sich. Mathathias starb 166. Sein Sohn Judas mit dem Beinamen Makka-



Jüdische Münze
aus der Zeit von 143—135 v. Chr.
(Berlin, Königl. Münzkabinett.)

bäus („der Hammer") war sein Nachfolger. An der Straße, die von Hebron nach Jerusalem führt, trieb dieser eine siebenmal stärkere Truppenmacht der Feinde zu Paaren, rückte nach der Hauptstadt und reinigte, während die Burg noch in den Händen der Syrer war, das geschändete Heiligtum. Ein achttägiges Dankfest reihte sich an die Tempelweihe, und man beschloß, durch eine jährlich wiederkehrende Feier die Erinnerung an das bedeutsame Ereignis lebendig zu erhalten.

Unter Eupator, dem Erben des Epiphanes, kamen die Juden wegen des erdrückenden Übergewichts ihrer Gegner so ins Gedränge, daß ihr Untergang besiegelt schien, wenn nicht Thronstreitigkeiten unter den Seleukiden ihnen einen glimpflichen Frieden verschafft hätten. Umtriebe der hellenistischen Partei, deren Führer durch engen Anschluß an die Syrer die Würde des Hohepriesters zu erlangen hoffte, ließen den Kampf bald wieder auflodern. Die Juden leisteten Wunder der Tapferkeit, aber ihre Zahl war zu gering. Durch ein Bündnis mit Rom suchten sie sich zu behaupten. Die Hoffnung schlug fehl. Von den meisten Anhängern verlassen, stürzte sich Judas in den Kampf. Die Verwegenheit büßte er mit dem Tode. Die Gesetzestreuen (Asidäer), die auch jetzt den Mut nicht verloren, erhoben Jonathan, den Bruder des Judas, zum Führer. Diesem gelang es, die hellenistischen Juden, „die Gottlosen" zu vertilgen und Hoheprieſter zu werden. Die Regierung, die anderweitig in Anspruch genommen war, erkannte ihn an. Durch geschickte Ausnutzung der politischen Verhältnisse dehnte er seine Macht nach Westen und Norden aus und sah seinen Bruder zum Statthalter des ganzen palästinensischen Küstengebiets ernannt. 143 fiel der tatkräftige und geschickte Makkabäer als Opfer syrischer Treulosigkeit. Sein Bruder Simon setzte sein Werk fort. 142 erstürmte er die bis dahin von einer feindlichen Besatzung gehaltene Burg Jerusalems, worauf ihm das dankbare Volk die erbliche Würde des Hohepriesters, Kriegsobersten und Fürsten verlieh. Die folgende Zeit brachte Verwirrung und Bedrängnis. Die Juden beugten sich wieder unter das syrische Joch. Da aber griffen die Römer ein und schützten ihre Bundesgenossen, die nun ihrerseits das Durcheinander im Seleukidenreich benutzten, Samaria und das Ostjordanland eroberten, dann die Idumäer (Edomiter) unterwarfen und zur Annahme des mosaischen Gesetzes nötigten. Als das Haupt der Hasmonäer nach solchen Erfolgen sich den Königstitel beilegte und auch Galiläa erwarb, schien es fast, als kehrten die Zeiten Salomos zurück (107 v. Chr.).

Inzwischen hatte sich aber im Innern eine bemerkenswerte Wandlung vollzogen. Geistige Strömungen lassen sich nicht mit Gewalt unterdrücken. Die Aufklärung, die von den griechischen Städten ausging, hatte auch nach Vertilgung „der Gottlosen" neue Anhänger gewonnen. Man nannte sie Sadduzäer, wahrscheinlich deshalb, weil sich in ihren Reihen besonders viele Priester, Nachkommen Zadoks, befanden, der unter David Hoheprieſter gewesen war. Sie suchten Judentum und Hellenismus auszugleichen, strichen zu diesem Zwecke das Übernatürliche, wie die Auferstehung der Toten, aus ihrem Glaubensbekenntnis und huldigten im praktischen Leben den Grundsätzen der Epikuräer. Es ist sehr befremdend, daß die berufenen Hüter der Religion sich auf die Seite eines seichten Rationalismus stellten. Vielleicht findet es darin seine Erklärung, daß die Führung des Volkes ihren Händen entwunden war. Gebildete, strenggläubige Laien, die Schriftgelehrten, welche peinlichste, ja kleinliche Beobachtung des Gesetzes einschärften, hatten sich in der hellenistischen Zeit zu einem besonderen Stande entwickelt und genossen bei der Menge um so höheres Ansehen, je mehr die Anhänglichkeit an das Alte bei den Vertretern der neuen Richtung in Mißkredit kam. Aus ihren Erklärungen zu dem Gesetz entstanden neue Vorschriften, die sie wie einen Zaun um das Gesetz legten. Ein Zaun schützt nicht nur, sondern trennt auch, und auf scharfe Absonderung von den Heiden und hellenistischen Juden hatten die radikalsten Elemente innerhalb der Altgläubigen es gerade abgesehen, weshalb sie sich auch Pharisäer („die Abgesonderten") nannten. Schriftgelehrte und Pharisäer waren nicht sich deckende Begriffe, aber doch aufs engste verwandt, die einen die Voraussetzung der andern, indem die Schriftgelehrten das Rüstzeug für die religiöse und zugleich politische Partei der Pharisäer lieferten. Durch den Sieg über den Hellenismus wurden die treibenden Kräfte immer maßloser, unausstehlicher.

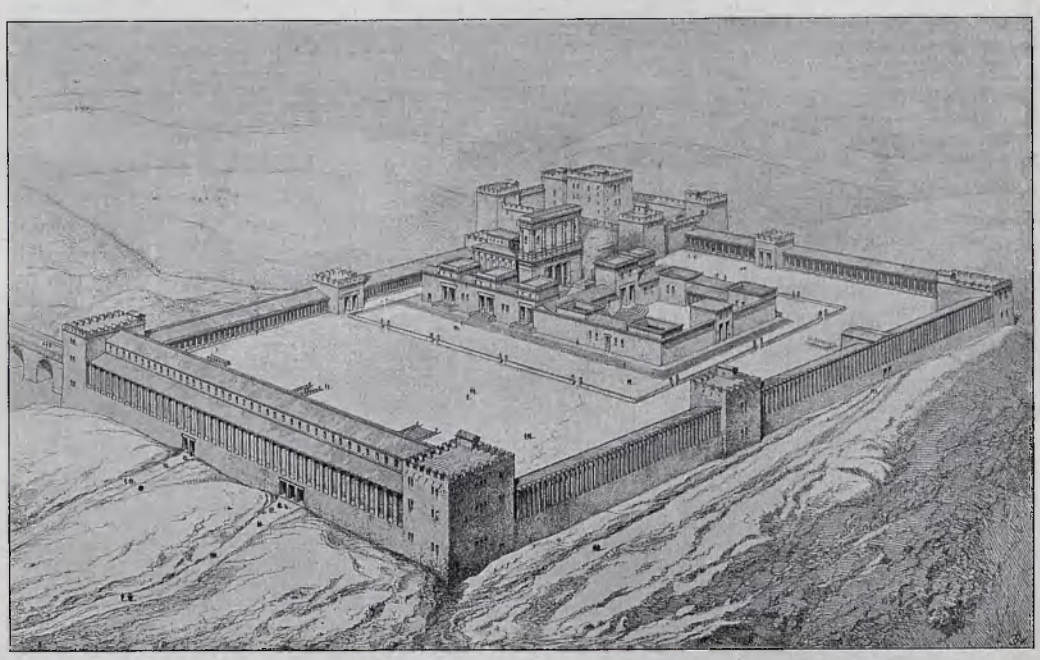
Die Reaktion blieb nicht aus. Der erste König bekannte sich schon offen als Freund der Sadduzäer, und sein Nachfolger wütete mit solcher Grausamkeit gegen die Pharisäer, daß diese sich um Hilfe an die Syrer wandten. Nach seinem Tode bestieg seine Gemahlin den Thron, die ganz im Sinne der Pharisäer regierte, während ihr älterer Sohn Hyrkan das Hohepriestertum erbte. Eben war die Mutter gestorben, da wurde Hyrkan von seinem jüngeren Bruder Aristobulus gestürzt, der die geistliche und weltliche Macht in seiner Hand vereinigte. Durch die Ränke des Idumäers Antipater, den der Vater der sich befehdenden Brüder zum Statthalter in seinem Vaterlande eingesetzt hatte, erneuerte sich der Bürgerkrieg. Von den Arabern unterstützt, belagerte Hyrkan seinen Bruder in Jerusalem, mußte aber unverrichteter Sache abziehen, da des Pompejus Unterfeldherr Scaurus sich für Aristobulus entschied. Es stand nämlich damals ein römisches Heer in Syrien, das dem Seleukidenreiche ein Ende machte und Syrien dem römischen Staate einverleibte. Auf Bitten der Pharisäer sprach Pompejus, indem er den Schiedsspruch des Scaurus umstieß, dem Hyrkanus die Herrschaft zu und rückte, da Aristobulus sich nicht gutwillig fügen wollte, in Palästina ein. Als die Legionen bei Jericho ein Lager aufschlugen, unterwarf sich der entthronte Fürst; seine Anhänger aber rüsteten sich auf dem stark befestigten Tempelberge zur verzweifelten Gegenwehr. Nur von der Nordseite war eine Erstürmung des von Fanatikern gehaltenen Platzes möglich. Drei Monate lang spotteten die starken Mauern der römischen Belagerungskunst. Endlich gelang es, Bresche zu legen und durch diese an einem Sabbat die Feste zu stürmen. Sullas Sohn Faustus Cornelius war einer der ersten, die in das Heiligtum eindrangen. Pompejus betrat sogar das Allerheiligste, befahl aber, um die unbeabsichtigte Entweihung zu sühnen, den Priestern Reinigungsopfer darzubringen (63 v. Chr.). Über 12 000 Juden waren bei den erbitterten Kämpfen gefallen. Um für die Zukunft ähnlichem Widerstande vorzubeugen, ließ Pompejus die Mauern der Stadt und des Tempelberges schleifen. Zugleich nahm er den Juden einen beträchtlichen Teil ihres Gebietes. Über den ihnen verbleibenden Rest regierte als römischer Vasall Hyrkan, während Aristobulus des Siegers Triumphzug in Rom schmückte und, als er neue Unruhen erregte, ins Gefängnis geworfen wurde.

So hatte der unselige Parteihader den Juden entrissen, was der Väter heiliger Kampf erstritten, und traf die Hauptschuld gerade die Pharisäer, welche die Rechtgläubigkeit und Gesetzlichkeit in Erbpacht zu haben wähnten. Kein Wunder, wenn die besten Männer sich von aller Politik fernhielten und in der Weltflucht den Weg zu einem gottseligen Leben zu finden hofften. Wir nennen die fromme Sekte Essener.

Ruhe und Friede kehrten auch unter der Herrschaft der Römer nicht ein. Hyrkanus sah sich durch den Idumäer Antipater völlig in Schatten gestellt. Antipater schaltete als Gebieter, bis er im Jahre 43 vergiftet wurde. Sein Sohn Herodes, später „der Große" genannt, floh nach Rom und erwirkte, daß der Senat ihn zum König der Juden ernannte. Aber Jahre vergingen, bevor er den Widerstand des letzten makkabäischen Fürsten gebrochen hatte. Erst 37 hielt er seinen Einzug in Jerusalem. Jetzt begann für das schwer geprüfte Volk eine neue Leidenszeit. Als Fremder, der nur der Gunst der Heiden seine Macht verdankte, bitter gehaßt, war er argwöhnisch und witterte selbst in den nächsten Angehörigen seine Feinde. Um vor ihren vermeintlichen Ränken sicher zu sein, ließ er sie alle umbringen. Das ganze Geschlecht der Hasmonäer, mit dem er durch seine Gattin Mariamne verwandt war, wurde ausgerottet. Alle Volksversammlungen, ja selbst gemeinsame Mahlzeiten waren verboten. Geheimpolizisten überwachten das Volk. Die politisch Verdächtigen, ob schuldig oder unschuldig, wurden aus dem Wege geräumt. Die Furcht, seine Würde zu verlieren, ließ ihn auch den Befehl zu dem bethlehemitischen Kindermord geben.

Dazu trug er eine unverhohlene Vorliebe für den Hellenismus zur Schau. Die Orte, die er gründete, erhielten griechische Namen und griechische Verfassung. Die bedeutendsten Städte schmückte er mit Gymnasien und Theatern und ehrte seinen kaiserlichen Gönner Augustus durch viele Tempel, alles dies ein Ärgernis für die frommen Juden. Um die Zuneigung der streng-

gläubigen Partei zu gewinnen, riß er das bescheidene Heiligtum, das die aus der babylonischen Verbannung heimgekehrten Juden errichtet hatten, nieder und ließ von Priestern einen mächtigen Tempel aufführen. Von weißem Marmor erglänzte das herrliche Bauwerk, das an Größe und Pracht selbst den salomonischen Tempel überstrahlte. Auch ehrte er das Grab Davids, welcher der damaligen Zeit als das Ideal eines gottesfürchtigen Volkskönigs erschien, durch ein kostbares, zum Teil noch heute erhaltenes Denkmal. Doch die Juden blieben unversöhnt. Sie stießen sich schon an dem griechischen Stil der Torhalle des Tempels, und über dem Eingange schauten sie gar einen goldenen Adler, der sie an die Abhängigkeit von den heidnischen Römern erinnerte. Als Schwärmer das verhaßte Symbol herabrissen und zerschlugen, ergriff den gerade krank

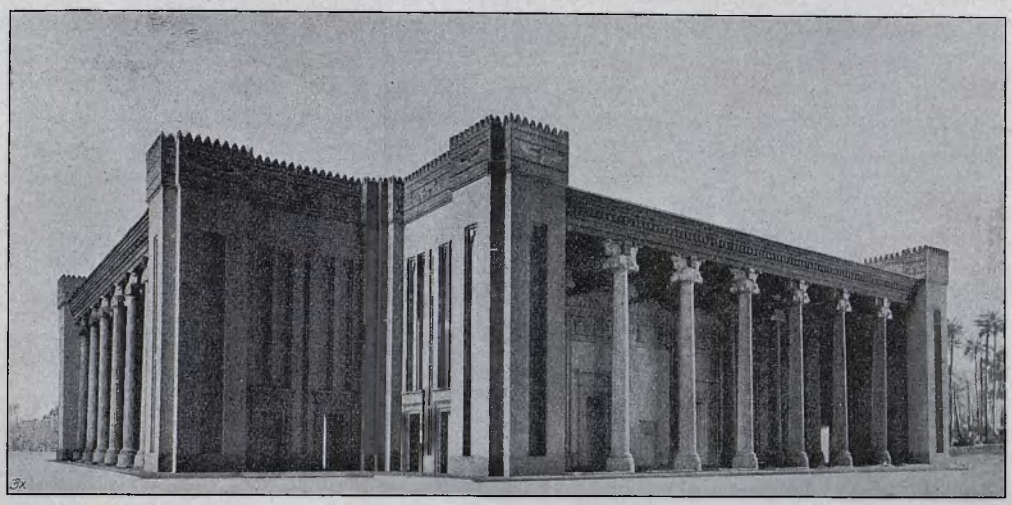


Der Herodessche Tempel in Jerusalem.
Rekonstruktion nach M. de Vogué.

daniederliegenden König die Wut, und die Schuldigen, über vierzig, büßten ihr Unterfangen auf dem Scheiterhaufen.

Unter diesem blutgierigen Ausländer, der durch Grausamkeit und heidnische Greuel den Thron Davids schändete, mußte die Sehnsucht nach dem verheißenen Erlöser stärker als je erwachen. Und wirklich ging die langgehegte Hoffnung in Erfüllung, da alles zusammentraf, was die Propheten vom Messias geweissagt hatten. Wenige Monate vor dem Tode des Herodes, gegen Ende des Jahres 5 vor unserer Zeitrechnung wurde zu Bethlehem von einer Jungfrau der Friedensfürst geboren, in dessen ewigem, weltumfassendem Reiche Recht und Gerechtigkeit erblühen. Leider verweigerte die Masse der Juden, noch immer in dem engherzigen Wahne eines irdischen Nationalstaates befangen, dem geistigen, universalen Königtum des Heilandes die Anerkennung. Aber ihr auf Mißverständnis der Schrift beruhender Standpunkt war für die fernere Entwicklung belanglos, da sie ihre Aufgabe gelöst hatten und mit dem Anbruch der neuen, durch die Menschwerdung des Sohnes Gottes eingeleiteten Zeit ihre weltgeschichtliche Bedeutung ohnehin zu Ende war.

Die Perser.



Palast (Apadâna) des Artaxerxes Memnon zu Susa. (Rekonstruktion.)
Nach Dieulafoy, Acropole de Suse.

Die Perser.

Aus den weiten Steppen des südlichen Rußland wanderte ein der indogermanischen Völkerfamilie angehörender Stamm, die Arier (die Edlen), nach Südosten und besetzte den östlichen Teil des nach ihm benannten Iran (Land der Edlen), eines gewaltigen Hochlandes, fünfmal so groß wie das Deutsche Reich, von mächtigen Randgebirgen umschlossen, die sich im Nordosten bis über die Grenzen des ewigen Schnees erheben. Salz- und Sandwüsten erfüllen das Innere, wo, von wenigen blühenden Oasen abgesehen, nur bei künstlicher Bewässerung und unter harter Arbeit dem Boden ein karger Ertrag abgerungen werden kann. Dagegen findet die Tätigkeit des Menschen im Westen und Norden reichen Lohn. In den fruchtbaren Talmulden wachsen alle Getreidearten, an den Berglehnen gedeihen die Südfrüchte in üppiger Fülle, und die saftigen Matten eignen sich vortrefflich zur Viehzucht. Ein Teil der Arier stieg in das Tal des Indus hinab, wo er unter einem andern Klima und getrennt von den Brüdern eine gesonderte Entwicklung nahm, wenn sich auch in Sprache und Religion der Franier und Inder manche Übereinstimmungen finden. Die Religion der Arier zeigt wie die aller Indoeuropäer noch deutliche Spuren des einstigen Monotheismus. Das höchste Wesen war Ahuramazda (Ormuzd), dem Zeus der Griechen vergleichbar. Daneben waren aber schon viele Naturkräfte und Stammesheroen zu göttlicher Verehrung gelangt. Diese Vorstellungen wurden von Zarathustra (Zoroaster), an dessen Leben und Wirken man lange, jedoch mit Unrecht gezweifelt hat, um 1400 v. Chr. Geburt geläutert und vergeistigt. Er ist der erhabenste Weise des heidnischen Altertums. Seine philosophisch-theologische Lehre bringt den Glauben an einen allgütigen Gott wieder zur Herrschaft. Ähnlichen Bestrebungen begegneten wir im selben Jahrhundert auch in Ägypten. Zwar liegt es mir fern, einen ursächlichen Zusammenhang zwischen den Systemen Zarathustras und Amenophis' IV. anzunehmen. Aber auffällig ist es immerhin, daß fast zu der nämlichen Zeit, wo Moses von Jahwe die heilige Offenbarung empfing, in Iran und am Nil sich Männer berufen fühlten, der Vielgötterei des Volksglaubens entgegenzutreten. Während jedoch die kühne Reform

des Pharao infolge ihres Radikalismus scheiterte, gewannen die Neuerungen Zarathustras, wenn auch erst nach langen und heftigen Kämpfen, allgemeine Anerkennung. Der Grund liegt in der besonnenen Maßhaltung des arischen Religionsstifters, der nicht jäh mit der Überlieferung brach, sondern mit schonender Hand das Ererbte umbildete. Ahuramazda (weiser Herr) gilt von nun an als Herr des Himmels und der Erde, der durch sein Machtwort die Welt ins Dasein rief.

„Wer hat Sonne und Sternen den Weg gewiesen?
Wer machte, daß der Mond wächst und abnimmt?
Wer hält die Erde und die Wolken über ihr fest?
Wer schuf die Wasser und die Bäume?
Wer hat mit dem Winde und dem Donner Schnelligkeit gepaart?
Welcher Künstler hat die Lichter und die Finsternis geschaffen,
Welcher Künstler den Schlaf und die Wachsamkeit,
Wer Morgen, Mittag und Nacht, welche den Geist dessen regieren,
der die Ordnung beobachtet?"

Jetzt thront er im Himmel, wo er auch schon vor der Schöpfung wohnte. Er ist der Spender alles Guten, der Beschützer und Vater der Menschen. Das Feuer ist ihm heilig, durch das die Frommen geläutert, die Bösen bestraft werden. Man errichtet ihm weder Tempel noch Altar und verehrt ihn nur durch Gebet und unblutige Opfer. Die früheren Nebengötter wurden zu guten Geistern, Geschöpfen und Dienern Ahuramazdas herabgedrückt. Es sind teils personifizierte Begriffe, wie die sechs „unsterblichen Heiligen" (fromme Gesinnung, Weisheit, Heil, Unsterblichkeit, Gehorsam, Treue) und die 22 „Verehrungswürdigen", teils eine Art Schutzengel, endlich die vier Elemente Wasser, Feuer, Erde und Luft.

Dem Reiche Ahuramazdas steht das Ahrimans entgegen. Dieser ist das böse Prinzip, unerschaffen und ewig wie der gute Gott, aber nicht so mächtig, obwohl seine völlige Besiegung erst am Ende der Zeiten erfolgt. Er ist der Vater der Lüge, der Höllenfürst, der von finsteren Dämonen unterstützt den Menschen schadet, wo er kann. Salzflut und Wüste, Raubtier und Ungeziefer, Dorngestrüpp und Unkraut rühren von ihm her. In Schlangengestalt durchzieht er das Weltall und sucht die Sterblichen zu Trägheit und Sünde zu verführen.

Denn Kampf zwischen Recht und Unrecht, Licht und Finsternis ist so alt wie die Menschheit. Besonders den Bewohnern Irans mußte dieser Gegensatz zum Bewußtsein kommen, da die Natur des Landes die schroffsten Wechsel zeigt und sein Wohlstand die Nomaden Turans immerfort zu Raubzügen reizte. In dem ewigen Streit zwischen Gut und Böse muß der Mensch für Ahuramazda Partei ergreifen. Schon im zarten Alter wird er auf den Pfad der Tugend gewiesen und lernt, daß er sich nicht nur vor schlimmen Taten, sondern auch vor schlechten Worten und Gedanken hüten muß. Zu beten und zu arbeiten ist ihm zur Pflicht gemacht. Reinheit an Leib und Seele, Wahrhaftigkeit, Ehrfurcht und Gehorsam gegenüber der Obrigkeit, Liebe und Gerechtigkeit im Verkehr mit dem Nächsten, gewissenhafte Erfüllung der Berufspflichten sind seine Haupttugenden. Sorgfältige Bewirtschaftung des Ackers gehört vornehmlich zu den guten Werken, wodurch das Diesseits zu einem Abbild des himmlischen Reiches wird. „Das Gott auf Erden Wohlgefälligste ist ein weiser Mann, der seine Opfer bringt, das zweite ein heiliger und wohlgeordneter Haushalt mit allem, was dazu gehört, das dritte die Stelle, wo durch Anbau am meisten an Getreide, Futter und Fruchtbäumen erzeugt wird, wo man trockenes Land bewässert oder allzu feuchtem Boden das Wasser entzieht." Hat man sich gegen die Gebote des Allerhöchsten vergangen, so muß man in Reue seine Sünden bekennen und durch Genugtuung sühnen. Nach dem Tode wird die Leiche weder der Erde noch dem Feuer übergeben, weil dies eine Verunreinigung der für heilig gehaltenen Elemente wäre. Man bringt sie auf einen „Turm des Schweigens", wo sie von Vögeln verzehrt wird. Am dritten Tage betritt der Verstorbene die Brücke, welche ins Jenseits führt. Hier halten drei höhere Geister Gericht über

ihn. Erweist er sich als treuer Verbündeter Ahuramazdas, so geht er in den Himmel ein, wo er durch einen wunderbaren Trank Unsterblichkeit erlangt und als verklärtes Lichtwesen am Kampfe gegen Ahriman teilnimmt. Die Bösewichter aber werden in die Hölle hinabgeschleudert.

Der Hüter der Weltordnung ist auf Erden der König. Er soll Leben und Eigentum der guten Bürger schützen, für unparteiische Rechtspflege sorgen, Lügner, Schmeichler und Verräter von seinem Throne fernhalten, durch Hebung des Ackerbaues, Anlage von Straßen und Brücken den Wohlstand der Untertanen fördern. Gegen die Übeltäter, zu welchen auch die Faulenzer gehören, hat er Strenge walten zu lassen, da er die Macht besitzt, „sie mit dem Schwerte zu unterweisen." Dafür sind alle gehalten, seinen Befehlen nachzukommen und seiner beim Gebet zu gedenken.



Kampf des Königs mit dem ahrimanischen Ungeheuer. Vergl. Seite 100.
Relief vom Südost-Gebäude in Persepolis.
Nach Stolze-Andreas, Persepolis.

Die heiligen Bücher, in welchen die Zarathustra, dem Propheten und ersten Priester, dem Haupte der irdischen Schöpfung, von Ahuramazda gewordene Offenbarung niedergelegt waren, heißen Avesta. Sie sind in altiranischer Sprache verfaßt, die man gewöhnlich Zend nennt, was insofern unpassend ist, als dieses Wort nichts anderes als Erklärung bedeutet. Es waren 21 Bücher, welche der Überlieferung nach beim Brande von Persepolis verloren gingen oder von Alexander dem Großen absichtlich vernichtet, aber von Priestern aus dem Gedächtnis erneuert wurden. Vollständig erhalten sind uns außer Bruchstücken 1. der Vendidad, welcher Vorschriften enthält, wie man die religiöse Reinheit bewahren oder wiedererlangen kann, 2. der Jasna, eine aus mehreren Büchern zusammengestellte Liedersammlung, vielleicht das Älteste des ganzen Kanons. Im Anfange des Mittelalters wurde als Kommentar zum Avesta der Bundehesch verfaßt. Er ist in Pehlewi, der damaligen Umgangssprache, geschrieben, aus der das heutige Persisch entstanden ist.

Wie lange sich die Lehre Zarathustras in ihrer ursprünglichen Reinheit erhielt, wissen wir nicht. Allmählich traten die zurückgedrängten Vorstellungen der alten Volksreligion wieder in den Vordergrund, und die abgesetzten Götter kamen wieder zu ihrer alten Würde. Auch begann man einige Gottheiten in menschlicher Gestalt darzustellen und durch Tempel zu ehren. Hierzu mag der Einfluß westlicher Kulte beigetragen haben. Die rückläufige Bewegung der Religion erkennt man am besten an dem gesteigerten Ansehen des Feuers, der Anahita und des Mithra. Feuer und Wasser galten auch nach dem Avesta als hochheilig, da ja Wärme und Feuchtigkeit die Fruchtbarkeit bedingen. Das erstere war der wohltätigste Geist des Allerhöchsten, am reinsten in der Sonne, hier auf Erden im Altarfeuer verkörpert. Später wurde es unter die Götter aufgenommen, weshalb die Perser auch Feueranbeter heißen. Dasselbe geschah mit dem andern Element. Als Personifikation eines himmlischen Wassers, das die Erde befruchtet und die Quellen entspringen läßt, wurde Anahita eine der gefeiertsten Göttinnen, der man in jeder größeren Stadt Kirchen erbaute.

Mithra ist das von Ahuramazda geschaffene Licht, aber kein Gestirn. Am Morgen fährt er auf einem von vier weißen Rossen gezogenen Wagen der Sonne voraus. Er sieht und hört alles, da er nie schläft. Als Freund der Wahrheit, Treue und Gerechtigkeit wacht er über das

Gesetz und rächt seine Übertretung. Mit dem bösen Prinzip liegt er in ewigem Kampfe. Des Nachts durchwandert er das Firmament von Osten nach Westen, von Süden nach Norden. Dabei trägt er eine wuchtige Keule, um gegen die Geister der Finsternis zu streiten. Deshalb haben die kriegslustigen Perser ihn zum Schlachtengott erhoben. Wenn sie ins Feld rückten, riefen König und Heer ihn um Beistand an. Gern hörte er auf das Flehen seiner Verehrer und stürzte sich in strahlender Rüstung auf den Feind, während der Genius des Sieges in Gestalt eines Wildschweins ihm zur Seite schritt. Seit dem vierten Jahrhundert v. Chr. wird er als Sonnengott verehrt, dessen Dienst später auch in Rom Eingang fand und besonders von den Legionen eifrig gepflegt wurde.

Über die geschichtlichen Ereignisse fehlt uns jede sichere Kunde, und die Kämpfe, von denen die Mythen erzählen, drehen sich alle um Turan. Wie die Arier immer mehr westwärts drangen, bis sie durch Besetzung der Landschaften Medien und Persis Nachbarn der Assyrier und Elamiter wurden, die einem weiteren Vorrücken auf längere Zeit Halt geboten, darüber hat sich nicht einmal eine sagenhafte Erinnerung erhalten. Nur so viel wissen wir, daß die iranischen Einwanderer die mongolische Bevölkerung Mediens nicht völlig verdrängen oder auffaugen konnten, was sich noch unter der Herrschaft der Achämeniden in Sprache und Sitte bemerkbar machte. Die Kriegszüge Tiglatpilesars III. und Sargons zwangen fast ganz Iran unter das ninivitische Joch. Doch schon wenige Jahre nach dem Tode des letztgenannten Königs erfolgte gelegentlich des Kimmerioneinfalles die Bildung des medischen Staates, dessen erster König Dejokes war. Er erbaute da, wo sich am Fuße des 3300 m hohen Elwend eine weite Ebene öffnet, seine Residenz Ekbatana



Feuer-Altäre von Nakſh i Rustam.
Nach Stolze-Andreas, Persepolis.

(das heutige Hamadan), deren sieben Festungsmauern in ihren Vorsprüngen die Farben der Planeten wiedergaben. Im Innern als unumschränkter, den Untertanen fast unzugänglicher Herrscher waltend, erkannte er, um seinen jungen Thron nicht ins Wanken zu bringen, die Lehnshoheit Assyriens an. Sein Sohn Phraortes (647—633), der sich der Abhängigkeit entziehen

wollte, fiel im Kampfe gegen Assurbanipal. Bald darauf wälzten sich einer verheerenden Flut vergleichbar skythische Schwärme bis an die Landenge von Suez über ganz Vorderasien. Auch Iran hatte unter den wilden Horden viel zu leiden. Aber Assyrien wurde weit schlimmer mitgenommen. Nur mühsam erwehrte es sich des Ansturmes, und als endlich die rohen Eindring-



Skythen.
Darstellung auf einer zu Kul-Oba bei Kertsch gefundenen Elektronvase.

linge nach Kleinasien gedrängt waren, sah es sich von Medien angegriffen, das die Gefahr des Großreiches ausnutzend das westliche Randgebirge an sich riß und gegen Babylonien marschierte. Der mit der Verteidigung betraute Nabopalassar hielt es für das klügste, sich mit den Feinden zu verbinden. Vereint rückten Meder und Babylonier gegen Ninive. Durch Vernichtung des assyrischen Reiches gewann der Mederkönig Kyaxares den ganzen Norden des untergegangenen Staates bis tief in Kleinasien hinein. Zugleich unterwarf er die stammverwandten Völkerschaften Irans und wandte sich dann gegen Lydien. Nachdem das Kriegsglück lange geschwankt hatte, führte eine von dem Milesier Thales vorhergesagte, genau datierbare Sonnenfinsternis (28. Mai 585) die Einstellung der Feindseligkeiten herbei. Der hethitische Fürst Ciliciens — die Überlieferung nennt ihn Syennesis, was aber Titel, nicht Eigenname ist — und der König von Babylonien waren die Vermittler. Der Halys wurde die Grenze beider Staaten, und die Heirat einer lydischen Königstochter mit dem medischen Kronprinzen Astyages bekräftigte den Friedensschluß.

Ein Menschenalter später empörte sich gegen diesen Cyrus, der Fürst der Perser. Er war der Urenkel des Teispes, des Ahnherrn der Achämeniden, der beim Zusammenbruch Assyriens das verödete Elam an sich gerissen hatte. Wie um die meisten großen Männer, deren Taten über die Fassungskraft der Zeitgenossen gehen, hat sich auch um Cyrus schon in früher Zeit die Sage gesponnen, die Xenophon in seiner Cyropädie zu einem Tendenzroman verwertet hat. Verrat der medischen Truppen, die unter Harpagos zu den Persern übertraten, und die Hilfe der Armenier erleichterten die Erhebung des Cyrus. Ekbatana wurde besetzt und geplündert. Der Eroberer nahm die Tochter des entthronten Königs zur Frau, nachdem er ihren Mann getötet hatte. Über das Schicksal des Astyages sind wir im unklaren. Nach der Überlieferung der Armenier fiel er von der Lanze ihres Fürsten, während die persische Sage ihn in die Gefangenschaft der Sieger geraten läßt. Die Meder blieben auch fernerhin nächst den Persern das angesehenste Volk des Reiches, und ihre Einrichtungen wurden von dem führenden Stamme übernommen. Überhaupt handelt es sich zunächst mehr um eine Palastrevolution als um die Gründung eines neuen Staates. Aber indem an die Stelle der schon halb verweichlichten Meder die jugendfrischen, unverbrauchten Perser traten und ein genialer, tatendurstiger Herrscher die Zügel der Regierung ergriff, bekam die Reichspolitik einen höheren Schwung. Zu spät erkannten dies die Babylonier und Lyder. Vielleicht hofften sie, der gefährliche Nebenbuhler werde auf absehbare Zeit durch die innern Kämpfe, die ein Dynastiewechsel im Gefolge zu haben pflegt, völlig in Anspruch genommen. Durch Amasis über ihren Irrtum aufgeklärt, schlossen sie ein

Bündnis, für das der lydische König Krösus auch Sparta gewann. Vom delphischen Orakel, das durch wertvolle Geschenke für Krösus günstig gestimmt war und nach Zertrümmerung des persischen Reiches auf weitere Erkenntlichkeit rechnete, ließen sich die Lyder zum vorschnellen Angriff bestimmen. Die ersten Ereignisse bestärkten den König in seiner Hoffnung. Er überschritt ungehindert den Halys und eroberte Pteria in Kappadokien. Da aber erschien Cyrus und zwang ihn zum Rückzug. Durch die Schnelligkeit der Verfolgung ließ er den Feinden keine Zeit, Verstärkungen an sich zu ziehen oder die Ankunft der Verbündeten abzuwarten. Vor Sardes kam es wiederum zur Schlacht. Da die lydische Reiterei sich überlegen zeigte, ließ Cyrus einen Teil seiner Leute auf die Lastkamele steigen, worauf der Feind besiegt nach Sardes floh. Schon zwei Wochen später war diese Stadt samt der Burg in den Händen der Perser, nach der gewöhnlichen, neuerdings sehr bestrittenen Annahme 549, zehn Jahre nach dem Regierungsantritt des Cyrus. Krösus wurde gefangen genommen und in der Nähe von Ekbatana interniert. Die hübsche Erzählung, die sich an seine Entthronung knüpft, läßt sich am einfachsten so erklären, daß Cyrus schon vor der Einnahme von Sardes dem Lyderkönige den Tod androhte, weshalb dieser, um dem schimpflichen Schicksal zu entgehen, nach der Erstürmung seiner Hauptstadt sein Leben freiwillig auf dem Scheiterhaufen zu enden beschloß, aber durch ein wunderbares Ereignis gerettet und nun vom Sieger milde behandelt wurde. Aus dem lydischen Reiche machte Cyrus zwei Provinzen, von welchen die eine Sardes, die andere Daskyleum zur Hauptstadt hatte. Die griechischen Städte wandten sich an die Lazedämonier um Hilfe. Aber diese begnügten sich, eine Gesandtschaft an Cyrus zu schicken, welche den Perserkönig warnte, sich an einer griechischen Stadt zu vergreifen, da Sparta das nicht dulden werde. Unbekümmert um dieses kindische Gebahren unterwarf Harpagos alle Küstenstädte, die jetzt nicht nur wie unter Krösus Abgaben entrichten, sondern im Kriegsfalle auch Schiffe und Landtruppen stellen mußten. Nur Milet behielt seine Selbständigkeit. Die Bewohner Phokäas flohen kurz nach dem Beginn der Belagerung, da sie die Aussichtslosigkeit des Widerstandes sahen, nach Alalia auf Korsika und nach Massilia in Gallien. Auch die Teer wanderten aus und gründeten Abdera. Chios, Lesbos und selbst das unter ägyptischer Herrschaft stehende Cypern unterwarfen sich freiwillig. Cilicien scheint eine gewisse Unabhängigkeit bewahrt zu haben.

Während dieser Vorgänge bezwang Cyrus die noch freien Stämme Irans. Dann wandte er sich gegen Babylonien, dessen letzter König, bei seinen Untertanen verhaßt, durch eine einzige Niederlage in seiner Widerstandskraft gebrochen wurde. Im Oktober 538 hielt Cyrus seinen feierlichen Einzug in Babel. Hier bewies er, daß Überzeugungstreue und Toleranz keine sich widersprechenden Begriffe sind. Denn obwohl ein frommer Anhänger der zarathustrischen Lehre, behandelte er die Andersgläubigen mit einer Schonung, wie sie selbst in unserem aufgeklärten Jahrhundert nicht aller Orten zu finden ist. Besonders die Juden, die ihm als dem Gesalbten Jahwes zujubelten, erfreuten sich seiner königlichen Huld und sahen durch seine Unterstützung Jerusalem wiedererstehen.

Von Hause aus leutselig und einfach, umgab sich Cyrus als mächtiger Gebieter Asiens mit all der Pracht, die nach damaliger Anschauung zur Würde des Großherrn gehörte. Für die Masse des Volkes war der König unsichtbar. Todesstrafe traf jeden, der ohne besondere Erlaubnis vor sein Antlitz zu treten wagte. Wem eine Audienz bewilligt war, der warf sich vor dem Könige nieder und küßte den Boden, gerade so wie es seit Jahrtausenden in Ägypten üblich war. Verließ der Herrscher seinen Palast — die Residenz war damals Pasargadä —, so saß er im Purpurmantel und Tiara auf reich geschmücktem Wagen, und sein nach bestimmtem Zeremoniell geordnetes Gefolge betrug an 20 000 Mann. Der Raum, in dem er betete, war abgesperrt. Nur in seinem Schlosse ging er zu Fuß, vom Schirmträger begleitet, und geschäftige Diener sorgten durch Ausbreiten prächtiger Teppiche dafür, daß er nie die nackte Erde berührte. Sprach er Recht, so saß er in Königsornat unter kunstvoll gesticktem Thronhimmel auf geschnitztem, hochragendem Sessel, vom ganzen Hofstaat umgeben. Fällte er über den Angeklagten das Todesurteil, so mußte die Hinrichtung sofort vollzogen werden.

Rund 30 Jahre nach seinem Regierungsantritt unternahm Cyrus zum Schutze des Reiches gegen die räuberischen Nomaden Turans einen Feldzug, der nach anfänglichen Erfolgen mit einer schweren Niederlage und dem Tode des Königs endete. Die Erzählung Herodots, nach welcher die Massagetenkönigin das Haupt des gefallenen Fürsten in einen blutgefüllten Schlauch getaucht habe, hört sich recht anekdotenhaft an. Wahrscheinlicher klingt die Nachricht des Ktesias, wonach Cyrus sich durch einen Sturz vom Elefanten eine Verletzung zugezogen habe, an der er drei Tage später gestorben sei, 529. Er wurde zu Pasargadä inmitten eines herrlichen Parkes bestattet. Das schmucklose, $5\frac{1}{2}$ m hohe Grabmal erhebt sich auf sechs Stufen von ungleicher Höhe und Breite, noch sehr gut erhalten. Ein vergoldeter Sarg barg die sterbliche Hülle des großen Fürsten. Auf einem daneben stehenden Tische lagen seine Kleider und Waffen. Zur Bewachung des Grabes waren Priester bestimmt, die in einem nahe gelegenen Hause wohnten. Unweit der letzten Ruhestätte des ersten Perserkönigs befinden sich noch einige Trümmer des einstigen Herrschersitzes. Auf den erhaltenen Torpfosten liest man die Inschrift: „Ich Cyrus, der König, der Achämenide". Die einfach stolzen Worte sind in persischen, medischen und babylonischen Zeichen wiedergegeben. Die persische Schrift ist eine Erfindung des Cyrus selbst. Sie zählt 36 Zeichen, die aus höchstens je fünf Keilstrichen bestehen. Es sind vereinfachte babylonische Ideogramme, die etwa den Wert unserer Buchstaben haben.

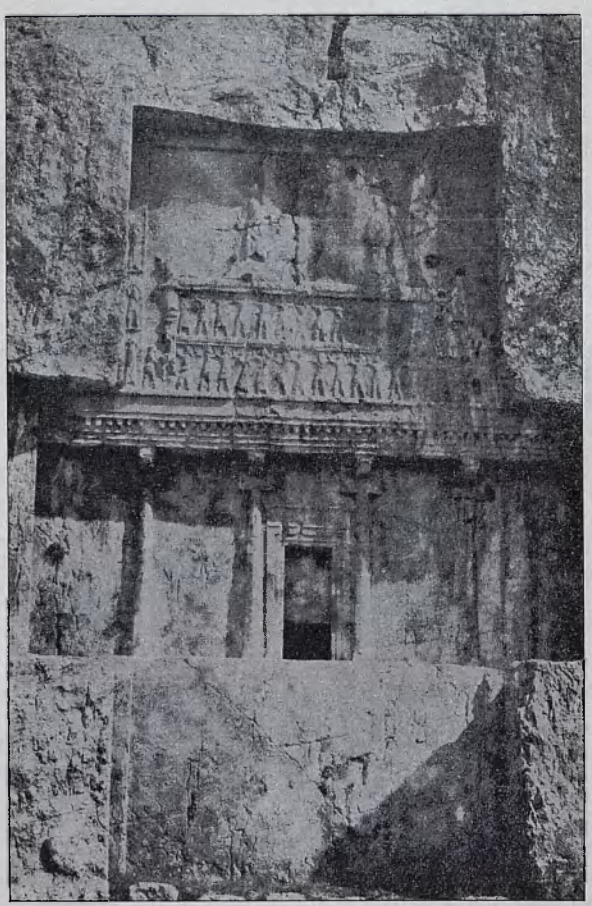


Grabmal des Kyros in Pasargadae.
Nach Stolze-Andreas, Persepolis.

Des Cyrus Nachfolger war Kambyses. Drei Jahre nach seiner Thronbesteigung zog er gegen den Pharao Psammetich III., nicht sowohl um sich wegen der ihm von dessen Vater Amasis zugefügten Kränkung zu rächen — Amasis hatte ihm statt seiner eigenen des Apries Tochter zur Gemahlin gegeben —, sondern um auch Ägypten der „Lanze des persischen Mannes" zu unterwerfen und an Ruhm nicht hinter seinem Vater zurückzustehen. Der Angriff erfolgte zur See durch phönizische und cyprische Schiffe, zu Lande durch ein aus allen Völkern des weiten Reiches gebildetes Heer. Als Wegweiser diente ein aus Ägypten geflohener griechischer Söldnerführer, der die Araber bewog, das Gepäck auf Kamelen durch die Wüste zu schaffen. Bei Pelusium wurde der Pharao geschlagen und floh nach Memphis, wo er sich in „der weißen Mauer" verschanzte. Sein Freund Polykrates, der weithin das Meer beherrschte, ließ ihn feige im Stich und unterstützte sogar das persische Unternehmen. Kambyses schickte ein Schiff nach Memphis und forderte den König auf, sich zu ergeben. Die Ägypter überfielen die Bemannung und metzelten sie nieder. Diese Verletzung des Völkerrechts bestrafte Kambyses, indem er nach Erstürmung der weißen Mauer eine zehnmal so große Zahl Ägypter hinrichten ließ. Psammetich III. wurde nach Susa verbannt. Von Memphis aus marschierten persische Heere nach Süden und nach Westen. Kambyses selbst stellte sich an die Spitze der Truppen, die Äthiopien unterjochen sollten. Nach unsäglichen Mühen drang er in den nubischen Priesterstaat ein und scheint sogar Meroe erobert zu haben, verlor aber auf dem Rückwege durch Sandstürme den größten Teil der Soldaten.

Das gegen die Oase Siwah geplante Unternehmen scheiterte vollständig, und gegen Karthago zu ziehen mußte man aufgeben, da die Phönizier sich weigerten, Schiffe zur Unterwerfung ihrer Pflanzstadt zu stellen.

Bei seinem Aufbruch aus Persien hatte Kambyses seinen Bruder Bardija (Smerdis) aus dem Wege räumen lassen, da er eine Empörung zugunsten des beliebten Prinzen fürchtete. Eine Schwester, die den Tod des Bruders betrauerte, starb durch einen Fußtritt des gefühlvollen Königs. Diese Grausamkeiten scheinen den Ausgangspunkt für die Sagen gebildet zu haben, die Kambyses zum Typus roher Mordlust machen. Den entthronten Psammetich soll er dadurch umgebracht haben, daß er ihn Stierblut zu trinken zwang, nachdem er dessen Sohn und 2000 Vornehme vor den Augen des Vaters habe töten lassen. Bei seiner Rückkehr aus Äthiopien sei er gegen die zu frohem Feste versammelten Ägypter mit unmenschlicher Härte vorgegangen und habe den heiligen Apisstier mit eigener Hand erdolcht. All diese Grausamkeiten und Religionsfrevel sind ihm angedichtet. Durch zwei ägyptische Bildsäulen wird das gerade Gegenteil der albernen Märchen bewiesen. Kambyses nahm sogar, um die neuen Untertanen für sich zu gewinnen, einen ägyptischen Vornamen „Kind des Ra“ an.



Grab des Darius zu Nakſch i Rustam.
Nach Stolze-Andreas, Persepolis.

Den Umstand, daß die Ermordung Bardijas geheim gehalten war, benutzte der Meder Gaumata, gab sich selbst für den Bruder des Königs aus und bemächtigte sich der Herrschaft. Auf die Kunde hiervon eilte Kambyses nach Asien. In Hamath angekommen, hörte er, daß der Usurpator allgemein anerkannt sei. Voller Verzweiflung nahm er sich das Leben; war doch nun das eingetreten, was er durch den Brudermord hatte verhüten wollen. Auch die Nachrichten über seinen Tod klingen romanhaft. Beim Besteigen des Pferdes sei ihm sein Schwert in die Seite gedrungen, genau an der Körperstelle, an welcher er dem Apis den tödlichen Stich versetzt habe.

Mit Kambyses erlosch die ältere Linie der Achämeniden. Dagegen blühte noch der jüngere Zweig des Hauses, der von Ariaramnes, dem zweiten Sohne des Teispes, abstammte. Das Haupt dieser Linie war Hystaspes, der Satrap Hyrkaniens. Sobald der Mörder Bardijas sein Verbrechen eingestanden und in seiner Herzensangst sich selbst entleibt hatte, auch andere berechtigte Zweifel an der Herkunft des Thronräubers laut wurden, drang des Hystaspes Sohn Darius mit sechs vornehmen Persern entschlossen in den Königspalast und stieß den Betrüger nieder, worauf er selbst die Zügel der Regierung ergriff. Aber es bedurfte noch gewaltiger Anstrengungen, bevor die Ruhe des Reiches hergestellt war. Fast alle unterjochten Völkerschaften glaubten, nun

sei für sie die Zeit der Freiheit gekommen. Am bedenklichsten waren die Aufstände in Medien, Babylonien und Persien. Aber nach sechsjährigem Ringen war Darius der Empörungen Meister. Die Rädelsführer wurden ans Kreuz geschlagen. Über alle diese Kämpfe belehrt uns eine vom Könige selbst herrührende monumentale Urkunde. In die 100 m über der Talsohle geglättete Wand des fast lotrecht aufsteigenden Behistanfelsens in Medien ließ er in persischer, medischer und babylonischer Sprache eine seine Siege über die Rebellen verherrlichende Inschrift eingraben, eine der größten, die wir haben; besteht doch allein der persische Text aus 400 Zeilen. Sie befindet sich über einem in den Stein gemeißelten Bilde, das den von Ahuramazda beschützten Darius darstellt, wie er von zwei Würdenträgern begleitet den Fuß auf Gaumata setzt, hinter dem noch neun andere Aufrührer, die Hände gefesselt und Stricke um den Hals, abgebildet sind.



Gold-Dareikos.
Originalaufnahme nach einem Exemplar des Kgl. Münzkabinetts in Berlin.

Sobald der König im unbestrittenen Besitze der Herrschaft war, begab er sich an die Organisierung des weiten Reiches, das in seiner größten Ausdehnung über 100 000 Quadratmeilen umfaßte. Nach der Inschrift von Behistan zerfiel der Staat in 23 Provinzen; doch wechselt die Zahl. Nach Herodot gab es 20. An der Spitze der Provinz stand ein vom König ernannter Satrap, etwa einem Oberpräsidenten entsprechend. Nur in Armenien und Pontus gab es keine Statthalter, sondern Lehnsfürsten, und in Lycien herrschten als erbliche Satrapen die Nachkommen des Harpagos. Zur Sicherung der Provinz lagen in den wichtigsten Städten Besatzungen, meist Perser, Meder und Hyrkanier, die von einem General befehligt wurden, so daß zum Segen der Untertanen Zivil- und Militärverwaltung getrennt waren. Ein königlicher Berichterstatter hatte die Regierung in Susa über den Stand der Provinz und die Tätigkeit der Beamten auf dem Laufenden zu halten, und von Zeit zu Zeit erfolgten noch außerordentliche Revisionen. Wer seine Befugnisse in grober Weise überschritt, wurde mit Absetzung oder gar mit dem Tode bestraft.

Mit Ausnahme von Persis, welches steuerfrei war, hatte jede Provinz bestimmte Abgaben zu entrichten. Diese bestanden zum Teil in Naturallieferungen zum Unterhalt des königlichen Hofes, der Satrapen und Besatzungen, zum Teil in direkten Steuern. Zu diesem Zwecke war der gesamte Grundbesitz vermessen und nach Größe und Ertragfähigkeit in Klassen eingeteilt. Die Erhebung und Ablieferung der Gefälle, die jährlich für das ganze Reich 60—70 Millionen Mark ergaben, war eine der Hauptaufgaben der Statthalter.

Ein nach großem Plan angelegtes Straßennetz, welches die Hauptorte von Sardes in Lydien bis nach Indien und Ostturkestan hin untereinander verband, erleichterte und sicherte den Verkehr. Bei den Übergängen über die Flüsse und Gebirge lagen Besatzungen und in Entfernungen von durchweg fünf Parasangen (annähernd vier Meilen) befanden sich Poststationen, auf welchen die königlichen Boten die Pferde wechselten. Zur weiteren Förderung des Handels wurde ein Kanal vom Roten Meere nach dem Nil geführt, mit dessen Herstellung sich die Pharaonen vergebens bemüht hatten. Im Auftrage des Königs leitete der Grieche Skylax von Karyanda die Umsegelung der asiatischen Küste von der Mündung des Indus bis nach Suez. Diese Fahrt verfolgte offenbar nicht lediglich wissenschaftliche, sondern auch Handelsinteressen. Zur Hebung des Ackerbaues wurden östliche Kulturgewächse über das ganze Reich verbreitet. Dem Verkehr diente endlich die Einführung einer einheitlichen Goldmünze, des Dareikos, an Wert unserm Zwanzigmarkstück gleich. Sie stellt den König dar, wie er in Mantel und Tiara, den Köcher auf dem Rücken, in der einen Hand einen Pfeil, in der andern den Bogen hält. Nur der Staat durfte Goldmünzen schlagen, während das Prägen von Silberstücken — auf den Dareikos gingen 20 Sigli (Mark) — auch den Satrapen, Vasallenfürsten und manchen Städten erlaubt war.

Der Sitz der Zentralregierung wurde Susa, eine von vierfachem Festungswalle umgebene Stadt, in deren Mitte die Königsburg, der sogenannte Memnonspalast, lag. Es war ein um-

fangreicher, weitläufiger Gebäudekomplex mit zahllosen Gemächern, rings von Mauern umschlossen. Der von Darius erbaute, mit 36 Säulen geschmückte Thronsaal glänzte von Gold und Elfenbein. In dem Schlosse weilte die Blüte des persischen Adels und die angesehensten Männer der übrigen Völker, welche der König an den Hof rief. Hier drängte sich ein Heer von Beamten, vom Kanzler, Kronaufsetzer (Marschall), Mundschenk, Truchseß, Finanzminister bis herab zu den Türstehern und Hundeführern. Eine wichtige Stelle bekleideten die Geheimpolizisten, die „Augen und Ohren" des Königs. Hier lag ferner die Garde, mehrere Tausend Mann stark. Eine Flucht von Zimmern nahm endlich der Harem ein. Entgegen dem Gesetz Zarathustras durfte der König beliebig viele Frauen haben. Alle Kinder galten als rechtmäßig, auch wenn ihre Mutter eine Sklavin war. Aber nur eine Frau war Königin, ihr Sohn Thronfolger. Sie trug Krone und Purpurkleid, und die übrigen Damen des Harems mußten sie durch Fußfall (adoratio) begrüßen. Der Unterhalt des Hofes verschlang die Kleinigkeit von jährlich vier Millionen oder nach dem heutigen Wert des Geldes 30 Millionen Mark.

Während des Sommers siedelte der König nach Ekbatana oder Persepolis über. In letztgenannter Stadt wurden unter Darius und seinen Nachfolgern herrliche Schlösser erbaut. Sie erheben sich auf drei durch mächtige Freitreppen verbundenen Terrassen eines rechtwinkelig in die Ebene vorspringenden Berges. Es tritt uns in ihnen kein eigener Baustil entgegen, vielmehr zeigt die Architektur eine merkwürdige Mischung ägyptischer, babylonischer und griechischer Kunst, so daß Meister dieser drei Völker an ihnen gearbeitet zu haben scheinen. Gewaltige Torbauten führen in die von Nebengemächern umgebenen Prunksäle, unter denen die Hundertsäulenhalle des Darius am großartigsten wirkt. Eine der Treppen ist mit Reliefbildern reich verziert, und an mehreren Toren erblickt man das Bild des Herrschers, wie er von Schirm- und Wedelträgern begleitet in den Festsaal tritt, oder als Vorkämpfer Ahuramazdas mit wilden Tieren ringt. Ein Teil der Prachtbauten war noch nicht vollendet, als Alexander



Palast des Darius zu Persepolis.
Ansicht von Süden, im Vordergrunde die von Xerxes erbaute Mitteltreppe. Nach Stolze-Andreas, Persepolis.



Soldaten der Susischen Leibwache, der sog. „10 000 Unsterblichen".

Fayencefries am Palast des Königs Darius I. in Susa.

Nach M. Dieulafoy, l'acropole de Susa.

den Befehl zu ihrer Zerstörung gab. Doch haben sich noch ansehnliche Reste erhalten. In Persepolis wurden die Überschüsse aus den Einnahmen, die Beutestücke und Geschenke niedergelegt, deren Wert sich beim Untergange des Reiches auf Hunderte von Millionen belief. Die am Ausgange eines Gebirgspasses zu beiden Seiten des Pulwar gelegene Stadt wurde von vier Bollwerken geschützt. In den einen der beiden Felsen sind mehrere Grabkammern gehauen, von welchen eine, wie wir aus der Inschrift ersehen, die Leiche des Darius barg.

Die eigentliche Krönungsstadt war Pasargadä. Hier legte der König vor der Thronbesteigung die einfachen Kleider an, die Cyrus als medischer Lehnsfürst getragen hatte, und nahm ein Mahl aus Feigen und Terebinthenblättern, wozu er ein Gemisch von Essig und Milch trank.

Alle für die Gesamtheit gültigen Befehle wurden auf persisch, medisch und babylonisch gegeben, weshalb auch der Siegelzylinder des Königs die Inschrift: „Ich Darius, der König" in diesen drei Sprachen trug.



Kampf zwischen Persern und Sakern (Skythen).
Darstellung auf einem persischen Cylinder.

Nachdem Darius als zweiter Reichsgründer durch seine Einrichtungen den Staat gefestigt hatte, dachte er an die Erweiterung der Herrschaft. Nach der indischen Seite erreichte er seinen Zweck, wie es scheint, ohne große Mühe. Dagegen verlief sein Feldzug gegen die Skythen trotz der umfassenden Vorbereitungen und eines Truppenaufgebotes, wie es die Welt noch nicht gesehen hatte, völlig ergebnislos. Nachdem der Ingenieur Mandrokles aus Samos eine Brücke über den Bosporus geschlagen hatte, erschien Darius mit einem Heere von angeblich 700000 Mann. Alle Völker des weiten Reiches hatten hierzu ihre Kontingente gestellt, wie die Inschriften der zur Erinnerung errichteten Säulen angaben. Die Tyrannen der kleinasiatischen Griechen erhielten den Befehl, mit 600 Kriegsschiffen vorauszufahren, die Donau zu überbrücken und hier Wache zu halten. Das Landheer marschierte durch Thrazien, ohne auf ernstlichen Widerstand zu stoßen. Die Skythen wichen einer Entscheidungsschlacht aus, so daß die Perser leicht vorrücken konnten. Aber am oberen Dnjestr mußte man, durch Mangel an Lebensmitteln und Trinkwasser gezwungen, den Rückzug antreten. Viele sanken unter den Pfeilen der das Heer umschwärmenden Nomaden tot nieder, viele erkrankten infolge der Entbehrungen und wurden, um den Marsch nicht zu behindern, erbarmungslos zurückgelassen. Noch bevor man die Donau wieder erreicht hatte, trafen hier Boten der Skythen ein, welche die Griechen aufforderten, die Brücke abzubrechen und heimzukehren. Miltiades, der Beherrscher des thrazischen Chersonnes, fand den Vorschlag gut. Aber auf den Rat des Tyrannen Histiäus von Milet warteten die griechischen Dynasten auf die Ankunft des Darius. Doch waren schon einige Schiffe vorher abgefahren, und auf die Kunde von dem Mißerfolg des Königs erhoben sich die Bewohner von Byzanz und Chalcedon und brachen die Brücke über den Bosporus ab. Glücklich setzten die Perser über die Donau; dann aber wurde der Rückzug fast zur Flucht. Darius fürchtete sogar, die Feinde kämen nach Asien. Daher ließ er mehrere zur Überfahrt geeignete Städte niederbrennen, damit diese den Skythen keine Schiffe stellen könnten. Megabazus blieb mit 80 000 Mann in Thrazien, um hier die Herrschaft der Perser zu befestigen. Zwar gelang es ihm, mit Ausnahme einiger Küstenstädte alles Land bis zum Strymon zu unterwerfen. Aber da er Mazedonien nicht zinspflichtig machen konnte, so wurde er abberufen, worauf sein Nachfolger auch diesen Staat zur Anerkennung der persischen Lehnshoheit zwang. Während dieser Vorgänge war die persische Herrschaft in Afrika bis an die große Syrte ausgedehnt worden.

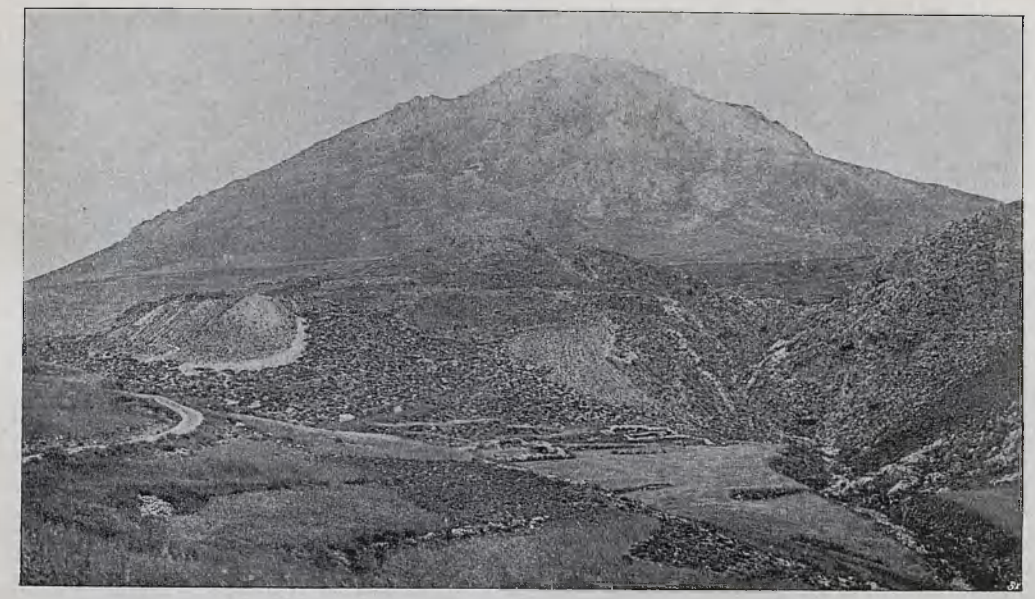
Die griechischen Tyrannen, welche sich auf dem Zuge gegen die Skythen um Darius verdient gemacht hatten, wurden königlich belohnt. Histiäus erhielt ein Gebiet am Strymon,

mußte aber auf den Bericht des Megabazus nach Susa gehen, wo er unter dem Titel eines königlichen Tischgenossen in ehrenvoller Gefangenschaft gehalten wurde.

Inzwischen plante Darius die Unterjochung Griechenlands. 15 angesehene Perser unternahmen auf sidonischen Schiffen bis nach Unteritalien eine Erkundungsfahrt und machten von allen wichtigen Küstenorten genaue Aufzeichnungen. Da der Vorschlag des Aristagoras, welcher in Vertretung seines Schwiegervaters Histiäus Milet beherrschte, mit Hilfe vertriebener Aristokraten die Cykladen zu erobern, zu den Absichten des Königs stimmte, wurden die kleinasiatischen Griechen der lydischen Satrapie angewiesen, 200 Kriegsschiffe in Bereitschaft zu halten. Zugleich wurden Landtruppen zur Verfügung gestellt. Megabates, des Darius Vetter, erhielt den Oberbefehl über die Gesamtstreitkräfte. Der Zug scheiterte kläglich, und der Ärger hierüber entlud sich auf Aristagoras, der die Kriegskosten decken sollte. Dies war nicht der Grund, wohl aber der Anlaß zum Aufstand der Jonier und Äoler in Kleinasien. Mangel an Tatkraft, Zwietracht, Verrat und ungenügende Unterstützung seitens des Mutterlandes führten schließlich die Wiederunterwerfung der um ihre Freiheit kämpfenden Städte herbei. Darius war jetzt entschlossener denn je, Hellas anzugreifen. Aber zwei Versuche mißglückten, und bevor er die Kräfte Asiens zu einem dritten Zuge gesammelt hatte, starb er (485).

Sein Nachfolger Xerxes hatte im Anfange seiner Regierung mit Aufständen in Ägypten und Babylonien zu kämpfen. In Ägypten wurde Achämenes, der Bruder des Königs, zum Satrapen eingesetzt, Babel wurde erstürmt und der von den Aufrührern als Festung benutzte Belstempel zerstört. Die vernichtenden Niederlagen, welche die Perser bald darauf von den Griechen erlitten, waren für die innere Entwicklung des Reiches verhängnisvoll. Die Untertanen sahen den Nimbus, mit dem sich die Könige umgeben hatten, zerstört. Die Aufstände, welche teils von den unterjochten Völkern, teils von mißvergnügten Satrapen ausgingen, drängten sich. Das Treiben am Hofe wurde immer schamloser. In niedrigen Lüsten schwelgend, bekümmerten sich die Könige wenig um die Regierungsgeschäfte. Es herrschten tatsächlich die Höflinge und Weiber, welche ihre durch Kriecherei oder Lasterhaftigkeit erworbene Macht zu scheußlichen Verbrechen mißbrauchten. Besonders beliebt war es, die Unglücklichen, an denen man gemeinen Rachedurst zu befriedigen suchte, in glühender Asche zu ersticken. Dieses Geschick traf sogar den König Sogdianus, während Xerxes I., Xerxes II., Artaxerxes III., Arses und Darius Kodomannus durch Dolch oder Gift aus dem Wege geräumt wurden. Eines natürlichen Todes starben nur drei von den Nachfolgern des Darius. Die Satrapen rissen in allen Provinzen das militärische Kommando an sich und schalteten wie unabhängige Despoten. Einige scheinen die Verschwendung der Könige noch überboten zu haben. Trotzdem wahrte das Reich, wiewohl längst für den Untergang reif, noch eineinhalb Jahrhundert seinen Bestand. Mit den Mitteln einer skrupellosen Staatskunst wußte es Mißtrauen unter den Feinden zu säen und ihre Uneinigkeit durch Bestechungen zu fördern. Zwietracht und Habgier der Griechen taten dieselben Dienste, die früher die Lanze des persischen Mannes geleistet hatte, bis die gepanzerte Faust Alexanders das hohle Gebäude in Trümmer schlug. Daß aber die elende Wirtschaft der letzten Achämeniden Volkskraft und Heldenmut der Iranier nicht völlig ertötet hatte, beweist die Erhebung der Parther. Zwei Menschenalter nach dem Tode des Welteroberers schufen diese unter dem einheimischen Fürstengeschlecht der Arsaciden auf dem Boden des alten Perserreiches eine nationale Monarchie, die in steten Kämpfen ihre Grenzen bis an den Indus und über den Euphrat vorschob, durch die Abwehr der aus dem Innern Asiens vordringenden Mongolen, der „weißen Hunnen", die Kultur des Abendlandes vor schwerer Gefahr schützte und selbst den Legionen Roms erfolgreich trotzte.

Die Griechen.



Mykenae, von Süden.
Nach einer Photographie von Professor Colwell.

Die Griechen.

Land und Leute.

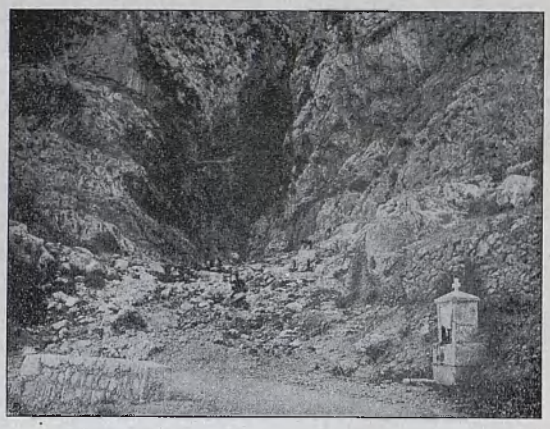
Griechenland bildet den südlichsten Teil der Balkanhalbinsel, an deren Stamm es sich zwischen dem Akrokeraunischen Vorgebirge und dem Busen von Saloniki angliedert. Es ist hier 220 Kilometer breit, verjüngt sich aber infolge der tiefen Einschnitte des Jonischen und des Ägäischen Meeres einen Grad südlich auf stark die Hälfte, unter dem 38. Breitenkreise gar auf wenig über ein Vierzigstel dieser Ausdehnung. Die Einschnürungen teilen es in drei deutlich erkennbare Abschnitte.

Der Norden umfaßt Epirus und Thessalien, durch den unwegsamen Pindus voneinander getrennt. Epirus nimmt den Westen ein. Das Wort bedeutet Festland. Es ist das regenreichste Gebiet von ganz Hellas. Die Gewitter sind fast so zahlreich und heftig wie in den Tropen. Daran erinnert der Name seiner Nordgrenze, des Keraunischen Gebirges (keraunós Blitz), und hierdurch erklärt sich auch die hohe Verehrung, welche in Epirus der blitzschleudernde, donnerfrohe Zeus genoß. Seine Hauptkultstätte lag in der Nähe des „stürmischen" Dodona, am Fuße des Tomarus. An einer der 100 hier entspringenden Quellen stand die heilige Eiche, aus deren Rauschen die Priesterinnen weissagten. Man erzählte, eine ägyptische Prophetin, welche von Phöniziern geraubt und nach Epirus gebracht sei, habe das Orakel gegründet. Mehrere südsüdöstlich streichende, von Seitenketten durchbrochene Faltengebirge zerlegen die Landschaft in eine Menge scharf gesonderter Kantone. In diesen wohnten 14 selbständige Völkerschaften. Die bedeutendste waren die Molosser. Durch das Eindringen halbbarbarischer Stämme wurden sie dem nationalen Leben entrückt, so daß die Blütezeit der griechischen Geschichte über Epirus wenig zu berichten weiß. Doch erfreute sich das Orakel zu Dodona bis in die

mazedonische Periode hinein der größten Verehrung. Ursprünglich wohnten auch die Thessaler in Epirus. Aber durch das Eindringen fremder Elemente veranlaßt, stiegen sie über das Pindusgebirge, besetzten den fruchtbarsten Teil der nach ihnen benannten Landschaft und drückten die übrigen Bewohner in ein Abhängigkeitsverhältnis herab. Die Nordgrenze Thessaliens ist der Kambunische Höhenzug, der unweit des Busens von Saloniki im Olymp endet. Dieser mächtige Gebirgsstock steigt bis zu 3000 Meter empor. Auf seinem schneebedeckten Haupte thronten nach dem Volksglauben die Götter, und noch jetzt heißt er bei den Türken Sitz der Himmlischen. Früher hing er mit dem efeuumwucherten Ossa, dem Ausläufer des die Landschaft im Osten einschließenden Pelion, zusammen, bis der Erderschütterer Poseidon die beiden Berge durch eine tiefe, sieben bis acht Kilometer lange Schlucht auseinanderriß. Es ist das Tempetal, in dem Wildheit und Anmut zu wunderbarer Naturschönheit verbunden sind. Durch den Einschnitt ergießt sich der Peneus in das Ägäische Meer, der Thessalien entwässert und so das einstige Seebecken in eine der fruchtbarsten Ebenen verwandelt. In der hellenischen Heldenzeit spielt die Landschaft eine wichtige Rolle. Hier war die deukalionische Flut lokalisiert, hier tobten die sagenhaften Kämpfe der Lapithen und Kentauren. Hier war die Heimat des tapfern Achill, der sich mit 50 Schiffen an der Heerfahrt nach Troja beteiligte. Von Jolkus am Pagasäischen Meerbusen stach das erste Schiff, die Argo, ins Meer, um das goldene Vließ zu holen. Später finden wir in Lárissa, Krannon, Pherä und Pharsalus mächtige Fürstengeschlechter, die, auf einen zahlreichen Adel gestützt, über die Bauern mit unumschränkter Gewalt herrschten. Zuweilen schlossen sie sich unter einem Herzog (Tagos) zu gemeinsamen Unternehmungen zusammen. Im 6. Jahrhundert hört ihre Bedeutung für lange Zeit auf, da sie ritterlichem Sport ergeben, sich um das Geschick des Gesamtvolkes wenig kümmerten. Über den Othrys, das südliche Randgebirge, führt ein Paß in das Tal des Sperchéus, der auf dem Tymphrestus (Weluchi) entspringt und in den Malischen Busen mündet. Auf der rechten Seite begleitet den Fluß der Öta, dessen Fortsetzung, der Kallidromus, so hart ans Meer trat, daß an zwei Stellen nur ein Wagen vorbeifahren konnte. Zwischen den beiden Engen befinden sich heiße Salz- und Schwefelquellen, die dem Paß den Namen Thermopylen (Warmtore) gegeben haben. Heute ist die Gegend ganz verändert. Die Ablagerungen aus dem Sperchéus haben das Meer weit zurückgedrängt, aber der Boden ist völlig versumpft. Die vom Sperchéus durchströmte Landschaft wurde von drei kleinen Stämmen, den Änianern, Ötäern und Maliern, bewohnt. Die Hauptorte waren Lamia im Norden und Heraklea im Süden. In den Thermopylen lag ein uralter Demetertempel.

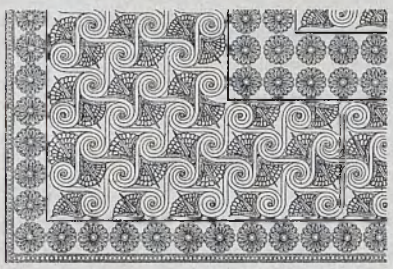
Mittelgriechenland wurde durch den an den Öta angelehnten, aber in entgegengesetzter Richtung verlaufenden Korax in zwei ungleiche Teile geschieden. Westlich von diesem rauhen Gebirge lagen Akarnanien und Ätolien. Akarnanien stieß im Norden an den Busen von Ambrakia, im Westen und Süden an das Jonische Meer. Der Achelous trennte es von Ätolien. Geschichtlich ist es immer bedeutungslos gewesen. Seine Bewohner waren in der Kultur weit zurück, was sich schon darin zeigt, daß sie nach uralter Sitte als Hauptwaffe die Schleuder gebrauchten. Auch Ätolien hielt keinen Vergleich mit den anderen Landschaften aus. Zwar war es in der mythischen Periode berühmt (Sage vom kalydonischen Eber), aber später wegen seiner Unwirtlichkeit und der Wildheit seiner Bewohner verrufen. Noch zur Zeit Herodots hausten hier zahlreiche Löwen und Auerochsen. Von einem der Stämme, der eine ganz unverständliche Sprache redete, erzählte man sich in den Tagen des Thukydides, daß er nur rohes Fleisch zu essen pflegte. Erst in der mazedonischen Periode traten die Ätoler in den Vordergrund der Politik. Östlich vom Korax begann das historische Griechenland. Die nächsten Nachbarn der Ätoler waren die ozolischen Lokrer. Man unterschied nämlich drei Teile der Lokrer, ozolische, epiknemidische und opuntische, welche infolge der großen Wanderungen in getrennten Gebieten wohnten, die ersten am Korinthischen, die zweiten am Malischen, die letzten am Euböischen Meerbusen. Im Lande der ozolischen Lokrer lag der treffliche Hafen Naupaktus (Lepanto), von wo der Sage nach die Dorer nach dem Peloponnes übersetzten. Der Boden war wenig fruchtbar,

da der größere Teil von rauhen Gebirgen eingenommen wurde. Dagegen waren die Äcker der epiknemidischen und noch mehr die der opuntischen Lokrer ergiebig und ernährten eine sehr dichte Bevölkerung. Obwohl die Opuntier nur vier Quadratmeilen besaßen, konnten sie doch im Kriege gegen Xerxes sieben mit je 50 Ruderern bemannte Schiffe und 6000 Soldaten stellen. Zwischen dem ozolischen und dem epiknemidischen Lokris lag das kleine Doris, im Quellgebiet des Kephissus. Auf dem vier Quadratmeilen umfassenden Areal gab es vier unbedeutende, zu einem Bunde vereinigte Ortschaften mit zusammen etwa 5000 Einwohnern. Die Spartaner betrachteten Doris als ihr Stammland und sorgten dafür, daß es im ungeschmälerten Besitz seiner Freiheit blieb. Ostwärts gelangt man nach Phokis. Die reiche Ebene zu beiden Seiten des mittlern Kephissus wird von hohen Gebirgen eingeschlossen. Im Süden breitet sich das fast rechtwinkelig-gleichschenkelige Dreieck des Parnaß aus, dessen Grundlinie 30 Kilometer beträgt, während die anderen Seiten je 22 Kilometer lang sind. Am Südabhange, unter jäh abfallenden Felsen (Phädriaden), von denen man die Tempelschänder in die Tiefe stürzte, lag eine alte Orakelstätte, anfangs der Erdgöttin, dann dem Apollo geweiht. Die Stelle, wo Apollo den Drachen Python, den Beschützer des Erdorakels, erlegte, bezeichnete ein von einem Tempel überwölbter, kegelförmiger Stein. Er wurde göttlich verehrt, indem man ihn salbte und mit Bändern schmückte. Rechts und links befand sich ein Adlerbild. Als Zeus, um den Mittelpunkt der bewohnten Welt zu erkunden, zwei Adler nach entgegengesetzten Richtungen aussandte, trafen sie an diesem Stein zusammen. Daher galt er als der „Nabel" der Erde. Daneben stand über einer Erdspalte, aus der aufregende Dämpfe strömten, ein vergoldeter Dreifuß, auf welchem die Priesterin Pythia die Weissagungen empfing. Vor dem umfriedigten Tempelbezirk lag Delphi. Ein Gießbach floß mitten durch die Stadt, mit welchem sich die zwischen den Phädriaden entspringende Quelle Kastalia vereinigte. Stadt und Heiligtum bildeten ein besonderes Gemeinwesen und gehörten politisch nicht zu Phokis. Der Hafen Delphis war Kirrha am Korinthischen Meerbusen. Im Norden wurde die Ebene des Kephissus vom Kallidromus und seiner Fortsetzung Knemis begrenzt. Hier lag, den Paß über den Knemis beherrschend, die größte Stadt von Phokis, Elatea, der „Schlüssel" zu Mittelgriechenland genannt. Der Kephissus fließt auf seinem Unterlauf durch Böotien (= Rinderland) und mündete früher in die nunmehr trocken gelegte Kopais, im Altertum ein weites, nur bei Hochwasser gefülltes Seebecken, aus dem unterirdische Abzugskanäle (Katabothren) ins Meer führten. An den Ufern des Sees lagen die Städte Kopä, Orchomenus, Haliartus und ein bedeutender Ort, von welchem sich mächtige Bauwerke erhalten haben, während sein Name unbekannt ist. Am berühmtesten war Orchomenos, ein Ursitz hellenischer Kultur. Die von Schliemann aufgedeckte Grabkammer des sagenhaften Königs Minyas zeugt von dem Reichtum und Kunstfleiß seiner Bewohner. Südlich von Haliartus erhebt sich der Helikon, auf dem die Quellen Aganippe und Hippokrene entspringen. Berg und Quellen waren den Musen geweiht. Den Südosten der Landschaft nahm die vom Asopus durchströmte Ebene ein. Über die zahlreichen Städte, Leuktra, Thespiä, Platää, Tanagra, schwang sich allmählich das siebentorige Theben empor, dem es schließlich gelang, Vorort ganz Böotiens zu werden. Der Mythus macht den Phönizier Kadmus zum Gründer der Burg und den Sänger



Schlucht bei Delphi mit dem kastalischen Quell.
Nach Photographie.

Amphion zum Erbauer der Mauern Thebens. Am Euripus, dem schmalen, stellenweise kaum 80 Meter breiten Sunde zwischen dem Festlande und der Insel Euböa lag der Hafen Aulis, von wo die griechische Flotte gegen Troja segelte. Im Süden war der Kithäron die Grenze Böotiens. Auf diesem unwegsamen Gebirge, das wegen seiner Rauheit bisweilen als Sitz der Erinyen bezeichnet wurde, war der Sage nach Ödipus ausgesetzt. Die Fortsetzung des Kithärons bildet der schon in Attika liegende Parnes. Auf drei Seiten vom Meere bespült, verdient Attika (= Küstenland) mit Recht seinen Namen. Es zerfiel in mehrere durch Gebirge geschiedene Landschaften, welche einst auch politisch getrennt waren. Die Mitte war das Pedion (Ebene), von Parnes, Pentelikon, Hymettus und Ägaleus umschlossen und vom Kephissus — nicht zu verwechseln mit dem gleichnamigen böotischen Flüßchen — durchströmt. Im Zentrum der Ebene erhebt sich, fünf Kilometer vom Saronischen Meerbusen entfernt, ein nach allen Seiten steil abfallender, über 150 Meter hoher Felsen. Der Gipfel ist ein geebnetes, annähernd regelmäßiges Viereck von 300 Meter Länge und 130 Meter Breite. Auf dieser Fläche erbaute Kekrops die nach ihm benannte Burg (Akropolis), deren bis zu sechs Meter dicke Mauern zum Teil noch heute erhalten sind. Unter ihrem Schutze entwickelte sich schon in der ältesten Periode die Stadt Athen, seit den Perserkriegen das Haupt Griechenlands. An der Küste gründete Themistokles den Hafen Piräus mit einer Werft für 400 Schiffe. 18 Meter hohe, 5 Meter dicke Mauern machten den Ort uneinnehmbar. Folgt man dem Kephissus flußaufwärts, so kommt man in den nordöstlichen Teil Attikas, die Diakria, in der sich Parnes und Pentelikon zum Meere abdachen. Auf den steinigen Höhen wurde besonders Ziegenzucht betrieben. In einer kleinen, sumpfigen Strandebene liegt Marathon. Den Süden nimmt die buchtenreiche, inselumkränzte Paralia ein. Sie endet in dem Vorgebirge Sunium. Darauf stand ein Heiligtum der Athene, mit seinen weißschimmernden Säulen aus lauriſchem Marmor weithin sichtbar. Schiffahrt und Fischfang waren an der Küste, Bergbau im Binnenlande die Hauptbeschäftigung. Nordwestlich vom Ägaleus breitet sich die von einem dritten Kephissus bewässerte Ebene von Eleusis aus. Hochberühmt war das Heiligtum der hier verehrten Erdgöttinnen. Attika erstreckte sich in der ältesten Zeit bis an die kaum sechs Kilometer breite Landenge von Korinth, die Mittelgriechenland mit dem Peloponnes verbindet. Darüber belehrte die Inschrift der Säule, die Theseus an der schmalsten Stelle errichtet haben soll. Später rissen die Dorer das Land bis an die niedrige Bergkette der Kerata (= Hörner) an sich. Westlich von diesen lag Megaris, eine kahle, unfruchtbare Landschaft, nicht viel größer als Doris. Von Böotien führte ein beschwerlicher Paß über den Kithäron, und nach Süden sperrten die schroffen Felsen der Gerania (= Kranichberge) jeden Verkehr. Es ist die stärkste Schutzwehr Griechenlands. Keine Straße geht über das Gebirge, und selbst der Saumpfad ist lebensgefährlich, weshalb er heute Kakiskala, die schlimme Leiter, heißt. Der Räuber Skiron trieb dort sein Unwesen, bis Theseus den Unhold erschlug und aus seinen Knochen die berüchtigten Klippen bildete.



Abguß eines Stückes der Saaldecke in der sog. Schatzkammer des Königs Minyas zu Orchomenos.

Jenseits des jetzt durchstochenen Isthmus beginnt die Pelopsinsel, mit ihren großen, reich ausgezackten Meerbusen einem Reben- oder Maulbeerblatte nicht unähnlich. Eine gleiche Küstenentwicklung findet sich wohl in keinem anderen Teile der Erde. Noch nicht ein Viertel des Areals nimmt Arkadien, die Felsenburg des Peloponnes, ein. Das weite Tafelland wird von einem wirren Durcheinander kreuz und quer ziehender Bergketten erfüllt, die sich nach allen Seiten über die ganze Halbinsel verästeln. Die Talbecken stauen das Wasser seeartig auf oder lassen es nur durch Katabothren einen Ausgang finden. Mächtigen Eckpfeilern gleich erheben sich im Norden die dunkelbewaldeten Riesen Kyllene und Erymanthus. Die Natur des Landes hinderte

die Bildung einer politischen Einheit aus sich heraus und eine rege Teilnahme an den allgemeinen Bestrebungen Griechenlands. Die durch Theben geschaffene Zentralisation mit Megalopolis als Mittelpunkt hatte keinen Bestand. Von Bedeutung waren nur Mantinéa und Tégea. Im Nordosten Arkadiens lagen die Kleinstaaten Phlius und Sikyon, an die letztere grenzend Korinth, lange Zeit das mächtigste Handelsemporium. Die Stadt war eine halbe Stunde von dem nach ihr benannten Busen entfernt, aber durch Mauern mit dem Hafen Lechäum verbunden. Die blühende Industrie, vor allem der Schiffsbau — die Korinther galten als Erfinder der Kriegsschiffe —, die Färberei, Fabrikation von Waffen und Tonwaren, beschäftigte über 100 000 Sklaven. Die über die schmalste Stelle des Isthmus gehende Bahn (Diolkus), auf der man die kleineren Schiffe zur Vermeidung des langen Wasserweges aus dem Korinthischen in den Saronischen Meerbusen zog, brachte durch die auf den Durchgangsverkehr gelegten Zölle dem Staate hohe Einnahmen. Südlich von der Stadt ragt auf steilem Felsen die Burg Akrokorinth empor, ein mächtiges Bollwerk, das alle vom Isthmus ausgehenden Straßen beherrschte. Unter diesen führt eine, in altersgrauer Zeit angelegt, in die vom Inachus befruchtete Ebene von Argolis. Zuerst gelangt man durch eine schaurige Schlucht nach Némea, wo Herkules den von Ungeheuern gezeugten Löwen erwürgte, dann nach Mykenä, Argos und Tiryns, in der frühesten Periode abwechselnd die Residenzen eines großen Reiches. Später war Argos die wichtigste Stadt. Ihr gehörte auch der Seehafen Nauplia. Auf der Halbinsel Akte, die man mit zu Argolis rechnet, lagen drei freie Gemeinden, die bekannteste Epidaurus mit einem weitberühmten Tempel des Heilgottes Äskulap, von dem die kranken Pilger im Schlafe Genesung erhielten. Südlich von Argos stieß Kynuria an Lakonien, von dem es nach erbitterten Kämpfen erobert wurde. Sparta, die Hauptstadt Lakoniens, lag am rechten Ufer des Eurotas, in einer 20 Quadratmeilen um-



Die Ruinen des Athenetempels auf dem Vorgebirge von Sunium.
Nach einer Photographie.

fassenden Ebene, die in drei Stufen zum Meere sich senkt. Im Norden reicht sie bis zur Stadt Sellasia und dem Pellanabache. Im Osten wird sie durch den 2000 Meter hohen Parnon eingeschlossen, welcher in die beiden Vorgebirge Malea und Onugnathus (Eselskinnbacken) ausläuft, im Westen durch den 2400 Meter hohen Taygetus begrenzt. Dieses dicht bewaldete und wild-

reiche Gebirge, in dem die jagdfrohen Spartaner gern dem Weidwerk oblagen, endet im Kap Tänaron, ungefähr unter dem 36. Breitenkreise, der im Altertum gleichsam als der Äquator der bewohnten Erde angesehen wurde. Auf der über 300 Meter hohen Klippe, dem südlichsten Punkte von Hellas, stand ein Heiligtum des Poseidon; darunter befand sich eine Höhle, in der man den Eingang in die Unterwelt zeigte. Westlich vom Taygetus liegt Messenien, ein reizendes Hügelland mit lieblichen Ebenen — die vom Pamisus auf seinem Unterlauf durchflossene hieß bezeichnenderweise Makaria (= gesegnetes Land) — und dem besten Klima von ganz Griechenland. Unter den Städten sind Pylos (Navarin), die Heimat des alten Nestor, und Messene, am Fuße der Bergfeste Ithome, erwähnenswert. Ein kleiner Fluß, die Neda, trennt Messenien von Elis (= Vallis, Tal). Dies zerfiel in drei Teile: Triphylia südlich, Pisatis mit Olympia nördlich des Alpheus und das hohle Elis mit der Stadt Elis zu beiden Seiten des Peneus, welcher unweit vom Vorgebirge Chelonatas, dem Westende der Halbinsel, mündet. Um die Leitung der olympischen Spiele entbrannten heftige Kämpfe, aus denen schließlich die Bewohner von Elis als Sieger hervorgingen. Die nördlichste Landschaft war Achaja, fast so groß wie Attika, aber vor der mazedonischen Periode ziemlich bedeutungslos. Es erstreckte sich längs der Busen von Patras und Korinth, welche durch eine nur 3 Kilometer breite Straße, zwischen den Vorgebirgen Rhium und Antirhium, getrennt sind. Die Küste ist arm an Häfen, das Binnenland mit den Abdachungen der nordarkanischen Berge erfüllt, so daß weder Handel noch Ackerbau gedeihen kann. Trotzdem zählte Achaja zwölf selbständige Gemeinden.

Ein Kranz von Inseln umgibt Griechenland. Im Westen liegen die sieben Jonischen Inseln: Korcyra, Paxos, Leukas, Ithaka, Kephallenia, Zakynthus, Kythera. Bei dieser Zählung, die dem klassischen Altertum völlig fremd ist, sind eine Menge von Küsteneilanden nicht mitgerechnet. Politisch wichtig war nur Korcyra, eine Kolonie von Korinth, die als Zwischenstation nach Italien und Sizilien bald so aufblühte, daß sie mit dem Mutterlande um die Seeherrschaft ringen konnte. Der lange geführte Streit, wo die Residenz des Odysseus zu suchen sei, dürfte als zugunsten von Leukas entschieden gelten. Jedes Eiland bildete ein oder gar mehrere selbständige Staatswesen außer dem Lakonien vorgelagerten Kythera, das den Spartanern gehörte. Unter den Inseln des Saronischen Meeres ragen Ägina und Salamis hervor, das eine selbständig und eine gefährliche Konkurrentin Athens, das andere lange ein Zankapfel zwischen Athen und Megaris, bis Solon es dauernd für Attika erwarb. Die reichste Fülle der Inseln befindet sich im Ägäischen (= Stürmischen) Meere, das der Sage nach von dem Könige Ägeus seinen Namen trägt, der sich aus Gram über den vermeintlichen Tod seines Sohnes in dieses Meer stürzte. Man teilt die Inseln gewöhnlich in zwei Gruppen: die Kykladen und die Sporaden. Die einen liegen in einem Kreise (kyklos) um Delos, das einst unstät umhertrieb, bis es durch Apollo, der hier geboren war, gefestigt wurde. Am Hafen stand das Heiligtum des Gottes. Bei Frühlingsanfang versammelten sich hier Tausende Jonier mit Frauen und Kindern, um die Rückkehr Apollos zu feiern, der während des Winters im fernen Lichtlande geweilt hatte. Delos durfte keine Leiche beherbergen. Deshalb wurden die Toten auf dem gegenüberliegenden Rhenéa bestattet. In dem ruhigen Sunde zwischen den beiden Inseln suchten die Schiffer Schutz vor den Stürmen des Meeres, was Delos in Verbindung mit seiner sakralen Bedeutung zu einem Haupthandelshafen machte. Von den zwölf Kykladen war Naxos durch seinen Wein, Paros durch seinen Marmor berühmt. Heute ist Syros (Syra) die wichtigste Insel. Die Sporaden (= Zerstreuten), Sammelname für die meisten anderen Inseln, gruppieren sich um die Kykladen oder umsäumen die kleinasiatische Küste. Südlich von den Kykladen liegen die vulkanischen Eilande Thera und Melos, letzteres einst berühmt durch seinen Reichtum, jetzt infolge wiederholter Eruptionen fast ganz verödet. Im Norden ist Skyros erwähnenswert. Hier war Theseus ermordet worden, hier wurde Achill in Mädchenkleidern versteckt gehalten, damit er dem Kriege gegen Ilion fern bleibe. Unter den Inseln, die gleich einer Perlenschnur die Westküste Kleinasiens umgeben, sind Lesbos, Chios, Samos, Kos und Rhodos die größten.

Lesbos umfaßte zeitweise sechs Stadtrepubliken. Sein mildes Klima und seine Fruchtbarkeit erzeugten Leichtlebigkeit und Genußsucht. Doch waren die Bewohner zu allen Zeiten auch für Geistesbildung empfänglich, wie die vielen Dichter, Staatsmänner, Geschichtschreiber und Philosophen beweisen, die Lesbos hervorgebracht hat. Der größte Ort war Mytilene, wonach das ganze Eiland jetzt genannt wird. Wenige Kilometer entfernt, dicht am Gestade des Festlandes, liegen die Arginusen. Auf den Bergen von Chios wuchs der beste griechische Wein; daher führte es Traube und Krug im Wappen. Samos, eine der Hauptkultstätten der Hera, war durch seine keramische Industrie berühmt. Das nahe Ikaria erinnert durch seinen Namen an des Dädalus Sohn Ikarus, der hier ins Meer stürzte. Kos war dem Äskulap geweiht, dessen Tempel die Meisterwerke des Malers Apelles schmückten. Später wurde es Zentrum des



Blick auf Akrokorinth und den Tempel von Korinth.
Nach einer Photographie.

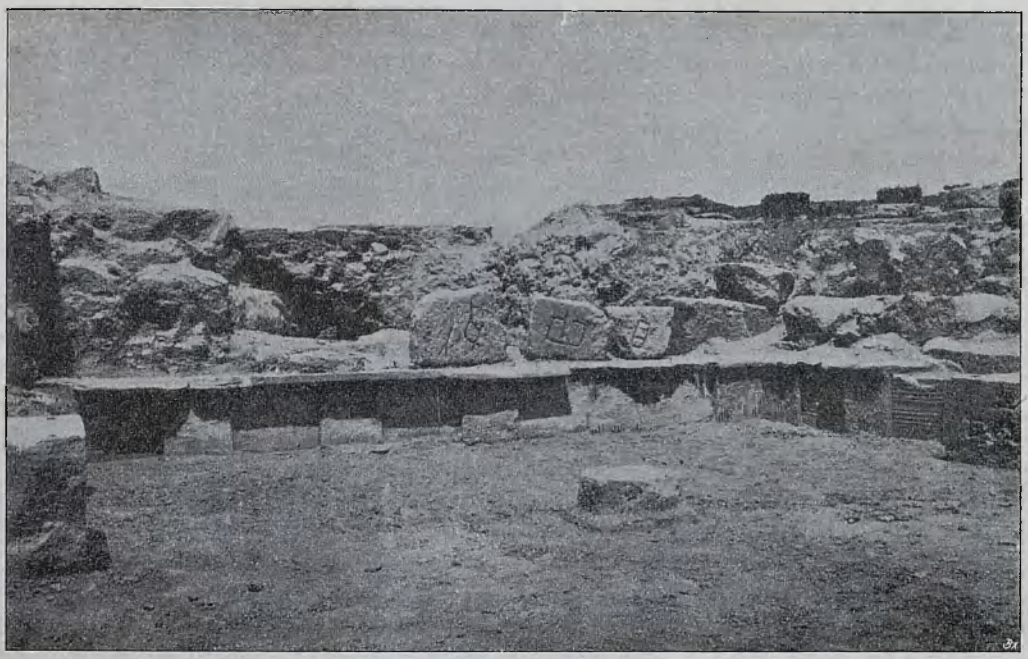
Seidenhandels. Besonders die hier verfertigten halbseidenen Gewänder standen hoch im Werte. Auf Rhodos lagen drei Gemeinwesen, welche sich gegen Ende des Peloponnesischen Krieges zu einem Staate zusammenschlossen und eine mit der Insel gleichnamige Stadt als Mittelpunkt der Republik gründeten. Der Mythus macht das Geschlecht der zauberkundigen Telchinen, der ersten Schmiede, zu den ältesten Bewohnern von Rhodus.

Zu keiner der beiden Gruppen rechnet man die thrakischen Inseln, sowie Euböa und Kreta. Der ersteren sind vier: Thasos mit reichen, schon von den Phöniziern betriebenen Goldbergwerken, Samothrake, Hauptsitz des Kabirenkults, Lemnos und Imbros. Euböa (= gutes Rinderland) zieht sich in einer zwischen einem und 50 Kilometer wechselnden Breite an der ganzen Ostküste Mittelgriechenlands vorbei. Mit seiner nordwestlichen Halbinsel schließt es den Malischen Meerbusen. Sein nördlichster Punkt, das Kap Artemisium, liegt wenig von der thessalischen Halbinsel Magnesia entfernt. Die östliche hafenarme Steilküste gestattet nur kleine Niederlassungen. Daher befinden sich die wichtigeren Orte, das nach seinen Erzgruben genannte Chalkis, sowie Eretria, Styra und Karystus, alle an der Westseite, wohin sich das bis zu

1750 Meter ansteigende Gebirge ganz allmählich senkt. Kreta, das sich über 250 Kilometer von Osten nach Westen erstreckt, sperrt nach Süden das Ägäische Meer. Es ist die größte griechische Insel, durch ihre Lage zur Seeherrschaft wie geschaffen. Nach Homer gab es hier 90 Städte, von denen 50 inschriftlich nachgewiesen sind. In der ältesten Zeit spielte es eine sehr wichtige Rolle, wie aus den Sagen hervorgeht. Auf dem Ida, der 2500 Meter hoch, fast die Mitte der Insel bildete, war Zeus geboren und erzogen worden. Später trug er in Stiergestalt die Europe hierher, welche die Mutter des Minos wurde. Der Palast dieses Königs, dessen Reich alle Inseln der Ägäis umfaßt haben soll, ist neuerdings ausgegraben worden. In Pergamon zeigte man das Grab des Lykurgus, des mythischen Gesetzgebers der Spartaner. Mit dem Aufschwung Korinths sank die Bedeutung Kretas.

Griechenland wird seit der ältesten Zeit von geologischen Umwälzungen heimgesucht. Die ursprüngliche Richtung der Gebirge ist an vielen Stellen gar nicht mehr zu erkennen. So zerstörend haben die vulkanischen und neptunischen Kräfte gewirkt. Feuerspeiende Berge haben selbst in geschichtlicher Zeit Land weggerissen und sind auf Melos und Thera jetzt noch in Tätigkeit. Wiederholt ist das Land eingesunken und vom Meere überflutet worden, am stärksten im Ägäischen Meere, das einst als Landfeste Hellas mit Kleinasien verband, Mittelmeer und Schwarzes Meer voneinander trennte. Nebenher gehen häufige Erdbeben, welche die meisten griechischen Städte wenigstens einmal zerstört haben. So entstanden in verwirrender Fülle Hochgebirge mit steilen und engen Tälern, während tief einschneidende Buchten bis hart an die Felsmassen traten.

Die meisten Gebirge bauen sich aus Kalk und Sandstein auf; nur im südlichen Attika und Euböa, sowie auf den meisten Kykladen finden sich, einer früheren Periode der Erdbildung angehörend, kristallinische Formationen und Erzlager. Der Kalk- und Sandsteinboden ist durchlässig und enthält wenig Nährstoffe. Daher konnte Griechenland im großen und ganzen nie fruchtbar sein. Dazu kommt an der Ostseite eine geringe, ungünstig verteilte Niederschlagmenge. Im Sommer, „wenn die Erde sich sehnt, vom schlummerstillen Himmel des Regens Guß zu empfangen, wenn durstend in der Sonnenglut das Feld verdorrt, damit der Lämmer Grasung und Demeters milde Frucht gedeiht und alles sprießt, was Lebens Kraft und Blüte den Irdischen verleiht," regnete es fast gar nicht, und bietet der Tau nur dürftigen Ersatz. Dann wallfahrte man zu den Altären des regenspendenden Zeus, dessen Vermählung mit der Erde im Sommer gefeiert wurde. Heute fleht man die Fürbitte des heiligen Elias an, weshalb auch so viele Berggipfel, einst Sitze des Regenkultus, nach ihm benannt sind. Der meiste Regen fällt Anfang Dezember; in den Bergen über 700 Meter tritt an die Stelle des Regens der Schnee, der auf den höchsten Erhebungen neun Monate liegen bleibt. Die Regen sind entweder kurze Sprühregen, welche die Oberfläche der Erde eben benetzen, oder heftige Gewitterregen, die zuweilen in einer Stunde ein Zehntel der ganzen jährlichen Niederschlagmenge bringen. Bei einem solchen wolkenbruchartigen Niederstürzen des Wassers füllt sich in wenigen Augenblicken jede Felsschlucht mit verheerenden Fluten; die Humusdecke der Gebirge wird fortgeschwemmt, und Geröll bedeckt die Äcker. Achelous, Pamisus und Alpheus sind die einzigen schiffbaren Flüsse. Selbst beständig fließende Bäche und Quellen sind selten. Auf der Ostseite trocknen die meisten Rinnsale im Sommer aus. Nie versiegende Wässerchen, dergleichen wir in unserem Vaterlande kaum erwähnen, werden von den griechischen Dichtern überschwenglich gepriesen. In den Quellen wohnen die „untadeligen Najaden", die Töchter des Zeus, die Ammen des Dionysus, die Erzieherinnen Apollos. Denn frisches Wasser gehört im Osten zu den köstlichsten Gaben. Das Beste ist das Wasser, singt Pindar. Man stellte für den Toten einen Krug Wasser in die Grabkammer und betete, der Gott der Unterwelt möge ihm kühlen Trunk spenden. Ebenen, die ausnahmsweise der künstlichen Bewässerung nicht bedurften, wie das lelantische Gefilde in Euböa, wurden von den benachbarten Städten in langwierigen Kriegen heiß umstritten. Im frühen Altertum lagen die Verhältnisse noch weit günstiger als heute. Hellas machte damals fast den Eindruck eines



Saal mit Steinbänken in dem ausgegrabenen Palaste des Minos in Phaistos auf Kreta.
Nach: Monumenti antiqui vol. XII.

nordischen Waldlandes. Eichen mit eßbaren Früchten, Platanen, Rüstern, Kornelkirschbäume, Eschen, Kiefern, Fichten und Tannen bedeckten die Berge, hielten die durch Verwitterung gebildete Erdkrume fest und verhinderten, daß die Wasser in schäumenden Gießbächen zu Tal gingen. Namen wie der der Dryoper (= Waldleute), einer Völkerschaft im südlichen Epirus, deren Ahnherr Dryops auch als Stammvater der Messenier galt, weisen auf den Reichtum an Wäldern hin. Aus der Menge der Eichenhaine erklärt sich die blühende Schweinezucht in der Heroenzeit. Ebenso dürfen wir aus der weiten Verbreitung des Pankultus schließen, daß die Landschaften, in denen dieser Waldgott verehrt wurde, ein dichter Baumwuchs schmückte. Aber schon in der klassischen Zeit begann die Entforstung. An die Stelle der Hochwälder traten die sogenannten Maquien, niedrige Gebüsche, und jetzt sind selbst diese im Schwinden. Das Land wird immer kahler und trockener. Nur im Westen, vor allem auf den Ionischen Inseln, in Elis und Messenien, ferner in den wohlbewässerten Ebenen Thessaliens und Böotiens bringt der Boden reichliche Frucht. In den übrigen Landschaften bedarf es angestrengter Arbeit und künstlicher Berieselung, um der magern Erde eine mäßige Ernte abzugewinnen.

Unter den Kulturgewächsen, welche die alten Hellenen anbauten, sind vor allem Gerste und Hirse zu nennen. Das gewöhnliche Brot war Gerstenbrot (maza); Weizenbrot wurde, da der Weizen nur in besseren Lagen gedieh, meist nur an Festtagen oder als Nachtisch gegessen. Hafer und Roggen dienten nicht einmal als Viehfutter. Wichtige Nahrungsmittel waren ferner Bohnen, Linsen und Kohl. Die erste Stelle der Fruchtbäume nehmen Olive und Rebe ein. Die Früchte der Olive, die fast in ganz Griechenland bis 500 Meter über dem Meere wächst, kosteten das Kilogramm 3 Pfennig. Sie waren um so wichtiger, als tierische Fette nicht benutzt wurden. Fleisch aß der gemeine Mann nur beim Opferschmaus, wobei Fett und Knochen den Göttern dargebracht wurden. Die Milch der Kühe, Ziegen und Schafe wurde wohl zu Käse, aber nicht zu Butter verarbeitet. Butteresser und Barbar waren dem Griechen gleiche Begriffe. Man sah sich also auf Pflanzenöl und, da man die Gewinnung von Rüböl nicht kannte, einzig und allein

auf Olivenöl angewiesen. Es fand nicht nur in der Küche und im gewerblichen Leben Verwendung, sondern diente auch zum Einreiben des Körpers gleichsam als Ersatz für die erst spät aufkommende Seife, vor deren Benutzung noch um 400 unserer Zeitrechnung der heilige Hieronymus die christlichen Jungfrauen glaubte warnen zu müssen.

Wein wurde fast bei allen Opfern gespendet. Dazu war er das einzige alkoholische Getränk, wegen seiner Wohlfeilheit auch von den Ärmsten genossen. Der attische Landwein kostete das Faß (= 40 Liter) zur Zeit Solons 80 Pfennig, im Peloponnesischen Kriege 2 Mark. Dabei mischte man noch zwei Drittel bis drei Viertel Wasser zu. Ferner sind noch Feigen, Granaten und Quitten zu merken. Die Quitten (kydonische Äpfel), als Frucht der Liebesgöttin den Brautleuten geweiht, wurden meist mit Zusatz von Honig gekocht. Auf einigen östlichen Inseln wuchs auch Johannisbrot. Mandeln wurden zu Beginn der Perserkriege, Pfirsiche und Aprikosen erst unter Alexander dem Großen eingeführt. Apfelsinen und Korinthen kannte das Altertum nicht.

Endlich lieferte die See wichtige Nahrungsmittel. Fische und Schaltiere fehlten bei keinem Mahle. Für die Menge kamen besonders Thunfische in Betracht. Auch das Salz wurde anfangs nur aus dem Meere gewonnen. Von anderen Gewürzen sind Honig, der den Zucker, die Myrtenbeere, welche den Pfeffer vertrat, sowie zahllose Küchenkräuter zu nennen.

Technisch war vor allem das Holz, zumal das der Nadelbäume, von Bedeutung. Man erbaute daraus Schiffe und Häuser — selbst als man zum Steinbau übergegangen war, bestanden die Säulen noch lange aus Holz —, schnitzte es zu allerlei Geräten und gewann Pech, Teer und Harz daraus. Die besten Färbstoffe waren Krapp (rot), Waid (blau), Safran (gelb), dazu Purpur, den die Purpurschnecken lieferten. Kleider verfertigte man aus Schafwolle, Flachs und Hanf.



Griechische Amphora aus Ton mit einer Darstellung der Amazonenschlacht.
(Rote Figuren auf schwarzem Grund.)
(Im Nationalmuseum, Neapel.)

Unter den Mineralien steht der Marmor obenan. Er kommt in 60 verschiedenen Arten vor, am besten auf Paros, das ganz aus diesem Gestein aufgebaut ist. Schon in früher Zeit hat man ihn verwandt, aber in bescheidenem Umfang, da selbst die ältesten erhaltenen Tempelreste nur Bruchsteine und Lehmziegel aufweisen. Auch an vortrefflicher Töpfererde ist Griechenland reich, was für die Entwicklung der Kunst von großer Wichtigkeit war. Mit Recht hat man die Topfbildnerei die Vorschule der Skulptur und des Erzgusses genannt. Steinkohlen finden sich nirgends in Griechenland. Wenn bei den Schriftstellern von anthrax die Rede ist, woraus wir zur Bezeichnung der besten Kohlenart das Wort Anthrazit gebildet haben, so sind durchweg Holzkohlen gemeint. Es sind zwar auch Braunkohlen vorhanden, aber sie werden wenig gegraben. Dagegen gibt es eine Fülle von Metallschätzen. Mächtige Kupferlager haben der Stadt Chalkis den Namen gegeben. Unerschöpfliche Eisenbergwerke besitzt die kleine Kykladeninsel Seriphos. Goldadern machten Thasos begehrenswert, und Athen verdankt seine Seeherrschaft nicht zum geringsten den Silbergruben von Laurium.

Die Hauptverkehrsstraße war das Meer. Ohne die Schiffahrt wären die Hellenen nie Träger der Kultur geworden. Die See stellte nicht nur zwischen den Inseln, sondern sogar zwischen den meisten Festlandstädten die einzig mögliche Verbindung her. Der Schiffahrt kam es zustatten, daß kein Eiland von dem zunächst benachbarten über 60 Kilometer entfernt ist,

eine Strecke, die man bei der Klarheit der griechischen Luft gut überblicken kann. Sind doch die höchsten Erhebungen, wie der kretische Ida, auf mehr als 200 Kilometer sichtbar.

Griechenland wurde zuerst von Pelasgern, Karern und Lelegern bewohnt. Alle drei Stämme gehören demselben Volke an. Die Pelasger werden wiederholt Tyrrhener genannt, die nach Herodot aus Lydien stammten. Die Leleger saßen, wie Homer berichtet, an der Küste Mysiens. Die Karer aber nannten die Lyder und Myser ihre Blutsverwandten und verehrten gemeinschaftlich mit ihnen den karischen Zeus als ihren Schutzgott. Pelasger, Karer, Leleger ziehen auch zusammen den Trojanern gegen die Griechen zu Hilfe. Man kann daher der Kürze wegen die Pelasger als die Urbevölkerung von Hellas bezeichnen, wie dies auch die griechischen Schriftsteller tun.



Griechisches Schiff. Darstellung auf einem geschnittenen Stein.

Der natürliche Vorgang, daß kleinasiatische Stämme sich in Griechenland niederließen, ist durch mißbräuchliche Benutzung des Wortes Pelasger verdunkelt worden. Zuweilen nennen nämlich die Griechen auch ihre eignen Vorfahren Pelasger, besonders die Völkerschaften, welche die einmal besetzten Landschaften nicht mehr gewechselt haben, wie die Arkader, so daß Pelasger fast gleichbedeutend mit Autochthonen erscheinen. Aus diesem Grunde ist die Pelasgerfrage auch heute noch nicht endgültig erledigt.

Etwa zu Beginn des 2. Jahrtausends wanderte aus der nämlichen Völkerkammer, aus der die Franier gezogen waren, ein indogermanischer Stamm, am nächsten den Illyriern, den heutigen Albanesen, verwandt, über Thrazien nach dem Süden der Balkanhalbinsel. Infolge der Zerrissenheit des Landes und der Abgeschlossenheit der einzelnen Kantone löste er sich frühzeitig in eine Menge kleiner Völkerschaften auf, die sich auch mundartlich voneinander unterschieden. Einen gemeinsamen Namen gab es anfangs nicht. Homer behilft sich zur Bezeichnung der Gesamtheit mit dem Namen eines der damaligen Hauptstämme, dem der Achäer, wofür er zuweilen auch Argiver oder Danaer setzt. Der Sitz des achäischen Reiches lag nämlich in der argivischen Ebene, und einer der mythischen Könige dieses Staates war der aus Ägypten geflohene Danaos. Danaer (Danauna) werden die Griechen auch von den Ägyptern genannt, während sie sonst im Orient Jonier heißen, da dieser seefahrende Stamm am stärksten mit dem Morgenlande in Berührung trat. Etwa im 9. Jahrhundert beginnen die Griechen sich selbst Hellenen zu nennen. Am besten ist dieses Wort von Helloi, den Priestern des dodonäischen Zeus, abzuleiten. Bei Homer sind die Hellenen nur ein einzelner Zweig des griechischen Volkes, die Bewohner der thessalischen Landschaft Phthiotis. Doch verwendet der Dichter den Namen Hellas schon in weiterer Bedeutung, indem er mit der Formel „Hellas und Argos“ ganz Griechenland zusammenfaßt. Die Römer nennen die Hellenen Graeci, woraus wir „Griechen“ gebildet haben. In der historischen Zeit gab es an der attisch-böotischen Grenze ein kleines Gebiet Graike, dessen Bewohner, die Graer, aus Epirus stammten. Von dort werden die Römer das Wort bekommen haben. Als die Erinnerung an die Jugend des Wortes Hellenen längst geschwunden war, entstand folgende genealogische Sage: Deukalion, der griechische Noe, hatte zwei Söhne, Hellen und Amphiktyon. Hellen wurde der Stammvater der griechischen Nation. Aus seiner Ehe mit einer Nymphe gingen drei Knaben hervor: Äolus, Dorus und Xuthus. Auf die beiden ersten führten die Äolier und Dorier ihren Ursprung zurück. Der dritte heiratete die Tochter des attischen Königs Erechtheus, die dem Apollo den Jon geboren hatte. Ihre Ehe mit Xuthus blieb lange kinderlos. Als sie aus Gram hierüber mit ihrem Manne nach Delphi ging, trug ihnen Apollo auf, den ersten Jüngling, der ihnen begegne, zu adoptieren. Es begegnete ihnen Jon, der gleich nach der Geburt von seiner Mutter ausgesetzt worden war. Als Xuthus ihn an Kindes Statt angenommen hatte, ging sein sehnlichster Wunsch in Erfüllung, indem seine Gattin ihm einen Sohn schenkte, den er Achäus nannte. Jon und Achäus wurden die Ahnherren der Jonier und Achäer.

Die Sage hat nur insofern Wert, als sie die Verhältnisse widerspiegelt, die zu ihrer Abfassungszeit bestanden. In der klassischen Periode unterscheidet man drei Hauptstämme: Dorier, Jonier und Äoler. Die Dialekte der Dorier und Jonier waren am schärfsten ausgeprägt. Alle, die nicht dorisch oder ionisch redeten, nannte man Äoler. Doch sprach man rein dorisch nur in Lakonien und Kreta, rein ionisch nur auf Euböa und den Kykladen. Die meisten Mundarten waren eine Mischung mehrerer Dialekte. Unter diesen Mischsprachen gewann das Attische die größte Bedeutung. In Athen, der geistigen Hauptstadt Griechenlands, entwickelte sich unter dem Einfluß des öffentlichen Lebens eine gewählte Umgangssprache, welche seit dem Ende des 5. Jahrhunderts die ganze Literatur beherrschte und durch Alexander den Großen Weltsprache wurde.

Das mykenische Zeitalter.

Die Hellenen ließen sich zuerst in Macedonien und Epirus nieder, wo reichbewässerte Talmulden dem noch halbnomadischen Volke vortreffliche Weideplätze boten. Als der Raum zu eng wurde, rückte ein Teil nach Süden und Osten weiter, die vorgefundene Bevölkerung verdrängend oder mit sich verschmelzend. Wie sich die Ausbreitung im einzelnen vollzog, das wird sich wohl für immer unserer Kenntnis verschließen. Aber Jahrhunderte sind sicher vergangen, bevor das ganze Land von den Griechen erobert war. Im westlichen und östlichen Kreta retteten sich fremde Volkssplitter bis in die geschichtliche Zeit hinein, und Lemnos gelangte erst an der Schwelle der Perserkriege in den Besitz der Hellenen.

Es war ein Vorteil für die Einwanderer, daß die Pelasger nicht mit einem Schlage vertrieben wurden; denn sie standen auf einer höheren Stufe der Gesittung als die Griechen, so daß diese vieles von ihnen lernen konnten. Sie erbauten mächtige Burgen, wie uns besonders die Ausgrabungen zu Troja lehren. Eine Wegstunde von der Dardanellenstraße erhob sich auf einem 30 Meter hohen Hügel, an dessen Fuß die aus Homer bekannten Bäche Skamander und Simoeis sich vereinigten, eine kleine Stadt. Die Umwallungsmauer, welche unten aus Bruchsteinen, oben aus Luftziegeln bestand, war 350 Meter lang. Eine ähnliche Anlage hat man auf einem der beiden Berge gefunden, auf denen Argos lag. Die Waffen waren meist aus Stein gefertigt, die Töpfe und Krüge, die bald die menschliche Gestalt nachahmen, bald mit Zeichnungen aus der Pflanzen- und Tierwelt geziert sind, aus Ton. Auch Edelmetall verstand man kunstgerecht zu Bechern und allerlei Schmucksachen zu verarbeiten.



Goldene Gesichtsmaske aus Mykenä.

Diese Fertigkeiten übernahmen die Einwanderer, und indem sie zugleich mit dem weit vorgeschrittenen Morgenlande in Berührung traten, entwickelte sich bald die Kultur zu hoher Blüte. Wir pflegen diese Zeit die mykenische zu nennen, nicht als ob damals Mykenä der einzige Brennpunkt des geistigen Lebens gewesen wäre, sondern weil wir von den Verhältnissen jener längst entschwundenen Zeit erst durch die Entdeckungen Kunde erhalten haben, welche auf

dem Boden dieses argolischen Herrensitzes gemacht worden sind. Mykenä war schon in den Perserkriegen ein herabgekommenes Städtchen. Aber seine Bürger ließen es sich nicht nehmen, an der Abwehr des Feindes teilzunehmen. Mit 80 Hopliten stießen sie zu Leonidas, der die Thermopylen besetzt hielt. Das mächtige Argos, das dem Freiheitskampfe fern geblieben war, griff deshalb Mykenä an und zwang die Einwohner, den Platz zu räumen. Seit dieser Zeit liegt der Ort verlassen da. 1876 hat Schliemann die vom Schutt der Jahrhunderte bedeckten Trümmer zuerst untersucht. Die von anderen Gelehrten weitergeführten Ausgrabungen haben die älteste Kulturperiode des griechischen Volkes unserer Kenntnis erschlossen. Sie umfaßt einen Zeitraum von rund 400 Jahren und erstreckt sich von 1500 bis etwa 1100 vor Christi Geburt.



Das Löwentor von Mykenä.
Nach Photographie.

Fern ab vom Meere lugt aus einem nach der argivischen Ebene geöffneten Tale die Burg des Atridenfürsten Agamemnon hervor, das wohlgebaute, goldreiche Mykenä, wie es in der Ilias heißt. Es liegt auf der dreiseitigen Kuppe eines 280 Meter hohen Felsens, welcher im Süden und Norden schroff abstürzt, im Osten durch einen niedrigen Sattel mit dem 800 Meter hohen Eliasberge zusammenhängt, während er sich nach der Westseite allmählich abdacht. Hier befand sich auch der Aufstieg zu dem Palaste. Eine starke Umwallung läuft um den Höhenrand. Ein Teil besteht aus roh behauenen Blöcken, in Lehm gebettet, die Fugen durch kleinere Steine ausgefüllt. Die als Mörtel dienende Erde ist vom Regen weggespült. Deshalb glaubte man früher, die Mauern seien ohne jedes Bindemittel erbaut. Sie sollen das Werk der Kyklopen sein, welche zur Zeit, als das mythische Fürstenhaus der Perseiden in Argolis regierte, aus Lykien nach dem Peloponnes gekommen seien. Ein anderer Teil, in sorgfältigerer Arbeit aus rechtwinkelig gesägten Quadern errichtet, wird dem Königsgeschlecht der Pelopiden zugeschrieben. Die Mauern sind drei bis sieben Meter dick. Ein geheimer Gang führt zu dem nordöstlich gelegenen Brunnenhause, aus dem man, ohne von den Feinden bemerkt zu werden, die Burg mit Quellwasser versah. Das von einem vorgeschobenen Turm gedeckte Löwentor bildete den Haupteingang zu dem Palastgelände. Die Öffnung ist nach oben verjüngt. Die Schwelle wird durch einen gewaltigen Block gebildet, in dem man noch deutliche Spuren der Angeln bemerken kann. Auf den Pfosten ruht als Türsturz ein fünf Meter langer, zweieinhalb Meter

dicker Steinbalken. Darüber ist zu seiner Entlastung in der Mauer ein Dreieck ausgespart, von einer Reliefplatte verschlossen, die rechts und links von einer auf dreigliedrigem Postament stehenden Säule einen Löwen zeigt. In der Nähe des Tores liegt der Friedhof. Die Leichen waren in Schachtgräbern beigesetzt, in denen sich Schwerter mit eingelegten Verzierungen, goldene Becher, Krüge, Ohrringe u. dgl. gefunden haben. In einer ummauerten Grube wurden die Totenspenden dargebracht. Ein gewundener Weg führt uns zum Schlosse. Wir schreiten durch eine Säulenhalle in ein Vorzimmer und betreten dann das Hauptgemach, das Megaron der Männer, in dessen Mitte zwischen vier die Decke tragenden Holzsäulen der Herd stand. Wie wir aus ähnlichen Anlagen schließen dürfen, waren die Wände mit Kalk verputzt und mit Malereien geschmückt, die ein aus Alabasterplatten zusammengefügter Fries abschloß. Die Frauenwohnung lag im Obergeschoß. Von den Kammern, die sich um das Megaron gruppierten, ist nur wenig erhalten. Die Mauern bestanden aus Bruchsteinen und Luftziegeln, von Holzbalken durchzogen und zum Schutz gegen die Witterung mit Holz bekleidet, besonders an den frei auslaufenden Enden.



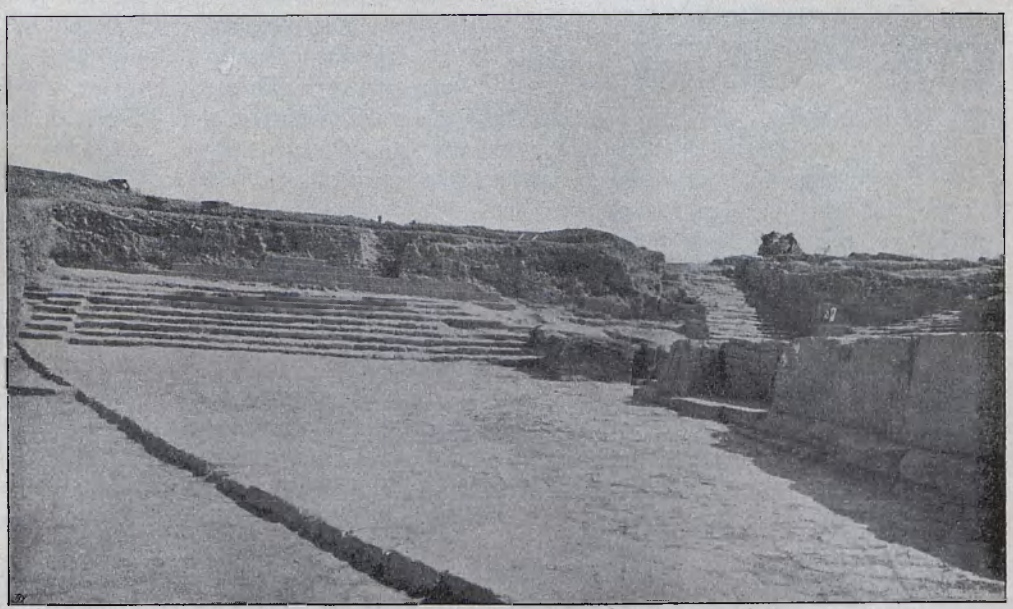
Eingang zum ersten Kuppelgrab, gen. die Schatzkammer des Atreus in Mykenä. Nach Photographie.

Am südwestlichen Fuße des Burgberges breitete sich die offene Unterstadt aus. Hier ziehen besonders die Kuppelgräber unsere Aufmerksamkeit auf sich. Das bekannteste führte im Altertum den Namen Schatzhaus des Atreus. Ein sanft ansteigender, von hohen Mauern eingefaßter Weg (Dromos), beinahe siebenmal so lang wie breit, leitet uns zu dem Rundbau (Tholos), der für den Totendienst bestimmt war. Durch ein dem Löwentor ähnliches Portal treten wir in die von Erdmassen bedeckte Kuppel, die sich über einer kreisrunden Grundfläche wölbt. Die 33 Steinringe, welche sich durch Überkragung verengen, bestehen aus geschliffenen Quadern. Eine anstoßende quadratische Felsenkammer war die Ruhestätte des Verstorbenen.

Auch in Tiryns, Argos, Athen, Orchomenus und an vielen anderen Orten sind der damaligen Zeit angehörende Burg- und Grabbauten entdeckt worden. Im großen und ganzen können die Anlagen zu Mykenä als typisch gelten. Dagegen zeigen sich in den Einzelheiten mannigfache Abweichungen. So enthalten die 17 Meter dicken Umfassungsmauern zu Tiryns eine Art Kasematten, die als Galerien und Vorratskammern benutzt wurden. Der Palast war einstöckig. Das Megaron für die Frauen lag abseits von dem Männersaal und konnte von diesem aus nur auf einem weiten Umwege erreicht werden. Eines der Nebengemächer diente als Badezimmer. Endlich finden wir als Eingänge zu den Höfen die für die ganze griechische Zeit so charakteristischen Propyläen, meist zwei hintereinander liegende, durch eine Tür in der trennenden Mittelwand verbundene Säulenhallen. Badezimmer und Propyläen wird es sicher auch in Mykenä gegeben haben. Nur lassen sie sich bei dem trümmerhaften Zustande des dortigen Schlosses nicht mehr nachweisen. Eine besondere Stellung nehmen die neuerdings ausgegrabenen Paläste auf Kreta ein. Keiner ist mit Festungsmauern umgeben, was um so auffälliger ist, als ein buntes Völkergemisch, in Sprache und Sitte verschieden, auf der Insel wohnte. Es müssen hier also schon in früher Zeit an Stelle des sonst üblichen Faustrechts geordnete Verhältnisse bestanden haben, die ein friedliches Nebeneinanderleben gestatteten, weshalb

man auch Kreta als die Heimat der Phäaken ansehen kann. Als Schöpfer eines mächtigen Rechtsstaates bezeichnet die Sage den zeusentsprossenen König Minos, den ältesten Gesetzgeber Griechenlands. Residenzen dieses Herrschers glaubt man in Knosos und Phaistos wiedergefunden zu haben. Ein Wirrsal von Zimmern und Gängen, das die Erzählung vom Labyrinth in uns wachruft, legt sich um einen Hof, der eine fast fünfmal größere Fläche als der zu Tiryns bedeckt. Die Gebäude erheben sich in zwei Stockwerken auf mehreren durch Treppen verbundenen Stufen des ansteigenden Geländes. Im Keller befinden sich die Vorratskammern und Baderäume. Viele Krüge für Wein, Öl und Getreide sind noch erhalten. Im Obergeschoß lag der Thronsaal. Der Palast hatte Wasserleitung und Entwässerungskanal. Beachtung verdient endlich ein von allen Seiten umschlossener Hof, in dem, wie man vermutet, Spiele aufgeführt wurden. Ein erhöhter Raum bot für 500 Zuschauer Platz. Ähnliche primitive Theater haben sich auch in anderen Städten Kretas gefunden.

Mit offener Hand hat Griechenland von allen Völkern des Morgenlandes Bildungselemente entgegengenommen. Die Architektur lehnt sich im allgemeinen an die ägyptische an, die Malereien zeigen babylonischen Einfluß, den Festungsbau lernte es von den Phöniziern. Auch in den übrigen Künsten macht sich die Einwirkung des Orients, besonders Ägyptens geltend. Mit diesem Lande standen die Griechen wohl in unmittelbarer Beziehung. Ihre Beutezüge werden in den Inschriften der Pharaonen erwähnt, und die griechische Sage weiß von Ägyptern zu erzählen, die in Hellas höhere Gesittung verbreiteten. Gegenstände des ägyptischen Kunsthandwerks sind in vielen Städten Griechenlands ausgegraben worden, und mykenische Urnen kommen in ägyptischen Grabkammern vor. Auch mit den Hethitern haben die Griechen in Handelsverkehr gestanden. Neuere Forscher glauben sogar, daß die Pelasger zu den Hethitern gehörten, die vorübergehend ganz Kleinasien beherrschten. Dagegen werden direkte Beziehungen zwischen Hellas und dem Kulturzentrum in Mesopotamien nicht unterhalten worden sein. Hier haben die Phönizier die Vermittlung übernommen, die schon damals an allen Küsten des Mittelmeers Handel trieben, wenn sie auch in der mykenischen Zeit noch keine Pflanzstädte auf griechischem Boden besaßen.



Der ausgegrabene Palast des Minos in Phaistos: Westplatz mit dem sog. „Theater".
Nach: Monumenti antiqui XII.

Es ist klar, daß es lange dauerte, bis die Hellenen auf dem Gebiete der Technik ihre Lehrmeister eingeholt hatten, die auf eine tausendjährige Entwicklung schauten. Wer aber bei der Beurteilung eines Kunstwerks zu unterscheiden weiß zwischen dem, was auf Rechnung der Routine zu setzen, und dem, was als Originalleistung anzusehen ist, der wird auch in den unvollkommenen Leistungen der mykenischen Meister die größere Erfindungsgabe der Griechen erkennen. Wir haben es nirgends mit sklavischen Nachahmungen zu tun. Schon gleich im Anfangsstadium haben sich die Griechen vom Ausland zu emanzipieren bemüht. Sie gehen ihre eignen Wege und passen das Fremde ihrem nationalen Empfinden an. Dies zeigt sich selbst in der Architektur, obwohl es hier in erster Linie auf positive Kenntnisse und praktische Erfahrung ankommt. So bildet, um ein wichtiges Kennzeichen herauszugreifen, der Herd den Mittelpunkt des Megaron, während im Orient die Küche vom Speisesaal getrennt ist. Der Herd ist bei den Griechen eine geheiligte Stätte, die man nicht in einen Nebenraum verweisen konnte. Am Herd bringt der Hausherr als Priester der Familie den Göttern Opfer dar, das Herdfeuer beschirmt den schutzflehenden Fremdling und wird beim Eidschwur angerufen:



Wildkatze einen Vogel beschleichend.
Rest eines bei Hagia Triada in der Nähe von Phaistos auf Kreta gefundenen Freskos. Nach: Monumenti antiqui XIII.

„Zeus von den Göttern zuerst sei Zeuge,
dann des Odysseus
Gastlicher Tisch und Herd, zu denen ich
Zuflucht genommen."

Später wird der Herd sogar personifiziert und als Hestia, des Zeus allzeit jungfräuliche Schwester, göttlich verehrt.

Dem griechischen Künstler kommt es zugute, daß kein Gesetz oder Herkommen ihn in seinem Schaffen beengt. Nur das eigne Können zieht ihm Schranken. Dabei nimmt er in der Erkenntnis, daß die Natur die beste Lehrmeisterin ist, seine Motive, selbst wo es sich nur um Ornamentik handelt, mit Vorliebe aus dem menschlichen Leben oder aus der Pflanzen- und Tierwelt, und hier sind seine Darstellungen, wiewohl sie vielfach den Eindruck des Rohen und Unbeholfenen machen, doch frisch und lebendig und zeigen nichts von der Steifheit, die sogar den besten Arbeiten der Ägypter anhaftet. Einige Werke der Malerei können als Leistungen ersten Ranges gelten. Zwar stoßen wir auch bei ihnen auf Mängel. Manche Körperteile sind unrichtig gezeichnet, die Augen stehen immer in Vorderansicht, und an der Wiedergabe der Ohren, die einer ungeübten Hand besondere Schwierigkeiten bietet, hat sich der Maler gar nicht versucht. Aber für diese Fehler entschädigt eine Natürlichkeit, wie sie kaum von den besten Meistern der klassischen Zeit erreicht ist. Als ersten, der seinen Bildern Leben und Bewegung verliehen habe, nennt die Sage den Dädalus. Ob dies ein Gattungs- oder ein Eigenname ist, läßt sich nicht entscheiden. Die Erzählung, er habe, um sich der Gefangenschaft zu entziehen, mit selbsterfundenen Flügeln die Lüfte durcheilt, kennzeichnet so recht den Freiheitsdrang der griechischen Künstler.

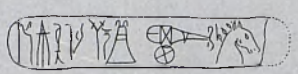
Bei den Ausgrabungen in Kreta sind Tausende beschriebener Tontäfelchen gefunden worden. Ihre Deutung ist noch nicht gelungen; doch ersieht man aus den Zeichen, daß die Schrift auf dem Wege ist, sich aus einer Bilderschrift zu einer Silben- oder Buchstabenschrift zu entwickeln. Man vermutet, die meisten Täfelchen enthielten Rechnungen, in denen das Dezimalsystem herrsche.

Um so auffälliger ist es, daß wir keine zuverlässigen Nachrichten aus jener Zeit haben. Manche Tatsachen stehen ja fest. In Argolis, Attika, Böotien, Kreta gab es blühende Staaten. An der Spitze standen erbliche Fürsten (Anakten), die Herkunft und Herrschaft auf Zeus zurückführten. Macht und Reichtum verdankten sie nicht nur ihrem ausgedehnten Grundbesitz, sondern auch, sei es unmittelbar oder mittelbar, dem Handel, der schon zum Bau von Kunststraßen veranlaßte. Die stammfremde Bevölkerung wurde vertrieben oder geknechtet. Bald unternahm ein einzelner König Kriege zum Schutz seines Volkes, wie Minos, der dem Seeräuberunwesen steuerte, die Karer von den Kykladen vertrieb und Griechen ansiedelte; bald schlossen sich mehrere Herrscher zu gemeinsamem Vorgehen zusammen, wie der Zug gegen Troja zeigt. Daß diese Stadt in der mykenischen Zeit zerstört wurde, steht nach den von Schliemann begonnenen Forschungen außer Zweifel. Ihr Untergang hängt mit der kolonialen Ausbreitung der Griechen zusammen. Denn schon damals ergossen sich Ströme von Auswanderern über Kleinasien und die vorgelagerten Inseln. Auf Lesbos und dem gegenüberliegenden Festlande ließen sich Äoler nieder, die Mitte der Westküste besetzten die Jonier, nach Pamphylien und dem fernen Cypern zog ein dritter Stamm, wahrscheinlich die Achäer. Die altertümliche Mundart der Cyprier ist der arkadischen am nächsten verwandt, und einzelne Funde weisen auf das Ende der mykenischen Periode hin.



Teil eines in Knossos aufgefundenen Täfelchens mit Schriftzeichen.
Nach: Annual of the British school at Athens vol. VI.

Diese dürftige Kenntnis der äußeren Begebenheiten, kaum dem Rahmen eines Bildes vergleichbar, verdanken wir vorzugsweise der Archäologie, einiges der Sprachvergleichung. Den einen oder anderen Namen, wie Minos und Agamemnon, dürfen wir auch dem Heldengesang entnehmen, dessen Entstehung in die Frühzeit der griechischen Geschichte zurückgeht. Dagegen fehlt es uns bisher an gleichzeitigen Aufzeichnungen, wie sie die Höhe der mykenischen Kultur und die Kunst zu schreiben erwarten läßt. Hoffentlich lichtet sich das Dunkel, sobald die Entzifferung der rätselhaften Inschriften gelungen ist. Daß wir aber nicht einmal glaubwürdige, auf Originalberichte zurückgehende Mitteilungen späterer Gewährsmänner besitzen, erklärt sich nur aus einer gewaltsamen Katastrophe, welche ähnlich der durch den Einbruch der Hunnen eingeleiteten Völkerwanderung jäh mit der Vergangenheit brach, nicht nur die staatlichen Gebilde zertrümmerte, sondern auch die geistige Entwicklung um Jahrhunderte zurückwarf. Als nach langer Gärung die Klärung folgte, war inzwischen ein anderes Schriftsystem zur Herrschaft gelangt, so daß man den alten Zeichen ebenso fremd gegenüberstand wie wir heute. Was am besten den Sturm überdauerte, war die Religion.



Täfelchen mit Bilderschrift.
(Pferdekopf, Wagen, Panzer.)
Gefunden bei den Ausgrabungen des Minos-Palastes in Knossos (Kreta).
Nach: Annual of the British School at Athens vol. VI.

Die griechische Religion.

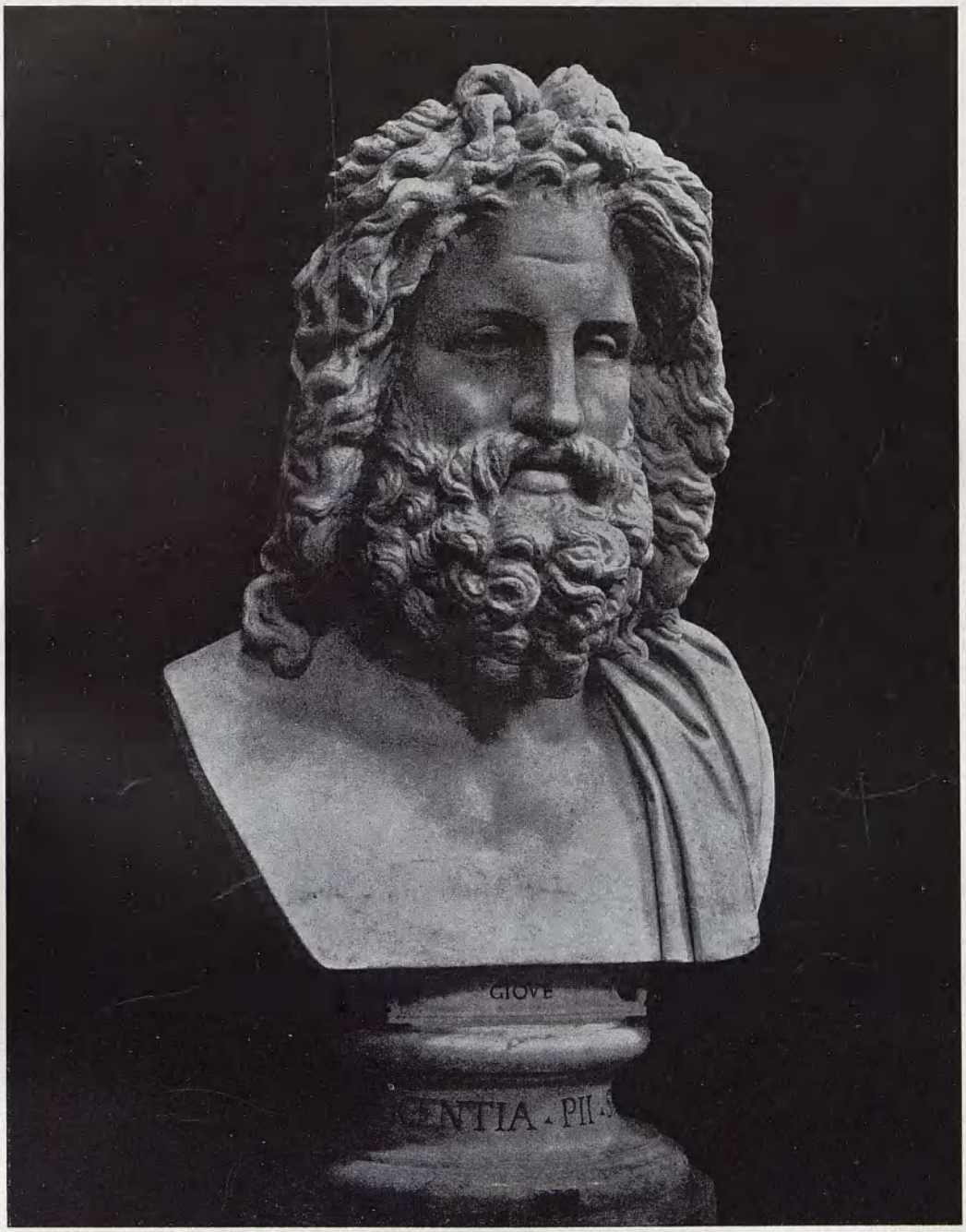
Die Griechen waren anfangs Monotheisten. Sie nannten ihren Gott Zeus. Er ist ohne Anfang und ohne Ende. Zeus war, ist und wird sein, heißt es in einem Spruche des Orakels von Dodona. Unter seiner Herrschaft steht die ganze Natur, die er vom Gipfel des in die Wolken ragenden Olymp mit Weisheit lenkt. Er spendet den Menschen Licht und Wärme, Regen und Tau, führt den Wechsel der Jahreszeiten herbei, schickt aber auch zur Strafe Hagel, Donner und Blitz. Ein Abbild der von Gott gesetzten Weltordnung ist der Staat. Zeus selbst hat ihn begründet und dem König als Abzeichen seiner Würde das Zepter verliehen. Er bestraft jede Auflehnung gegen seinen Willen. Besonders sind alle, welche die beschworene Treue brechen, das Gastrecht verletzen, den hilfesuchenden Fremdling und Bettler von der Schwelle weisen, seiner Rache verfallen.

Wenn die Schleusen des Himmels sich öffnen und das befruchtende Naß herniederströmt, dann steigt Zeus nach der kindlichen Anschauung des Volkes zur Erde, um sich mit ihr zu verbinden. So wird diese die Gemahlin des Allerhöchsten. Damit ist nicht nur der erste Schritt zum Polytheismus geschehen, sondern, indem man auf Gott menschliche Verhältnisse überträgt, entkleidet man diesen auch seiner Hoheit und Majestät und verwickelt sich in unlösbare Widersprüche. Als Gott ist Zeus ewig und trägt den Grund seines Daseins in sich selbst. Als Mensch ist er entstanden wie wir und bedarf zur Fortexistenz des Nektars und Ambrosias, einer wunderbaren Nahrung, deren Genuß auch die Sterblichen den Tod nicht schauen läßt. Als Gott ist er der allmächtige Lenker des Geschickes, als Mensch steht er ohnmächtig dem Verhängnis gegenüber. Auf der einen Seite lebt er als vollkommenstes Wesen in ungetrübter Glückseligkeit, auf der andern haften an ihm die Mühen, Fehler und Leidenschaften der Erdenbewohner. Die griechische Religion hat diese Widersprüche nie überwunden. Merkwürdigerweise hat aber das Volk in seiner besten Zeit auch keinen Anstoß daran genommen, sondern selbst auf der Mittagshöhe seines Ruhmes vertrauensvoll in Not und Gefahr den Beistand der Himmlischen angefleht und dankbaren Herzens in ihnen die Geber alles Guten verehrt.



Hera.
Antikes Standbild im Vatikanischen Museum, Rom.

Die im ersten Götterpaare sich offenbarenden Naturkräfte wurden allmählich als selbständige Wesen gefaßt. Ihre Zahl war an sich sehr gering. Aber sie hatten in den einzelnen Landschaften besondere Namen, und bei der Zerrissenheit des hellenischen Volkes, die jeden Stamm wie im staatlichen, so auch im religiösen Leben getrennte Wege gehen ließ, entwickelte sich der Dienst derselben Gottheit überall verschieden. Dadurch wurde die Erkenntnis von der Übereinstimmung der



Zeus von Otricoli.

Römische Kopie nach einem Werke des 4. Jahrhunderts.
(Rom, Vatikanisches Museum.) Nach Photographie.

Götterfamilien erschwert oder ganz verwehrt, und übernahm man bei dem religiösen Austausch die in fremden Gauen verehrten Götter als völlig neue. Daß ein solcher Austausch stattfand, liegt hauptsächlich an zwei Momenten. Einerseits bewirkte die politische Bedeutung eines Staates, daß seine himmlischen Beschützer auch von anderen anerkannt wurden. Andererseits gewannen die im Anschluß an den Kultus entstandenen Mythen durch die Dichter entscheidenden Einfluß.



Betender Knabe.
Antikes Bronzestandbild im Museum zu Berlin.

In Epirus hieß die Erdgöttin Dione, in Argolis Hera, in Eleusis Demeter, in Attika Athene, in Theben Semele. Dione gebar dem Zeus die Tochter Aphrodite, die Verkörperung des in der Natur liegenden Schöpfungstriebes.

Dieser Mythus deckt sich beinahe vollständig mit dem der Demeter. Sie ist die Mutter alles Lebendigen, die Erfinderin des Ackerbaues, die Ernährerin der Menschen, die Stifterin der Familie und des Staates. Sie schenkt dem Zeus die Persephone, die Personifikation der aus der Erde sprießenden Pflanzen. Der Kultus der beiden war in der ältesten Zeit auf Eleusis beschränkt. Als der dortige Priesterstaat mit Athen verbunden wurde, stieg ihr Ansehen, und der Einfluß der mächtigen Stadt verschaffte ihrem Dienste allerorten Eingang. Aber nur die Eingeweihten (Mysten) durften daran teilnehmen und mußten sich verpflichten, über das, was sie an den heiligen Festen, den kleinen Eleusinien im Frühling und den großen im Herbst, sahen und hörten, unverbrüchliches Schweigen zu beobachten. Jeder Unbefugte, der sich aus Neugierde oder auch aus Unkenntnis in den Tempel der Demeter schlich, wurde getötet. Die Geheimlehre (Mysterium) handelte vornehmlich von dem jenseitigen Leben. Nur die Mysten gingen nach dem Tode in die ewige Glückseligkeit ein: „Dreimal selig jene Sterblichen, welche diese Weihen geschaut haben, wenn sie zum Hades hinabgehen; sie allein leben in der Unterwelt, die anderen leiden nur Drangsal und Not." Das Absterben der Pflanzen im Herbst sah man als Entführung Persephones an. Hades (Pluto) steigt aus der Tiefe des Erdinnern, raubt die Tochter der Demeter und macht sie zur Beherrscherin des Schattenreiches. Wenn sich im Lenz die Natur erneuert, dann kehrt auch Persephone zu ihrer Mutter auf die Erde zurück. Hades ist im Grunde der zur Erde steigende Himmelsgott, weshalb er auch der unterirdische Zeus genannt wird. Er verleiht den Saaten Gedeihen und erweist sich den Menschen gnädig, indem er ihnen die in seinem Schoße ruhenden Bodenschätze schenkt. Durch die Vorstellung, daß sich das Jenseits im Dunkel der Erde befinde, wurde er auch Fürst des Totenreiches.

Hera wird durch den Mythus zur Schwester und einzig rechtmäßigen Gemahlin des Zeus. Dadurch ist sie der Erde entrückt und steht in gewissem Gegensatz zu Demeter. Sie thront als Königin im Olymp, die erhabenste und stolzeste unter den Göttinnen. Selbst ein Bild hehrer Sitte und Keuschheit, verlangt sie auch von ihrem Gatten die Heilighaltung ihrer Verbindung und gilt deshalb als Stifterin und Beschützerin der Ehe. Zu einer Zeit, wo der einfache Sinn der Naturreligion nicht mehr erkannt wurde, sah man in dem Verhältnis des Zeus zu anderen Göttinnen einen schweren Verstoß, über den Hera mit Recht bitter Klage führt, weshalb es zwischen ihr und ihrem Gemahl wiederholt zu heftigen Zwistigkeiten kommt. In Heras Dienst stehen Iris (Regenbogen) und die Horen (Jahreszeiten). Sie hat ihrem Gemahl zwei Söhne, Ares und Hephästus, und eine Tochter, Hebe, geschenkt. Ares ist eigentlich die Personifikation des schädlichen Wirkens der Erde, der die Menschen durch Fieberkrankheiten und Pest hinwegrafft.

Später macht man ihn zum Kriegsgott, welcher nur an wildem Schlachtgetümmel und roher Mordlust seine Freude findet. Hephästus, das Feuer, insofern der Mensch es zu seiner Tätigkeit, besonders zur Bearbeitung der Erze, nötig hat, ist der Erfinder der Schmiedekunst. Seine Werkstätte dachte man sich bald im Olymp, bald in feuerspeienden Bergen, besonders im Mosychlus auf Lemnos und im Ätna auf Sizilien, wo er mit den Kyklopen, seinen Gesellen, dem Zeus die Donnerkeile schmiedet. Hebe, die ewige Jugend, waltet als Mundschenkin im Olymp. Als Herkules (Herakles), der Nationalheros der Hellenen, zum Lohne für seine Taten und Leiden unter die Götter aufgenommen wurde, erhielt er die schöne Hebe zur Gemahlin.



Athena Parthenos des Phidias.
Antike verkleinerte Marmornachbildung der Kolossalstatue im Parthenon.
Athen, Nationalmuseum.

Athene bedeutet dem Worte nach nichts anderes als die athenische Göttin. Ihr Wesen unterscheidet sich anfangs nur wenig von dem der Demeter. Sie beschützt den Ackerbau, vor allem gedeiht unter ihrer Pflege die Olive. Sie hat den Rechen und den Pflug erfunden und die Menschen gelehrt, mit Hilfe des Stieres die Felder zu bearbeiten. Später gilt sie auch als der Ausfluß der himmlischen Weisheit. Sie ist nicht auf natürliche Weise entstanden, sondern unmittelbar aus dem Haupte des Zeus entsprossen, der sie eben deshalb mehr als alle seine anderen Kinder liebt, obwohl sie nicht selten seinen Absichten zuwiderhandelt. In Athene vereinigen sich Kraft und Besonnenheit. Sie beschirmt die Städte, fördert alle Gewerbe, besonders den Schiffsbau, die Schmiedekunst, die Weberei, und wenn der Feind die Bürger bedroht, dann ergreift sie Schild und Speer — daher auch Pallas, die Schwingerin des Wurfspießes genannt, — ermuntert ihre Schutzbefohlenen durch die kriegerischen Klänge der Trompete und Flöte, die sie erfunden hat, und verleiht ihnen durch ihre umsichtige Führung Sieg und Beute.

Semele (= der feste Grund) heißt bei den Dichtern zwar Tochter des Kadmus, des sagenhaften Gründers von Theben, und wäre somit ein irdisches Wesen. Aber dies ist insofern belanglos, als der Mythus oft Menschen zu Göttern, Götter zu Menschen macht. Der Sohn des Zeus und der Semele ist Dionysus (Bakchus). Er läßt gleich der Erdgöttin die Pflanzen gedeihen. Besonders reifen, von ihm genährt, Baumfrüchte und Weintrauben, deren Saft die Menschen zur Heiterkeit erregt und die Sorgen des Lebens vergessen läßt. Dionysus stellt somit gleichsam die männliche Seite der Aphrodite oder Persephone dar. Mit der letzteren brachte man ihn auch in Beziehung. Beim Erwachen des Frühlings werden die beiden vermählt, während des Winters ruhen sie im Todesschlafe. Wenn bei den großen Eleusinien der Festzug sich von Athen nach dem Heiligtum der Demeter bewegte, dachte man sich den Dionysus als Führer und nannte daher die Prozession Jakchus-Zug. (Jakchus ist der in den Demeter-Mysterien übliche Name für Dionysus und bedeutet wohl dasselbe wie Bakchus = der Lärmende.)

Das feuchte Element, welches die Erde befruchtet, heißt in manchen Gegenden Griechenlands nicht Zeus, sondern Poseidon. Es ist eine Seite der sich in Zeus äußernden Kraft.

Deshalb gilt Poseidon auch als Gemahl der Demeter. Allmählich tritt seine ursprüngliche Bedeutung zurück, und er entwickelt sich immer mehr zum Gott des Meeres und der Schiffahrt, der besonders von dem handeltreibenden Stamme der Jonier verehrt wird. Als solcher führt er den Beinamen Ägeus (= Wogenkönig); in der Tiefe des Meeres steht sein Palast Ägä (= Wogenburg), wo er nicht mehr mit Demeter, sondern mit Amphitrite, der Personifikation der rauschenden Fluten, wohnt. Das Abzeichen seiner Herrschergewalt ist der Dreizack, mit dem er die See erregt oder besänftigt. Wem er wohl will, dem sendet er günstigen Fahrwind; wer aber seinen Zorn reizt, den verfolgt er mit tobendem Sturm oder bestraft er mit verheerendem Erdbeben. Ein Sinnbild der schäumenden Welle ist das Pferd. Poseidon hat es geschaffen. Dadurch wird er auch zum Gott der Wettrennen und Wagenkämpfe und steht überall in Ansehen, wo die Rossezucht blüht.

Ägina (= Wogenkönigin), offenbar die weibliche Ergänzung zu Ägeus, war nach dem Mythus nicht des Poseidon, sondern des Zeus Gattin, auch ein Beweis, daß die beiden Götter anfangs nicht als verschiedene Wesen aufgefaßt wurden.

Wie sich Zeus als nährende Feuchtigkeit mit der Erde verbindet, so als Spender des Lichts mit der Finsternis, die bald Leto, bald Maja oder Europa heißt. Allen Erzählungen liegt der Gedanke zugrunde, daß die Tageshelle eine Geburt der Nacht sei. Unter den verschiedenen Verkörperungen der Dunkelheit nimmt Leto (= Verborgenheit) die erste Stelle ein. Sie gebiert dem Zeus am Fuße des Kynthus auf der Insel Delos zwei Kinder, Apollo und Artemis. Wenn die Finsternis der Nacht gewichen ist, erhebt sich Apollo, um den Menschen das Licht zu bringen. Da die Hauptquelle desselben die Sonne ist, so stellte man ihn dem Tagesgestirn gleich (Phöbus). Seine wärmenden Strahlen lassen Herden und Feldfrüchte gedeihen und geben der Jugend Kraft und Gesundheit. Man rief ihn deshalb als Heilgott (Päan) an und machte ihn später zum Vater des Äskulap, des himmlischen Arztes. Zur Sommerzeit erweist sich die Sonne, zumal in den Mittelmeerländern, als harter, strenger Herrscher. Die Quellen versiegen, die Pflanzen verdorren, und die Menschen werden von verheerenden Seuchen heimgesucht. So ist Apollo auch ein schlimmer Gott. In diesem Sinne erklärte man seinen Namen (apollymi = ich verderbe) und gab ihm die Perse (= Verderberin) zur Frau. Doch sendet er nur, um die von Zeus gesetzte Ordnung zu schützen, die Frevler zu bestrafen oder die Welt von Ungeheuern zu säubern, mit seinen ferntreffenden Pfeilen Pest und Tod.



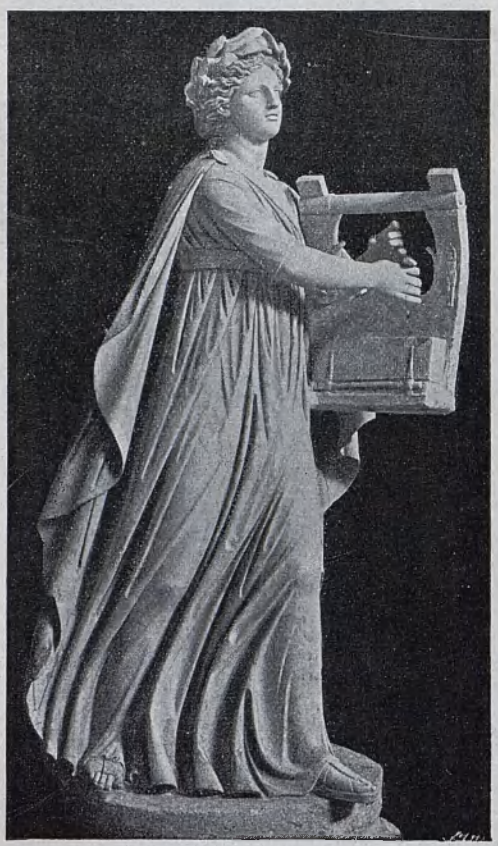
Die eleusischen Gottheiten: Demeter, deren Tochter Persephone und der jugendliche Dionysos.
Antikes Relief aus der Schule des Phidias.
(Athen, Nationalmuseum.)

Dem Gotte des Lichts ist nichts verborgen, selbst die fernste Zukunft liegt offen vor ihm. Deshalb wenden sich die Menschen an ihn um Rat. Gern verkündet er ihnen den Willen seines Vaters, sei es durch den Mund der Seher, denen er die Gabe der Weissagung verleiht, sei es durch seine

Prieſterinnen in den Orakeln. Das berühmteſte war zu Delphi, jahrhundertelang der geiſtige Mittelpunkt Griechenlands und ſelbſt, als es durch Beſtechlichkeit einen großen Teil ſeines Anſehens eingebüßt hatte, noch oft befragt, bis der römiſche Kaiſer Theodoſius der Große, der die chriſtliche Lehre zur Staatsreligion erhob, das uralte Heiligtum ſchloß. Die Orakelſprüche waren anfangs in Hexameter gekleidet, und die Sage meldet, die Pythia Phemonoe habe dieſen Vers erfunden. Jedenfalls hängt die Dichtkunſt aufs engſte mit der Religion zuſammen, und gerade Apollo wurde als Gott der Muſik und des Geſanges verehrt. Mit den Klängen der Laute ergötzt er die Olympier beim Mahle. Er iſt der Führer der Muſen (musagetes), die ſein Spiel mit ihren Stimmen begleiten. Die Dichtkunſt iſt ſeine Gabe, und der hochgeprieſene Sänger der Vorzeit, Orpheus, gilt als ſein Sohn.

Die weibliche Seite ſeines Weſens ſtellt ſeine Schweſter Artemis dar. Sie iſt die Göttin des Mondes (Phöbe), die Beſchützerin der Herden, die Freundin der Tonkunſt. Da ſie wie ihr Bruder Bogen und Pfeile führt, machte man ſie auch zur Göttin der Jagd.

Maia gebar in einer Grotte des Kyllene den Hermes. Er iſt der Doppelgänger Apollos. Gleich dieſem fördert er das Wachstum, beſitzt die Gabe der Weisſagung und liebt die Muſik. Allmählich hat man die beiden Brüder in der Weiſe differenziert, daß man den Idealismus durch Apollo, die Praxis durch Hermes vertreten läßt. Hermes erfindet Laute und Hirtenflöte und lehrt die Gymnaſtik. Während Apollo den Sonnenwagen lenkt und den Menſchen innere Erleuchtung verleiht, richtet Hermes die Botſchaften ſeines Vaters aus und übernimmt die Leitung des Verkehrsweſens hier auf Erden. Er begleitet die Wanderer, und alle Straßen ſtehen unter ſeinem Schutze. Man errichtete ihm zu Ehren an den Wegen und Haustüren Spitzſäulen, die mit einem Hermeskopfe geſchmückt waren. Er erſinnt die kluge Rede und verſteht durch allerlei neckiſche Liſt zu täuſchen. Deshalb wird er nicht minder von den Dieben als von den Kaufleuten verehrt. Sein Sohn Autolykus iſt das Urbild aller Betrüger und Spitzbuben. Endlich bringt Hermes den Schlaf und die Träume — an ihn wendete man ſich im Nachtgebete — und führt die Toten in den Hades (= Dunkelheit).



Schreitender Apollon mit der Kithara.
Antike Statue im Vatikan, Rom.

Europa, der Tochter des Phönix, nähert ſich Zeus in Geſtalt eines weißen Stieres, lockt die nichtsahnende Jungfrau an ſich, entführt ſie nach Kreta und macht ſie hier zu ſeiner Gattin. Aus dieſer Ehe gehen Minos und Rhadamanthys hervor, welche nach ſpäterer Vorſtellung zuſammen mit Äakus, gleichfalls einem Sohne des Zeus, das Richteramt in der Unterwelt ausüben. Europa iſt in einigen Gegenden Griechenlands Beiname der Demeter. Hieraus, ſowie auch aus dem Demeter-Mythus ergibt ſich deutlich, daß die Perſonifikationen der Erde mit denen der Dunkelheit identiſch ſind.

Neben dieſen höheren Weſen gibt es noch zahlloſe niedere Geiſter, die faſt alle ihren Urſprung unmittelbar oder mittelbar von Zeus oder der Erdgöttin herleiten. Die größte Klaſſe

ist die der Nymphen (das Wort bedeutet eigentlich Mädchen), von denen der Grieche die ganze Natur erfüllt dachte. Je nach ihrem Wohnorte werden sie mit verschiedenen Namen belegt. Im Meere leben die Nereiden, in Quellen und Flüssen die Najaden, auf den Bergen die Oreaden, in den Bäumen die Dryaden. Zu ihnen gehören auch die Hyaden und Plejaden, die den Zeus genährt und erzogen haben und jetzt als Sterngruppen am Himmel stehen. Mit den Nymphen schwärmen die Pane, die Kinder des Hermes, und die Satyrn, die Begleiter des Dionysus, lustig durch Hain und Flur. Den anmutvollen Reiz der Natur stellen die Chariten (Grazien) dar, die überall erscheinen, wo man sich zu harmloser Freude vereinigt, und ohne die kein wahrer Frohsinn aufkommen kann. Im Reich der Lüfte walten die göttlich verehrten Winde. Ihnen gebietet Äolus, der im fernen Westen auf einer mit ehernen Mauern umschlossenen Insel wohnt.



Perseus tötet die Medusa, rechts neben ihm die Göttin Athene.
Metope aus Selinunt.

Das Geschick der Menschen hängt von den Moiren (Parzen) ab. Es sind drei Schwestern. Die jüngste wickelt die Wolle zu dem Lebensfaden um die Spindel, die zweite spinnt den Faden, die älteste schneidet ihn mit der Schere durch, wenn der Tod für die Sterblichen bestimmt ist. Frevelt man gegen die ungeschriebenen Gesetze, welche die Natur in eines jeden Herz gelegt hat, dann steigen aus der Tiefe der Unterwelt, dem Erebos, die Erinyen oder Eumeniden, Plage- und Rachegeister, und verfolgen den Sünder, bis er reumütig seine Schuld bekennt und sühnt.

Bei dem regen Verkehr zwischen Hellas und dem Orient konnte es nicht ausbleiben, daß die Griechen von den Fremden, denen sie so manche Anregung verdankten, auch religiöse Vorstellungen übernahmen. Was sie in dieser Hinsicht von den Semiten lernten, war freilich sehr minderwertig, und es ist zu bedauern, daß der kindlich reine Sinn des jugendlichen Volkes schon im Beginne seiner Entwicklung durch die Einwirkung Asiens vergiftet wurde. Unter diesem Einflusse wurde Aphrodite zur Göttin der Wollust, Artemis zur Göttin der Grausamkeit. In Attika und Lakonien brachte man der Artemis eine Zeitlang Menschenopfer dar, und als sich die Hellenen von dieser Unnatur wieder zur Menschlichkeit durchgerungen hatten, blieb es als letztes Überbleibsel des häßlichen Kultus in Sparta Sitte, am Feste der Artemis orthia (der aufrechtstehenden) die Knaben bis aufs Blut zu peitschen. Auf Bekanntschaft mit den Ägyptern weist der griechische Totendienst. Neben die alte Vorstellung, nach der die Unterwelt sich im Innern der Erde befindet, tritt die ägyptische, daß das Schattenreich im Westen liegt. Hier herrscht der unterirdische Zeus, der dem ägyptischen Osiris entspricht. Nach dem Tode gelangt man durch einen Erdschlund zum Styx, welcher Ober- und Unterwelt voneinander trennt. Nur der kann über diesen Fluß setzen, der eines Begräbnisses teilhaftig geworden ist. Anderenfalls weigert sich der Fährmann Charon, ihn in seinen Kahn zu nehmen. Das Leben in der Unterwelt ist ein Abbild des irdischen, deshalb stellt man in die Grabkammer des Verstorbenen allerlei Gerätschaften sowie Speise und Trank. Auch läßt man bei den Totenopfern das Blut der geschlachteten Tiere durch ein Loch in den Leichenschacht fließen, damit der Abgeschiedene an dem Liebesmahl teilnehme und durch den Genuß des Blutes sein Bewußtsein wiedererlange. Versäumen die Hinterbliebenen ihre Pflichten gegen die verstorbenen Verwandten, so treiben diese als Gespenster ihr Unwesen und suchen sich auf jede Weise zu rächen. In der nachhomerischen Zeit nimmt

man in weiterer Anlehnung an die ägyptische Religion an, daß die Toten sich einem Gericht zu unterwerfen haben und nach dem Ausfall des Urteils belohnt oder bestraft werden. Die Guten gehen ins Elysium ein, die Bösen werden in den Tartarus gestürzt, während die, welche weder zu diesen noch zu jenen gerechnet werden können, als Schatten auf der Asphodeluswiese umherirren. (Der Asphodelus ist eine lilienartige Pflanze, die man noch heute in Griechenland auf die Gräber zu setzen pflegt. Ihre eßbaren Wurzelknollen sollten den Abgeschiedenen als Nahrung dienen.)

Von Phrygien kam der wilde, unnatürliche Dienst der großen Göttermutter Kybele oder Kybebe, deren Wesen im allgemeinen mit dem der Demeter übereinstimmt. Er fand zuerst in Kreta Eingang und verbreitete sich von hier über Mittel- und Südgriechenland.

Auch die vielen Spukgestalten, die dem Charakter des heiteren Volkes so wenig entsprechen, sind offenbar aus der Fremde, wahrscheinlich aus Babylonien, gekommen. Nachts steigen aus der Unterwelt die Lamien, welche den Jünglingen das Blut aussaugen und ihr Fleisch verzehren. Ein Schreckbild mit Eselsfüßen bedroht die Kinder. Am Westrande der Erde wohnen die Gorgonen, drei häßliche, schlangenhaarige Weiber, deren bloßer Anblick jeden zu Stein erstarren ließ. Ihre Schwestern und Wächterinnen sind die Gräen, alte Mißgeburten, die zusammen nur ein Auge und einen Zahn haben. Alle diese unholden Dämonen stehen unter dem Befehl der Zauber- und Mondgöttin Hekate, der Tochter des Tartarus und der Nacht, der Schwester Letos. Sie ist ursprünglich eine ungriechische Gottheit, die man mit Artemis oder Demeter verwechselt hat.

Als durch den gegenseitigen Austausch der lokalen Kulte die Zahl der Götter in stetem Wachsen begriffen war, empfand man das Bedürfnis, in die bunte Fülle eine gewisse Ordnung zu bringen. Zwei diesbezügliche Systeme sind zu allgemeiner Anerkennung gelangt. Nach dem einen sind Zeus, Poseidon und Hades, deren Wesensgleichheit man nicht mehr erkannte, Brüder, welche sich in die Herrschaft über das Weltall geteilt haben. Zeus hat durch das Los den Himmel erhalten, Poseidon das Meer, Hades die Unterwelt, während die Erde gemeinsamer Besitz ist. Jeder ist in seinem Reiche unumschränkter Gebieter; doch genießt Zeus als der älteste einen gewissen Vorrang.

Das zweite System stellt die Götter, denen die höchste Verehrung gezollt wird, zum Kreis der Olympier zusammen. Es sind: Zeus, Hera, Poseidon, Demeter, Apollo, Artemis, Hephästus, Athene, Ares, Aphrodite, Hermes, Hestia. Da Homer Hestia noch nicht als Göttin kennt, muß die Zwölfzahl jüngeren Datums sein. Auffälligerweise ist hier von einer Teilung keine Rede, und steht Poseidon als Mitglied des olympischen Kreises unter der Herrschaft des Zeus. Hades wird gar nicht erwähnt, nicht etwa, weil er fern vom Olymp wohnt, — denn dies gilt auch von Poseidon und Demeter —, sondern weil er im Kultus fast ohne Bedeutung ist. Die lebensfrohen Griechen wollten sich lieber hier auf Erden ihr Brot betteln, als im Jenseits Krone und Zepter tragen.

Endlich war noch die Frage nach der Abstammung der Himmlischen zu erledigen; mußten doch die vermenschlichten Götter in der Zeit entstanden sein. Es begegnen uns hier zwei Auffassungen, deren älteste Vertreter Homer und Hesiod sind. Homer sieht im Ozean den Urgrund alles Seins und den Vater der Götter. Diese Ansicht erinnert an die Lehre des Thales, wonach die Welt sich aus dem Wasser gebildet habe. Hesiod dagegen führt die ganze Natur auf das Chaos zurück, ohne jedoch zu sagen, was er unter dem Chaos versteht. Spätere Ausleger fassen es als den leeren, unermeßlichen Raum, andere als die Luft, wieder andere als die schlammige Urmaterie.

Aus dem Chaos entstehen Uranus und Gäa (Himmel und Erde). Ihrer Ehe entsprießen sechs Söhne und sechs Töchter, die Titanen genannt, Personifikationen der Naturkräfte. Kronos, einer der Titanen, bemächtigt sich der Herrschaft, wird aber von seinem jüngsten Sohne Zeus entthront und samt seinen Geschwistern in den Tartarus geschleudert, worauf die jetzige

Weltordnung beginnt. Die ganze Entwicklungslehre fällt in das Gebiet theologischer Spekulation und ist offenbar von Priestern ersonnen, freilich mit Benutzung alter, der Zeusreligion parallel laufender Mythen. Uranus und Gäa sind mit Zeus und Demeter identisch. Die zwölf Titanen erinnern an die zwölf Olympier. Auch sonst finden sich manche Ähnlichkeiten. Mit dem Kultus hat das künstliche Gebäude nichts zu tun. Nur Rhea, die Gemahlin des Kronos und die Mutter des Zeus, ist zu Ansehen gelangt, aber wahrscheinlich erst, nachdem man sie als Göttermutter Kybele aufgefaßt hat.

In den ältesten Zeiten stiegen die Olympier, wie die Griechen glaubten, gern von ihren Thronen hernieder und pflegten vertraulichen Umgang mit den Menschen. Nicht selten geschah



Göttergruppe.

Vom Fries des Phidias an der Cella des Parthenon in Athen. (Athen, Nationalmuseum.)

es, daß sich ein Gott mit einer sterblichen Frau oder eine Göttin mit einem Erdensohn verband. Die Kinder, welche aus einer solchen Mischehe hervorgingen, hießen Heroen. In ihnen sahen die Adelsfamilien die Gründer ihres Geschlechts, die als begnadete Abkömmlinge der Himmlischen durch Körperkraft, geistige Tüchtigkeit und Wagemut ihrem Hause Macht und Ansehen verliehen hatten, und ehrten sie durch Gebet und Opfer. Der Heroendienst wurzelt also im Ahnenkultus, weshalb er sich auch zunächst an das vermeintliche Grab des mythischen Helden schließt. Da aber nach der für wahr gehaltenen Sage die halbgöttlichen Vorfahren der Fürstenhäuser ihre Überlegenheit in den Dienst der Mitmenschen gestellt, ihr Vaterland gegen innere und äußere Gefahren geschützt, seine materielle Wohlfahrt gehoben, Recht und Ordnung begründet hatten, wurden sie auch vom Volke als Wohltäter gepriesen, und nahm die ganze Bürgerschaft an ihren Festen teil. So entwickelte sich der Stammesheros zu einem Lokalgott, dessen Feier mitunter die der allgemein anerkannten Götter in Schatten stellte. Hiermit vollzieht sich in den meisten Fällen eine rückläufige Bewegung. Denn wenn es auch keineswegs ausgeschlossen ist,

daß Herrscher, deren kräftiges Walten bestimmend auf den Entwicklungsgang eines Staates gewirkt hat, im Laufe der Jahrhunderte mit einem Nimbus umgeben erscheinen und als übernatürliche Wesen gelten, so werden doch noch öfter verkannte Götter, welche nach dem Erlöschen ihres Kultus gleichsam herrenlos geworden sind, an die Spitze eines erlauchten Geschlechts gestellt. Das alte Königshaus in Argos leitete seinen Ursprung von Perseus her, den Danae, ein sterbliches Weib, dem Zeus geboren haben soll. Danae (= die Trockene) ist aber ein Beiname der Erde und daher mit Demeter gleichbedeutend. Zeus dringt in Gestalt goldenen (= befruchtenden) Regens zu ihr. Perseus, der Sohn aus dieser Verbindung, ist gewissermaßen die männliche Ergänzung zu Persephone, die aus der Ehe des Zeus und der Demeter hervorgegangen ist. Mit dem Gotte der Unterwelt teilt er die Fähigkeit, sich unsichtbar zu machen. Die Athener verehren Theseus, den Sohn des Königs Ägeus, als den Begründer ihres Gemeinwesens. Ägeus aber ist kein anderer als Poseidon. Sein Reich ist das Meer, in das er zurückkehrt, nachdem er eine Zeitlang auf Erden geweilt hat. Die vordorischen Herrscher Spartas brachten ihre Familie zu den Zeussöhnen (Dioskuren) Kastor und Polydeukes in Beziehung, deren sagenhafte Mutter Leda, die Gemahlin des Königs Tyndareos, war. Beide sind Lichtgottheiten, die sich im Morgen- und Abendstern offenbaren. Nach der Eroberung Lakoniens durch die Dorier sanken sie zu Heroen herab, gelangten aber allmählich wieder zu größerer Bedeutung. In Sparta galten sie als Beschützer des Staates und aller kriegerischen Übungen. Zogen die spartanischen Könige zusammen in die Schlacht, so nahmen sie als Sinnbild der Dioskuren zwei durch Querhölzer verbundene Balken mit. Auch in manchen anderen Orten Griechenlands rief man den Beistand der Jünglinge an, und selbst die Römer, welche einen ihrer glänzendsten Siege ihrer Unterstützung zu verdanken glaubten, erbauten 484 vor Christi Geburt dem Bruderpaar einen Tempel.



Herakles.
Antikes Standbild, sog. Herakles Farnese.
(Neapel, Nationalmuseum.)

Unter allen Heroen genoß Herakles die größte Verehrung. Er übertrifft die übrigen Helden durch seine unbändige Kraft. Daher ist auch wohl „Kraftberühmt" die richtigste Deutung seines Namens. Der Mythus macht ihn zum Sohne des Zeus und der Alkmene, der Gemahlin des Königs Amphitryon, und läßt ihn von dem Zorne der eifersüchtigen Hera verfolgt werden. Nachdem er schon in zarter Jugend Proben seiner Stärke und Unerschrockenheit abgelegt und als Jüngling den Lockungen des Lasters mutig widerstanden hat, vollführt er im Dienste seines Verwandten Eurystheus zwölf gefahrvolle Arbeiten, um dadurch die Unsterblichkeit zu erlangen. Durch einige reinigt er Griechenland, besonders den Peloponnes von schrecklichen Ungeheuern, welche weithin die Gegend verwüsteten. Einige sind nur ein Beweis seiner Riesenkraft, die vor nichts zurückbebt, so vor allem seine Höllenfahrt. Den Eingang in die Unterwelt bewachte der dreiköpfige, schlangenschwänzige Cerberus. Herkules überwältigte mit bloßen Händen das furchtbare Ungeheuer und brachte es lebendig dem Könige Eurystheus, auf dessen Befehl er es in den Hades zurückführte. Allmählich nahmen die Griechen, wie in die Religion überhaupt, so auch in die Herkules-Sage allerlei Züge aus der morgenländischen Mythologie auf, und indem sie den Heros mit dem phönizischen Wandergott Melkart gleichstellten, ließen sie ihn in allen Ländern der bekannten Erde von Ägypten bis nach Jütland gegen Willkür und Ungerechtigkeit kämpfen.

Als er sein tatenreiches Leben durch Selbstmord enden wollte, entrückte ihn Zeus unter Donner und Blitz in den Himmel, wo er, mit Hera ausgesöhnt, als Gemahl der Hebe ewige Glückseligkeit genießt. Seine Verehrung erstreckte sich über ganz Griechenland. Man brachte ihm wie einem Gotte Opfer dar, erbaute ihm Tempel, feierte ihn als Vorsteher der Gymnastik und benannte nach ihm zahlreiche Städte. Viele der edelsten Geschlechter, so vor allem die beiden spartanischen Königshäuser, sahen in ihm ihren Ahnherrn. Durch die Hellenen kam sein Dienst auch nach Rom. Hier wurde ihm schon in vorgeschichtlicher Zeit auf der ara maxima, einem der Eckpunkte der ältesten Stadt, geopfert, und erhielt sich sein Kultus bis ins vierte christliche Jahrhundert.

Die dorische Wanderung.

Der Sturm, der die mykenische Kultur hinwegfegte und fast alle Verhältnisse Griechenlands von Grund aus umgestaltete, kam von Norden. Über den Gang der Ereignisse haben wir keine glaubwürdigen Nachrichten. Nur das Schlußergebnis ist uns bekannt und bietet uns für unsere Vermutungen gewisse Anhaltspunkte.

Wahrscheinlich setzten sich, durch fremde Völker gedrängt, um 1200 vor Christi Geburt die am Olymp wohnenden Dorier in Bewegung und zogen in mehreren Schichten nach Süden. Der zuerst vorrückende Teil siedelte sich am Parnaß an. Bald darauf ergossen sich illyrische Scharen über Epirus und drangen allmählich bis zum Korinthischen Meerbusen vor. Die von dem Stoß zunächst getroffenen Thessaler überstiegen den Pindus und brachen in die Peneusebene ein. Hier wurde die Bevölkerung geknechtet, und selbst die Bergstämme ringsum sahen sich zur Botmäßigkeit gezwungen. Um diesem Schicksal zu entgehen, verließen in kurzen Zwischenräumen zwei weitere Schichten der Dorier, die Böotier und die Phokier, ihre Heimat, stießen bei ihrem südwärts gerichteten Marsche auf die schon vorher ausgewanderten Stammesgenossen und nötigten deren Hauptmasse, das Gebiet zu räumen, in dem sich nunmehr die neuen Ankömmlinge dauernd niederließen. Nur ein Bruchteil der ältesten Schicht behauptete sich in der Landschaft Doris. Die übrigen zogen auf getrennten Wegen nach dem Peloponnes. Die einen setzten bei Naupaktus über die Meerenge, hielten sich anfangs westlich der arkadischen Randgebirge, wandten sich dann nach Osten und eroberten unter langwierigen Kämpfen Lakonien sowie das östliche Messenien. Ein Teil der einheimischen Bevölkerung floh nach Kleinasien. Der in Lakonien zurückbleibende Rest der Achäer wurde zu Leibeigenen der Eroberer herabgedrückt. Die zweite Hälfte der aus Mittelgriechenland abflutenden Dorier kam vom Malischen Busen zur See nach Argolis und riß nicht nur diese Landschaft, sondern auch Phlius, Sikyon, Korinth, Megaris und Ägina an sich. Doch vollzog sich hier die Dorisierung nicht in gleich starkem Maße wie in Lakonien. Die alten Danaerstädte Tiryns und Mykenä wahrten bis tief in die geschichtliche Zeit ihre Selbständigkeit. Inzwischen hatten die Illyrier die beiden westlichsten Landschaften Mittelgriechenlands überschwemmt. Vor den Barbaren zurückweichend, wanderte ein Teil der Ätoler in den Peloponnes und bemächtigte sich des nördlichen Elis. Nebenher gingen noch kleinere Verschiebungen; denn wir finden an der Ostküste Böotiens die epirotischen Graer und, wie die Ortsnamen lehren, auf der Insel Euböa äolische und dorische Volkssplitter.

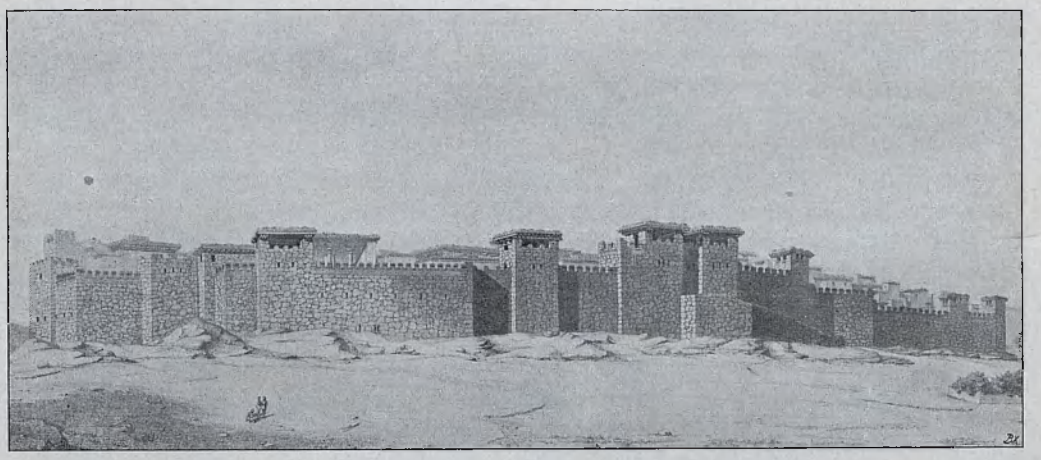
So änderte sich, abgesehen von Arkadien, das von der Wanderung im wesentlichen unberührt blieb, die Bevölkerung in allen Teilen Griechenlands. Die nächste Folge war der Zusammenbruch der Anaktenstaaten. Er findet seine ausreichende Erklärung in der überlegenen Kampfesweise der Dorier. Ihre Stärke lag in dem schwerbewaffneten Fußvolk, das in festgeschlossenen Massen in die Schlacht zog. Der Wucht seines Angriffes waren die ritterlichen, meist aus Wagenkämpfern bestehenden Heere der mykenischen Fürsten nicht gewachsen. Im offenen Felde besiegt,

gaben sie das flache Land preis und begnügten sich, die wohlummauerten, turmbewehrten Burgen zu behaupten (vergl. die Abb. der Burg von Tiryns S. 133). Da die rohen Sieger in der Belagerungskunst unerfahren waren, hielten sich die festen Plätze noch Jahrzehnte, vielleicht sogar noch Jahrhunderte hindurch und wurden schließlich nicht im Sturm, sondern durch Verträge genommen, Vorgänge, die sich später in den messenischen Kriegen wiederholten. Möglicherweise bildete die mit Weib und Kind abziehende Besatzung den Kern der Scharen, die sich eine neue Heimat erstritten. Die Bauern, welche sich nicht zeitig in Sicherheit bringen konnten, wurden die Hörigen der Sieger, gerade wie in Thessalien. Dort hießen die Leibeigenen Penesten (Arbeiter), in Lakonien Heloten (Kriegsgefangene). Sie waren an die Scholle gebunden, konnten aber, da sie nur eine feste Abgabe an ihre Herren zu entrichten hatten, bewegliches Eigentum erwerben. In Thessalien schützte sie das Gesetz wenigstens vor den ärgsten Ausschreitungen der Willkür, indem es verbot, sie ohne richterlichen Spruch zu töten. In Lakonien waren sie nie ihres Lebens sicher. Eine soziale Umwälzung schlimmster Art, welche Hunderttausende entrechtete und zu geschworenen Feinden der neuen Staatsordnung machte, war das traurigste Ergebnis der großen Wanderung. Auch die aufblühenden Künste und die ersten Keime der Wissenschaft gingen in den stürmischen Zeiten zugrunde. In den um ihre Existenz ringenden Völkern, den Trägern der Gesittung, mußte jedes höhere Interesse vor der Sorge um das nackte Leben zurücktreten. Die landhungrigen Eindringlinge aber wirkten nur zerstörend. Es dauerte Jahrhunderte, bis der frühere Stand der Kultur erreicht war, und zu dem neuen Aufschwung hat das dorische Element nicht das meiste beigetragen.

Es erscheint auf den ersten Blick befremdend, daß sich Ereignisse von so tiefgreifenden Wirkungen nicht unauslöschlich dem Gedächtnis des Volkes eingeprägt haben. Aber es liegt im Charakter der sich mündlich fortpflanzenden Überlieferung, daß der feste Boden der Wirklichkeit immer mehr schwindet und die Geschichte von Geschlecht zu Geschlecht sagenhafter wird. Der natürliche Hergang beschleunigt sich, und die Wahrheit wird noch ärger entstellt, wenn die, welche die alten Erinnerungen pflegen — und das konnten in jener Zeit nur die herrschenden Klassen —, ihre Gründe haben, die Tatsachen zu verschweigen oder zu verdrehen. Daß dieses damals der Fall war, lehrt die erhaltene Tradition, nach welcher sich die Vorgänge folgendermaßen abspielten.

Hyllus, der älteste Sohn des Herakles, wurde bald nach dem Tode seines Vaters aus seinem argivischen Reiche vertrieben. Nach vergeblichen Versuchen, die Herrschaft wiederzuerlangen, begab er sich nach Thessalien, dessen König ihm ein Drittel des Landes abtrat. Hundert Jahre später erneuerten seine Urenkel Temenus, Kresphontes und Aristodemus, durch einen Orakelspruch ermutigt, die Ansprüche auf das Erbe des Herakles und rückten unter dem Beistande der von Oxylus geführten Ätoler in den Peloponnes. Ein Sieg über die Achäer gab ihnen ihr Eigentum zurück. Durchs Los fiel dem Temenos Argolis zu. Aristodemus war in Naupaktus vom Blitz erschlagen worden. Seine Söhne Prokles und Eurysthenes erhielten als gemeinsam zu regierenden Anteil Lakonien. Messenien, die anmutigste Landschaft, bekam Kresphontes, aber da er sich bei der Verlosung eines Betruges schuldig gemacht hatte, verloren seine Nachkommen ihr Besitzrecht. Die Ätoler eroberten Elis, das den Vorfahren des Oxylus gehört hatte. Ein Menschenalter später fielen die Dorier in Attika ein. Apollo hatte ihnen die Einnahme der feindlichen Hauptstadt verheißen, wenn der König der Athener nicht getötet werde. Sobald Kodrus, der damals in Attika regierte, hiervon Kunde erhielt, rettete er seinem Lande durch seinen Opfertod die Selbständigkeit. Nur Megaris wurde von den Doriern besetzt. Die Athener aber schafften das Königtum ab, da nach ihrer Ansicht niemand würdig war, der Nachfolger eines so edlen Fürsten wie Kodrus zu werden.

Die Tendenz dieser erst um 400 zum Abschluß gelangten Überlieferung springt deutlich in die Augen. Aus der Vergewaltigung des Peloponneses durch die Dorier und die mit ihnen verbündeten Ätoler wird die Wiedereinnahme alt ererbten Besitzes. Nicht die Eroberer, sondern die früheren Herrscher handeln ungesetzlich, indem sie den Abkömmlingen des gefeiertsten Heros



Tiryns. Ansicht der Burg von Süd-Ost. Rekonstruktion von Ch. Chipiez.

den rechtmäßigen Besitz vorenthalten. Die Knechtung der alten Bewohner ist die Strafe für diesen Frevel.

Für die genaue zeitliche Berechnung der dorischen Wanderung fehlt uns jede feste Unterlage. Die griechischen Schriftsteller können schon deshalb in dieser Frage nicht maßgebend sein, weil sie wenigstens ein halbes Jahrtausend später leben. Auch schwanken sie in ihren Angaben um 60 Jahre (zwischen 1150 und 1090). Die gewöhnliche Datierung, wonach die Rückkehr der Herakliden 1104 erfolgte, stammt von dem alexandrinischen Gelehrten Eratosthenes, ist aber ebenso wertlos wie die anderen. Thukydides, der das meiste Vertrauen verdient, setzt die dorische Wanderung 80 Jahre nach dem Fall Trojas, ohne jedoch für dieses Ereignis, das älteste, dessen sich die Hellenen erinnerten, eine Zeitbestimmung zu geben. Überhaupt liegt über den frühesten Perioden der griechischen Staatengeschichte, besonders über dem Zeitraum zwischen 1200 und 800, ein tiefes Dunkel. Selbst der nackte Tatbestand läßt sich nicht sicher ermitteln, und die Chronologie ist ganz problematisch.

Die überseeische Ausbreitung der Griechen.

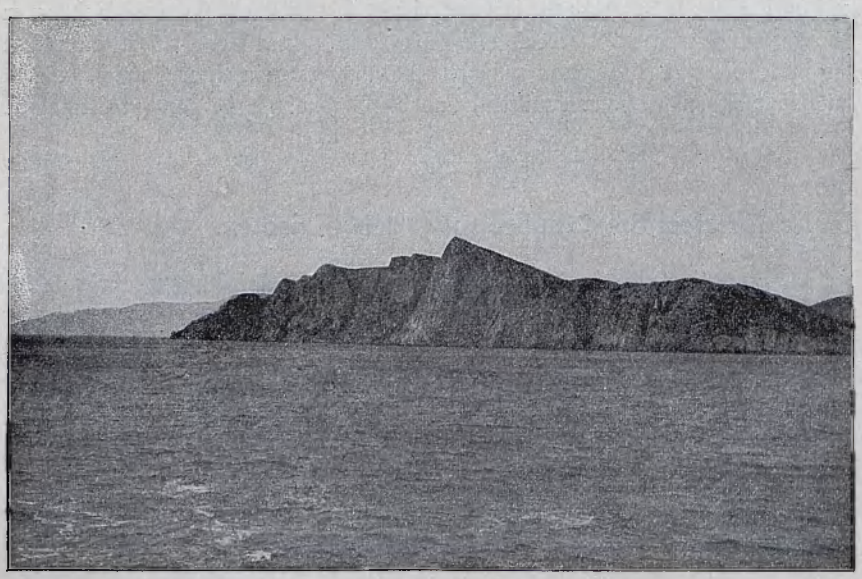
Die für die maritime Entwicklung so überaus günstige Lage Griechenlands drängte die Bewohner ganz von selbst auf die See. Kein Wunder, daß sie schon im mykenischen Zeitalter regen Handelsverkehr mit dem Morgenlande unterhielten, die meisten Inseln des Ägäischen Meeres besetzten und an den Küsten Kleinasiens festen Fuß faßten. Aber die koloniale Ausbreitung, bisher nur die Folge natürlicher Verhältnisse, wurde durch die festländischen Wanderungen mächtig gefördert. Die durch den Einbruch der Nordstämme aus ihrer Heimat aufgescheuchte Bevölkerung floh scharenweise in die Ferne.

Größere Massen von Auswanderern kamen wohl zuerst aus dem äolischen Sprachgebiet, obgleich die Sage Nachkommen des argivischen Königs Agamemnon als Führer bezeichnet. Sie ließen sich an den Küsten Mysiens und Nordlydiens sowie auf den vorgelagerten Inseln Lesbos und Tenedos nieder. Ihre Gründungen tragen durchweg das Gepräge kleiner Ackerbaustädte. Größere Gemeinwesen mit lebhaftem Handel und Gewerbe waren nur Methymna und Mytilene auf Lesbos und Smyrna in Lydien. Die letztgenannte Stadt ging aber im 7. Jahrhundert an die sich südlich anschließenden Jonier verloren.

Kein Stamm nahm in gleichem Maße an der Kolonisation teil wie die Jonier. Sie besetzten das ganze Mittelstück des Ägäischen Meeres von Attika und Euböa bis nach Lydien

und Karien. Der größere Teil stammte aus dem Peloponnes, dessen Nord- und Ostküste in vordorischer Zeit von Joniern bewohnt war. Der Überlieferung gemäß flohen die Jonier zunächst nach dem stammverwandten Attika und zogen dann unter Führung von Söhnen des Kodrus nach den Kykladen und Asien. Die Kykladen bildeten eine Opfergemeinschaft unter dem Schutze des delischen Apollo. In Asien gründeten die Jonier zwölf Städte, von denen Phokäa, Erythrä, Klazomenä, Teos, Lebedus, Kolophon, Ephesus, Milet, Myus und Priene auf dem Festlande, Samos und Chios auf den gleichnamigen Inseln lagen. Alle gehörten einem sakralen Verbande an, dessen Mittelpunkt das Panionion, ein Poseidontempel am Vorgebirge Mykale, war. Bisweilen wurden hier auch politische, die Gesamtheit betreffende Fragen verhandelt; aber gegenseitige Eifersucht und falsches Freiheitsgefühl verhinderten die Bildung eines kräftigen Staatenbundes. Nur der Grundstock der Bevölkerung bestand aus Joniern. Ein recht erheblicher Teil war ein buntes Gemisch aus den verschiedensten griechischen Völkerschaften. Epiroten, Thessaler, Phokier, Arkader, Dorier und Teile der früh verschollenen Minyer, Kadmeer, Abanten und Pylier hatten sich den Joniern angeschlossen. Dazu hatten die ersten ionischen Ansiedler ungriechische (karische) Frauen geehelicht, so daß wir unwillkürlich an die ethnographischen Verhältnisse der amerikanischen Union denken. Aber im Laufe der Zeit verschmolzen alle diese Elemente zu einem einheitlichen Volke, an dem vorzugsweise der Name „Jonier" haftete, während die gleichfalls ionischen Bewohner Attikas und der Kykladen sich lieber anders nannten. Im Gegensatz zu den äolischen Kolonien entwickelten sich die ionischen frühzeitig zu bedeutenden Industrie- und Handelsemporien, was vielleicht dazu beigetragen hat, Auswanderer aus allen Gauen des Mutterlandes anzulocken, da solche Städte mehr Arbeitskräfte benötigen und auch den unbemittelten Einwanderern die Möglichkeit bieten, sich selbständig zu machen.

Die Inseln Thera, Melos, Kreta, Karpathus, Kos und Rhodus sowie die Südwestküste Kleinasiens wurden von den Doriern in Besitz genommen, die von Argolis und Lakonien kamen. Auf Kreta, wo schon in mykenischer Zeit eine dichte Bevölkerung gewohnt hatte, bildeten die Dorier den herrschenden Adel, der durch körperliche Kraft, Übung in den Waffen und straffe Disziplin ersetzen mußte, was ihm an Zahl abging. Die Eingesessenen waren entweder Staatssklaven oder Leibeigene der einzelnen Herrengeschlechter, bewirtschafteten aber ihre eigenen Felder, von denen sie den Zehnten entrichteten, und wurden auch sonst gut behandelt, weshalb wir niemals von Aufständen der Hörigen gegen die regierenden Klassen lesen. Handel und Seemacht, die unter Minos so hoch gestanden hatten, gingen bald an die Jonier verloren. Die Städte, unter denen Knosus



Kap Triopion auf der Insel Kos. Nach einer Photographie.

und Gortyn die angesehensten waren, kämpften beständig gegen einander, was schließlich den Sturz des Adelsregimentes herbeiführte. Zu politischer Bedeutung ist Kreta nicht gelangt. Auf Rhodus lagen drei Kolonien, die sich erst im 5. Jahrhundert zu einer Gemeinde vereinigten. Vorher bildeten sie mit Kos und den beiden festländischen Städten Knidus und Halikarnaß die dorische Hexapolis, einen Bund von sechs Orten mit dem Apollotempel bei Knidus als Mittelpunkt. In Halikarnaß wurde die dorische Mundart durch die ionische verdrängt, was mit Veranlassung war, daß diese Stadt von den übrigen aus dem Verbande ausgestoßen wurde.

Nach Lykien, Pamphylien und Cypern wanderten meist Angehörige der vordorischen Bevölkerung des Peloponnes. Daher erhielt sich hier eine altertümliche, dem Arkadischen verwandte Mundart. Abseits der großen Verkehrsstraße blieben die Siedelungen an der kleinasiatischen Südküste in ihrer Entwicklung zurück. Unter den Städten Cyperns nahm Salamis, der Sage nach von Telamons Sohn Teucer gegründet, die erste Stelle ein.

Auf die großen Wanderungen folgte zunächst eine Zeit innerer Sammlung. Es dauerte lange, bis die letzten Zuckungen aufhörten und die Verhältnisse sich festigten. Dann aber erblühte überall ein frisches, tatenfrohes Leben, das sich besonders in der Wiederaufnahme der Kolonialpolitik bekundete. Die Führung übernahm der ionische Stamm, durch dessen energisches Vorgehen der Seehandel im östlichen Mittelmeer fast zur griechischen Domäne wurde. Unternehmungslustige Kaufleute erschlossen, vielfach den Spuren der Phönizier folgend, für die Erzeugnisse des heimischen Gewerbefleißes — Gewebe, Ton- und Metallwaren — immer neue Absatzgebiete, aus denen sie als Rückfracht Getreide, Fische und die für die Industrie nötigen Rohstoffe mitnahmen. Der ergiebige Handel führte zu Niederlassungen, von denen einige so mächtig wurden, daß sie selbst wieder Pflanzstädte gründen konnten. Besonders zeichneten sich durch die Regsamkeit ihrer Bürger Milet und Chalzis aus. Milet scheint schon im 9. Jahrhundert die Bahn der Kolonialpolitik betreten zu haben. Seine Seegeltung erstreckte sich von Rußland bis nach Ägypten und westwärts bis in den Tarentinischen Meerbusen. Unter den 80 Städten, die ihm ihr Entstehen verdankten, sind Tanaïs am Don, Pantikapäum an der Straße von Kertsch, Olbia östlich vom heutigen Odessa, Sinope und Trapezunt am Südufer des Schwarzen Meeres (Pontus Euxinus), Kyzikus an der Propontis (Marmarameer), Abydus an der schmalsten Stelle der Dardanellenstraße (Hellespont) und Naukratis im Nildelta, unfern von Sais, hervorzuheben. Chalzis auf Euböa kolonisierte vorzugsweise die Küste Mazedoniens. Die in drei Landzungen auslaufende Halbinsel östlich des Busens von Saloniki erhielt so viele Ansiedler aus dieser Stadt, daß sie nach ihr Chalzidize genannt wurde. Jonischen Ursprungs waren ferner Perinth an der Propontis, Lampsacus am Hellespont, sowie die Städte auf den thrazischen Inseln Thasus und Samothrake.

Die übrigen Stämme traten gegen die Jonier sehr zurück. Die einzige namhafte Gründung der Äoler war Sestus, Abydus gegenüber, Hauptüberfahrtshafen an der europäischen Seite der Dardanellenstraße. Die Dorier legten Potidäa auf Chalzidize, Chalzedon und Byzanz an dem die Propontis mit dem Schwarzen Meere verbindenden Sunde an. Unter diesen gelangte besonders Byzanz durch seinen herrlichen Hafen und seine den Pontushandel beherrschende Lage zu Macht und Wohlstand. Für die ältere Zeit fast noch wichtiger als die Kolonien an den Nordgestaden des Ägäischen Meeres war das von der kleinen Insel Thera auf afrikanischem Boden gegründete Kyrene. Die Stadt beherrschte ein weites Gebiet, das im Osten bis an den ägyptischen Priesterstaat des Ammon-Ra in der Oase Siwa, im Westen bis an die große Syrte reichte, wo die sogenannten Altäre der Philänischen Brüder die Grenze gegen das karthagische Reich bildeten. Das ganze Land wurde von Kyrene mit griechischen Ortschaften bedeckt und hieß hiernach Kyrenaika. Heute nennen wir es nach einer der kyrenäischen Tochterstädte Hochland von Barka. Nachdem ein ägyptischer Eroberungsversuch blutig zurückgewiesen war, unterhielten die Pharaonen gute Beziehungen zu den wehrhaften Bürgern, was eine merkwürdige Mischung der hellenischen und ägyptischen Kultur zur Folge hatte.

Wie im Osten, so wirkten auch im Westen die Jonier bahnbrechend. Sie waren die ersten, welche nicht nur in Sizilien und Italien festen Fuß faßten, sondern auch bis nach Spanien fuhren, an dessen Küste kein anderer griechischer Stamm sich niederließ. Ein kühner Samier kam sogar bis in den Atlantischen Ozean. Schritt vor Schritt wurden die Phönizier, die früher den Handel mit dem Westen als ihr Monopol betrachtet hatten, zurückgedrängt, und es fehlte nicht viel, so wäre auch das westliche Mittelmeerbecken zu einem hellenischen Binnensee geworden. Da aber rafften sich die in ihrer Existenz bedrohten Semiten unter der tatkräftigen Führung Karthagos zu energischem Widerstande auf, und im Bunde mit den Etruskern gelang es ihnen, das weitere Vordringen der Griechen zu hemmen. Die ganze Nordküste Afrikas von den Altären der Philänen an, ferner die Maltagruppe, Sardinien, Südspanien und die Balearen blieben im Besitze der Phönizier. Korsika behaupteten die Etrusker. Dagegen der größere Teil Siziliens, Unteritalien sowie die



Hellespont mit der Europaspitze und der Insel Imbros, gesehen von Eryn-Kog (Asiat. Küste).
Nach einer Photographie von des Granges.

Südküste des heutigen Frankreich und der Ostsaum Spaniens bis zum Vorgebirge Nao ging an die Griechen verloren. In Sizilien führte der scharfe Wettbewerb der beiden feindlichen Völker zu äußerst erbitterten Kämpfen, die bald den Hellenen, bald den Semiten den Untergang zu bringen schienen, schließlich aber ergebnislos verliefen, da beide im wesentlichen ihren Besitzstand wahrten.

Die Chalzidier legten im Jahre 735 auf Sizilien Naxos an. Wenige Jahre später folgte die Gründung von Zankle (Messina), das auf der gegenüberliegenden Seite Rhegium (Reggio) erbaute, ferner von Katana, Leontini, Himera. Die ältesten griechischen Siedelungen auf italischem Boden sind Ischia und Kyme (Cumae), das seinerseits Neapel gründete, alle gleichfalls euböischen Ursprungs. Kyme wurde für die Römer von der größten Bedeutung. Von hier erhielten sie die Schriftzeichen, von hier auch die angeblich von der kymäischen Sibylle verfaßten Schicksalsbücher, durch die sich der griechische Kultus, besonders der des Gottes Apollo mehr und mehr an der Tiber einbürgerte. Die ionischen Phokäer gründeten unfern der Rhonemündung Massalia (Marseille), das die ganze Küste des Busens von Lyon kolonisierte. Unter seinen Tochterstädten verdienen Antipolis (Antibes), Nicäa (Nizza) und das bei Malaga liegende Mainake, der vorgeschobenste, später aber wieder aufgegebene Posten der Griechen, erwähnt zu

werden. Massalias Handel reichte bis an die Nordsee und den Busen von Biscaya. Seine geschätztesten Ausfuhrartikel waren Eisen und Bernstein. Der griechische Charakter der Stadt erhielt sich bis tief ins Mittelalter hinein.

Die zweite Stelle in der Besiedelung des Westens nehmen die Dorier ein. Die Korinthier legten schon ein Jahr nach der Erbauung von Naxos auf einer kleinen Küsteninsel Syrakus an, das sich dank seinen vortrefflichen Häfen zur größten Griechengemeinde Siziliens emporschwang. Das von den ersten Kolonisten besetzte Eiland erwies sich bald zu eng. Vier Stadtteile entstanden auf dem nahen Festlande. Zur Zeit seiner höchsten Blüte betrug sein Umfang über vier Meilen, und wohnte innerhalb der Mauern wohl eine halbe Million Menschen. In dem nationalen und wirtschaftlichen Kampfe gegen das semitische Element war es das Hauptbollwerk der Hellenen. Ansiedler aus Megara gründeten wenige Stunden nördlich die nach ihrer Vaterstadt genannte Kolonie Megara, die aber wegen der Nähe des übermächtigen Syrakus nicht recht gedeihen wollte. Besser entwickelte sich das von dem sizilischen Megara erbaute Selinus, das an der Südküste schon inmitten des karthagischen Gebietes lag. Gleichfalls an der Südseite ließen sich Rhodier nieder. Ihre älteste Pflanzstadt war hier Gela. Von ihm ging Akragas (Agrigent) aus, das an Reichtum und Macht mit Syrakus wetteifern konnte.



Reste eines dorischen Tempels zu Agrigent.
Nach einer Photographie.

Die älteste dorische Siedelung in Italien war Tarent, der Sage nach von den Partheniern, unebenbürtigen, zur Auswanderung genötigten Spartanern gegründet, die Poseidons Sohn Phalanthus führte. Die Lage an der Einfahrt in eine geräumige, zum Hafen wie geschaffene Bucht des nach ihr genannten Meerbusens, die üppigen, besonders zur Schafzucht geeigneten Wiesen, die treffliche Töpfererde und der Reichtum an Purpurschnecken machten die Stadt zum ersten Handels- und Industrie-Emporium Italiens. Auch in politischer Beziehung war es lange tonangebend.

Während sich die Äoler an der Kolonisierung Siziliens nicht beteiligten, erbauten sie in Unteritalien mehr Städte als Jonier und Dorier zusammen. Ihre älteste Niederlassung war Sybaris im westlichsten Winkel des Busens von Tarent. Sie verdankte ihre Blüte dem gewinnreichen Zwischenhandel zwischen Etrurien und Kleinasien. Die hierdurch erworbene Macht setzte sie in den Stand, sich in weitem Umkreise die benachbarten Barbaren dienstbar zu machen und viele Pflanzstädte, darunter Posidonia oder Pästum, zu gründen; aber der Wohlstand führte auch zu entnervender Schwelgerei, für die „Sybaris“ die typische Bezeichnung wurde. Schon 200 Jahre nach seiner Erbauung wurde es im Kriege mit dem gleichfalls äolischen (achäischen) Kroton zerstört, obwohl es, wie die Überlieferung fabelt, ein



Didrachmon von Tarentum.
Der auf der Rückseite sitzend dargestellte Stadtgründer Phalantos hält den Rocken, ein Hinweis auf die bedeutende Schafzucht der Stadt.
5. Jahrh. v. Chr. (Sammlung Warren.)

Heer von 300 000 Mann aufbringen konnte. Kroton, durch die Sittenstrenge und Wehrhaftigkeit seiner Bürger berühmt, lag etwas nördlich von dem Vorgebirge die Nao, dessen Name (naos = Tempel) noch heute an das gemeinsame Heiligtum aller italischen Griechen, den Tempel der Hera, erinnert. Unweit der Südspitze gründeten die opuntischen Lokrer die Stadt Lokri, der eine Reihe äolischer Siedelungen auf der bruttischen Halbinsel ihr Entstehen verdankt.

Unteritalien schien durch die Menge der hellenischen Niederlassungen ein neues Griechenland geworden zu sein, das man stolz „Großgriechenland" nannte. Aber die Hellenisierung war doch nicht vollständig. Es war den Gestaden nur ein griechischer Saum angewebt. Das Hinterland blieb im Besitze der einheimischen Bevölkerung, die freilich zum Teil in einem Abhängigkeitsverhältnis zu den Küstenstädten stand. Schon im 6. Jahrhundert hörte die weitere Ausbreitung der Griechen auf, die Auswanderung aus dem Mutterlande geriet ins Stocken, die Spannkraft der Kolonien erlahmte. Der Wohlstand führte zu einem üppigen Leben, dem zuerst Sybaris zum Opfer fiel. Die mehr und mehr um sich greifende Entsittlichung hemmte die natürliche Vermehrung und schwächte die Wehrkraft. Die unteren Klassen ergänzten sich in steigendem Maße aus den umwohnenden Barbaren. Als nun vollends aus dem mittleren Apennin, in dem kräftige, unverbrauchte Stämme wohnten, der Volksüberschuß nach den Küsten vordrang, begann ein unaufhaltsamer Rückschritt, der noch durch die gegenseitige Feindschaft der Städte sowie durch Parteikämpfe befördert wurde. Schon im 5. Jahrhundert ging Kyme an die Barbaren verloren. Nur dem Einschreiten der Römer hatten es die Griechen zu danken, daß sich der Verfall verlangsamte. Günstiger lagen die Verhältnisse in Sizilien. Zwar erhob sich auch hier die einheimische Bevölkerung, um Freiheit und Nationalität zu retten. Aber auf sich allein angewiesen, ging sie trotz vorübergehender Erfolge in dem Hellenentum auf, das in Sizilien besser als anderswo zusammenhielt. Im 4. Jahrhundert gründeten die Syrakusaner sogar eine Reihe von Kolonien an den Gestaden des Adriatischen Meeres, so Ankona und Hatria auf italischem, Heraklea, Issa, Pharus, Schwarz-Korcyra auf illyrischem Boden.

Die Griechen steuerten auf ihren Westfahrten nicht in gerader Linie durch das Jonische Meer, sondern machten, immer der Küste folgend, den Umweg über Korcyra. Hier saß seit der großen Wanderung ein illyrischer Stamm. Ungefähr gleichzeitig mit der Gründung von Syrakus wurde er von den Korinthern vertrieben. Diese brachten auch die Insel Leukas an sich und besetzten mehrere Punkte auf dem gegenüberliegenden Festlande, Anaktorium in Akarnanien, Ambracia in Epirus, Apollonia in Illyrien. Es war ein vielversprechender Anfang zur Bildung eines Kolonialreiches. Da aber riß sich Korcyra, das als wichtigste Zwischenstation im Seeverkehr rasch aufgeblüht war, von Korinth los, scheute sich nicht, gegen die Mutterstadt die Waffen zu ergreifen und so deren Machtentfaltung zu verhindern. Um sich selbst den Handel am Adriatischen Meere zu sichern, legte es nördlich von Apollonia die Kolonie Epidamnus an.

Wenn sich eine Gemeinde zur Gründung einer Pflanzstadt entschloß, so forderte die Behörde die auswanderungslustigen Bürger auf, sich zu melden. War die Zahl der Freiwilligen zu gering, so lud man befreundete Städte zur Teilnahme ein oder nötigte kinderreiche Familien, je einen erwachsenen Sohn zu stellen. Der Auszug erfolgte vom Rathause (Prytaneion) aus. In diesem stand als symbolischer Mittelpunkt der Staatsfamilie der Gemeindeherd, von dem man heiliges Feuer für den Staatsaltar der Kolonie mitnahm. Die Leitung des Unternehmens lag in den Händen eines angesehenen, eigens hierzu ernannten Mannes, den man Ökist (Gründer) nannte. Dieser verteilte das in Besitz genommene Land in gleichen Losen unter die Siedler, bestimmte, was als Tempelbesitz auszuscheiden war, und traf die sonstigen für die Einrichtungen der Stadt erforderlichen Maßregeln. Die Kolonie war in der inneren wie äußeren Politik ganz selbständig, gab sich selbst Gesetze, hatte eigene Beamte und ihren besonderen Kultus, wenn sie sich auch meist in Verfassung und Religion an die Mutterstadt anlehnte. Sie stand zu dieser in keiner staatsrechtlichen Verpflichtung, war ihr gegenüber also auch nicht zu Steuerzahlungen oder Kriegshilfe gehalten. Aber die Sitte verlangte es, sie wie eine Mutter

zu ehren. An ihren Hauptfesten nahm man durch Geschenke und Abordnungen teil, und ihren Gesandten, die bei feierlichen Anlässen in der Kolonie erschienen, räumte man das Recht ein, die Erstlinge des Opfers darzubringen. Wurde die Kolonie von schweren Krisen heimgesucht, so erbat sie sich von der Mutterstadt Rat und Beistand.

In der Regel wandte man sich vor der Gründung einer Pflanzstadt an die Pythia und erbaute nach der Ankunft in der neuen Heimat dem Apollo, unter dessen Schutz man ausgezogen war, zum Dank einen Altar. Zuweilen verehrte man den Gott sogar als Ökisten. Diese Tatsachen lassen einen gewissen Einfluß des Orakels auf die Kolonisation deutlich erkennen. Einige glauben sogar, die delphische Priesterschaft habe die Auswanderung nach einer einheitlichen, wohldurchdachten Idee geleitet. Doch hiervon kann keine Rede sein. Ansätze zu Kolonialsystemen sind zwar vorhanden. Die pontischen Niederlassungen der Milesier, die mazedonischen der Chalzidier, die westlichen der Korinther und die gallisch-spanischen der Phokäer sind ohne Zweifel planmäßig angelegt. Aber fast überall nisten sich andere Staaten ein und hemmen den Ausbau des Systems. So gründen die Korinther inmitten der euböischen Städte Chalzidizes Potidäa, und entreißen die Megarer, indem sie sich in Chalzedon und Byzanz festsetzen, den Milesiern einen beträchtlichen Teil des pontischen Handels. Dieses Hinübergreifen in fremde Interessensphären, das unmöglich der Gesamtheit dienen konnte, wäre vermieden worden, wenn eine höchste, allgemein anerkannte Instanz Einsicht und Macht besessen hätte, den Strom der Auswanderung richtig zu leiten.



Didrachmon von Croton mit Herakles als Ökist; auf der Rückseite der Kampf des Apollon gegen die Pythonschlange. Um 400 v. Chr. (Britisches Museum.)

Trotz der Mängel gehört die Kolonisation des 8. und 7. Jahrhunderts zu dem Wichtigsten, was die Geschichte aus dieser Zeit zu berichten weiß. Handel und Seefahrt erweiterte den Gesichtskreis, die Mischung der Stämme erzeugte ein regsames Geschlecht, die Berührung mit den fremden Völkern bereicherte die Kenntnisse, der zunehmende Wohlstand gewährte die Mittel zur Verfeinerung des Lebens, der bewußte Gegensatz zu dem Auslande, vor allem zu den Semiten, weckte das Nationalgefühl. In Verfassung und Rechtswesen, in Baukunst, Dichtung und Philosophie wirkten die Pflanzstädte mächtig auf das Mutterland zurück und trugen so wesentlich zu der Geistesbildung bei, die auf dem Boden von Althellas ausreifte.

Der Zusammenhang unter den Griechen.

Die Griechen haben es nie zu einer staatlichen Einheit gebracht. Die politische Zersplitterung war in der Natur des Landes begründet. Es fehlte an einer beherrschenden Ebene, um die sich die einzelnen Gaue hätten kristallisieren können. Ein fester Zusammenschluß gleichberechtigter Teile ist nur möglich, wenn jeder bereit ist, sich zugunsten der Gesamtheit in etwa seiner Selbständigkeit zu entäußern. Ein solches Opfer freiwillig zu bringen, hinderte die überspannte Freiheitsidee die Griechen. Dazu kamen noch Stammesunterschiede, Parteigegensätze und wirtschaftliche Eifersucht.

Dennoch betrachteten sich die Griechen als Glieder *eines* Volkes, das durch gemeinsame Sprache und Denkweise sowie die nämlichen religiösen Anschauungen verbunden war, das im großen und ganzen dieselben Schicksale erlebte und die gleiche Kulturentwicklung durchmachte. Im Gefühl der Zusammengehörigkeit nannten sie sich Hellenen, während sie alle Nichtgriechen als Barbaren bezeichneten. Im Laufe der Zeit trat eine Reihe von Einrichtungen und Maßregeln ins Leben, die geeignet waren, die nationalen Bande enger zu knüpfen.

Angehörige derselben Völkerschaft bildeten einen Tempelverein, um das Hauptfest des Stammesgottes gemeinsam zu feiern und sein Heiligtum zu schützen. Einem solchen Bunde gehörten die kleinasiatischen Jonier und desgleichen die Dorier an, und auch für Achaja, Argolis, Böotien sind uns die religiösen Mittelpunkte bekannt. Sakrale Verbände, welche die Bewohner derselben Gegend umfaßten, nannte man Amphiktyonien, Nachbarschaften (von amphiktiones, die Umwohner). Die angesehenste war die delphische. Sie erstreckte sich fast über ganz Griechenland, weshalb man auch den Bruder des Stammvaters aller Griechen zu ihrem Stifter machte. In ihr waren zwölf Stämme vereinigt, unter denen die Thessaler, Phokier, Böoter, Jonier und Dorier die wichtigsten waren. Jeder stellte zu den jährlich im Frühling und Herbst zu Delphi und Anthela tagenden Amphiktyonen-Versammlungen zwei Abgeordnete. Den Vorsitz führten die Thessaler. Die Hauptaufgabe bestand in der Sorge für das Heiligtum des Apollo zu Delphi und das der Demeter in Anthela, in der Aufsicht über das Tempelvermögen und über die Beobachtung der Satzungen. Wer gegen die beiden Tempel frevelte, wurde von allen gemeinsam bekämpft. Der älteste „heilige Krieg" richtete sich gegen die phokische Stadt Krisa, die von den nach dem Orakel des Apollo wallfahrenden Pilgern Zölle erhoben und sich auch sonstige Übergriffe herausgenommen hatte. Um 590 wurde sie erobert und zerstört, ihr ganzes Gebiet dem Apollo geweiht.



Didrachmon der Amphiktyonen mit dem Kopf der Demeter (Vorderseite) und Apollon auf dem Omphalos (Rückseite). 4. Jahrh. v. Chr. (Sammlung Warren.)

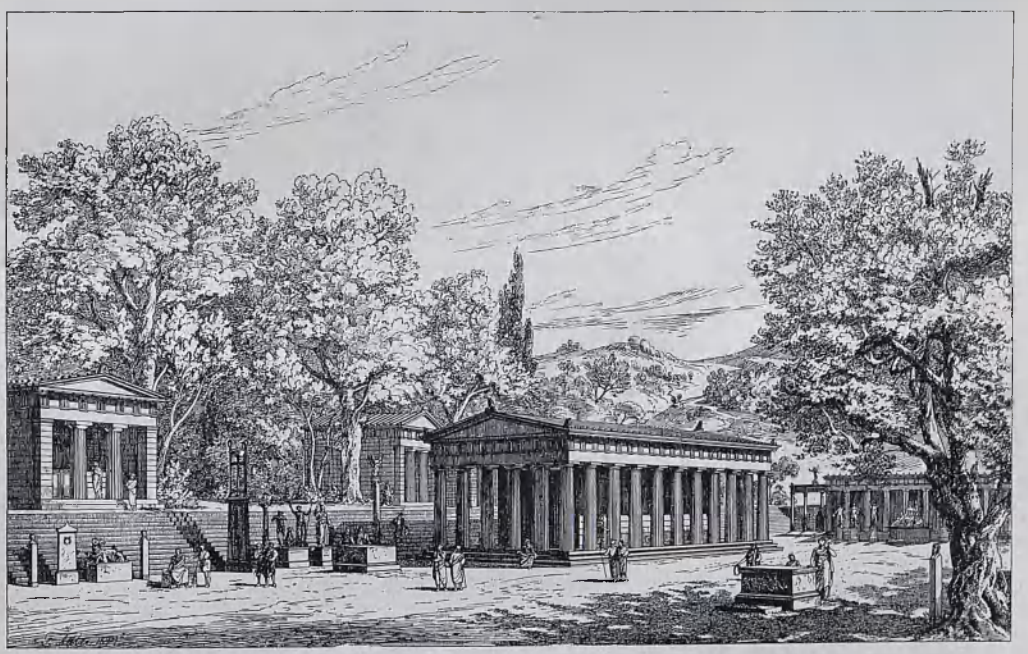
Der Amphiktyonie ist es zwar nicht gelungen, den Frieden unter ihren Mitgliedern aufrecht zu erhalten. Aber sie hat doch bewirkt, daß die kriegführenden Parteien wenigstens in etwa den Forderungen der Menschlichkeit Rechnung trugen. Alle dem delphischen Verbande angehörenden Stämme waren durch einen Eidschwur gehalten, keine amphiktyonische Stadt zu zerstören, keiner das Trinkwasser abzuschneiden. Auf den Einfluß der Amphiktyonie gehen vermutlich auch die „ungeschriebenen Gesetze" zurück, die in ganz Hellas Geltung hatten. Sie beziehen sich durchweg auf das Verhalten im Kriege und können mit den völkerrechtlichen Bestimmungen der Genfer Konvention verglichen werden. Die Feindseligkeiten durften nicht vor der Kriegserklärung eröffnet werden. Diese erfolgte durch einen Herold, der, an seinem mit Schlangen umwundenen Stab erkennbar, unverletzlich war. Nach der Schlacht mußte der Sieger dem Feinde einen Waffenstillstand zur Bestattung der Gefallenen gewähren oder selbst die letzte Sorge für die Toten übernehmen. Jede Entweihung eines Heiligtums war streng verboten. Infolgedessen durfte man sich auch nicht an denen vergreifen, die in einem Tempel Schutz gesucht hatten.

Ein wichtiges Einigungsmittel bildeten endlich die Nationalspiele. An die höchsten kirchlichen Feiern schlossen sich in der Regel weltliche Festlichkeiten an. Unter diesen erfreuten sich die musischen und gymnastischen Wettkämpfe der größten Beliebtheit. Bei den einen rangen Sänger, Zither- und Flötenspieler um den Siegespreis, bei den anderen gewann der, welcher sich durch Gewandtheit oder Körperkraft vor den übrigen auszeichnete. An den meisten Veranstaltungen dieser Art nahmen nur die Bürger der betreffenden Gemeinden und die Abordnungen der Pflanzstädte teil. Einige aber gewannen eine nationale Bedeutung. Es waren die Olympien, Pythien, Isthmien und Nemeen.

Olympia war ein heiliger Bezirk in der Landschaft Pisatis, über den nach langwierigen Kämpfen die Eleer die Schutzherrschaft erlangten. In einer von amphitheatralisch ansteigenden Bergen eingefaßten Talmulde des Alpheus lag am Fuße des Kronoshügels der Hain Altis. Den Mittelpunkt bildete der Zeusaltar, der aus der Knochenasche der verbrannten Opfertiere errichtet war. Westlich erhoben sich mehrere Tempel, unter diesen der berühmteste der des Zeus, ein einfacher, aus dem Muschelkalk der Umgegend aufgeführter Bau, den athenische Meister im

5. Jahrhundert mit Wandmalereien und Bildhauereien schmückten. Seine schönste Zierde war die von Phidias aus Gold und Elfenbein verfertigte Statue des Götterkönigs. Östlich von der Altis lagen das Stadion und das Hippodrom, das eine für den Wettlauf, das andere für die Wagenrennen bestimmt.

Hier sollen schon in grauester Vorzeit Festspiele zu Ehren des Zeus gefeiert worden sein. Herakles hatte sie eingerichtet, das Stadion abgemessen (rund 200 Meter), die Altis mit einer hohen Mauer umgeben. So meldete die Sage. Die Unordnung, welche durch die dorische Wanderung entstand, wurde von Iphitus und Lykurgus beseitigt. Ihre Festsatzungen standen auf einem Diskus (Wurfscheibe), auf dem sie noch viele Jahrhunderte nachher Aristoteles las. Lange sah man in Lykurgus den spartanischen Gesetzgeber gleichen Namens. Die Spiele fanden alle vier Jahre im Hochsommer statt. Anfangs begnügte man sich mit dem Wettlauf. Allmählich kamen Ring- und Faustkämpfe, Speer- und Diskuswerfen, Rennen und Wettfahren hinzu. Auch der Kreis der Kämpfer und Zuschauer, der sich ursprünglich auf die Bewohner der nächsten Umgebung beschränkte, erweiterte sich immer mehr. Um 600 beteiligten sich die Griechen der ganzen Welt an dem Feste. Die Olympien waren seitdem eine Art Nationalversammlung. Deshalb hießen auch die Kampfrichter Hellanodiken (Richter der Griechen), und herrschte für die Dauer der Feier allerorten Gottesfriede. Von nah und fern eilten die edelsten Jünglinge, die sich daheim in ritterlichem Sport geübt hatten, nach der geweihten Stätte, um mit ebenbürtigen Gegnern in die Schranken zu treten. Denn nur freigeborene Hellenen, an denen kein Makel



Altis von Olympia.

Nach einer Radierung von F. Adler in „Olympia. Die Ergebnisse der von dem Deutschen Reich veranstalteten Ausgrabungen, herausgegeben von Curtius und Adler".

haftete, durften an den Spielen teilnehmen. Fast jede Stadt schickte ihre angesehensten Männer als Festgesandte, und eine vieltausendköpfige Menge lagerte auf den nahen Höhen. Mit gespannter Aufmerksamkeit folgte man dem Verlauf des Wettstreites, und brausender Jubel begrüßte den Sieger. Dieser empfing als höchste Auszeichnung einen Kranz von Zweigen des

wilden Ölbaumes, der in der Altis unmittelbar an der Eingangshalle stand. Seine Rückkehr in die Vaterstadt gestaltete sich zu einem wahren Triumphzug. Fühlte sich doch durch seinen Sieg die ganze Bürgerschaft geehrt.



Der Wagenlenker des Polyzalos, Bruder des Tyrannen Hieron von Syrakus.

Weihgeschenk zur Erinnerung an seinen Sieg in den Wagenrennen bei den pythischen Spielen aus den Jahren 482—472.

Teil einer Quadriga aus Bronze, 1897 in Delphi aufgefunden.

Seit dem Jahre 776, in dem der Eleer Koröbus im Stadion gewann, wurden die Namen der Sieger zum bleibenden Andenken aufgezeichnet. Kürzere Notizen aus diesem Verzeichnis finden wir schon bei den Schriftstellern des 5. Jahrhunderts. Später wurde es allgemein Sitte, nach Olympiaden (Zeiträumen von je vier Jahren) zu rechnen. Der erste, der hiervon regelmäßig Gebrauch machte, war Timäus, der berühmteste Geschichtschreiber Siziliens, der auch ein besonderes chronologisches Buch über die olympischen Sieger verfaßte.

Die pythischen Spiele fanden in jedem dritten Olympiadenjahre zu Delphi statt. Apollo selbst soll sie nach Erlegung des Drachen Pytho gestiftet haben. Dem Wesen des Musengottes entsprechend bestanden sie anfangs nur aus musischen Wettkämpfen. Nach dem ersten heiligen Kriege traten ritterliche Übungen hinzu. Der Sieger erhielt einen Lorbeerkranz. Die Leitung der Spiele gehörte zu den Obliegenheiten der Amphiktyonen.

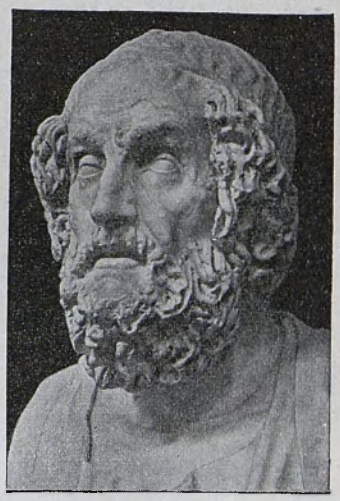
Die Isthmien waren dem Rossefürsten Poseidon gewidmet. Man feierte sie in einem Fichtenhaine nahe bei Korinth. Theseus hat sie der Sage nach zur Erinnerung an seinen Sieg über den Wegelagerer Sinis eingerichtet. Deshalb waren den Athenern besondere Ehrenvorrechte eingeräumt. Merkwürdigerweise war den Eleern die Teilnahme an den Spielen verboten. Der Kampfpreis bestand in einem Eppich- oder Fichtenkranz. Nach der Zerstörung Korinths wurde die Sorge für das Fest dem benachbarten Sikyon übertragen.

Die Nemeen galten wie die Olympien dem Zeus. Sie wurden in seinem Tempelbezirk zu Nemea gegeben. Die Leitung lag in den Händen der Argiver, zeitweise auch in denen der makedonischen Könige, die als Abkömmlinge des Herakliden Temenus in Argos höchst beliebt waren. Die Sieger wurden mit einem Eppichkranze geschmückt. Isthmien wie Nemeen fanden alle zwei Jahre statt. Die Kampfspiele waren dieselben wie bei den Pythien.

Die großen Feste erreichten ihre höchste Blüte im 6. und 5. Jahrhundert, wo sie nicht nur das Nationalgefühl weckten und eine für die Verteidigung des Vaterlandes begeisterte und gestählte Jugend heranbildeten, sondern auch für die Künste eine reiche Quelle der Anregung wurden. Indem in der Folgezeit mehr und mehr berufsmäßige Wettkämpfer auftraten und die politischen Verhältnisse es mit sich brachten, daß man auch Nichtgriechen zulassen mußte, verloren sie ihre ursprüngliche Bedeutung, erhielten sich aber, da sie durch Prachtentfaltung und Vergnügungen große Anziehungskraft besaßen, bis gegen Ende des vierten christlichen Jahrhunderts. Theodosius der Große hob sie auf, der ja dem ganzen heidnischen Kultus und allen mit ihm verwachsenen Einrichtungen den Todesstoß gab.

Das Epos.

Schon in mykenischer Zeit erklangen Lieder zum Preise der Götter und Helden. Die Sage weiß uns eine stattliche Reihe von Sängern aus den Tagen der Altvorderen zu nennen. Nichts hat sich freilich von ihren Werken erhalten, die Verse, welche unter ihrem Namen später in Umlauf waren, sind bereits von den griechischen Forschern als plumpe Fälschung erkannt worden, und selbst die Existenz jener Dichter ist höchst zweifelhaft. Aber die Tatsache, daß in der frühesten Periode der hellenischen Geschichte die Kunst des Gesanges gepflegt worden ist, läßt sich nicht in Abrede stellen. Die ersten Lieder entstanden auf dem äolischen Boden Thessaliens. Von dort verbreiteten sie sich nach Attika und Argolis, den Stammsitzen der Jonier. Die Überlieferung hat das Andenken an die Wanderung der Poesie bewahrt. Orpheus, Apollos Sohn, der durch die Macht der Töne selbst den finstern Fürst des Todes rührte, war, wie man erzählte, am Fuße des Musensitzes Olymp bestattet, während man das Grab seines Schülers Musäus in Athen zeigte. Die Jonier setzten zwar bei der Übernahme der äolischen, von Mythen durchwebten Volkslieder im allgemeinen ihre eigne Mundart an die Stelle der fremden, behielten aber vieles, besonders formelhafte Wendungen, so bei, wie sie es von den fahrenden Sängern gehört hatten. Auf diese Weise bildete sich eine Dialektmischung, die nirgendwo in Griechenland Umgangssprache war, sondern nur in der Dichtkunst verwandt wurde, hier aber so völlig zur Herrschaft gelangte, daß die ionischen Sänger auch bei der Behandlung von Stoffen ihres heimischen Sagenkreises ihrer nicht entraten zu können glaubten. Durch den Einbruch der Nordstämme wurde die Kultur des Mutterlandes großenteils vernichtet. Aber nur wenige Bildungselemente gingen völlig unter — so die Schrift —, viele retteten sich mit den aus der Heimat fliehenden Scharen über das Meer. Die Jonier nahmen die alten Lieder mit nach Kleinasien. Die hier um den Erwerb neuer Wohnsitze gegen die Barbaren geführten Kriege erinnerten lebhaft an die Kämpfe der gefeierten Recken und waren deshalb der Erhaltung der Volkspoesie günstig. Ungefähr 200 Jahre pflanzte sich diese mündlich fort, wobei sie naturgemäß vielfache Erweiterungen und Umgestaltungen erfuhr. Zwischen 900 und 800 begann man zusammengehörige Gruppen von Liedern kunstvoll zu organischen Einheiten zu verbinden und die so geschaffenen Epen schriftlich niederzulegen. (Es lernten nämlich um diese Zeit die Griechen von den Phöniziern die Buchstabenschrift.) Der erste, der es unternahm, auf Grund mehrerer Einzelgesänge ein größeres Ganzes zu bilden, war Homer. Die Nachrichten über sein Leben sind samt und sonders in das Gebiet der Fabel zu verweisen. Doch ist seine Geschichtlichkeit über jeden Zweifel erhaben. Das wenige, was wir von ihm wissen, sagen uns seine Gedichte. Zwar spricht er nicht von sich selbst. Dies verbietet schon der Charakter des Heldenliedes, der die Person des Dichters ganz zurücktreten läßt. Aber als lebenswahrer Sänger ist er gar nicht imstande zu erzählen, was seinem Herzen völlig fremd ist. Wenn wir nun bei ihm durchweg von frohem Tatendrang und heiterer Geselligkeit lesen, so werden wir in der Annahme nicht fehl gehen, daß er den höheren Kreisen nahestand und, von Not und Bitterkeit verschont, gern die Freuden des Daseins genoß, gerade so wie seine Volksgenossen, für die er in erster Linie dichtete, die beweglichen, lebenslustigen Jonier. Gewöhnlich schreibt man ihm zwei Epen, Ilias und Odyssee, zu. Die Ilias entrollt uns ein farbenprächtiges Gemälde aus der Belagerung Trojas. Die besungenen Ereignisse, deren Ausgangspunkt der Streit zwischen Achill und



Homer.
Büste im Nationalmuseum, Neapel.

Agamemnon ist, umfassen einen Zeitraum von wenigen Wochen des letzten Kriegsjahres, und nur drei Tage werden ausführlich geschildert. Die Odyssee versetzt uns in das Zauberland der griechischen Märchenpoesie. Den Hauptgegenstand bildet die Heimkehr des Odysseus, die sich in 40 Tagen abspielt. Gerade in dieser Beschränkung zeigt sich die Meisterschaft des Dichters, der in jedem der beiden Gesänge aus der reichen Fülle des Stoffes eine einzige in sich geschlossene Handlung herausgreift und um sie alle erzählten Begebenheiten gruppiert. Die Einheit der Komposition, die Klarheit und natürliche Frische der Auffassung, die unnachahmliche Anschaulichkeit, die Schärfe der Charakterzeichnung, die Ruhe und Objektivität der Darstellung, die Schönheit und das Ebenmaß der Sprache verleihen den Homerischen Epen einen nie verwelkenden Reiz. Sie haben wie kein zweites Dichterwerk auf den Bildungsgang aller Völker eingewirkt. Für die Griechen vollends wurden sie das Buch der Bücher, das die religiösen Vorstellungen beeinflußte, dem Jugendunterricht zugrunde gelegt wurde, von dem die Dichter zehrten und nach dem die bildenden Künstler ihre Götter- und Heroengestalten schufen. Zu einer Zeit, wo die Fähigkeit zu lesen und zu schreiben noch nicht Allgemeingut war, sorgten wandernde Sänger, Rhapsoden, für die Verbreitung der Heldengedichte. Einige von ihnen verlegten sich ausschließlich auf den Vortrag Homerischer Verse und hießen deshalb Homeriden. Als nach dem Untergang der hellenischen Freiheit die wissenschaftliche Forschung begann, waren Ilias und Odyssee der Gegenstand eifrigster Studien, durch die allerlei Bedenken rege wurden. Einige Gelehrte schlossen aus den Verschiedenheiten der beiden Epen, daß nicht ein und derselbe Dichter der Verfasser sei. Aber Aristarch, das Haupt der alexandrinischen Schule und der beste Homerkenner des Altertums, der um 180 v. Chr. Geburt lebte, entschied sich für die Autorschaft eines einzigen Sängers und brachte durch das Gewicht seiner Stimme die Gegner zum Schweigen. Sein Urteil wurde erst gegen Ende des 18. Jahrhunderts ernstlich angegriffen. In einer scharfsinnigen Abhandlung verfocht Fr. A. Wolf, der Begründer der deutschen Philologie, die Ansicht, keines der beiden Epen rühre von einem Dichter her, sondern jedes sei eine Sammlung vieler von verschiedenen Sängern verfaßter Lieder, die erst zur Zeit des Tyrannen Pisistratus zu einem Ganzen verbunden seien. Durch diese Schrift wurde die homerische Frage wieder aufgerollt. Die namhaftesten Gelehrten nahmen zu den kühnen Behauptungen Wolfs beistimmend, ablehnend oder vermittelnd Stellung. Der Widerstreit der Meinungen trug zur bessern Erkenntnis der Epen wesentlich bei. Eine endgültige Lösung ist noch nicht erreicht, doch neigt sich die Wagschale wieder mehr zugunsten Aristarchs.

Lange galt Homer den Griechen auch als Verfasser aller übrigen Heldengesänge der ältesten Zeit sowie der in epischem Versmaß geschriebenen Hymnen. Die Preislieder auf die Götter sind noch vorhanden. Die kleineren dienten als Einleitungen zu rhapsodischen Rezitationen, die umfangreicheren wurden als selbständige Dichtungen an den kirchlichen Festen vorgetragen, für die sie bestimmt waren. Die andern Epen liegen uns nur in dürftigen Bruchstücken und Auszügen vor, so daß man sich von ihrem Werte keine klare Vorstellung machen kann. Einige scheinen von einem Hauch des homerischen Geistes durchweht gewesen zu sein. Bei den meisten aber überwog der Inhalt so sehr die künstlerische Gestaltung, daß sie nichts weiter als in Verse gebrachte Prosa waren. Sie nahmen den Stoff entweder aus dem trojanischen Kriege, Ilias und Odyssee gleichsam ergänzend, oder aus andern Sagenkreisen, unter denen der thebanische besonders beliebt war. Alle diese Werke wurden unter dem Namen „epischer Zyklus“ (Kreis) zusammengefaßt, weshalb die Verfasser Zykliker hießen.

Noch war der Sagenschatz, den die Jonier mit nach Kleinasien genommen hatten, nicht erschöpft, als im Mutterlande das Lehrgedicht entstand. Sein erster Vertreter ist Hesiod, der als Sohn armer Landleute in dem böotischen Dorfe Askra das Licht der Welt erblickte. Schon der Umstand, daß er aus dem gedrückten Bauernstande hervorging, ist für seine Poesie bedeutsam. Denn jeder Mensch, auch der Dichter, ist bis zu einem gewissen Grade das Produkt seiner Umgebung. Dazu traf ihn manch Ungemach. Sein eigener Bruder betrog ihn um einen Teil der

Erbschaft und suchte ihm nach Verprassung des ungerecht erworbenen Gutes auch den Rest der geringen Habe zu entreißen. Alles das mußte seine Lebensfreude verkümmern. Ihm stand nicht der Sinn danach, ritterliche Abenteuer und frohe Feste zu besingen. Die traurige Wirklichkeit machte ihn düster und nüchtern. Aber seine Erfahrungen befähigten ihn, schlichte Belehrungen zu erteilen. Sein bedeutendstes und, wie die Böoter behaupteten, einzig-echtes Gedicht trägt die Aufschrift „Werke". Er wendet sich darin an seinen Bruder, redet ihm scharf ins Gewissen, hält ihm seinen Betrug vor, warnt ihn vor weiterer Unehrlichkeit und spornt ihn zu fleißiger Arbeit an. Von fremder Hand ist später unter dem Namen „Tage" eine Art Bauernkalender hinzugefügt. Belehrenden Inhalts ist auch die „Theogonie", die von der Entstehung des Weltalls und der Götter handelt. Eine erstaunliche Fülle von alten Mythen ist in dieser Schrift aufgespeichert, weshalb sie von den nachfolgenden Dichtern gern ausgebeutet wird. Die Fortsetzung der Theogonie bildete das „Verzeichnis der Frauen", eine Geschichte der von irdischen Weibern abstammenden Heroen. Es ist nur in trümmerhaftem Zustande auf uns gekommen, während die beiden andern Werke ganz erhalten sind. Die Sprache ist schlicht und trocken. Zwar ist der Stoff nicht dazu angetan, dichterische Begeisterung zu erwecken; aber man merkt doch deutlich, daß dem biedern Sänger von Askra Schwung und Phantasie fehlen. Nach einer Seite zeigt sich aber dem Heldengedicht gegenüber eine wesentliche Neuerung, wenn man will, ein Fortschritt. In den „Werken" erzählt Hesiod von seinen eigenen Erlebnissen. Es ist die erste Regung des Subjektivismus. In den höfischen Kreisen fand seine steife Muse wenig Anklang. Dagegen gefielen der Menge die hausbackenen Sprüche der Lebensweisheit und die dürren religiösen Belehrungen. Neben Homer ist Hesiod am meisten für den Volksglauben maßgebend. Ähnlich wie dem Meister des ritterlichen Epos hat man auch dem Vater des Lehrgedichts vieles beigelegt, was offenbar von Nachahmern verfaßt ist. Von den meisten beanstandeten Schriften wissen wir wenig mehr als die Namen. Wir besitzen nur den „Schild des Herakles", ein kleines Gedicht, dessen wesentlicher Inhalt durch die Aufschrift gegeben ist.

Sparta.

Die Dorier gründeten nach ihrer Einwanderung in den Peloponnes auf dem Boden Lakoniens eine Reihe selbständiger Gemeinden. In der fruchtbaren Eurotasebene lagen davon fünf, die sich frühzeitig zu der Stadt Sparta vereinigten. Durch ihre größere Volkszahl, ihre Lage inmitten der Landschaft, eine feste Staatsordnung und straffe Zucht gelang es dieser, nicht nur die früheren Bewohner zu knechten, sondern auch die übrigen dorischen Städte von sich abhängig zu machen und ihnen den besten Teil ihrer Feldmark zu entreißen. Seitdem waren nur die Spartiaten im Vollbesitz der bürgerlichen Rechte. Sie nannten sich nach außen hin Lazedämonier. Bei der Aufteilung des Landes erhielt jeder Spartiate ein Gut (Los) von gleichem Ertrage. Ein Stück desselben, der sogenannte alte Teil, war unveräußerlich und unteilbar und vererbte sich wie ein Fideikommiß vom Vater auf den ältesten Sohn. Beim Aussterben der Familie fiel es an die herrschende Gemeinde zurück. Deren Mitglieder sollten ganz im Staatsdienst aufgehen. Daher durften sie weder Handel und Gewerbe noch Ackerbau treiben. Ihre Hufen wurden von den Heloten gegen eine feste Abgabe von rund 60 Hektoliter Getreide und ein entsprechendes Maß Wein und Obst bewirtschaftet. Was die Hörigen mehr erzielten, war ihr Eigentum. Wie viele Lose vorhanden waren, wissen wir nicht. Nach sehr späten und darum unzuverlässigen Nachrichten wären es anfangs 6000 gewesen, denen nachher 3000 hinzugefügt worden seien. Ebensowenig ist uns von der Güterzahl der übrigen Dorier, die man Periöken nannte, bekannt. Nur so viel ist sicher, daß deren Besitz nicht nach dem Grundsatz der Gleichheit geteilt war.

An der Spitze des Staates standen zwei erbliche Könige aus den Geschlechtern der Ägiden und Eurypontiden. Ihre mythischen Ahnherren waren Prokles und Eurysthenes, die Zwillingssöhne des Aristodemus. Das Doppelkönigtum widersprach dem Wesen Spartas, das eine einheitliche Leitung erforderte. Über seine Entstehung sind die verschiedensten Vermutungen geäußert worden, aber eine allseitig befriedigende Erklärung ist noch nicht gefunden. Die Könige waren zunächst die Oberpriester der Gemeinde und brachten als solche dem staathütenden Apollo die vorgeschriebenen Opfer dar. Ferner übten sie anfangs die höchste richterliche Gewalt aus. Ihr wichtigstes Amt war die Heerführerwürde. Bis ins 6. Jahrhundert konnten sie ganz nach freiem Ermessen Krieg führen und waren auch, als man ihrer Macht engere Grenzen gezogen hatte, im Felde Herren über Leben und Tod. Endlich leiteten sie in der ältesten Zeit die Staatsgeschäfte und genossen manche Ehrenrechte. Ihre Befugnisse wurden nach und nach sehr geschmälert. Die Schuld lag an ihnen selbst, indem sie durch ihren gegenseitigen Hader das Eingreifen der Gemeinde herausforderten.

Den Königen stand die Gerusia als beratende Behörde zur Seite. Ihr gehörten 28 Mitglieder, Geronten (Greise), an, die mindestens 60 Jahre alt sein mußten. Sie wurden von der Volksversammlung auf Lebenszeit gewählt. Das Wahlverfahren war über die Maßen kindisch. Es entschied nämlich nicht die Stimmenmehrheit, sondern die Stärke des Geschreis, womit die Bewerber begrüßt wurden. In späterer Zeit erhielten die Geronten die Gerichtsbarkeit in Straf- und Staatsprozessen. Den Vorsitz in dem Rat der Alten führten anfangs die Könige, die auch Stimmrecht hatten, nachher die Ephoren.

Die wichtigsten Angelegenheiten kamen, nachdem die Gerusia sie geprüft hatte, an die Bürgerschaft. Jeden Monat fand zur Zeit des Vollmondes eine Volksversammlung (Apella) statt. Alle Spartiaten über 30 Jahre konnten an ihr teilnehmen. Sie entschied über Gesetze, Krieg und Frieden, Bündnisse und sonstige Verträge, schlichtete etwaige Thronstreitigkeiten und wählte die höchsten Beamten, die Geronten und Ephoren. Sie hatte also scheinbar alle Macht, in Wirklichkeit war sie nur bei Uneinigkeit der Behörden von Bedeutung. Hielten diese einträchtig



Sparta mit dem Taygetosgebirge im Hintergrund.
Nach einer Photographie.

zusammen, so war die Abstimmung der Apella das reinste Possenspiel. Kein Bürger durfte zu den Anträgen der Regierung das Wort ergreifen, keiner — nicht einmal die Gesamtheit — einen Vorschlag machen. Eine Erörterung stand nur den Königen, Geronten, Ephoren zu. Die Volksversammlung hatte die an sie gerichteten Fragen einfach mit ja oder nein zu beantworten. Dabei wurden die Stimmen nicht gezählt, sondern lautes Schreien gab den Ausschlag. Hatte die Gemeinde wider alles Erwarten einen „schiefen" Beschluß gefaßt, d. h. anders gestimmt, als die Behörde es gewünscht, so stand dieser das Vetorecht zu.

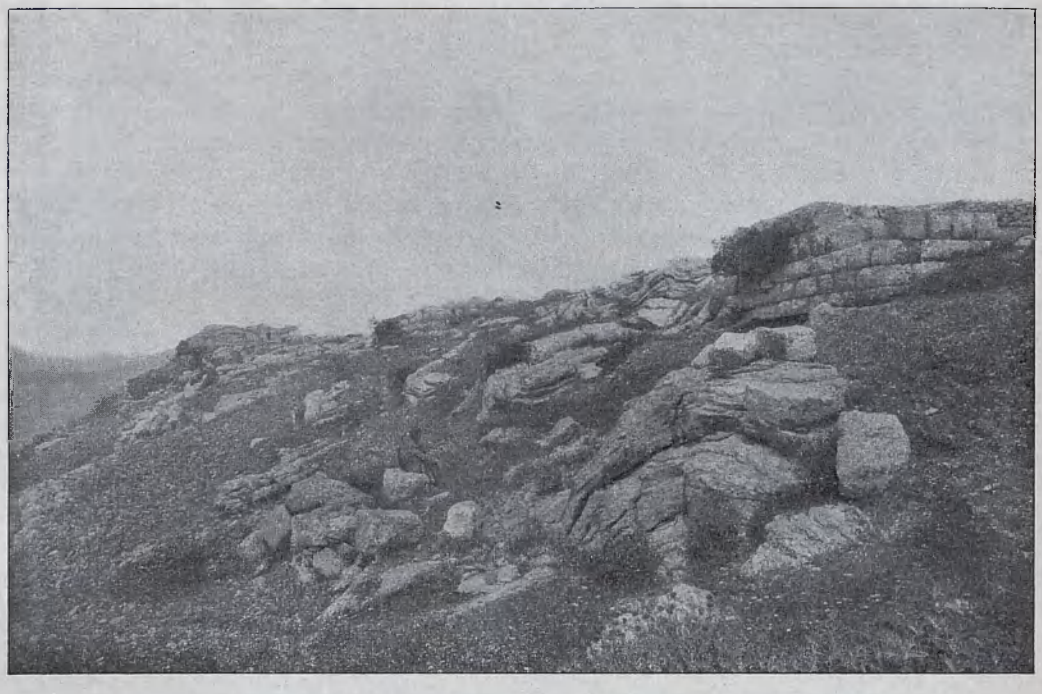


Kupfermünze von Sparta mit dem Porträt des Lykurgos. 1. Jahrh. v. Chr. (Berlin, Königliches Münzkabinett.) Nach Gipsabguß.

Den größten Einfluß hatten die fünf Ephoren (Aufseher). Aufsichtführende Beamte gab es wohl schon in alter Zeit; aber ihre Macht war anfangs bescheiden. Allmählich rissen sie fast die ganze Fülle der Staatsgewalt an sich, so daß sie die eigentliche Regierung bildeten. Sie beriefen und leiteten die Gerusia wie die Apella, führten die Verhandlungen mit dem Auslande, nach ihrer Weisung regelten sich Aushebung und Abmarsch der Truppen, sie beaufsichtigten den mit dem Oberbefehl betrauten Feldherrn, griffen als Vertreter der Gemeinde bei Zwistigkeiten der Könige ein, konnten jeden Beamten seiner Stellung entheben, verhaften und nach Ablauf seines Amtsjahres zur Rechenschaft ziehen. Sie hatten ferner die Gerichtsbarkeit in Zivilprozessen und den Vorsitz bei Straf- und Staatsprozessen. Ihre Aufgabe war es endlich, über die Sicherheit des Landes und der bürgerlichen Ordnung zu wachen und jeden Verstoß gegen Gesetz und Sitte zu ahnden. Gegen die Periöken und Heloten, die sich gefährlich oder auch nur irgendwie verdächtig zeigten, konnten sie ganz nach ihrem Gutdünken verfahren, ohne die Entscheidung des Gerichts anrufen zu müssen. Die Könige mußten den Ephoren jeden Monat schwören, in allem den Gesetzen zu gehorchen, und empfingen dafür die Versicherung, daß sie bei treuer Befolgung dieses Eides ihre Würde behielten. Ein Glück war es, daß die Ephoren, welche aus der ganzen Bürgerschaft gewählt werden konnten, jährlich wechselten.

Das ganze Leben der Spartaner, von der Wiege bis zur Bahre, unterstand der amtlichen Aufsicht. Etwa gebrechliche oder schwächliche Knaben wurden gleich nach der Geburt in einer Schlucht des Taygetus ausgesetzt. Mit dem siebenten Jahre begann die staatliche Erziehung, die keinen andern Zweck verfolgte als den, aus den Jungen tüchtige Soldaten zu machen. Deshalb gewöhnte man die Kinder von vornherein an Abhärtung und Genügsamkeit, unbedingten Gehorsam, Ehrfurcht vor dem Alter, Achtung vor dem Gesetz. Sie lernten ferner turnen, schwimmen und marschieren. Ob sich der Unterricht auch auf Lesen und Schreiben erstreckte, ist fraglich; jedenfalls waren die Spartaner in dieser Hinsicht sehr genügsam. Dagegen erfreuten sich Tonkunst und Tanz großer Pflege, und an den Götterfesten, besonders an den dem Apollo geweihten Karneen, wetteiferten die Jünglinge im Lanzenwurf und dem hellen Gesang der Musen.

Mit dem zwanzigsten Jahre trat man ins Heer. Die Dienstpflicht dauerte bis zum vollendeten 60. Jahre. Alle waren Schwerbewaffnete (Hopliten), die ehernen Panzer und Helm, hohen von den Füßen bis zu den Schultern reichenden Schild, lange Stoßlanze und Schwert trugen. Das Heer zerfiel in Bataillone (Lochen) zu je vier Kompagnien (Pentekostyen), die wiederum in vier Korporalschaften (Enomotieen) geteilt waren. Unter Gesang und klingendem Spiel rückte man ins Feld. Man focht in geschlossenen Reihen, wenige Glieder tief. Die höchste Truppenzahl, welche Sparta nachweislich aufgeboten hat, belief sich auf 45 000 Mann. Unter diesen waren aber 5000 Periöken und 35 000 Heloten. Die Periöken dienten wie die Spartaner als Hopliten, die Heloten als Knappen und Leichtbewaffnete. Das gewaltige numerische Übergewicht der Unterworfenen konnte nur durch beständige Kriegsbereitschaft des herrschenden Adels und gesteigerte Leistungsfähigkeit der einzelnen Bürger wett gemacht werden. Doch sah man sich oft zu unmenschlichen Maßregeln genötigt. Die jungen Spartaner waren mit der geheimen Überwachung der Heloten betraut und konnten mit schonungsloser Härte ver-



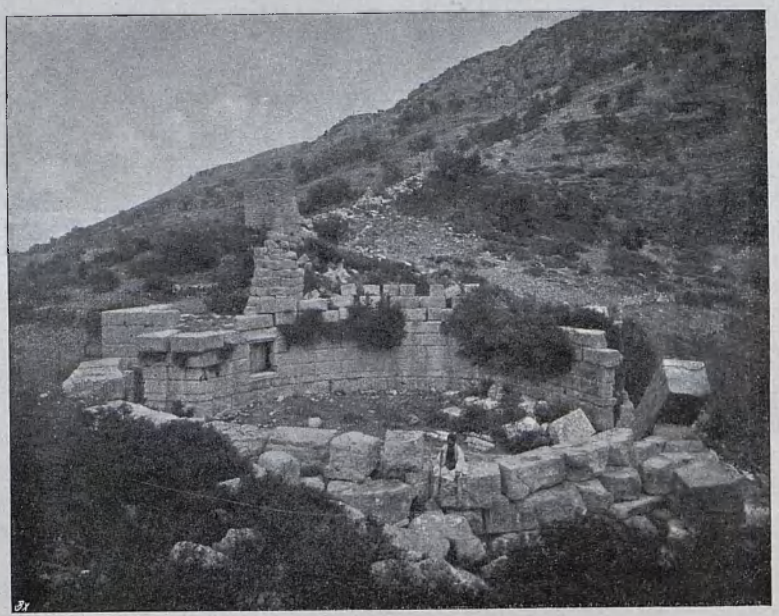
Ruinen der Messenischen Festung Ithome auf dem Berg Ithome (heute Monte Vulcano), im ersten und dritten Messenischen Kriege Hauptstützpunkt der Messenier.
Nach einer Photographie.

fahren. In den Städten der Periöken, denen eine gewisse Selbstverwaltung zugestanden war, führte ein spartanischer Harmost die Oberaufsicht. Als die Volkszahl der Bürger immer mehr zurückging, ergänzte man die gelichteten Reihen durch stärkere Heranziehung der Periöken und Aufnahme wehrhafter Heloten, die man Neodamoden (Neubürger) nannte.

Alle Spartiaten, reich und arm, trugen dieselbe Kleidung. Auch die Wohnungen konnten sich nur unwesentlich voneinander unterscheiden. Es waren einfache Holzhäuser, zu deren Herstellung keine anderen Werkzeuge als Axt und Säge verwandt werden durften. Endlich waren die Mahlzeiten (Phiditien) für alle gemeinsam. Zu ihrer Bestreitung hatte jeder monatlich 70 Liter Mehl, an 50 Flaschen Wein, einige Kilogramm Käse, Feigen, Oliven sowie eine kleine Geldsumme beizusteuern. Für das Geld wurde Schweinefleisch gekauft, das zur Bereitung des Hauptgerichts, der schwarzen Suppe, diente. Wer ohne triftigen Grund von den Phiditien fern blieb oder keine Beiträge leistete, verlor seine staatlichen Rechte. Da man in dem Reichtum eine Gefahr für die Sittenreinheit erblickte, war der Besitz von Edelmetall verboten. Man schlug nicht einmal Münzen aus Gold oder Silber. Als Zahlungsmittel diente Eisengeld. Um die Bürger vor schädlichen Einflüssen des Auslandes tunlichst zu behüten, gestattete man keinem Fremden die Niederlassung in Lakonien und stellte die, welche nur vorübergehend im Lande weilten, gewissermaßen unter Polizeiaufsicht.

Alle Einrichtungen führte man auf Lykurgus zurück. Die Spartaner selbst behaupteten, er habe sich die Staats- und Gesellschaftsordnung Kretas zum Vorbilde genommen, andere erzählten, das delphische Orakel habe ihm die Grundgesetze (rhetrae) offenbart. Man wußte nichts Bestimmtes von ihm, und die Angaben über seine Lebenszeit schwankten um annähernd 300 Jahre. Der in Sparta göttlich verehrte Lykurgus war wahrscheinlich ein Heros, den die Sage zum Gesetzgeber gemacht hat. Die Verfassung rührte wohl nicht von einem Manne her, sondern war die Frucht einer langen Entwicklung, die im 8. Jahrhundert ihren Abschluß fand.

Im Bewußtsein ihrer kriegerischen Überlegenheit begannen die Spartaner um diese Zeit eine Eroberungspolitik zu treiben. Dazu drängte schon die natürliche Vermehrung der Bürgerschaft, da die nachgeborenen Söhne auch Landbesitz und Sklaven zu seiner Bewirtschaftung zu erlangen wünschten. Man warf sich zunächst auf das westliche Messenien, das nach zwanzigjährigem Ringen unterjocht wurde. Die märchenhaften Nachrichten über die Veranlassung zum Kriege beruhen auf später Erfindung. Die Messenier wurden Heloten. „Wie Esel waren sie von schweren Lasten gedrückt; unter hartem Zwang lieferten sie den Herren die Hälfte aller Bodenfrucht, und wenn einer ihrer Herren starb, so hatten sie selbst und ihre Weiber ihn zu betrauern." So singt der Dichter Tyrtäus, dem wir die älteste zuverlässige Kunde über Sparta verdanken. Im 7. Jahrhundert erhoben sich die Messenier. Ihr Anführer war Aristomenes. Der Aufstand begann im Norden der Landschaft. Pisaten, Arkader und Argiver standen den Freiheitskämpfern bei. Die ersten Schlachten waren für Sparta ungünstig. Aber der eben erwähnte Tyrtäus, den man lächerlicherweise zu einem lahmen athenischen Schulmeister gemacht hat, wußte durch sein Feldherrntalent die Scharte auszuwetzen und durch seine schlichten Marschlieder die Krieger zu begeistern. „Am großen Graben" entscheidend geschlagen, flohen die Messenier auf die Bergfeste Ira. Zehn Jahre lang verwüsteten sie von hier aus weithin das Land, so daß die Lazedämonier, die in jener Gegend ihre Güter hatten, stürmisch eine Neuaufteilung verlangten. Doch Tyrtäus stellte durch sein Gedicht „Eunomia" (Gesetzlichkeit) die Eintracht wieder her. Endlich siegten die Spartaner. Die Messenier verließen Ira und zogen teils nach Arkadien, teils nach den westlichen Kolonien, unter denen Zankle wegen der Menge der messenischen Einwanderer den Namen Messana erhielt. Die Argiver hatten sich unter ihrem Könige Phidon die Notlage der Spartaner zunutze gemacht und fast über den ganzen Peloponnes die Vorherrschaft erlangt. Sobald aber die Nachwehen des zweiten messenischen Krieges vorüber waren, wurde die gefährliche Nebenbuhlerin von Sparta gedemütigt und ihr ein beträchtlicher Teil ihres Gebietes entrissen. Auch gegen Arkadien wandten die Lazedämonier ihre Waffen. Aber sie stießen hier auf so zähen Widerstand, daß sie auf die Eroberung der Landschaft verzichteten und sich begnügten, mit den einzelnen Kantonen Bündnisse zu schließen, durch die sie die Führung erhielten. (Die Bewohner Tegeas, der mächtigsten arkadischen Stadt, hatten fortan in der Schlacht den Ehrenplatz auf dem rechten Flügel des spartanischen Heeres.) Auch die Eleer, denen nach dem Tode Phidons die Unterwerfung von Pisa und Triphylien gelungen war, sowie fast alle dorischen Staaten schlossen sich an Sparta an. Sie



Ruinen des Arkadischen Tors zu Messene.
Nach einer Photographie von des Granges.

bildeten mit diesem den peloponnesischen Bund, ein lockeres Gefüge, das allen Mitgliedern in den inneren Angelegenheiten völlig freie Hand ließ. Die Fragen der auswärtigen Politik wurden vom Bundesrat erledigt, in welchem jeder Staat gleiches Stimmrecht hatte. Doch konnte kein gemeinsamer Krieg ohne die Einwilligung Spartas beschlossen werden. Alle waren zur Stellung von Truppen, Schiffen oder Geld verpflichtet. Die Höhe der Leistungen wurden in jedem Falle von Sparta festgesetzt. Dieses hatte nicht nur den Oberbefehl über das Gesamtheer, sondern ernannte auch die Führer der einzelnen Kontingente. An der Spitze einer Macht, die 200000 Soldaten aufbringen konnte, erhoben die Lazedämonier den Anspruch auf die Leitung (Hegemonie) von ganz Hellas.

Athen.

Wie Lakonien, so zerfiel auch Attika ehedem in eine Anzahl kleiner Reiche. Das bedeutendste war Athen, der natürliche Mittelpunkt der „Ebene" (Pedion). Der erdentsprossene Kekrops galt als Gründer der Burg (Akropolis), die nach ihm Kekropia genannt wurde. Unter seiner Regierung stritten nach einer anmutigen Sage Poseidon und Pallas um den Besitz des Landes. Der Meeresgott stieß mit seinem Dreizack in den Burgberg, und sogleich sprudelte ein salzhaltiger Quell aus dem Felsen. Athene aber pflanzte dicht daneben einen Ölbaum. Zum Schiedsrichter ernannt, sprach Kekrops den Sieg Pallas zu, da ihr Geschenk für die Menschen wertvoller sei. Seitdem ist Attika das Eigentum dieser Göttin. Auf Kekrops folgte Erechtheus, gleichfalls ein Sohn der Erde, der durch freiwilligen Opfertod den Athenern Eleusis gewann. An der Stelle seines Palastes wurde später das jenen beiden Gottheiten geweihte Erechtheion erbaut, eines der herrlichsten Kunstdenkmäler des Altertums. Ein Nachkomme des Erechtheus war Jon, dessen Söhne die Ahnherren der vier attischen Stämme Argadeis, Aigikoreis, Hopleten und Geleonten wurden. Jeder Stamm bewohnte ursprünglich ein besonderes Gebiet. Wann und wie die Bildung des Gesamtstaates erfolgte, ist nicht mehr zu ermitteln. Spuren einer gewissen Selbständigkeit des einen oder andern Teiles sind noch im 6. Jahrhundert nachweisbar. Wie man später glaubte, hatte Theseus die Teilfürstentümer aufgehoben und Athen zum Sitze der Regierung bestimmt. Zum Andenken an die politische Einigung beging man das Fest der Panathenäen, das in jedem vierten Jahre unter besonderer Prachtentfaltung gefeiert wurde. Mehrere Tage hindurch fanden Kampfspiele aller Art statt. Darauf zog man in einer glänzenden Prozession zur Burg. Voran schritten Zither- und Flötenspieler. Es folgten die wehrhaften Jünglinge in vollem Waffenschmuck, Opferstiere von Priestern geleitet, auserwählte Greise mit heiligen Ölzweigen, die Träger der Festgeschenke, Abordnungen der Pflanzstädte, die Frauen und Jungfrauen, denen von den Töchtern der Beisassen Schirme und Sessel nachgetragen wurden. In der Mitte des Zuges fuhr ein auf Rollen ruhendes Schiff. An seinem Maste hing statt des Segels ein von edlen Jungfrauen gewebtes Gewand. Mit diesem bekleidete man nach der Ankunft auf der Burg das Holzbild der stadtschirmenden Athene. Ein Opferschmaus, an dem sich die ganze Bevölkerung beteiligte, schloß die Feier.

In Athen herrschten anfangs Könige, die, wie auch in den anderen Staaten, die Würde eines obersten Priesters, Richters, Heerführers und Verwaltungsbeamten bekleideten. Ihre Macht war erblich und unumschränkt. In wichtigen Angelegenheiten wandten sie sich an den aus den Häuptern der Adelsgeschlechter gebildeten Rat, der sich auf dem Areshügel (Areopag) versammelte und hiernach auch genannt wurde. Aber die Könige waren an seine Zustimmung nicht gebunden, ihm für ihre Handlungen nicht verantwortlich.

Nach der gewöhnlichen Überlieferung erlosch das Königtum mit dem Tode des Kodrus. Entspricht dies auch nicht genau den Tatsachen, indem die Nachkommen des Kodrus noch lange die Träger der höchsten Gewalt blieben, so hängt doch mit den Wirren der dorischen Wanderung,

durch die auch in Athen die mykenische Kultur zusammenbrach, eine Schmälerung der königlichen Macht zugunsten des Adels zusammen. Dieser ernannte aus seiner Mitte Beamte, welche zunächst als Gehilfen dem Könige zur Seite traten, allmählich aber zu selbständiger Bedeutung gelangten. So gingen im Laufe der Zeit, indem der Adel (die Eupatriden) die Verhältnisse geschickt auszunutzen wußte, alle Rechte des Fürsten auf die Beamten über. Die Änderung der Verfassung vollendete sich im 7. Jahrhundert. Seitdem leiteten neun jährlich wechselnde, ausschließlich von und aus den Eupatriden zu wählende Beamte das Staatswesen. Sie hießen Archonten (Regierende). Der erste wurde Archon schlechthin genannt. Er stand an der Spitze der Verwaltung, hatte für den würdigen Verlauf der großen Götterfeste zu sorgen, führte den Vorsitz in allen das Familienrecht betreffenden Prozessen der Bürger und gab dem Jahre den Namen. (Im Altertum pflegte man nämlich die Jahre zur Datierung nicht zu zählen, eine



Reiter im Festzug der Panathenäen.
Vom Parthenonfries des Phidias. (London. Britisches Museum.)

Sitte, die erst im Mittelalter aufkommt, sondern nach dem höchsten Beamten zu benennen.) Der zweite Archon war der „König" (Basileus). Auf ihn gingen die Obliegenheiten über, welche früher der König in seiner Eigenschaft als Oberpriester zu verrichten hatte. Der dritte, der „Kriegsherr" (Polemarch), besaß die Heerführerwürde, übte über die Fremden dieselbe richterliche Tätigkeit aus, wie der Archon über die Bürger und leitete die Bestattung der im Kriege Gefallenen. Die sechs übrigen hießen Thesmothen (Rechtsetzer). Sie mußten anfangs nur die bisher mündlich überlieferten Rechtssatzungen aufschreiben und darauf achten, daß niemand sich gegen sie verging. Die Einsetzung dieser Behörde läßt den steigenden Einfluß der untern Stände, der Bauern (Geomoren) und Gewerbetreibenden (Demiurgen) erkennen, welche, um vor Rechtsbeugungen der herrschenden Klassen geschützt zu sein, auf die schriftliche Abfassung der Gesetze gedrungen hatten. Ähnlichen Bestrebungen begegnen wir um dieselbe Zeit auch in andern griechischen Staaten, namentlich in den fortgeschrittenen Kolonien. Im italischen Lokri wirkte Zaleukus, im sizilischen Katana Charondas als Gesetzgeber. Während aber dort das aufstrebende Bürgertum es erreichte, daß Recht und Gesetz den Verhältnissen angepaßt wurden, begnügte sich das athenische Volk vorab mit der Kodifizierung der geltenden, wenn auch zum Teil veralteten Satzungen.

Diese Maßregel erwies sich bald als unzulänglich. Das wirtschaftliche Leben nahm damals einen riesigen Aufschwung. Hierzu trug besonders die Münzprägung bei, welche eine bessere Verwertung des beweglichen Kapitals ermöglichte und den Geschäftsverkehr erleichterte. An dem Handel und der Industrie beteiligten sich neben den Adeligen auch viele Bürgerliche, welche auf ihren Reichtum gestützt Anteil an der Regierung verlangten. Die Eupatriden, die durch Gemeinsamkeit der Interessen, vielfach auch durch Heirat, mit den aus dem Volke hervorgegangenen Großkaufleuten, Reedern und Fabrikanten verbunden waren, gaben dem Drängen insoweit nach, als nunmehr nicht wie bisher das Vorrecht der Geburt, sondern der Ertrag aus dem Grundbesitz ausschlaggebend sein sollte. Zu diesem Zwecke wurde das ganze Volk in Steuerklassen eingeteilt. Wer aus seinen Äckern eine Ernte von mindestens 500 Scheffel oder Tonnen (Getreide, Wein, Öl) erzielte, gehörte zu der höchsten Klasse, welcher alle staatlichen Rechte vorbehalten waren. (Man nannte sie „Fünfhundertscheffler".) Durch diese Neuerung behielt zwar der Geburtsadel seinen maßgebenden Einfluß, da sein Vermögen vorzugsweise in liegenden Gütern bestand, aber einerseits verloren verarmte Eupatriden ihre politischen Vorrechte, anderseits traten die wohlhabendsten Bürger, denen ihr Geld den Ankauf großer Ländereien gestattete, gleichberechtigt neben den Adel. Die zweite Klasse umfaßte die, welche 300, die dritte alle, die 200 Scheffel, und die vierte solche, die weniger ernteten, aber selbständige Grundeigentümer waren. Nach dem Einkommen richteten sich die Pflichten gegen den Staat. Die erste Klasse hatte nicht nur die höchsten Steuern zu zahlen, sondern wurde auch zu außerordentlichen Lasten (Leiturgien) stark herangezogen. Dahin gehörten Unterhaltung und Ausstattung der Chöre bei den öffentlichen Spielen, Abordnung von Festgesandtschaften, Ausrüstung der Kriegsschiffe usw. Die zweite Klasse stellte im Kriege die Reiterei. Daher nannte man ihre Mitglieder auch „Ritter". Die dritte Klasse, die „Gespannbauern", die mit einem Joch Ochsen ihr Feld bewirtschafteten, bildete das schwerbewaffnete Fußvolk. Die letzte Klasse wurde nur als Leichtbewaffnete herangezogen. Indem die Fünfhundertscheffler in die Rechte der Eupatriden eintraten, wurde die Herrschaft des Adels (Aristokratie) durch die des Reichtums (Oligarchie) abgelöst, für den Mittelstand ein sehr schlechter Tausch. Denn die Begüterten beuteten die wirtschaftlichen Verhältnisse skrupellos zu ihrem Vorteil aus. Großgrundbesitz und Industrie gingen damals vielfach dazu über, in ihren Betrieben mit Sklaven zu arbeiten; fremdes Getreide, das aus Gegenden mit niedrigen Löhnen und Bodenwerten eingeführt wurde, drückte den Preis des im Inland erzeugten herab. Die Folge war, daß Bauern und Handwerker schwer um ihre Existenz rangen. Die Lage verschärfte sich noch durch den mißglückten Versuch Kylons, sich der Tyrannis zu bemächtigen.



Kupferne Erkennungs- oder Theatermarke der athenischen Thesmotheten. 4. Jahrh. v. Chr. (Berlin, Königl. Münzkabinett.) Nach Gipsabguß.

Tyrann bezeichnet an sich den Gebieter, und es fehlt dem Worte jede gehässige Nebenbedeutung. Die Griechen nannten so die Männer, die ohne jeden Rechtsanspruch auf eine Machtstellung mit Gewalt sich als Alleinherrscher aufwarfen, mit Gewalt sich in der angemaßten Würde behaupteten. Es waren meist mit ihren Standesgenossen zerfallene Adelige, die, von der Gunst des Volkes (Demos) getragen, die entartete und deshalb unhaltbar gewordene Aristokratie oder Oligarchie stürzten. In späterer Zeit, als das zu Einsicht und Selbstbewußtsein gelangte Bürgertum selbst die Geschicke des Staates leitete, sah man in den Tyrannen verhaßte Zwingherren und ehrte ihre Mörder fast wie Halbgötter. Im 7. und 6. Jahrhundert aber, wo sie fast in allen Städten Griechenlands die Regierung an sich rissen, wirkten sie überaus segensreich. Zwar begegneten sie jedem Versuch, sie zu entthronen, mit schonungsloser Grausamkeit und ließen sich mitunter aus bloßem Mißtrauen unverzeihliche Härten zuschulden kommen. Aber die durchweg oligarchisch gefärbte Überlieferung übersieht, daß ohne das Auftreten der Tyrannen die unteren Klassen sich in blutigen Aufständen gegen ihre Bedrücker erhoben hätten. Es ist ein unbestreitbares Verdienst der Tyrannis, daß sie die soziale Revolution verhinderte, die Gleichheit



Griechin aus dem 4. Jahrhundert v. Chr.

Tonstatuette aus Tanagra.

Im Antiquarium der Königl. Museen, Berlin.

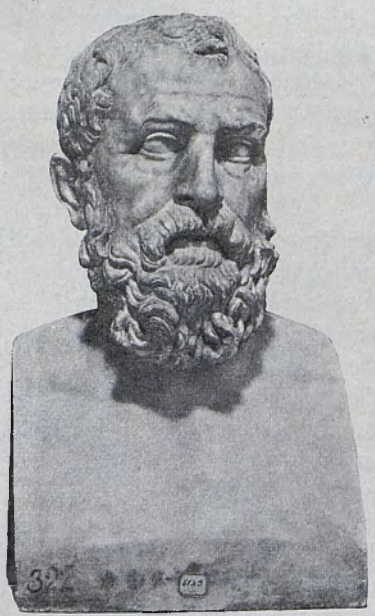
vor dem Gesetz durchführte, die Kluft zwischen arm und reich überbrückte und durch Werke des Friedens Ackerbau und Gewerbe, Handel und Verkehr, Künste und Wissenschaften förderte. Sie war das notwendige Bindeglied zwischen der Herrschaft weniger und dem Verfassungsstaate (Politeia). Als sie ihre Aufgabe gelöst hatte, empfand auch das durch sie zu Wohlstand und politischer Reife gelangte Bürgertum ihre durch fremde Soldknechte aufrecht erhaltene Herrschaft als unwürdig und hatte kein Interesse mehr, sie zu verteidigen. Ohne die Rückkehr der früheren heillosen Zustände fürchten zu müssen, konnte es dem Adel die Hand zu gemeinsamem Vorgehen gegen die Tyrannen bieten. Wie lange diese das Heft in der Hand hielten, hing der Hauptsache nach davon ab, wie sie ihre Macht gebrauchten. Je besonnener sie regierten, je mehr sie sich durch staatsmännische Weisheit die Liebe des Volkes erwarben, desto dauerhafter war ihre Herrschaft. Aber eine bleibende Einrichtung war die Tyrannis nirgends. Der bedeutendste „Gebieter", den wir kennen, ist Periander, der weit über ein Menschenalter (628—584) an der Spitze des korinthischen Staates stand. Er gehörte einem altadligen Geschlechte an und war mütterlicherseits sogar mit dem Hause der Herakliden verwandt. Durch seine Kolonialpolitik — er gründete Potidäa auf Chalzidize, Apollonia in Illyrien, unterwarf selbst das stolze Korzyra, die gefährlichste Nebenbuhlerin Korinths — erhob er seine Vaterstadt zur ersten Handels- und Seemacht Griechenlands. Kriegsschiffe, die er auf beiden Meeren hielt, schützten die Kaufleute gegen die Seeräuber. Von seinem Scharfblick und Unternehmungsgeist zeugt die Absicht, den Korinthischen und Saronischen Busen durch eine Wasserstraße zu verbinden, ein genialer Plan, der erst im Jahre 1893 verwirklicht worden ist. Wegen seiner Gerechtigkeit und Weisheit genoß er allseitiges Vertrauen. Die angesehensten Fürsten unterhielten mit ihm freundschaftliche Beziehungen, die sich befehdenden Athener und Mytilenäer riefen ihn als Friedensstifter an. Unter den Dichtern, die sich seiner Gunst erfreuten, wird besonders Arion erwähnt. Die anmutige Sage, Fischer hätten den Sänger auf der Fahrt von Italien nach Griechenland ins Meer geworfen, aber Delphine ihn gerettet, ist durch die epische Erzählung Schlegels allgemein bekannt geworden. Die letzten Lebensjahre Perianders wurden durch Unglück und Zwistigkeiten in seiner Familie getrübt. Mißtrauisch und verbittert, ließ er sich zu Handlungen hinreißen, die ihn auch beim Demos verhaßt machten. Wenige Jahre nach seinem Tode wurde sein Neffe und Nachfolger Psammetich vom Adel gestürzt.

Kylon rechnete um so sicherer auf das Gelingen seines Vorhabens, als Apollo ihm durch einen Orakelspruch die Herrschaft in Aussicht stellte. Mit einer Söldnerschar seines Schwiegervaters, des Tyrannen Theagenes von Megara, überrumpelte er um das Jahr 630 die Burg von Athen. Seine Hoffnung auf den Beistand des unzufriedenen Volkes schlug fehl. Die Lage war noch nicht so traurig, daß der Demos ihn als Befreier begrüßt hätte. Kylon wurde von allen Seiten eingeschlossen, und es gelang ihm nur mit Mühe zu entkommen. Seine Anhänger, die das Zwecklose fernern Widerstandes einsahen, retten sich in den Tempel der Athene und verließen ihren Zufluchtsort erst, nachdem die Behörden geschworen hatten, keinen am Leben zu strafen. Gegen die eidliche Zusage wurden alle hingerichtet. Die Schuld an der verbrecherischen Tat, welche die Rache der beleidigten Gottheit heischte, traf hauptsächlich den Archon Megakles aus dem Hause der Alkmäoniden. Um das Strafgericht von der Bürgerschaft abzuwenden, verbannte man den Frevler samt seinem Geschlechte auf ewig aus dem Lande. Theagenes aber fiel verheerend in Attika ein und lähmte durch seine überlegene Seemacht den Handel der Athener. Der Krieg zog sich jahrelang hin. Das Unglück der Bauern und Gewerbetreibenden stieg aufs äußerste. Die meisten sahen sich gezwungen, ihren Besitz mit Hypotheken zu belasten. Allenthalben erhoben sich auf den Äckern die Pfandsäulen, welche die Höhe der aufgenommenen Kapitalien und den Namen des Gläubigers angaben. Der Zinsfuß von rund 20 Prozent, der sich durch die geringe Menge des baren Geldes erklärt, aber darum die Schuldner nicht weniger



Kupfermünze von Methymna mit Arion auf dem Delphine. Aus der Zeit des Commodus (180 bis 192 n. Chr.) (Berlin, Königl. Münzkabinett.) Nach Gipsabguß.

hart traf, machte es unmöglich das Darlehn zurückzuerstatten. Außerstande ihren Verpflichtungen nachzukommen, verfielen die Armen nach dem grausamen Recht der damaligen Zeit mit Leib und Leben, mit Weib und Kind dem Gläubiger. Viele wurden von den rücksichtslosen Kapitalisten in die Sklaverei verkauft. Haß und Erbitterung ergriff alle. Um die erregten Gemüter zu beschwichtigen, erhielt Drakon, einer der Archonten des Jahres 621, den Auftrag, an Stelle der einzelnen, von Fall zu Fall aufgestellten Satzungen der Thesmotheten ein das ganze Recht umfassendes Gesetz zu schaffen. In welcher Weise er seine Aufgabe löste, ob er nur das Gewohnheitsrecht aufzeichnete oder die bestehenden Normen zeitgemäß abänderte, wissen wir nicht. Uns ist nur der Inhalt derjenigen Paragraphen bekannt, die sich auf die Blutgerichtsbarkeit beziehen. Diese fanden solchen Anklang, daß Solon sie in seine Gesetzgebung aufnahm. Im allgemeinen aber war das Werk Drakons nicht geeignet, die Gärung zu bannen. Wenn auch die gegen ihn erhobenen Vorwürfe, auf alle Vergehen sei die Todesstrafe gesetzt, er habe seine Gesetze mit Blut geschrieben und dergleichen mehr, durchaus unbegründet sind, so war das Volk doch in doppelter Hinsicht enttäuscht. Die Verfassung hatte Drakon nicht geändert, gegen die zunehmende Verarmung nichts getan. Die Protzen aber wurden immer schamloser. Nicht zufrieden mit der Ausplünderung des Volkes, bereicherten sie sich sogar mit dem Gemeinde- und Tempelvermögen. Die gewaltsame Erhebung der Masse war nur eine Frage der Zeit. Die drohende Gefahr der Revolution wurde durch Solon beseitigt. Er stammte aus dem erlauchten Geschlechte der Kodriden, gehörte aber nicht zur herrschenden Klasse. Im Kriege gegen Megara hatte er zuerst die Aufmerksamkeit auf sich gelenkt. Die Eroberung von Salamis und die endliche Beilegung der verderblichen Fehde war sein Verdienst. Er hatte die Welt kennen gelernt und sich auf seinen Reisen nach Ägypten, Kleinasien und Cypern reiche Erfahrungen erworben. Dazu war er eine tiefgläubige, rechtschaffene Natur, von warmer Liebe zu seinen Mitbürgern und dem Vaterlande erfüllt. Dichterische Beredsamkeit erhöhte den Eindruck seiner Ermahnungen. Seine von edler Begeisterung getragenen Lieder wurden von den Athenern allzeit hochgeschätzt. Durch sein unparteiisches Urteil gewann er das Vertrauen des ganzen Volkes. Im Jahre 594 zum Archon gewählt und mit weitgehenden Vollmachten ausgestattet, unternahm er es, den zerrütteten Staat zu ordnen und die Eintracht unter den feindlichen Parteien wiederherzustellen. Die Arbeit war nicht leicht, da die Reichen wenig Nachgiebigkeit zeigten, die verarmte Masse aber eine Neuaufteilung des Landes verlangte. Mit weiser Mäßigung hielt Solon die goldne Mittelstraße inne. Die übertriebenen Forderungen der untern Klassen wies er zurück, verfügte aber gleich bei seinem Amtsantritt durch die Seisachtheia (Lastenabschüttelung), daß sämtliche Schulden erlassen, die Schuldhaft aufgehoben sei, daß die in Sklaverei geratenen Bürger die Freiheit zurückerhalten sollten und alle, welche aus Furcht vor der Knechtschaft ins Ausland geflohen seien, straflos den heimischen Boden wieder betreten dürften.



Solon.
Antike Büste im Nationalmuseum, Neapel.
(Alinari phot.)

Weitere Maßregeln dienten der Erhaltung des Bauernstandes, und ein neues Münz-, Maß- und Gewichtssystem, das sich zu dem früheren wie 100 zu 73 verhielt, ermöglichte einem großen Teil der Bürger das Aufrücken in die nächst höhere Steuerklasse. Denselben Zweck verfolgte er mit der Bestimmung, daß der Zensus für die Gespannbauern nicht mehr 200 Scheffel, sondern nur noch 150 betragen solle. Dann regelte Solon die Verfassung. Die höchsten Ämter



Der Areopag, Areshügel, an dem sich das Sitzungslokal der nach ihm benannten Körperschaft befand. Nach einer Photographie.

blieben vor wie nach nur den Fünfhundertschefflern zugänglich. Aber ihre frühere Bedeutung war dahin. Denn in die Verwaltung teilten sich von nun an die Archonten mit dem von Solon neu geschaffenen Rat, die Entscheidung über die wichtigsten Angelegenheiten war der Volksversammlung vorbehalten, und von dem ordentlichen Gericht, das aus Fünfhundertschefflern gebildet war, konnte man Berufung an das Volksgericht einlegen. Der Rat setzte sich aus 400 Mitgliedern zusammen. Jeder der vier alten, nach den angeblichen Söhnen Jons benannten Stämme stellte 100. Aktives und passives Wahlrecht besaßen nur die drei ersten Klassen. An der Volksversammlung konnten alle Bürger, also auch die Angehörigen der vierten Klasse (die Theten, Lohnarbeiter), mit gleichem Stimmrecht teilnehmen. Das Volksgericht (Heliäa) bestand später aus 6000 über 30 Jahre alten Bürgern, die aus der Gesamtheit ausgelost wurden. Über seine Einrichtung in der Solonischen Zeit wissen wir nichts. Die Aufsicht über das ganze öffentliche Leben führte der Areopag. Er wachte über die Gesetze, sah darauf, daß die Beamten ihre Pflicht erfüllten, schritt gegen Umstürzler ein und ahndete die schwersten Verbrechen, wie Mord, Giftmischerei und Brandstiftung. Die ehrwürdige, von konservativen Grundsätzen geleitete Körperschaft, die sich nur aus bewährten Archonten ergänzte, bildete ein heilsames Gegengewicht gegen die radikalen Elemente in der Menge und war, so lange ihre Macht ungeschmälert dastand, selbst in den heftigsten Stürmen der feste Anker des Staatsschiffes.

Nachdem Solon die Verfassung geändert hatte, regelte er das ganze Rechtswesen. Seinem Scharfblicke entging nichts, und alle seine Anordnungen zeugen von genialer Einsicht, die sich nicht begnügt, einen Notbehelf für den Augenblick zu schaffen, sondern die Entwicklung voraussieht und in die richtige Bahn zu lenken sucht. Er schützte die Landwirtschaft, hob Handel und Verkehr, förderte die Einwanderung fremder Kaufleute, wirkte auf die Jugenderziehung ein und traf Maßnahmen gegen Luxus, Müßiggang und üble Nachrede. Die Gesetze wurden auf drehbare Holztafeln geschrieben und im Prytaneion aufgestellt. Sie sollten 100 Jahre in Kraft bleiben, und die Bürger schwuren, sie treu zu halten. Des Eides ungeachtet traten alsbald neue Zerwürfnisse ein. Obwohl die Rechte der einzelnen Klassen in vollem Einklang mit ihren Leistungen standen, waren sehr viele unzufrieden. Die Reichen hatten durch die Seisachtheia einen großen Teil ihres Vermögens eingebüßt, die Besitzlosen sahen ihre Erwartung, auf Kosten der Begüterten Land zu erhalten, nicht erfüllt. Wiederholt war Solon genötigt, „Gewalt und

Recht zu verbinden", um Herr der Lage zu bleiben. Als er sein Amt niederlegte, begannen die Parteikämpfe von neuem. Vergebens bat und beschwor Solon seine Mitbürger, sich des Erreichten zu erfreuen. Seine Warnungen verhallten. Ärgerlich verließ er die Heimat, in der Hoffnung, die Zeit werde die erhitzten Gemüter ernüchtern. Hierin aber täuschte er sich. Die Zustände wurden immer verwirrter. Erst lange nach seinem Tode erkannte man, wieviel man dem Gesetzgeber verdankte. Man pries ihn als den Begründer des Verfassungsstaates (Politeia), rechnete ihn unter die sieben Weisen, welche eine hübsche Fabel zeitlich vereinigte (Thales von Milet, Bias von Priene, Pittakus von Mytilene, Kleobulus von Lindus, Chilon von Sparta, Periander von Korinth); seine vermeintlichen Kernsprüche, wie „nichts zuviel", „erkenne dich selbst", „Maßhalten ist das beste", waren in aller Munde, und an dem Feste der Apaturien, an welchem die während des letzten Jahres geborenen ehelichen Kinder in die Standesregister eingetragen wurden, trugen die Schulknaben im Wettgesange seine Lieder vor. Die Lücken seiner Lebensgeschichte wurden durch hübsche Anekdoten ausgefüllt, die ihn als Muster kluger Besonnenheit feiern.



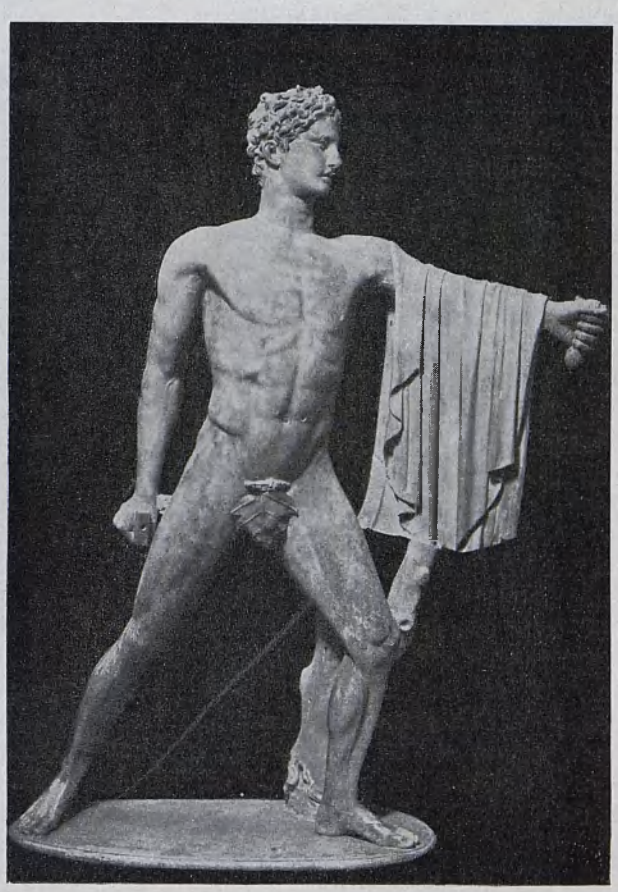
Kupfermünze von Mytilene auf Lesbos mit dem Porträt des Weisen Pittakus. 2. Jahrh. v. Chr. (Paris, Nationalbibliothek.)

In seiner Abwesenheit schlossen sich die Feinde und Anhänger seiner Gesetze zu festgefügten Parteien zusammen. Es waren die Pediäer, die Paralier und die Diakrier. Die Pediäer, die reichen, meist im Pedion ansässigen Gutsbesitzer wünschten die Wiederherstellung der alten Zustände. Ihr Führer war der Eupatride Lykurgus. Die Paralier, der Mittelstand, der am stärksten in der Paralia vertreten war, scharten sich um den Alkmäoniden Megakles, den Sohn des Verbannten, dessen Familie auf Grund einer von Solon erlassenen Amnestie nach Attika zurückgekehrt war. Ihr Streben richtete sich auf die Erhaltung der Solonischen Verfassung. Das Haupt der Lohnarbeiter und kleinen Kätner, die hauptsächlich in der Diakria wohnten, war Pisistratus, der sein Geschlecht auf Kodrus zurückführte. Diese in scharfem Gegensatz zu den Pediäern stehende Fortschrittspartei verlangte eine Aufteilung des Landes, damit alle tunlichst gleichen Besitz erhielten. Ihrem Führer bewilligte sie, um ihn vor Mordanschlägen seiner Feinde zu schützen, eine Leibwache von 50 Keulenträgern. Mit diesen besetzte er, ohne auf Widerstand zu stoßen, die Burg und bemächtigte sich der Herrschaft um 560. Inzwischen war Solon in seine Vaterstadt zurückgekehrt. Wie er sich zu dem Gewalthaber stellte, wissen wir nicht. Die sagenhafte Überlieferung erzählt, er habe die Bürger zum Kampf für die Freiheit aufgerufen, aber niemand habe auf ihn gehört. 559 starb er im Alter von 80 Jahren. Pisistratus hatte durch sein kühnes Vorgehen die Gegner verblüfft, nicht ihre Macht gebrochen. Sobald sie sich von ihrer ersten Bestürzung erholt hatten, verbanden sie sich zu gemeinsamem Handeln und jagten den Tyrannen aus dem Lande. Dann aber entzweiten sie sich, und Megakles trat auf die Seite des Pisistratus, so daß dieser nach wenigen Jahren die Herrschaft zurückerlangte. Bei seiner Rückkehr soll er eine große, stattliche Frau, die wie die Kriegsgöttin Athene gekleidet war, neben sich auf seinen Wagen gesetzt und durch Herolde verkündet haben, die Beschirmerin der Stadt selbst führe ihn zurück. Allgemein wurde, wie es heißt, der Schwindel geglaubt und das Weib angebetet. Die Regierung des Pisistratus war jetzt noch von kürzerer Dauer als vorher. Mit Megakles zerfallen, mußte er wiederum fliehen. Nach umfassenden Vorbereitungen entschloß er sich noch einmal, einen Staatsstreich zu wagen. Von dem Adel vieler Landschaften unterstützt, landete er mit einem starken Söldnerheer bei Marathon, schlug die ihm entgegengesandten Truppen und zog als Herrscher in Athen ein. Viele Eupatriden, vor allem die Familie der Alkmäoniden, verließen das Land. Um seinen Anhang zu vergrößern und sicherer auf ihn zählen zu können, verwirklichte er in etwa das alte



Tetradrachmon von Athen, 6. Jahrh. v. Chr., etwa aus der Zeit des Pisistratus. (Sammlung Warren.)

Programm der Diakrier, indem er alles Ödland sowie die Güter der ausgewanderten Gegner unter die Theten verteilte. Dadurch wurde der Mittelstand verstärkt und die sozialen Gegensätze gemildert. Die Solonischen Gesetze ließ er bestehen, wenn er auch dafür sorgte, daß einer der Archonten aus seinem Hause gewählt wurde und die übrigen nicht zu seinen Feinden gehörten. Die Verwaltung wurde durch die Einsetzung der Landrichter verbessert, die Stadt mit gutem Trinkwasser versehen. Vorbildlich war die auswärtige Politik. Pisistratus hat zuerst erkannt, daß die Zukunft Athens auf dem Meere liege. Er faßte in dem goldreichen Gebiet nordöstlich von der Halbinsel Chalzidize festen Fuß, besetzte Sigeum an der asiatischen Seite des Hellespont, unterwarf Naxos und unterstützte den Miltiades in der Besiedlung des thrazischen Chersonnes. Dadurch entwickelte sich Athen zu einem Mittelpunkte des Handels. Die reichen Zolleinnahmen verwandte der Machthaber zur Verschönerung der Stadt. Die Künste erlebten unter ihm eine erste Blüte. Zahlreiche skulpturengeschmückte Tempel wurden erbaut und der Glanz der Götterfeste, besonders der Panathenäen, Eleusinien und Dionysien erhöht. Die letztgenannte, dem Bakchus gewidmete Feier trug wesentlich zur Entwicklung des Dramas bei, und noch unter Pisistratus führte Thespis, der als der Erfinder des Schauspiels gilt, die erste Tragödie auf. Die Athener fühlten sich unter dem väterlichen Regiment des Tyrannen so wohl, daß sie glaubten, das goldene Zeitalter sei wiedergekehrt.



Aristogiton.

Standbild im Nationalmuseum zu Neapel.

Mit dem auf Seite 159 abgebildeten Standbild des Harmodius bildet es zusammen die Gruppe der Tyrannenmörder, die um 510 v. Chr. von dem attischen Künstler Antenor in Bronze geschaffen wurde. Nachdem die Bronzegruppe den Persern in die Hände gefallen war, wurde im 5. Jahrh. v. Chr. die jetzt in Neapel befindliche Marmornachbildung hergestellt. Der Kopf ist antik, aber nicht zugehörig.

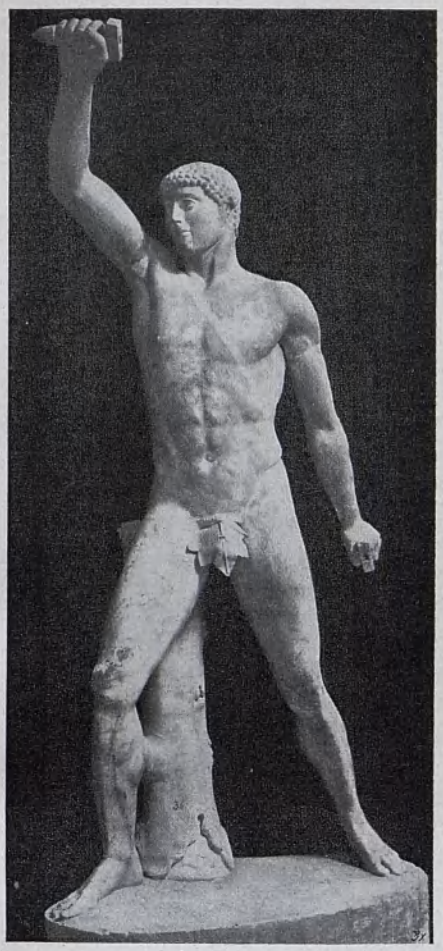
Daher ging auch nach seinem Tode die Herrschaft ohne jede Störung auf seine Söhne Hippias und Hipparch über (528). Den Spuren ihres Vaters folgend, leiteten sie den Staat mit Weisheit und Milde. Athen wurde damals der Brennpunkt der literarischen Bestrebungen. Am Hofe der beiden Fürsten weilten die gefeiertsten Dichter ihrer Zeit, Anakreon, Simonides, Pratinas und Lasos. Hipparch befaßte sich am liebsten mit mystisch-theologischen Fragen. Er war der beste Kenner der Weissagungen. Der epische Dichter Onomakritus, dem man fälschlich die Sammlung und Ordnung der homerischen Gesänge zugeschrieben hat, weihte ihn in die Geheimnisse der Orphiker ein. (Diese angeblich von Orpheus gestiftete Sekte lehrte einen merkwürdigen Pantheismus, der sich vielfach mit der indischen Religion berührt. Die Seele des Menschen bedarf nach ihr vieler Wandlungen und Wanderungen,

bevor sie in die Weltseele, den Zeus-Dionysus, eingeht. Zu ihrer Befreiung vom Körper benötigt sie keiner sittlichen Läuterung, sondern rein äußerlicher Sühn- und Weihemittel. In den Zeiten wirtschaftlichen Niedergangs und sozialer Gärung, in denen der Wunsch nach Erlösung besonders lebhaft empfunden wird, fand die seltsame Lehre viele Anhänger, während sie in der Blüteperiode Griechenlands fast unbekannt war. Die uns erhaltenen orphischen Schriften, die offenbar zur Wiedererstarkung des alternden Heidentums beitragen sollten, stammen aus dem 2. christlichen Jahrhundert.)

Hipparch fiel im Jahre 514 einer Privatrache zum Opfer. Harmodius und Aristogiton, die sich durch ihn bitter gekränkt fühlten, drängten sich bei dem Feste der Panathenäen an den nichtsahnenden Fürsten heran und stießen ihn nieder. Harmodius brach sofort unter den Streichen der Leibwache tot zu Boden. Aristogiton floh, wurde aber bald ergriffen und hingerichtet. Obwohl sich das Volk völlig teilnahmlos verhalten hatte, ließ Hippias in der Besorgnis, es sei auch für ihn der Mordstahl bereits geschliffen, die Bürger entwaffnen und erregte durch harte Maßnahmen den Unwillen des Demos. Jetzt glaubte der verbannte Adel, besonders das Geschlecht der Alkmäoniden, seine Zeit sei gekommen. Aber ein Einfall in Attika hatte nicht den erhofften Erfolg. Daher wandten sich die Eupatriden an das Delphische Orakel, dessen Einfluß es gelang, Sparta zum Einschreiten zu veranlassen. Der Herrenstaat am Eurotas, der um diese Zeit den peloponnesischen Bund ausgebaut hatte, betrachtete die auf die unteren Klassen sich stützenden Tyrannen als seine geborenen Feinde. Er hatte schon zum Sturze des Lygdamis, des Beherrschers von Naxos, mitgewirkt und auch einen, freilich ergebnislosen Krieg gegen den seemächtigen Polykrates, den Fürsten von Samos, geführt. Im Jahre 510 schickten die Spartaner ein starkes Heer unter ihrem Könige Kleomenes nach Attika. Hippias unterlag im offenen Felde und zog sich auf die Burg Athens zurück. Obwohl jetzt auch der Demos die Waffen gegen ihn ergriff, hätte sich der Kampf um die Feste noch lange hingezogen, wenn nicht die Kinder des Tyrannen, die dieser ins Ausland retten wollte, den Feinden in die Hände gefallen wären. Gegen ihre Rückgabe verpflichtete sich Hippias, binnen fünf Tagen Attika zu verlassen. Er begab sich mit seiner Familie nach Sigeum und hoffte mit Hilfe der Perser, mit denen er schon vorher Beziehungen angeknüpft hatte, in seine Herrschaft wieder eingesetzt zu werden.

Athens Befreiung war vornehmlich das Werk der Lazedämonier. Aber nicht sie, sondern die feigen Mörder Hipparchs, deren Tat nur das erste Glied in der Kette der letzten Ereignisse war, wurden als die Erretter vom Tyrannenjoche verehrt. Man errichtete ihnen Standbilder, speiste ihre nächsten Anverwandten auf öffentliche Kosten im Prytaneum, der Polemarch brachte ihnen Totenopfer dar, als wären sie im Kampf für das Vaterland gefallen, und nur freie Bürger durften die Namen Harmodius und Aristogiton tragen.

In den Streitigkeiten, die nach dem Abzuge der Spartaner von neuem ausbrachen, gewann die Volkspartei das Übergewicht. Ihr Führer Kleisthenes, das Haupt der Alkmäoniden, wurde wie einst Solon zum außerordentlichen Gesetzgeber (Aisymnetes) erwählt, damit er die Solonische Verfassung in demokratischem Sinne umgestalte. Die Oligarchen, welche gehofft hatten, nach Vertreibung des Hippias wieder ans Ruder zu kommen, wandten sich unter Isagoras an Sparta. Kleomenes erschien zum zweitenmal in Athen, erzwang die Verbannung der „fluchbeladenen" Alkmäoniden und ihrer angesehensten Anhänger und wollte die Leitung des Staates den Oligarchen in die Hände spielen. Aber der Demos griff zu den Waffen und nötigte die Lazedämonier, das Land zu verlassen. Sofort wurde Kleisthenes zurückgerufen und setzte das begonnene Verfassungswerk fort. Zunächst verstärkte er den Demos, indem er auch denjenigen Theten, die kein Grundeigentum oder selbständiges Geschäft hatten, Bürgerrecht verlieh. Sein Hauptstreben richtete sich darauf, eine landschaftliche Parteibildung, wie sie uns in den Kämpfen der Pediäer, Paraler und Diakrier begegnet, für die Zukunft unmöglich zu machen. Zu diesem Zwecke teilte er Attika in zehn politische Körperschaften, gerade wie die alten ionischen Stämme Phylen genannt, deren jede aus je einem Zehntel der Pediäa, Paralia und Diakria bestand.



Harmodius.
Marmorstandbild im Museum zu Neapel.
(Siehe die Abb. Aristogiton S. 157.)

Über die Verbindung der Zehntel zu Phylen entschied das Los, so daß die meisten der neugeschaffenen Bezirke aus weit voneinander getrennten Gebieten zusammengesetzt waren. Die Phylen besaßen für ihre inneren Angelegenheiten Selbständigkeit und hatten ihre besonderen Schutzherren, die ihnen den Namen gaben. So hieß beispielsweise die, welche Ajas als ihren Schirmherrn verehrte, Ajantis. Auch die Heeresorganisation lehnte sich an die Phylen an. Jede stellte eine bestimmte Zahl Fußsoldaten und Reiter, die, zu einer taktischen Einheit verbunden, unter eigenen Führern ins Feld rückte. Deshalb hatten die Phylen auch die Stammrollen zu führen. In diesen waren alle Bürger vom 18. bis 60. Jahre verzeichnet. Die beiden ersten Jahre mußte jeder zu seiner militärischen Ausbildung an der Landesgrenze dienen. Die Phylen zerfielen in Gemeinden (Demen) mit eigener Verwaltung. Wie viele Demen zu einer Phyle gehörten, hing von ihrer Größe ab. Im ganzen Lande gab es stark 100 Demen. Die Zugehörigkeit zu einer Gemeinde war die Voraussetzung zur Ausübung der staatlichen Rechte. Jeder blieb auf immer Mitglied desselben Demos, ja sein Gemeindebürgerrecht vererbte sich sogar auf seine Nachkommen, ohne Rücksicht auf ihren Wohnort. Eine erhöhte Bedeutung gewann der Rat. Er wurde von nun an die oberste Verwaltungsbehörde, nach deren Anordnungen sich alle Beamten zu richten hatten. Zu seinen Hauptobliegenheiten gehörten die Aufstellung des Staatshaushaltes, die Aufsicht über das Bau- und Kriegswesen, die Begutachtung aller der Volksversammlung zu unterbreitenden Vorlagen und die Vertretung des Staates nach außen. Er zählte 500 Mitglieder, statt wie bisher 400, je 50 aus jeder Phyle. Sie wurden aus allen über 30 Jahre alten Bürgern, die sich zur Übernahme des Amtes bereit erklärten, auf ein Jahr ausgelost. Die Einrichtung war nicht so unvernünftig, wie dies auf den ersten Blick erscheint. Denn einerseits hatten die Gemeinden die Pflicht, unwürdige Elemente, die sich meldeten, zurückzuweisen. Andererseits mußten sich die Ausgelosten vor ihrem Amtsantritt einer ihre sittliche und politische Befähigung betreffenden Prüfung unterziehen und am Schlusse des Jahres dem Areopag Rechenschaft ablegen.

Die Leitung der laufenden Geschäfte wechselte alle 35 oder 36 Tage nach einer durch das Los bestimmten Reihenfolge unter den Ratsherren (Buleuten) der einzelnen Phylen. Die Mitglieder des jeweilig regierenden Ausschusses hießen Prytanen, die Zeit ihrer Tätigkeit Prytanie. Sie losten aus ihrer Mitte den Epistates, der die Volksversammlungen berief und in diesen wie im Rate den Vorsitz führte. Niemand durfte länger als einen Tag das Amt des Epistates bekleiden. Die Prytanen speisten auf öffentliche Kosten in einem „Tholos" genannten Gebäude, während die Ehrengäste wie vorher im Prytaneion Tafel hielten. Um die noch immer mächtige Partei der Pisistratiden ihrer gefährlichsten Führer berauben zu können, führte Kleisthenes das Scherbengericht (Ostrazismus) ein. In der ordentlichen Volksversammlung der sechsten Prytanie

wurden die Bürger gefragt, ob jemand verbannt werden solle. Antwortete die Mehrheit mit ja, so fand einige Zeit später eine außerordentliche Versammlung statt, in der jeder den Namen des nach seiner Ansicht Auszuweisenden auf ein Täfelchen schrieb. Hatten wenigstens 6000 Bürger abgestimmt, so wurde der verbannt, für den sich die meisten entschieden hatten. Der Betreffende hatte binnen wenigen Tagen das Land zu verlassen und durfte erst nach Ablauf von zehn Jahren in die Heimat zurückkehren. Eine eigentliche Strafe war diese Art der Verbannung nicht, weshalb auch keine Aberkennung der bürgerlichen Ehrenrechte oder Vermögenseinziehung damit verbunden war. In der ersten Zeit nach dem Sturze der Tyrannen erwies sich der Ostrazismus als eine heilsame Einrichtung, welche die Wiederkehr einer Zwingherrschaft verhinderte. Später wurde er seiner ursprünglichen Bestimmung zuwider von der Mehrheitspartei mißbraucht, um die Gegner durch die Beseitigung ihres tüchtigen Führers unschädlich zu machen. Im übrigen blieb die Solonische Verfassung in Kraft.

Das Reformwerk war im Jahre 507 vollendet. Die Oligarchen, die es vergebens zu hintertreiben versucht hatten, wandten sich wiederum an Sparta. Dieses bot Truppen aus dem ganzen peloponnesischen Bunde auf und ließ sie unter beiden Königen in Attika einrücken. Auch die Böoter und Chalzidier nahmen am Kampfe gegen Athen teil. Aber das unheildrohende Unternehmen hatte einen geradezu kläglichen Mißerfolg. Das peloponnesische Heer lief auseinander, noch bevor es zu einer Schlacht gekommen war. In Eilmärschen zogen darauf die Athener nach dem Euripos, brachten den Böotern eine vernichtende Niederlage bei, setzten nach Euböa über und zwangen durch einen glänzenden Sieg die Chalzidier, den besten Teil ihrer Ackerflur abzutreten und eine demokratische Verfassung anzunehmen. Das eroberte Gebiet wurde in gleiche Stücke geteilt und unter mehrere Tausend Theten verlost, die so in die Klasse der Gespannbauern aufrückten. Für einen Staat, in dem der Mittelstand den Kern des Heeres, das schwerbewaffnete Fußvolk, stellte, war die Landversorgung der Besitzlosen nicht nur eine soziale, sondern auch eine wichtige militärische Maßregel. Man nannte die Ansiedler Kleruchen (von kleros, Los). Sie bildeten keine selbständige Gemeinde nach Art einer Pflanzstadt, sondern blieben Bürger Athens, durften über die ihnen zugefallenen Äcker nicht nach freiem Ermessen verfügen und besaßen nur eine beschränkte Selbstverwaltung.

So ging Athen aus den innern Wirren gekräftigt hervor. Daß es Freiheit und Ehre ohne fremde Hilfe gewahrt hatte, erhöhte sein Selbstbewußtsein. Sein Sieg drückte das Siegel auf die Neuerungen des Kleisthenes. Die lebendige Teilnahme am staatlichen Leben weckte das Verantwortlichkeitsgefühl und stärkte die Vaterlandsliebe. Stolz auf seine Errungenschaften war es bereit, Gut und Blut für die Demokratie zu opfern.

Die griechische Kultur bis zu den Perserkriegen.

Die Jahrhunderte vom Sturz des Königtums bis zu den Perserkriegen sind eine Zeit voll Leben und Entwicklung. Der Adel behauptet bis gegen Ende der Periode auf allen Gebieten die Führung. Aber seine Willkürherrschaft reizt zum Widerstande. Das Bürgertum verlangt immer stürmischer nach Gleichberechtigung. Wirtschaftliche Krisen verschärfen die Gegensätze. Die innern Kämpfe erfordern die Anspannung aller Kräfte. Der Geist wird regsamer, der Charakter selbständiger. Im Wettbewerb mit den Semiten erobern die Griechen den Weltmarkt. Der Handel vermehrt den nationalen Wohlstand und bietet so, wenn er auch nur einer beschränkten Zahl von Familien zugute kommt, doch die Mittel, die Götterfeste und den Kultus, die Quellen der Kunst, glanzvoller zu gestalten und gemeinnützige Anlagen ins Leben zu rufen. Der rege Verkehr mit dem Auslande erschließt die Geisteswelt hochentwickelter Völker und trägt zur Steigerung und Vertiefung der Bildung bei. Die unseligen Folgen der dorischen Wanderung

Beiblatt zu der Tafel:

Kolumne V des Timotheus-Papyrus.

Der Timotheus-Papyrus wurde am 1. Februar 1902 in einem Grabe bei dem Dorfe Abusir (Abusis, Dorf nahe von Memphis) in Mittelägypten gefunden und ist eine Bibliothek für sich. Den Inhalt des ganz vorzüglich erhaltenen Papyrus bildet ein Gedicht des Timotheus aus Milet, der um 400 v. Chr. G. lebte.

(Nach „Der Timotheus-Papyrus", herausgegeben von Ulrich von Wilamowitz-Mölln. Leipzig 1903.)

Übersetzung:

Übersetzung:

Deckblatt zu der Tafel:

Kolumne V des Timotheus-Papyrus.

Der Timotheus-Papyrus wurde am 1. Februar 1902 in einem Grabe bei dem Dorfe Abuſir (Buſiris, Vorſtadt von Memphis) in Ägypten gefunden und iſt das älteſte uns erhaltene griechiſche Buch. Den Inhalt des aus der Zeit Alexander des Großen ſtammenden Papyrus bildet ein Gedicht des Timotheus aus Milet, der um 400 v. Chr. G. lebte.

(Nach „Der Timotheus-Papyrus", herausgegeben von Ulrich von Wilamowitz-M., Leipzig 1903.)

Übertragung:

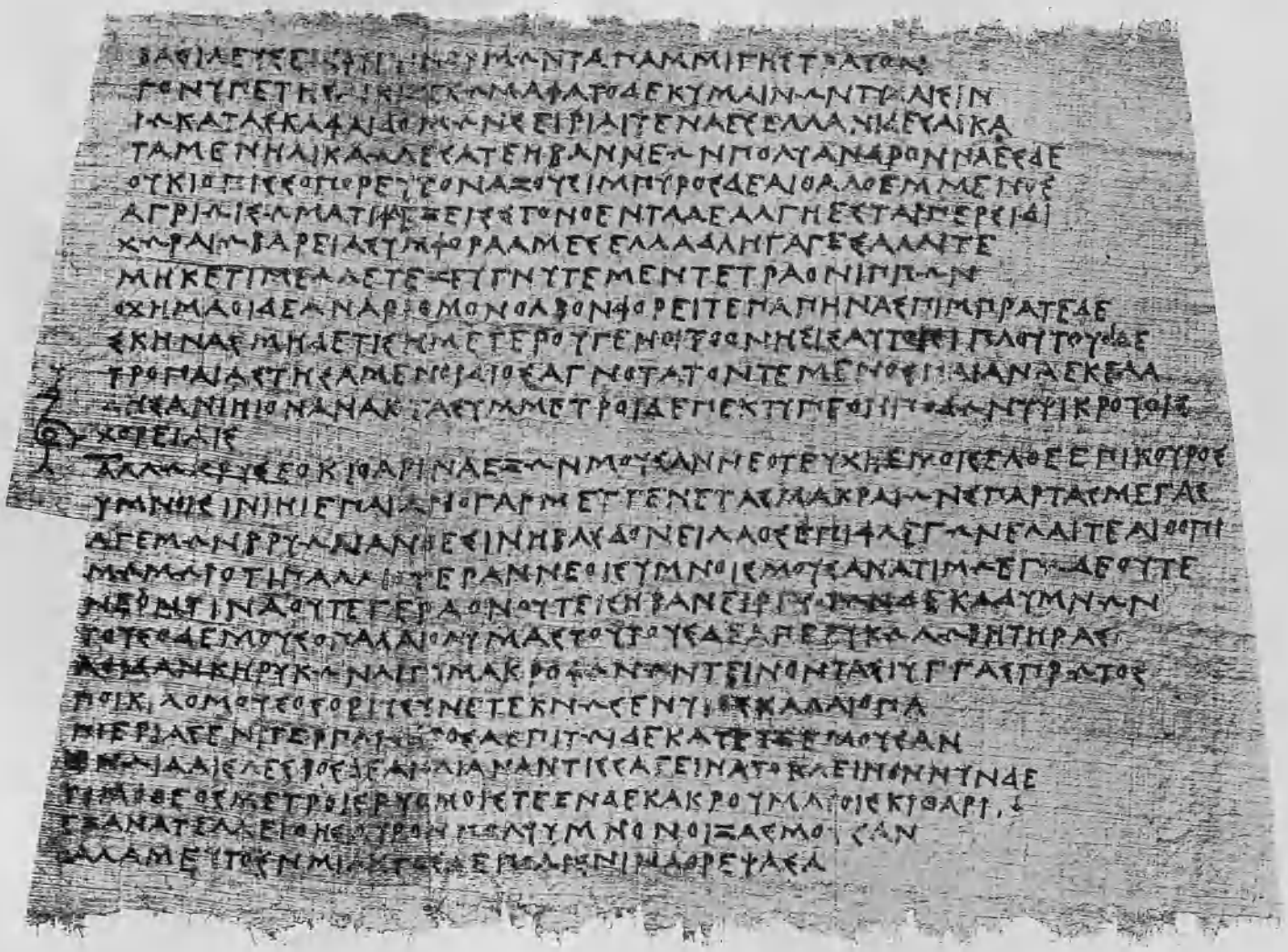
185 [καὶ παλινπόρεντον ὡς ἐσ- | εἶδε] βασιλεὺς
εἰς φυγὴν ὀρ- | μῶντα παμμιγῆ στρατόν, |
γονυπετὴς αἴκιζε σῶμα,
190 φάτο δὲ κυμαίνων τύχαισιν | „Ἰὼ κατασκαφαὶ
δόμων | σείριαί τε νᾶες Ἕλλανίδες, | αἳ κατὰ
μὲν ἥλικ' ὀλέσαθ' ἥ- | βαν νέων πολύανδρον,
195 νᾶες δὲ — — — | οὐκ ὀπισσοπόρεντον ἀ- |
ξουσιμ, πυρὸς δ' αἰθαλόεν | μένος ἀγρίωι
σώματι φλέ- | ξει, στονόεντα δ' ἄλγη
200 ἔσται Περσίδι χώραι. | ὦ βαρεῖα συμφορά,
| ἅ μ' ἐς Ἑλλάδ' ἤγαγες. | ἀλλ' ἴτε μηκέτι
μέλλετε ζεύγνυτε | μὲν τετράορον ἵππων
205 ὄχημ', οἳ δ' ἀνάριθμον ὄλ- | βον φορεῖτ' ἐπ'
ἀπήνας, | πίμπρατε δὲ σκηνάς, | μηδέ τις
ἡμετέρου | γένοιτ' ὄνησις αὐτοῖσι πλούτου".
210 οἳ δὲ τρόπαια στησάμενοι, Διὸς | ἁγνότατον
τέμενος, Παιᾶνα | ἐκελάδησαν, ἰήιον |
ἄνακτα, σύμμετροι δ' ἐπεκτύπεον ποδῶν
| ὑψικρότοις χορείαις.
215 Ἀλλ' ὦ χρυσοκίθαριν ἀέ- | ξων μοῦσαν
νεοτευχῆ | ἐμοῖς ἔλθ' ἐπίκουρος ὕ- | μνοις
ἰήιε Παιάν· | ὁ γάρ μ' εὐγενέτας μακραί-
220 ων Σπάρτας μέγας ἀγεμών, | βρύων ἄνθεσιν
ἥβας, | δονεῖ λαὸς ἐπιφλέγων | ἐλατ' αἰθοπι μώμωι, | ὅτι παλαιοτέραν νέοις
225 ὕμνοις μοῦσαν ἀτιμῶ. | ἐγὼ δ' οὔτε νέον
τιν' οὐ- | τε γεραὸν οὔτ' ἰσήβαν | εἴργω
τῶνδ' ἐκὰς ὕμνων, | τοὺς δὲ μουσοπαλαιολύ-
230 μας, τούτους δ' ἀπερύκω, | λωβητῆρας ἀοιδᾶν |
κηρύκων λιγυμακροφώ- | νων τείνοντας
ἰυγάς. | πρῶτος ποικιλόμουσον Ὀρ-
235 φεὺς χέλυν ἐτέκνωσεν, | υἱὸς Καλλιόπας
Πιερίας ἔπι. | Τέρπανδρος δ' ἐπὶ τῶι δέκα |
ζεῦξε μοῦσαν ἐν ὠιδαῖς· | Λέσβος δ' Αἰολία
νιν Ἀν-
240 τίσσαι γείνατο κλεινόν· | νῦν δὲ Τιμόθεος
μέτροις | ῥυθμοῖς θ' ἑνδεκακρουμάτοις |
κίθαριν ἐξανατέλλει, | θησαυρὸν πολύυμνον οἰ-
245 ξας Μουσᾶν θαλαμευτόν· | Μίλητος δὲ πόλις
νιν ἀ | θρέψασ', ἃ [δυωδεκατει- | χέος λαοῦ,
πρωτέος ἐξ Ἀχαιῶν.]

Überſetzung:

Als der Großkönig das aus allen Völkern gemiſchte Heer geſchlagen zur Flucht gewandt ſah, ſank er auf die Knie, marterte ſeinen Leib und ſprach im Schmerz über das Mißgeſchick: „O Gräber der Häuſer und ihr zerſtörenden Griechenſchiffe, die eine ſo große männerreiche Schar der Jünglinge vernichtet haben. Keine Schiffe ..... werden heimwärts tragen, ſondern des Feuers flammende Kraft wird (ſie) mit wilder Glut verbrennen, und ſeufzerreiches Weh wird über das Perſerland hereinbrechen. O ſchlimmes Geſchick, das mich nach Hellas geführt hat. Doch wohlan, zögert nicht, ſchirret das Viergeſpann an, tragt unermeßliche Habe auf die Wagen und verbrennet die Zelte, damit ihnen (den Feinden) kein Nutzen aus unſerem Reichtum erwachſe."

Die aber errichteten die Siegeszeichen, für Zeus die heiligſte Weihegabe, und ſtimmten den Päan an, den Lobgeſang auf den rettenden Gott, und tanzten taktmäßig im hochſpringenden Reigen.

Aber du, rettender Päan, der dem Neuerer das Lied der goldbeſaiteten Muſe ſegnet, komme als Helfer meinem Sange. Denn Spartas hochgebietendes, altadeliges Volk, prangend in Jugendblüte, beunruhigt und bedrängt mich, mit heftigem Tadel mir zuſetzend, weil ich durch neue Lieder die ältere Muſe mißachte. Aber ich halte weder Jüngling noch Greis noch Altersgenoſſen ab von dieſen fernen Geſängen, ſondern die Verunehrer der alten Muſe, die wehre ich ab, die Beſchimpfer der Geſänge, welche der hellautredenden Herolde Geſchrei noch ſteigern. Zuerſt erfand Orpheus die vielſtimmige Laute, Kalliopes Sohn in Pierien. Nach ihm beſpannte Terpander die Leier mit zehn Saiten. Das äoliſche Lesbos gebar ihn zum Ruhm für (die Stadt) Antiſſa. Jetzt aber bringt Timotheus die Zither mit elftönenden Maßen und Rhythmen hervor, den im Brautgemache verborgenen liederreichen Schatz der Muſen öffnend. Milet hat ihn großgezogen, die erſte der zwölf Pflanzſtädte der Achäer.



Kolumne V des Timotheus-Papyrus.

(Nach „Der Timotheus-Papyrus", herausgegeben von Ulrich von Wilamowitz-M., Leipzig 1903.)

werden mehr und mehr überwunden; die ganze Kultur, deren Hauptbrennpunkte die Pflanzstädte, vor allem die kleinasiatischen sind, reift einer schöneren Blüte entgegen.

In der Dichtkunst entsteht eine neue Gattung. Das Epos mit seinem Lobpreis auf eine längst entschwundene Vergangenheit, seinem nirgendwo gesprochenen Dialekt, seinen formelhaften Wendungen und seinem gleichmäßigen Rhythmus paßt schlechterdings nicht in die unruhige Zeit hinein. Nur die dem Geräusch der Welt abgewandten Denker benutzen es in Ermangelung der Prosa, die erst am Ende des Zeitalters literarisch verwandt wird. Die Persönlichkeit des Dichters und die Eigenart des Stammes treten in den Vordergrund. Daher gebraucht der Sänger die heimische Mundart; was er schreibt, hat er selbst erlebt und quillt unmittelbar aus seiner Stimmung hervor. Das Versmaß steht in Einklang mit dem Inhalt. Musik und Tanz, in den Adelsstaaten die Hauptbildungsmittel, wirken mächtig auf die Poesie ein. Die Musik geht dem Text voraus. Es gibt wohl Melodien ohne Worte, aber nicht umgekehrt Lieder ohne Tonsatz. Saiten- oder Flötenspiel begleiten den Vortrag. Die Poesie lehnt sich anfangs noch eng an die alte Kunstform an. Aber bald löst sich der Zusammenhang. Stoff und Rhythmus werden immer mannigfaltiger. Wir nennen die subjektive Dichtung, die kurz vor 700 aufkommt, Lyrik. Das Wort ist ein Notbehelf, indem es eigentlich nur die zur Leier (Lyra) gesungenen Lieder bezeichnet. Den Griechen ist der moderne Gattungsname unbekannt. Sie unterscheiden Elegie, Jambus, Lied.



Lyrischer Dichter, die Leier spielend. Marmorstatue, früher in der Villa Borghese in Rom, jetzt in Kopenhagen. Nach einer Photographie.

Zuerst entsteht die Elegie. Ihre Heimat ist Jonien, ihre Form das Distichon, der erste schüchterne Versuch zur Strophenbildung. Den Stoff nimmt sie vornehmlich aus dem Staatsleben. Das Vaterland zu schützen, Eintracht und Gesetzlichkeit wiederherzustellen, die Bürger zu sittlich tüchtigen Männern zu machen, ist der Hauptzweck, den der Dichter der Elegie verfolgt. Daher bedienen sich ihrer auch Tyrtäus und Solon. Am besten sind die Elegien des Theognis aus Megaris erhalten, dessen Blütezeit in die zweite Hälfte des 6. Jahrhunderts fällt. Theognis ist ein engherziger Junker, dem gut und adelig, schlecht und bürgerlich gleichwertige Begriffe sind. Doch offen und ehrlich tadelt er die Mißwirtschaft der Aristokraten und sieht den Sturz ihres Regiments voraus. Aber es ist die Stimme des Rufenden in der Wüste; seine Prophezeiung geht in Erfüllung. Der Demos bemächtigt sich der Herrschaft, verbannt die Eupatriden und zieht ihre Güter ein. Auch Theognis muß das Vaterland verlassen. Aber das Unglück vermag ihn nicht niederzubeugen. Er bleibt seinen Grundsätzen treu und bemüht sich, sie seinem jungen Freunde Kyrnus einzuimpfen, dem er das Buch widmet. Infolge des lehrhaften Charakters seiner Elegien nehmen die Kernsprüche (Gnomen oder Sentenzen) den breitesten Raum ein.

Die Jamben haben ihren Namen von dem jambischen Rhythmus (⏑ —). Es sind Schmähgedichte, aus denen der leidenschaftliche Haß eines reizbaren Gemütes spricht. Das Versmaß hat etwas Keckes, Angreifendes an sich, die Sprache erinnert mitunter an das Geschrei der Gasse. Der erste und größte Jambendichter ist Archilochus aus Paros, ein Zeitgenosse des Tyrtäus. Im „Dienste des Kriegsgottes" führt er ein abenteuerliches Leben.

Ungemach und Kränkungen blieben ihm nicht erspart. Er wird eine verbitterte Natur. In beißenden Versen macht er seinem Unmut Luft. Wegen seiner dichterischen Kraft und Erfindungsgabe stellten ihn die Griechen unmittelbar neben Homer.

Der schönste Zweig der lyrischen Poesie ist das Lied. Sein anmutiger, gefälliger Rhythmus und seine strophische Gliederung laden von selbst zum Singen ein. Wohllaut der Sprache paart sich mit warmer Empfindung. Es handelt von Religion und Vaterland, Wettspielen, Krieg und Parteihader, Freundschaft, Liebe und Wein, kurz von allem, was Menschenherz bewegt. Meister des Liedes sind Alkäus und Sappho aus dem äolischen Lesbos. Alkäus singt von dem bittern Los der Verbannung, den Gefahren des Krieges, dem Sturz der Tyrannen. Sappho ist die vielseitigste und bedeutendste Dichterin der Griechen, die erste Frau, die uns in der Literaturgeschichte begegnet, wegen des Liebreizes ihrer Lieder als zehnte Muse gepriesen. Das Erotische ihrer Gedichte hat zu allerlei unfeinen, das reine Bild der schönen Sängerin verunstaltenden Fabeln Veranlassung gegeben.

Eine besondere Art des Liedes ist der Chorgesang, ein Lobpreis auf die Götter, Heroen oder die Sieger in den großen Nationalspielen. Seine Hauptpflege findet er bei den Doriern, weshalb auch die dorische Mundart für ihn typisch wird. Von Alkman (um 650) in die Literatur eingeführt, von Stesichorus, Simonides und dem durch Schillers Ballade allgemein bekannt gewordenen Ibykus ausgebildet, gelangte er durch Pindar aus Theben zur höchsten Vollendung. Aus seinen vom Schwung der Phantasie getragenen Liedern spricht die tiefernste Frömmigkeit eines erhabenen Gemütes. Soweit die griechische Zunge klingt, wird seine Muse von Fürsten, Staaten und Priesterschaften umworben. Von seinen Dichtungen sind außer umfangreichen Bruchstücken vier Bücher Oden auf olympische, pythische, nemeische, isthmische Sieger erhalten.

Die eigenartigste Schöpfung der Griechen ist die Philosophie (= Liebe zur Weisheit), die, allein auf die Vernunft gestützt, nach den letzten Gründen alles Seins forscht. Ihre tiefsten Wurzeln liegen zwar in dem den Menschen angeborenen Wissenstrieb. Schon dem kindlichen Denken drängen sich die Fragen nach dem Woher und Wie auf. Aber zu ihrer Beantwortung gehört die Reife eines freien, regsamen und tatkräftigen Geistes. Daher haben es auch die morgenländischen Völker, denen es hieran gebricht, nie zur Philosophie gebracht, und konnte sich die höchste aller menschlichen Wissenschaften bei den Griechen erst entwickeln, nachdem sie über das Kindesalter weit hinausgekommen waren. Notwendigerweise entstand sie bei den Joniern, da diese an Höhe der Bildung und geistiger Beweglichkeit die andern Stämme übertrafen. Sie nimmt ihren Ausgangspunkt von der Beobachtung der Natur, deren dem Wechsel unterworfene Erscheinungen auf einen Werdegang schließen lassen. Das letzte Prinzip des Entstehungsprozesses ausfindig zu machen, ist während der ersten Periode (vom Ausgang des 7. bis zur Mitte des 5. Jahrhunderts) das Bemühen der griechischen Weisen. Die ionischen Physiologen oder Naturphilosophen glauben, daß die Welt sich aus irgend einem Stoffe gebildet habe. Thales aus Milet, durch seine astronomischen Kenntnisse berühmt, sieht das Wasser, Anaximander das Unbegrenzte (Chaos), Anaximenes die Luft als Urmaterie an. Auch die beiden letzten stammen aus Milet und scheinen, der eine unmittelbar, der andere mittelbar, zu Thales im Verhältnis von Schülern gestanden zu haben.

Einen wesentlichen Fortschritt gegen diese rein materialistische Weltanschauung bedeutet die Lehre des Pythagoras. Aus der richtigen Erkenntnis, daß sich die Verhältnisse der Körper und Töne nur durch Maßzahlen genau ausdrücken lassen, schließt er auf die Zahl als das Wesen der Dinge. Da die Kugel der mathematisch vollendetste Körper ist, so nimmt er die Kugelgestalt der Erde und Gestirne an und glaubt, daß diese sich nach bestimmten Gesetzen um ein inmitten der Welt befindliches Feuer drehen, durch das alles Licht und Leben erhält. (Pythagoras ist der erste, der sich Philosoph, Freund der Weisheit, nannte. Um sich der Tyrannis des Polykrates zu entziehen, verließ er gegen 530 seine Vaterstadt Samos und wanderte nach Kroton in Unteritalien. Die Jünger, die sich hier um ihn scharten, vereinigte er zu einem Bunde, der zunächst sittlich-religiöse Zwecke verfolgte. Die Glaubenslehre der Pythagoreer deckt sich so ziemlich mit der der Orphiker, aber in der Moral stehen sie ungleich höher, da sie sich nicht mit Äußerlichkeiten begnügen,

sondern eine ethische Wiedergeburt fordern. Bald gewannen sie auch politische Bedeutung, wurden die Hauptstütze der Aristokratie, kamen in Kroton zur Herrschaft und brachten diese Stadt zur höchsten Blüte. Als das von einem Tyrannen regierte Sybaris, um die Aristokratie in Kroton zu stürzen, einen Krieg begann, wurde es besiegt und zerstört. Aber gleich darauf kam es in Kroton zu Streitigkeiten zwischen dem pythagoreischen Bund und der Menge, weshalb Pythagoras nach Metapont übersiedelte, wo er hochbetagt starb. Ein Menschenalter später erneuerten sich die Kämpfe zwischen dem Demos und den Pythagoreern. Die meisten der letzteren wurden getötet, ihre Vereinigung gesprengt.)



Kupfermünze von Samos mit dem sitzenden Pythagoras. Aus der Zeit des Decius (249–251 n. Chr.). (Berlin, Königliches Münzkabinett.) Nach Gipsabguß.

Die Zahl als etwas Begriffliches, aber mit dem Körper Verbundenes schlägt gleichsam die Brücke zwischen der Materie und dem rein Abstrakten. Dieses als das letzte Prinzip aufgestellt zu haben, ist das Verdienst des Xenophanes aus Kolophon, der in Elea südlich von Posidonium eine Philosophenschule stiftete. Nach ihm ist der Urgrund des Weltalls ewig, unerschaffen und unvergänglich, unveränderlich und unteilbar. Diese Eigenschaften kennzeichnen das Wesen Gottes. Xenophanes ist also der erste, den bloße Vernunftgründe zum Monotheismus geführt haben. Scharf wendet er sich gegen Homer und Hesiod, welche die Götter nicht nur nach Menschenart entstehen lassen, sondern ihnen auch menschliche Verbrechen, Raub, Ehebruch und Betrug andichten. Er hält es schon für Unrecht, Gott, der durch seine Allmacht mühelos das Weltall lenkt, an Gestalt und Verstand mit den Sterblichen zu vergleichen. Sein Lehrgebäude stellte er in einem „die Natur" betitelten Werke dar, auch in dieser Beziehung bahnbrechend, da die früheren Philosophen nichts Schriftliches hinterlassen hatten. Bei seinen Jüngern vergröberte sich nicht ohne Schuld des Meisters der Monotheismus zum Pantheismus oder Monismus. Wie Parmenides, der größte Schüler des Xenophanes, lehrt, lenkt Gott nicht die Welt, sondern ist die Welt. Es gibt nur ein einziges Sein. Selbst das Denken ist nur ein Denken des einen Seienden. „Dasselbe ist das Denken und das, worauf sich der Gedanke richtet; denn nicht ohne das Seiende, in dem es sich ausspricht, wirst du das Denken finden. Gibt es doch nichts anderes und wird es nichts geben außer dem Denken." Werden und Vergehen beruhen auf Sinnentäuschung, die er durch die Annahme erklären will, daß Sein (Licht) und Nichtsein (Nacht) in den Dingen gemischt sind.

Die Lehre von der Einheit und Unveränderlichkeit des Seins rief lebhaften Widerspruch hervor. Heraklit aus Ephesus, ein Zeitgenosse des Parmenides, leugnete jedes Beharren. „Alles befindet sich in Fluß; nichts bleibt sich gleich, alles nimmt zu und ab, löst sich auf und geht in andere Verbindungen über. Aus allem wird alles, aus Leben Tod, aus Totem Leben." Dieser beständige Wechsel ergibt sich aus dem Kampfe, in dem sich alles befindet, weshalb er auch den Streit den Vater der Dinge nennt. Als Urprinzip stellt er das Feuer hin, aus dem Luft, Wasser und Erde wird, um wieder zum Feuer zurückzukehren, worauf der Kreislauf von neuem beginnt. Aus Feuer besteht auch die Seele, die um so vollkommener ist, je weniger ihr fremde Stoffe beigemischt sind.



Kupfermünze von Ephesus mit dem stehenden Heraklitus. Aus der Zeit des Antoninus Pius (138–161 n. Chr.). (Berlin, Königl. Münzkabinett.) Nach Gipsabguß.

Feuer, Luft, Wasser, Erde, die nach Heraklit ineinander übergehen und daher nicht wesentlich unter sich verschieden sein können, sieht Empedokles aus Agrigent als selbständige Elemente an, die sich vor aller Zeit unbeweglich in der kugelförmigen Urwelt befanden, bis der „Haß" sie trennte und die „Freundschaft" Teile des einen mit Teilen anderer vereinte. Die Grundstoffe bleiben sich in Masse und Wesen ewig gleich, nur ihre Zusammensetzung wechselt. Bei dieser spielt der Zufall eine große Rolle, indem die treibenden Kräfte auch manche mißlungene Verbindung zustande bringen. Aber die unzweckmäßigen Organismen sterben bald ab, die lebensfähigen dagegen entwickeln sich zu immer höheren Wesen. Die oberste Stufe der Aufwärtsbewegung bildet

der Mensch. Mit den Hauptprinzipien der Lehre des Empedokles — Erhaltung des Stoffes und Deszendenztheorie — stimmt die Auffassung moderner Forscher überein. Selbst die Annahme einer Vielheit von Elementen, offenbar der schwächste Punkt seines Systems, hat sich bis in die neueste Zeit erhalten. Erst in der Gegenwart werden Stimmen für die Einheit der Materie laut.



Tetradrachmon von Abdera mit dem Namen des Münzbeamten Democritus, der vielleicht mit dem Philosophen identisch ist. 5. Jahrh. v. Chr. (Berlin, Königliches Münzkabinett.) Nach Gipsabguß.

Für diese trat als Gegner des Empedokles der Abderite Demokrit in die Schranken. Er unterscheidet den seiner Substanz nach gleichen Stoff oder das Volle und den leeren Raum, der jenem die Möglichkeit der Bewegung gibt. Die Materie besteht aus einer unendlichen Menge kleinster, unzerlegbarer Körperchen (Atome) von ungleicher Gestalt und Schwere. Es gibt keinen Zweckbegriff in der Natur, sondern die Atome werden durch das Gesetz der Notwendigkeit getrennt und verbunden. Je dicker und eckiger die Atome, um so tiefer, je leichter und runder, um so höher der Organismus. Die feinsten bilden die menschliche Seele. Wurde die Naturwissenschaft durch die Philosophie Demokrits in gewissem Sinne gefördert, so bedeutete sie doch als Weltanschauung einen um so bedauerlicheren Rückschritt, als sie immer mehr zum krassesten Materialismus und Atheismus ausartete.

Gegen die nichts erklärende Notwendigkeit als schaffende Kraft und das Materielle der Seele wandte sich nachdrücklichst Anaxagoras aus Klazomenä, der tiefste Denker seiner Zeit, der alle seine Vorgänger an Wissen übertraf. Nach ihm rührt das in der Natur waltende Gesetz von einem unstofflichen und unveränderlichen, allmächtigen und allgegenwärtigen Geiste her, welcher in die ursprünglich wirre und starre Masse der Materie Leben und Bewegung brachte und auch den Seelen aller organischen Wesen, Pflanzen, Tiere und Menschen, in verschiedenem Grade innewohnt. Das Dasein Gottes ist ihm die unentbehrliche Voraussetzung zur Erklärung der Welt, und wenn er seine Existenz auch nicht bewiesen hat, so bildet seine Lehre doch einen Wendepunkt in der Geschichte der Philosophie, indem fortan das Geistige in den Vordergrund der Untersuchung tritt.

Demokrit und Anaxagoras verfaßten ihre philosophischen Werke in ungebundener Rede. Die Prosa erscheint in der Literatur erst kurz nach der Mitte des 6. Jahrhunderts. Ihre Anwendung als Schriftsprache hängt wohl mit der Demokratisierung des Staates zusammen, weshalb wir die während des Ständekampfes aufgezeichneten Gesetze als ihre Vorläufer ansehen dürfen. Sie entstand in Jonien, und der ionische Dialekt beherrschte die Prosa, bis er durch den grammatisch schärferen, wohlklingenderen attischen abgelöst wurde. Von den ältesten vor den Perserkriegen verfaßten Prosaschriften besitzen wir nur wenige Bruchstücke.

In der bildenden Kunst behauptet der Tempel die erste Stelle. Er ist weder Opferstätte — nur unblutige Weihegaben legt man in ihm nieder — noch Versammlungsort der Gläubigen, sondern nur Haus Gottes im strengsten Sinne des Wortes und konnte sich daher erst entwickeln, seitdem man die Himmlischen in Menschengestalt darzustellen begann. Zunächst genügte eine Hütte, das roh geschnitzte Holzbild zu beschirmen. Aber die Frömmigkeit des Volkes und die fortschreitende Architektur wetteiferten in dem Bestreben, die Wohnung der Höchsten immer vollkommener zu gestalten. Dennoch blieb vor wie nach der wichtigste Teil des Tempels die cella, das schmale, aus dem Megaron der mykenischen Herrenburgen hervorgegangene Gemach mit dem Bilde der Gottheit, das nach Osten schauend, wo sich auch der Eingang befand, die ersten Grüße der aufgehenden Sonne empfing. Indem man die Seitenmauern nach vorn verlängerte und zwischen die freien Ecken Dachstützen setzte, erhielt man die Vorhalle (pronaos), später aus Gründen der Symmetrie an der Rückseite der cella im opisthodomos (= Hinterhaus) wiederholt. Hiermit ist das Grundschema des Tempels gegeben. Der pronaos war bestimmt, den Wohnraum der Gottheit noch weiter von der profanen Außenwelt abzusondern. Denselben Zweck verfolgte man, indem man den Tempel auf einem mehr-

stufigen Unterbau sich erheben ließ. Die Hinterhalle diente meist als Schatzkammer und Bankinstitut, da hier auch die dem Heiligtum anvertrauten Gelder hinterlegt wurden. Die weiteren Fortschritte knüpfen hauptsächlich an die Säulen an, durch deren reichere Verwendung und kunstvollere Behandlung man die Würde des Gotteshauses erhöhte. Reihen von Stützen schmücken die cella, Säulenhallen umgaben den Tempel. Was die Gestalt der Stützen anbetrifft, so unterscheidet man drei Arten oder Ordnungen: die dorische, die ionische und die korinthische. Bei der dorischen steht der von halbkreisförmigen Furchen (Kannelierungen) durchzogene, nach der Mitte zu sanft anschwellende, nach oben mehr oder weniger verjüngte Schaft unmittelbar auf dem Unterbau. Ein schmuckloser, dreigliederiger Knauf (Kapitell) trägt den von Säulenachse zu Säulenachse laufenden Querbalken (Architrav). Auf diesem ruhen die Enden der Längsbalken des Daches. Ihre etwas vortretenden Köpfe sind mit sogenannten Triglyphen (Dreischlitzen)



Der Poseidontempel zu Poseidonia (Pästum).
Nach einer Photographie von Alinari.

geziert. Diese bilden zusammen mit den zwischen ihnen befindlichen Feldern (Metopen) den Fries, auf dem das weit ausladende Gesims liegt. Die Tempel des Zeus, der Athena und Hera waren stets dorisch. Das älteste Bauwerk dieses Stils, aus dessen Resten wir wenigstens den Grundriß erkennen können, ist der Heratempel in Olympia. Zu den am besten erhaltenen Heiligtümern jener Zeit gehören die Tempel von Posidonium und Selinus. Die schlankere, reicher und tiefer gefurchte ionische Säule erhebt sich auf einem Fußstück (Basis), das aus einer viereckigen Platte und einem durch Hohlkehlen gegliederten Wulst besteht. Das obere Schaftende ist mit einem Perlstab geziert. Besondere Kennzeichen des Knaufes sind der Blattkranz (Eierstab) und das in Schnecken überhängende Polsterband. Der Architrav ist dreifach abgestuft. Perlstab und Blattkranz trennen den glatten Fries vom Architrav und vom Gesims. Der früheste ionische Tempel, von dem wir durch neuere Funde Kenntnis haben, ist der des Apollo zu Naukratis. Als das bedeutendste Heiligtum dieser Ordnung darf der von den Alten als Weltwunder angestaunte Artemistempel zu Ephesus gelten.

Während sich in den beiden besprochenen Stilen die Eigenart der griechischen Hauptstämme, der strenge Ernst der Dorier, die Freiheit und Anmut der Jonier offenbart, ist die erst nach den Perserkriegen aufgekommene korinthische Säule lediglich als eine dem verfeinerten Zeit-

geschmack Rechnung tragende Weiterbildung architektonischer Formen anzusehen. Sie unterscheidet sich von der ionischen fast nur durch den Knauf, der den geöffneten Kelch des Bärenklaues (Akanthus) darstellt. Die meisten Gebäude mit korinthischen Säulen stammen aus römischer Zeit.

Die Ausführung der Tempel war anfangs sehr einfach. Die in ihren untersten Schichten aus Bruchsteinen, im übrigen aus Luftziegeln errichteten Mauern wurden glatt verputzt und bunt angestrichen. Die Säulen waren von Holz, das flache Holzdach mit Lehm überzogen. Bald ersetzte man das ärmliche Material durch Kalkstein, schließlich durch Marmor. Die Malerei wurde kunstvoller, und an die Stelle des Holzdaches trat das Satteldach. Die Giebelfelder, die Metopen der dorischen, der Fries und zum Teil auch die Säulen der ionischen Gebäude wurden mit Werken der Plastik geschmückt, deren älteste der Akropolis zu Athen und den Tempeln zu Selinus angehören.

Unter den übrigen Bauwerken sind vor allem die Schatzhäuser zu erwähnen. Es sind gleichsam „architektonische Weihgeschenke", die einige Städte dem Zeus in Olympia oder dem Apollo in Delphi stiften. Äußerlich gleichen sie den Tempeln, liegen aber nicht wie diese von West nach Ost, sondern von Nord nach Süd. Von dem ältesten bekannten Schatzhause, das die Bewohner Gelas in Olympia errichteten, sind farbige, als Gesimsschmuck verwandte Platten gefunden worden. Ferner wären als Kennzeichen aller griechischen Gemeinden Rathäuser, Gymnasien, Theater und Säulenhallen zu nennen. Aber aus älterer Zeit hat sich von solchen Gebäuden nur sehr wenig erhalten, und das wenige, wenn auch baugeschichtlich von Wichtigkeit, bietet dem Laien geringes Interesse.

Die Skulptur, welche bald als selbständige Kunst, bald als Dienerin der Architektur erscheint, hat sich in Anlehnung an die Töpferei (Keramik) entwickelt. Ihre frühesten Erzeugnisse



Das Erechtheion zu Athen.
Reste des der Athena Polias und dem Poseidon Erechtheus geweihten Tempels, als Beispiel des ionischen Stils.
Nach einer Photographie.

während dieser Periode sind die Götterstatuen, anfangs aus Holz geschnitzt, bis die Technik auch Marmor und Erz zu bewältigen lehrte. Mit den Bildnereien der mykenischen Zeit halten sie keinen Vergleich aus, scheinen zu diesen auch keine Beziehung zu haben. Vielmehr weisen

Deckblatt zu der farbigen Tafel:

Griechische Handwerker.

Auf dem oberen Bilde sehen wir eine Schuhmacherwerkstatt. Der Meister schneidet mit einem „Halbmond" das Sohlenleder direkt nach dem Fuß der Frau zu, während der Geselle (rechts) das Oberleder für den Schuh zusammenbiegt. Der weißhaarige Mann rechts ist wohl ein Begleiter der Frau. An der Wand sieht man hängen: Lederstücke, Leisten, einen Korb und (links) auf einem Bord Ahlen und eine Zange.

Das untere Bild zeigt uns das Innere einer Schmiedewerkstatt. Ein junger, bekränzter Geselle hat ein glühendes Eisenstück aus dem links stehenden Schmelzofen genommen und hält es mit der Zange jetzt auf den Ambos, wo es der Schmied hämmert. Die zwei rechts sitzenden Männer, mit Stöcken und, im Gegensatz zu den in der Glut nackt arbeitenden Schmieden, bekleidet, sind wohl Kunden. An der Wand hängen Hämmer, eine Säge, ein Drillbohrer (?), ein Schwert mit Scheide, ein Kleidungsstück, ein Messer und ein Krug.

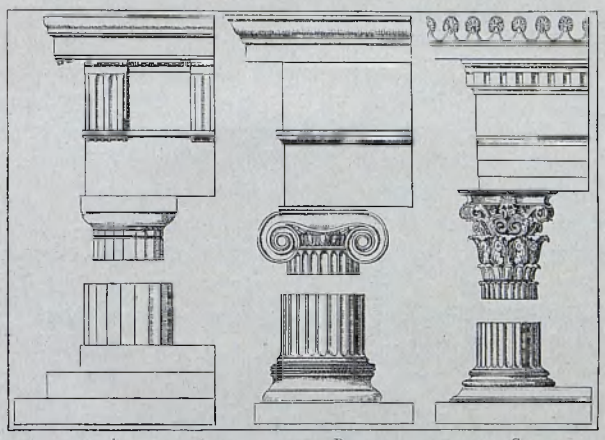


Griechische Handwerker.

Darstellungen auf einer attischen Amphora aus dem 6. Jahrhundert v. Chr. (aus Orvieto).

(Nach Mon. d. Inst. XI.)

sie, plump und ungeschickt, auf morgenländische Muster, die aufrecht stehenden Figuren auf ägyptische, die sitzenden auf assyrisch-babylonische. Wohl unter dem Einfluß der Wettkämpfe, die dem Künstler die beste Gelegenheit zum Studium des menschlichen Körpers bieten, werden sie allmählich natürlicher, ihre Ausführung richtiger. Es bleibt zwar allen Skulpturen bis zu den Perserkriegen etwas Steifes oder Gekünsteltes. Aber einige Leistungen, besonders ionischer und attischer Meister, kommen der Vollendung sehr nahe.



Griechische Säulenordnungen.
A Dorische, B Jonische, C Korinthische Ordnung.

Am weitesten ist die Malerei zurück. Die Figuren sind zunächst einfarbig gehalten oder nur im Umriß gegeben, Männer und Frauen nicht zu unterscheiden. Dabei erinnern sie durch ihre gezwungene, ausdruckslose Stellung an die ältesten Bildhauereien. Doch langsam macht sich ein Fortschritt bemerkbar. Die Formensprache wird freier, die steife Symmetrie weicht einer natürlicheren Anordnung, es kommt Bewegung in die Gestalten, der Gesichtsausdruck wird deutlicher, der Faltenwurf der Gewänder sorgfältiger, und neben die einfarbige tritt die dreifarbige (schwarz, rot, weiß) Darstellung. Die Motive sind durchweg der Mythologie entnommen. Über den Werdegang der Kunst geben uns, abgesehen von den Nachrichten der Alten, nur die Vasengemälde Aufschluß.

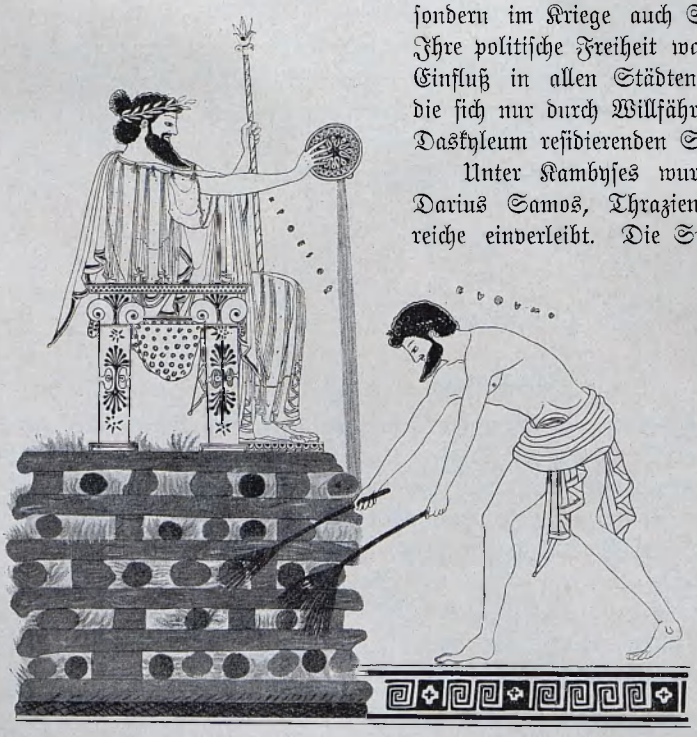
Die Perserkriege.

1. Einleitung.

Dieselben Griechen, die in Kunst und Wissenschaft allen an Reife des Geistes überlegen waren, erwiesen sich in der Politik immer als Kinder. Kein festes Band umschlang die von blutigem Parteihader erfüllten Gemeinden. Es war schon viel, wenn sie nicht widereinander die Waffen kehrten. Selbst die Kolonien, die als vorgeschobene Posten des Hellenentums ganz besonders Frieden und Eintracht zu pflegen berufen waren, lebten in gegenseitiger Feindschaft. Kroton lag im Streit mit Sybaris und Lokri, Gela mit Rhegium und Syrakus, Samos mit Milet und Priene, Chios mit Erythrä. Da es kaum ein Volk gab, das nicht an staatenbildender Kraft höher gestanden hätte, so mußte den Griechen ihre nationale Zerrissenheit zum Verderben gereichen.

Die ersten, die sich stark genug fühlten, aus den Wirren der Hellenen Nutzen zu ziehen, waren die Lyder. Um 700 begann ihr König Gyges, welcher das alte, angeblich von Herakles abstammende Fürstenhaus gestürzt hatte und zur Behauptung der angemaßten Würde glücklicher Kriege bedurfte, die Unterwerfung der kleinasiatischen Pflanzstädte. Seine Nachfolger setzten das Werk der Eroberung fort, Krösus, der letzte seines Geschlechtes, vollendete es (um 550). Zwar drückte die lydische Herrschaft nicht allzu sehr. Die Städte brauchten nur eine mäßige Abgabe zu zahlen, waren nicht zur Heeresfolge verpflichtet und behielten im Innern volle Selbständigkeit. Ihr Handel war keiner Beschränkung unterworfen, ihre Sprache und Sitte konnte sich ungehindert

im ganzen Lande verbreiten. Die lydischen Könige zeigten sich als eifrige Freunde griechischen Wesens. Sie beschenkten die Heiligtümer der Hellenen und suchten sich besonders bei der delphischen Priesterschaft in Gunst zu setzen. Schon Gyges hatte dem Apollo kostbare Geschenke gestiftet, und der Wert der Gaben, die Krösus dem Orakel sandte, belief sich auf Millionen. Aber die Freiheit war doch der eigentliche Nährboden der griechischen Kultur. Jede auch noch so milde Form der Abhängigkeit mußte dem Geistesleben der Hellenen eine fremde Richtung geben. Die Unterwerfung der Jonier war ferner eine Bedrohung des Mutterlandes. Ein tatkräftiges Volk hat auf seinem Siegeszuge noch niemals an der Westküste Kleinasiens Halt gemacht. Auch Krösus trug sich mit dem Gedanken, die Inseln des Ägäischen Meeres zu erobern. Das Vorhaben auszuführen, hinderte ihn der Krieg mit Kyrus. Im offenen Felde geschlagen, zogen sich seine Truppen nach Sardes zurück. Eine kurze Belagerung führte zur Einnahme der Hauptstadt. Lydien war erobert, ein Aufstandsversuch wurde bald unterdrückt. Die Griechen, die sich wacker wehrten, zwang der Meder Harpagos zur Botmäßigkeit. Lesbos und Chios huldigten freiwillig den Persern. Dem Rate des Weisen Bias aus Priene, sich durch Auswanderung der Knechtschaft zu entziehen, folgten nur die Bewohner von Phokäa und Teos. Diese zogen nach Korsika, mußten aber vor den mit Karthago verbündeten Etruskern nach wenigen Jahren das Land räumen und gründeten Elea in Unteritalien, viele begaben sich in ihre alte Kolonie Massalia. Jene ließen sich in Abdera an der thrazischen Küste nieder. Die in Kleinasien zurückbleibenden Griechen hatten nicht nur wie bisher Steuern zu entrichten, sondern im Kriege auch Schiffe und Soldaten zu stellen. Ihre politische Freiheit war dahin, indem unter persischem Einfluß in allen Städten die Macht an Tyrannen kam, die sich nur durch Willfährigkeit gegen die in Sardes und Daskyleum residierenden Satrapen halten konnten.



Krösus auf dem Scheiterhaufen.
Malerei auf einer antiken Vase (Mon. dell' Inst. I).

Unter Kambyses wurden Cypern und Ägypten, unter Darius Samos, Thrazien und Mazedonien dem Perserreiche einverleibt. Die Siege der Barbaren geboten dem weiteren Vordringen der Griechen Halt; ein Rückgang des griechischen Handels war unausbleiblich. Was dieser verlor, das hofften die Phönizier, die gefährlichsten Nebenbuhler der Hellenen auf dem Weltmarkte, zu gewinnen, weshalb sie auch mit ersichtlichem Eifer an den Perserkriegen teilnahmen. Karthago, ihre blühendste Pflanzstadt, schloß ein Bündnis mit den Etruskern, um den griechischen Einfluß im Westen lahm zu legen. Eine Schädigung des Handels, auf dessen Blüte der Wohlstand gerade der fortgeschrittensten Staaten beruhte, mußte auf die Gesamtkultur der Griechen beeinträchtigend wirken. Dieser Gefahr gegenüber, die sich von der Peripherie der griechischen Welt immer mehr dem Mittelpunkte näherte, verhielt sich das Mutterland völlig teilnahmlos. Es rührte nicht nur keinen Finger für die bedrohten Stammesgenossen, sondern seine Staaten führten sogar untereinander Krieg; die schwächeren

Verfehlt ja der Titel.

Die Parias-Idee.

Deckblatt zu der Tafel:

Die Darius-Vase.

Die Darstellung der mittleren Reihe zeigt einen Kriegsrat, den der persische König Darius vor dem Zuge unter Datis und Artaphernes gegen Griechenland hielt.

Der König sitzt in der Mitte auf einem reich geschmückten Throne, in der rechten Hand das Zepter haltend; seine linke Hand faßt das in der Scheide steckende Schwert. Hinter ihm links steht ein Leibwächter. Um ihn sitzen oder stehen sechs Berater. Unter diesen ist bemerkenswert der ihm Gegenübersitzende in griechischer Tracht, der wahrscheinlich einer der vertriebenen griechischen Tyrannen ist, die, auf Wiedereinsetzung hoffend, am Hofe von Persepolis den Krieg eifrig schürten. Die Gestalt auf dem Plinthos, die mit erhobener Rechten zu warnen scheint, wird für den Spartaner Demaratos gehalten, der den König von dem Zuge gegen Griechenland abriet.

Oberhalb dieser Szene sind die Götter Griechenlands dargestellt, unterhalb nimmt ein am Tische sitzender persischer Schatzmeister Geld usw. für die Kosten des Feldzuges in Empfang.



Die Darius-Vase.

Im Nationalmuseum zu Neapel.

Nach einer Photographie.

dachten schon daran, sich mit persischer Hilfe ihrer Gegner zu erwehren, und die politischen Verbannten begannen zu dem asiatischen Großreiche ihre Zuflucht zu nehmen.

Unter solchen Umständen durfte Darius hoffen, auch die noch freien Hellenen mit leichter Mühe knechten zu können. Er traf bereits Vorbereitungen zu einem Kriegszuge, da erhoben sich die kleinasiatischen Griechen (um 500), zunächst die Jonier, weshalb wir die Empörung auch den ionischen Aufstand nennen. Der Anlaß war unbedeutend. Der Tyrann Aristagoras von Milet, der für die Kosten des mißlungenen Unternehmens gegen Naxos aufkommen sollte und wohl auch den Verlust seiner Herrschaft fürchtete, plante, um jeder Bestrafung vorzubeugen, den Abfall von den Persern. In seiner Absicht bestärkte ihn ein Brief seines Schwiegervaters Histiäus. Dieser sehnte sich vom Hofe in Susa nach seiner Heimat zurück und glaubte, er werde als Tischgenosse des Königs und bester Kenner der griechischen Verhältnisse bei einem Aufruhr seiner Landsleute nach Jonien geschickt werden. Aristagoras berief nun seine Freunde und setzte ihnen sein Vorhaben auseinander. Der Geschichtschreiber Hekatäus, der einzige klare Kopf in der Versammlung, riet dringend von einem so törichten Beginnen ab. Alle anderen aber erklärten sich einverstanden und beschlossen, zu den Waffen zu greifen. Zuerst gewann man die Mannschaft der von Naxos zurückgekehrten Flotte und wußte sodann durch Einführung demokratischer Verfassungen das ganze Volk für die Sache des Aufstandes zu begeistern. Während allenthalben eifrig die Rüstungen betrieben wurden, reiste Aristagoras nach dem Mutterlande und warb um Hilfe. Sparta, damals die erste Militärmacht Europas, die durch ihre Bundesgenossen auch über ansehnliche Seestreitkräfte verfügte, lehnte jede Unterstützung ab. Welche Gründe hierfür auch maßgebend gewesen sein mögen, national war die lazedämonische Politik keinesfalls. Ein Staat, welcher die Führung Griechenlands für sich beanspruchte, durfte der Schilderhebung Joniens nicht gleichgültig zusehen. Die Athener nahmen ihre Pflichten gegen die Gesamtheit besser wahr. Doch war auch die Furcht vor der Rückkehr des Hippias mitbestimmend. Auf das Gesuch des Aristagoras hin bewilligte das Volk 20 Kriegsschiffe, bei der Flottenstärke der Aufständischen — über 350 Segel — mehr eine moralische als materielle Unterstützung. Im Frühjahr 498 stachen die Schiffe in See, 5 Dreiruderer der Eretrier schlossen sich an. Inzwischen hatten sich die Landtruppen der ionischen Städte versammelt. Man beschloß, mit diesen gegen Sardes zu rücken, um die Burg des dortigen Statthalters zu überrumpeln. Sardes wurde erobert, aber der Hauptplan schlug fehl, und als durch Unglück die leicht gebaute Stadt samt dem hochheiligen Tempel der Kybele in Flammen aufging, wurden auch die Lyder gegen die Griechen erbittert. Diese sahen sich zum Rückzug genötigt, wurden von Feinden eingeholt und erlitten eine schwere Niederlage. Es scheint, daß die Athener von dem planlosen Unternehmen abgeraten hatten. Denn sie segelten jetzt heim, vielleicht auch darüber ärgerlich, daß man ihnen nicht die Leitung des Aufstandes übertragen hatte. Auffälligerweise griff die Bewegung trotz des bisherigen Mißerfolges immer weiter um sich. Lesbos, sowie die Städte am Hellespont und an der Propontis gingen zu den Joniern über, Cypern schloß sich ihnen an, und selbst die stammfremden Karer schüttelten das persische Joch ab. Aber auch so blieben die Streitkräfte der Verbündeten weit hinter denen der Feinde zurück. Sobald diese ihre umfassenden Rüstungen beendet hatten, erschienen sie mit erdrückender Übermacht. Nur bei einheitlicher Leitung, williger Unterordnung, festem Zusammenhalten und treuem Ausharren konnten die Hellenen auf den endgültigen Sieg rechnen. Aber es fehlte ihnen an straffer Disziplin; widerwillig fügten sie sich den Anordnungen ihrer Führer und rafften sich nur gelegentlich zur



Tetradrachmon von Teos (links) und seiner Kolonie Abdera (rechts); Kolonien pflegen das Münzbild ihrer Mutterstadt zu entlehnen; der leichteren Unterscheidung wegen setzt aber Abdera den Greifen meist links hin, während ihn die Mutterstadt meist rechts hingewandt führt. 5. Jahrh. v. Chr.

(Sammlung Warren.)

Anspannung aller Kräfte auf. Dabei gab es in ihren Reihen zahlreiche Verräter, die im entscheidenden Augenblick feige ihre Bundesgenossen im Stiche ließen. Hierdurch wurde der Sieg der Perser wesentlich erleichtert. Diese wandten sich zuerst gegen die Küstenstädte und eroberten in raschem Ansturm die äolischen Kolonien. Bald darauf landeten sie ein großes Heer auf Cypern. Eine Niederlage zur See vermochte ihre Unternehmungen nicht zu hemmen. In kurzer Zeit waren die Cyprier, hauptsächlich infolge ihrer Uneinigkeit, unterworfen und beeilten sich, mit ihren Trieren zu der von den Phöniziern und Ägyptern gestellten Flotte der Perser zu stoßen. Diese segelte in der stattlichen Anzahl von 600 Schiffen gegen das Milet vorgelagerte Inselchen Lade, wo sich die stark halb so große Seemacht der Jonier gesammelt hatte. Die Phönizier eröffneten die Schlacht. Die Chier waren fast die einzigen, die tapferen Widerstand leisteten und dem Feinde schwere Verluste zufügten. Da aber die übrigen mit wenigen Ausnahmen gleich nach dem Beginne des Kampfes voreilig flohen, endete das Treffen mit einem glänzenden Siege der Perser (497). Doch dauerte es noch volle drei Jahre, bevor die Ruhe wiederhergestellt war. Am hartnäckigsten verteidigte sich Milet. Zur Strafe wurde der größere Teil der wehrhaften Bevölkerung niedergemacht, der Rest am untern Tigris angesiedelt. Auch die anderen Städte erfuhren eine grausame Züchtigung, und gefügige Tyrannen erhielten wieder das Regiment. Ein klägliches Ende fanden die gewissenlosen Männer, die aus rein persönlichen Gründen die Empörung angestiftet hatten. Aristagoras, einer der ersten, welche die nationale Sache preisgaben und sich durch die Flucht der Rache entzogen, wurde in Thrazien von Eingeborenen erschlagen. Histiäus, seinem Wunsche gemäß von Darius zur Dämpfung des Aufruhrs abgesandt, führte jahrelang als verwegener Abenteurer ein unstetes Leben. Schließlich fiel er den Persern in die Hände, die ihn in Sardes ans Kreuz schlugen.

Die durch den Aufstand in Thrazien und Mazedonien erschütterte Herrschaft wurde 492 von Mardonius, dem Schwiegersohn des Großkönigs, aufs neue befestigt. Die bedeutenden Streitkräfte, mit deren Führung er betraut war, gaben der Vermutung Raum, daß er sich nicht mit der Herstellung des früheren Zustandes begnügen, sondern auch auf die Erweiterung des Reiches bedacht sein solle. Seine etwaigen Eroberungspläne wurden dadurch vereitelt, daß ein großer Teil seiner Flotte am Athosberge scheiterte. Gerüchtweise verlautete, er habe an 300 Schiffe und 20000 Mann verloren. Jedenfalls war er so geschwächt, daß er sich zum Rückzug entschließen mußte, aber noch stark genug, jede Unbotmäßigkeit der Unterworfenen blutig zu bestrafen.

2. Der Feldzug unter Darius.

Der Abfall der Jonier hatte, wie Hekatäus richtig vorausgesehen, namenloses Elend über die tollkühnen Freiheitskämpfer gebracht. Die Bevölkerung der asiatischen Griechenstädte war dezimiert, ihr Wohlstand auf Jahrzehnte vernichtet. Milet, einst die Fürstin des Meeres, vermochte sich nie mehr von dem tiefen Falle zu erholen. Aber für den Gang der Ereignisse wurde die Erhebung bedeutungsvoll. Denn sie beschleunigte den Zusammenstoß Persiens mit dem europäischen Hellas und damit die Lösung der Frage, ob sich die Kultur unter dem Zeichen des asiatischen Despotismus oder der griechischen Freiheit entwickeln werde. Für das sich seiner Kraft bewußte Großreich bedurfte es keines besondern Anlasses, sein Übergewicht geltend zu machen. Daher können wir die Erzählung von des Darius Groll gegen die Athener, die sich ohne jeden Rechtsgrund in die innern Angelegenheiten seines Staates gemischt hatten, getrost als romanhafte Ausschmückung der Geschichte bezeichnen. Mit ähnlichen Fabeln ist die Überlieferung der Perserkriege geradezu gespickt. Auf die Erfindungen, die uns nur die Wichtigtuerei der Griechen im allgemeinen und der Athener im besondern veranschaulichen, hier näher einzugehen, verlohnt sich nicht. Darius lag es fern, an denen Rache zu nehmen, welche dem Aufruhr der Jonier kaum nennenswerte Hilfe geliehen hatten: er wollte in ganz Hellas herrschen. Demgemäß forderte er von allen Gemeinden des griechischen Mutterlandes Erde und Wasser als Zeichen

der Unterwerfung. Der Zug des Mardonius hatte so heilsamen Schrecken verbreitet, daß sich die meisten dem Gebote des Königs fügten. Nur Naxos, Eretria, Athen, Platäa und die Mitglieder des peloponnesischen Bundes außer Ägina wiesen die Forderung der Perser zurück. Ägina wurde von Athen bei Sparta des Verrates an Hellas angeklagt und von den Lazedämoniern gezwungen, den Athenern die angesehensten Männer als Bürgen fernern Wohlverhaltens auszuliefern. Damit erkannte Athen die Hegemonie Spartas an und scheint mit diesem Staate auch Vereinbarungen über die gemeinsame Abwehr der drohenden Gefahr getroffen zu haben. Die wenigen, die es gewagt hatten, dem Geheiß des Königs zu trotzen, sollten mit Waffengewalt unterworfen werden. Ein auserlesenes Kriegsheer sammelte sich in Cilicien. Es waren die besten Truppen, die dem Könige zur Verfügung standen, Perser, Meder und Saker. Das Fußvolk bestieg die Kriegsschiffe, 600 an der Zahl; die Reiterei wurde auf Lastschiffen untergebracht. Datis und Artaphernes führten den Oberbefehl. Die Flotte segelte die Küste entlang bis nördlich von Milet und steuerte dann quer durch das Ägäische Meer, zuerst gegen Naxos. Die Bewohner flohen entsetzt in die Berge. Ihre Stadt wurde eingeäschert. Dasselbe Schicksal widerfuhr Eretria. Die Bürger, die sich hartnäckig verteidigten, wurden großenteils nach Kissien östlich von Susa verpflanzt. Hippias, der an dem Zuge teilnahm und mit Hilfe der Barbaren seine fürstliche Stellung in Athen wieder zu erlangen hoffte, riet, bei Marathon zu landen, wo das Gelände die Entfaltung der Reiterei gestatte. Durch die eben aus Euböa zurückgekehrten Kleruchen waren die Athener auf die Ankunft der Feinde vorbereitet und standen schon zum Kampfe gerüstet, bereit für ihre Unabhängigkeit zu siegen oder zu sterben. Jede Phyle stellte ein Bataillon, das von einem gewählten, nicht erlosten, Strategen (Heerführer) befehligt wurde. Tag für Tag wechselte das Kommando über das ganze Aufgebot unter den zehn Feldherren. Diese bildeten mit dem Polemarchen den Kriegsrat. Der hervorragendste Stratege war unstreitig Miltiades, lange Jahre Beherrscher des thrazischen Chersones, bis die Furcht vor der Rache der Perser ihn kurz nach der Schlacht bei Lade in die Heimat getrieben hatte. Reicher Kriegserfahrung und glühendem Hasse gegen die Barbaren verdankte er seine Wahl. Sein kühner Plan ging dahin, man solle sich in offenem Kampfe mit den Feinden messen. Fünf Strategen stimmten dagegen.



Grabstele des Aristion, eines attischen Hopliten aus der Zeit der Schlacht bei Marathon. Athen.

Die Entscheidung lag in der Hand des Polemarchen Kallimachus. Miltiades gewann ihn für seine Ansicht. Damit war die Feldschlacht beschlossen. Sofort setzten sich die Truppen in Marsch. Eine Viertelstunde vom Feinde entfernt bezogen sie am Ostabhange des Pentelikon ein Lager. Hier stieß der Heerbann der Platäer zu ihnen, um so freudiger begrüßt, je unerwarteter die Hilfe kam. Die Lazedämonier, die man rechtzeitig durch einen Eilboten von der Landung der Perser verständigt hatte, durften nach ihren Gesetzen nicht vor Eintritt des Vollmondes ausrücken. Mehrere Tage lagerten sich die Heere in Schlachtordnung gegenüber. Die Mitte der Athener bildeten nur zwei Bataillone. Um so stärker waren die Flügel. Auf dem linken standen auch die Platäer. Endlich entschlossen sich die Perser zum Angriff. Als sie auf Bogenschußweite herangekommen waren, gab Miltiades, zu dessen Gunsten die anderen Führer auf den Oberbefehl verzichtet hatten, das Zeichen zum Sturmlauf. Unter lautem Schlachtruf stürzten die Griechen auf die an Zahl weit überlegenen Feinde. Der Geist des Theseus schritt vor ihnen her und entflammte ihren Mut. Nach heißem Ringen warfen sie zuerst die Flügel,

dann auch das schon siegreiche Mitteltreffen der Barbaren. Als auch noch der Gott Pan in den Kampf eingriff, ergossen sich die Perser, von panischem Schrecken gejagt, in wilde Flucht. Die Schnelligkeit, mit der sie die Schiffe bestiegen und absegelten, bewahrte sie vor allzu schweren Verlusten. Dennoch bedeckten ihrer 6400 die Walstatt. Von den Athenern



Das Schlachtfeld von Marathon mit dem Grabhügel.
Nach einer Photographie.

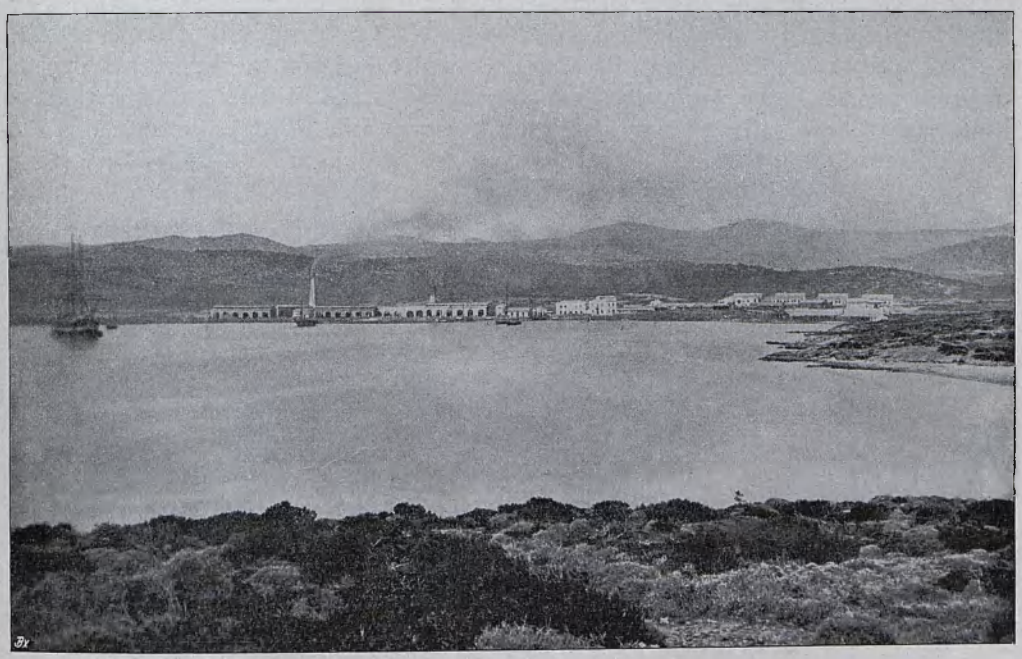
fielen noch nicht 200. Diesen wurde die außergewöhnliche Ehre zuteil, auf dem Schlachtfelde bestattet zu werden. Neben dem noch vorhandenen Grabhügel erhob sich ein Siegeszeichen und ein Marmordenkmal für Miltiades. Den Hauptdank aber schuldete man den Himmlischen, und der fromme Sinn der Freiheitshelden, deren in kindlichem Glauben wurzelnde Begeisterung den glänzenden Erfolg errungen hatte, ehrte die hilfreichen Götter durch Weihgeschenke, Opfer und Feste. Nach der Schlacht blieb ein Bataillon zur Bewachung der Beute bei Marathon zurück, die neun übrigen brachen im Eilmarsch nach Athen auf, um die Stadt vor einer Überrumpelung durch die Feinde zu schützen. Man munkelte, die Anhänger des Hippias hätten den Barbaren ein verräterisches Zeichen gegeben. Diese hatten wirklich einen Anschlag vor, umsegelten das Vorgebirge Sunium und erschienen dann auf der Höhe von Phaleron. Aber als sie ihre Absicht vereitelt sahen, fuhren sie, ohne eine weitere Schlacht zu wagen, nach Asien zurück. Bald darauf trafen 2000 spartanische Krieger in Attika ein. Da es ihnen nicht vergönnt war, am Kampfe teilzunehmen, ließen sie sich vor ihrer Heimkehr wenigstens das Blachfeld von Marathon zeigen.

Im nächsten Frühjahr schickten die von stolzem Siegesgefühl getragenen Athener eine starke Flotte zur Bestrafung der Inselbewohner ab, die sich den Persern unterworfen hatten. Wiederum führte Miltiades, der auch zur Heerfahrt geraten hatte, den Oberbefehl. Aber diesmal vermochte er das in ihn gesetzte Vertrauen nicht zu rechtfertigen. Als er von Paros, das er zu brandschatzen gedachte, unverrichteter Sache abziehen mußte, wurde er von seinen Gegnern auf Tod und Leben angeklagt. Die Volksversammlung verurteilte ihn zur Erstattung der Kriegskosten. Da er die hohe Summe, über 200000 Mark, nicht erschwingen konnte, warf man ihn nach dem harten Schuldrecht jener Zeit ins Gefängnis, das er lebend nicht mehr verlassen sollte, für den gefeierten Helden von Marathon ein unwürdiges Ende.

3. Zug des Xerxes.

Für das kleine 40 Geviertmeilen messende Attika und seine höchstens 12 000 Hopliten war der Sieg über die Barbaren eine erstaunliche Leistung, die allenthalben den tiefsten Eindruck machen mußte. Dem gewaltigen Perserreiche mit seinen unerschöpflichen Hilfsquellen schadete der materielle Verlust nichts. Aber es wurmte den König die Niederlage doch sehr. Sie wett zu machen und die Schmach des Jahres 490 zu tilgen war sein eifrigstes Bestreben. Aber bevor die Rüstungen weit genug gediehen waren, brach ein Aufstand in Ägypten aus. Bald darauf starb Darius (485). Es folgte ihm Xerxes, der älteste Sohn aus seiner (zweiten) Ehe mit des Kyrus Tochter Atossa. Ein Jahr dauerten die Kämpfe in Ägypten. Dann erst konnten die Vorbereitungen zur Heerfahrt gegen Hellas wieder aufgenommen werden. Die große Streitmacht, die Xerxes aufzubieten gedachte, ließ sich nicht zu Schiff nach Griechenland schaffen. Man kam daher auf den Plan des Mardonius zurück. Um die Flotte vor den mit der Umsegelung des Athos verbundenen Gefahren zu behüten, beschloß man, die östliche Halbinsel Chalzidizes an ihrer schmalsten Stelle zu durchstechen. Die Fertigstellung der künstlichen, 30 Meter breiten Wasserstraße erforderte drei Jahre. Nachdem sodann der Hellespont zwischen Abydus und Sestus überbrückt und an mehreren Punkten Thraziens und Mazedoniens Proviantämter errichtet waren, konnte der Aufmarsch der Truppen beginnen.

Die Griechen wußten sehr wohl, wem diese Vorkehrungen galten. Aber sie vermochten sich nicht einmal in der höchsten Bedrängnis, wo halb Asien sich gegen sie in Bewegung setzte, zu einträchtigem Handeln aufzuraffen. Einige glaubten, sie seien weit genug vom Schuß und



Laurium in Attika.

An Stelle der alten Silberminen befinden sich heute die auf der Abbildung sichtbaren Bleiwerke. Nach einer Photographie.

fühlten sich deshalb nicht bewogen, zur Abwehr eines Angriffs beizutragen, der nicht gegen sie gerichtet schien. Andere hielten angesichts der Rüstungen, welche die Einbildungskraft ins unermeßliche steigerte, jeden Widerstand für nutzlos. Manche freuten sich sogar auf das Einrücken der Barbaren, weil sie durch deren Hilfe ihr eignes Gebiet zu erweitern oder an den verhaßten

Nachbarn Rache zu nehmen hofften. Dazu wühlte der Parteihader in den Eingeweiden der Städte, und schielten die Aristokraten nach Persien. Der delphische Apollo, dem es durch Einsetzung seines ganzen Ansehens vielleicht gelungen wäre, Zwietracht und Furcht zu bannen, benahm sich höchst zweideutig, und seine Weissagungen waren nur zu sehr danach angetan, selbst die Beherzten zu entmutigen. Überall fanden sich feile Seelen, welche Sagen zugunsten der Feinde deuteten oder erfanden. Pindar, der größte griechische Sänger jener Zeit, spielte keine rühmlichere Rolle, als in unseren Freiheitskriegen der bedeutendste deutsche Lyriker. Im ganzen bot Hellas das Bild trostloser Zerrissenheit. Nur zwei angesehene Staaten waren zum äußersten entschlossen: Sparta und Athen.

In Athen war nach erbitterten Kämpfen, in deren Verlauf man nicht nur die Häupter des Adels und der Tyrannenfreunde, sondern auch Aristides, den Führer der gemäßigt demokratischen Richtung, durch das Scherbengericht des Landes verwiesen hatte, die Fortschrittspartei ans Ruder gekommen. An ihrer Spitze stand Themistokles, nach seinen eignen Worten in Gesang und Lautenspiel nicht bewandert, aber wohl befähigt, eine Stadt groß und reich zu machen. Mit rücksichtsloser Tatkraft verfolgte er das Ziel, Athen zur ersten Handels- und Seemacht zu erheben. Schon hatte er umfassende Hafenanlagen auf der dreibuchtigen Piräus-Halbinsel in Angriff genommen, da entbrannte ein Krieg mit der Insel Ägina, welche mit Gewalt die Auslieferung ihrer Geiseln erzwingen wollte. Um der gefährlichen Nebenbuhlerin Meister werden zu können, bedurfte Athen einer starken Flotte. Themistokles überredete die Bürgerschaft, die bisher unter die Gemeindemitglieder verteilten Einkünfte aus den laurischen Silbergruben, aus welchen gerade damals reichlichere Erträge zu fließen begannen, zur Verstärkung der Marine zu verwenden. Man gab sich sofort mit solchem Eifer ans Werk, daß man bei der Ankunft der Barbaren über stark 200 Dreiruderer verfügte. Es waren dies 4—5 Meter breite, 40—50 Meter lange Zweimaster mit hohem Vorder- und Achterdeck, zwischen denen längs der Schiffswände drei in geringem Abstande übereinander befindliche Sitzreihen für 150 Ruderer liefen. Einschließlich der Offiziere, Seesoldaten, sowie der zur Bedienung des Steuers und der Segel notwendigen Leute befanden sich 200 Personen an Bord, so daß für die ganze Flotte, vollzählige Bemannung vorausgesetzt, 40 000 Menschen erforderlich waren. Den Kern des Schiffsvolkes bildeten die Theten; der Rest setzte sich aus Mietlingen und Sklaven zusammen. Der Krieg mit Ägina, der dem weitblickenden Themistokles den Anlaß zu seinen Marineanträgen gegeben, war für die junge Flotte eine treffliche Schule. Die Übung steigerte die Leistungsfähigkeit der Ruderer, man lernte durch geschicktes Manövrieren den Trieren der Feinde die Ruder abbrechen und durch wuchtigen Stoß mit dem aus dem Bug vorspringenden Sporn ein Leck beizubringen. Bald kamen die Athener an Seetüchtigkeit den Phöniziern mindestens gleich.

Im Jahre 481, als die Gefahr eines feindlichen Einfalles bedenklich näher rückte, die Heeresmassen der Barbaren sich schon in Kleinasien vereinigten und der Perserkönig wiederum durch Boten die Griechen zur Unterwerfung aufforderte, traten unter dem Vorsitz Spartas, aber auf Anregung Athens, die national gesinnten Staaten zu einer Eidgenossenschaft zusammen. In der Tagsatzung, die ihre Vertreter auf dem Isthmus hielten, wurde zunächst die Einstellung aller Fehden beschlossen, was auch Ägina der gemeinsamen Sache zuführte. Dann beriet man über den Oberbefehl. Die Athener waren patriotisch und einsichtsvoll genug, ihre Ansprüche fallen zu lassen. Einstimmig übertrug man den Spartanern die Hegemonie zu Wasser und zu Lande. Um die Vaterlandsfeinde einzuschüchtern, verpflichtete man sich endlich, gegen die persisch gesinnten Gemeinden nach glücklicher Beendigung des Krieges schonungslos vorzugehen. Es scheint, daß dieser Beschluß seinen Zweck völlig verfehlte. Ebenso vergeblich erwies sich das Hilfegesuch an die seemächtigen Kreter, Korcyräer und Syrakusaner. Dagegen versprach im Frühjahr 480 die thessalische Nationalpartei den Beitritt zum Bunde, wenn man ihr Land schütze. Alsbald brachen 10000 Schwerbewaffnete nach Norden auf und besetzten das Tempetal. Leider war die Stellung unhaltbar. Denn die Perser konnten noch auf zwei anderen Straßen

von Mazedonien aus vordringen. Außerdem war die Rückzugslinie bedroht, nicht nur, weil die feindliche Flotte imstande war, Truppen südlich vom Peneus zu landen, sondern auch, weil der thessalische Adel, vor allem das Fürstenhaus der Aleuaden in Larissa, mit den Persern hielt. Unter diesen Umständen gaben die Verbündeten das Tempetal auf und kehrten nach dem Isthmus zurück. Dies war für die Thessaler, Doloper, Änianier und Malier das Zeichen zum Abfall.

Die Lazedämonier hatten nunmehr vor, auch Mittelgriechenland seinem Schicksal zu überlassen. Zwar beschloß der Bundesrat auf das Drängen des Themistokles, der die Seele der nationalen Verteidigung war, die Thermopylen zu besetzen. Aber die unter dem spartanischen Könige Leonidas dorthin entbotene Truppenmacht war so unzulänglich, daß der Paß sich auf die Dauer nicht behaupten ließ. Dies erkannte auch der Führer der kleinen Schar. Eben hatte er Boten um Verstärkung abgeschickt, da erschienen die Barbaren, die, ohne auf Widerstand gestoßen zu sein, durch Thrazien, Mazedonien und Thessalien marschiert waren. Die Griechen schätzten ihre Zahl auf drei Millionen. Herodot berechnet die Gesamtstärke des feindlichen Heeres, Fußvolk, Reiterei, Troß und Bemannung der Flotte, gar auf 5283000. Es fehlt uns zwar jeder Anhaltspunkt zur genauen Feststellung der persischen Streitkräfte; aber die phantastischen Angaben der Alten wären nicht zu erklären, wenn die Griechen es nicht mit weit überlegenen Massen zu tun gehabt hätten. Vier Tage wartete Xerxes auf den freiwilligen Abzug des Leonidas. Am fünften gab er den Befehl zum Angriff. Als die Hellenen nicht wankten, ließ er die Garde, die 10000 „Unsterblichen", vorrücken; alles umsonst. Haufen von Erschlagenen türmten sich vor dem Eingang in den Paß auf, während die Verteidiger den Tod nur weniger Kameraden zu beklagen hatten. Die Kämpfe des nächsten Tages brachten ein gleiches Ergebnis. Da zeigte der Malier Ephialtes, der später als Verräter geächtet und erschlagen wurde, den Persern einen Fußpfad über den Kallidromus. In der Nacht erstieg Hydarnes an der Spitze der Garde das Gebirge, um den Griechen in den Rücken zu fallen. Sobald Späher dem Leonidas die Kunde überbrachten, entließ er die Bundesgenossen außer den verdächtigen Thebanern. Er selbst mußte mit den Spartanern — 300 an der Zahl — an dem Platze bleiben, den zu hüten ihm die Behörden aufgetragen hatten. Die Thespier schlossen sich freiwillig an. Todesmutig stürzten sich die Helden in die Schlacht. Als ihr Arm erschlaffte und ihre Speere zersplitterten, zogen sie sich auf eine Anhöhe zurück und sanken hier von den Geschossen der Perser durchbohrt nieder. Nur die Thebaner ergaben sich den Feinden. Auf dem Hügel, auf dem die Spartaner gefallen waren, errichtete die dankbare Nation später einen ehernen Löwen, und ihren Ruhm verkündete die von Simonides verfaßte Inschrift, welche in der Übersetzung Schillers also lautet:

„Wandrer, kommst du nach Sparta, verkünde dorten, du habest
Uns hier liegen gesehen, wie das Gesetz es befahl."

Inzwischen war man auch auf dem Meere aneinander geraten. Um die Thermopylen von der Seeseite zu schützen, hatten die Griechen bei dem Vorgebirge Artemisium, der Nordspitze Euböas, Stellung genommen. Von den 280 Schiffen, die hier unter Führung des Eurybiades vor Anker gingen, gehörten 147 den Athenern. Diesen hätte die Weisung des Orakels, sich hinter hölzernen Mauern zu verteidigen, beinahe die Lust am Kriege verleidet. Aber von Themistokles belehrt, daß der Gott unter den Mauern die Schiffe verstehe, war die ganze Bürgerschaft bereit, die Dreiruderer zu besteigen. Vor der mehr als viermal so starken Übermacht der Perser — 1207 Trieren — wichen die Griechen anfangs zurück. Erst auf die Nachricht, daß die Barbaren schweren Schiffbruch erlitten hätten, wagten sie sich mit diesen zu messen. Die mehrtägigen Kämpfe blieben unentschieden. Zwar hatten die Feinde größere Verluste — angeblich hatte der Sturm 200 zur Umsegelung Euböas bestimmte Schiffe vernichtet —; aber auch die griechische, während der Gefechte um 53 weitere Trieren der Athener verstärkte Flotte war arg mitgenommen worden. Nach dem Falle der Thermopylen zog sie sich in den Saronischen Meerbusen zurück.

Da die Peloponnesier, statt den Barbaren entgegen zu ziehen, sich auf dem Isthmus verschanzten, war Mittelgriechenland den Feinden preisgegeben. Diese rückten in mehreren Heersäulen vor, alles verwüstend und zerstörend, was sich nicht unterwarf. Eine Abteilung ward zur Plünderung Delphis abgesandt. Doch aus einem nicht bekannten Grunde erreichte sie ihren Zweck nicht. Wie die Sage meldet, hatte Zeus sie durch seine Blitze geschreckt, und waren viele durch herabstürzende Felsen zerschmettert worden. Die Fliehenden erlagen großenteils den Streichen der Delpher.

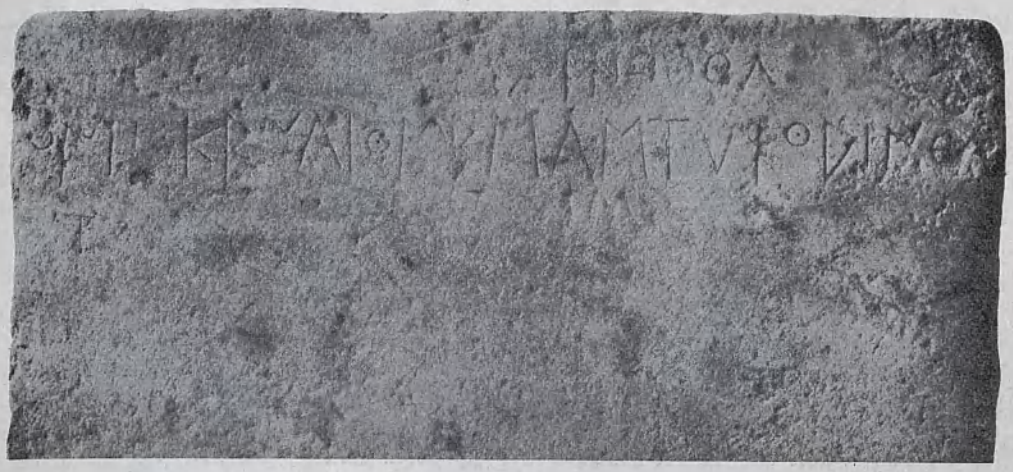
An das wunderbare Ereignis erinnerte eine Denksäule mit folgender Inschrift:

„Zum Gedächtnis des blutigen Kriegs und als Zeugen des Sieges
Hat mich Delphi gesetzt, dankend dem himmlischen Zeus,
Daß es die städtezerstörende Rotte der Meder geschlagen
Und den Tempel beschirmt unter dem Beistand Apolls."

Von den Spartanern feige im Stiche gelassen, brachten die Athener auf den Vorschlag des Themistokles Frauen und Kinder nach Salamis, Ägina und Argolis in Sicherheit, indes sich die streitbaren Bürger zur Seeschlacht rüsteten. Aus dem Vaterlande vertrieben, gedachte man der Männer, die ohne persönliche Schuld nur um des öffentlichen Wohles willen verbannt waren, und rief die Unglücklichen zurück. Als die Perser Attika überschwemmten, war das Land menschenleer. Nur auf der Akropolis befanden sich einige Athener, die sich nicht von den heimischen Tempeln trennen wollten. Erst nach längerer Belagerung gelang es den Barbaren, den steilen Felsen zu erklettern. Wer von den Verteidigern es nicht vorzog, durch Sturz in die Tiefe freiwillig sein Leben zu enden, wurde an den Altären der Götter niedergemacht. Die Heiligtümer gingen in Flammen auf. Die Bemannung der griechischen Flotte, die 376 Trieren stark im Sunde von Salamis ankerte, wurde hierdurch aufs tiefste erschüttert. Den Peloponnesiern entsank der Mut. Man bestürmte den Eurybiades, daß er den Befehl zur Abfahrt gebe. Vergebens widersetzte sich Themistokles diesem Plan. Nicht einmal die Drohung der Athener, sich von der Eidgenossenschaft loszusagen und in Unteritalien eine neue Heimat zu gründen, vermochte die Widerstrebenden zum Ausharren zu bewegen. In dieser Not griff Themistokles zu einer List. Er schickte seinen treuesten Sklaven in der Nacht zu Xerxes, teilte diesem mit, daß die Griechen im Begriffe seien, ihre Stellung zu verlassen, und bat ihn, er möge die Gelegenheit, ihre Seemacht mit einem einzigen Schlage vernichten zu können, nicht unbenutzt lassen. Der Perserkönig, der sich schon für die Schlacht entschieden hatte, ließ auf diese Botschaft hin sofort die Ausgänge aus der Bucht von Salamis sperren und die in der Mitte der südlichen Einfahrt gelegene Insel Psyttaléa besetzen. Während im griechischen Kriegsrat noch der Widerstreit der Meinungen tobte, brachte der aus der Verbannung zurückeilende Aristides die überraschende Kunde, man sei ringsum eingeschlossen, der Kampf unvermeidlich. Die Nachricht wurde auch anderweitig bestätigt. Rasch traf man die notwendigen Vorbereitungen und verständigte sich über den Schlachtplan. Die athenischen Schiffe stellten sich den phönizischen, die peloponnesischen den andern gegenüber auf.



Themistokles.
Antike Büste im Nationalmuseum, Neapel.
(Alinari phot.)



Grabschrift der bei Salamis gefallenen Korinther. Im Jahre 1895 bei Salamis gefunden.

Nach St. N. Dragoumes (Mitt. d. K. D. Archäolog. Inst., Bd. 22) lautet die, von Simonides von Keos gedichtete, Grabschrift ergänzt:

[Ὦ ξένε, εὐυδρ]ον ποτ' ἐναλομες ἄστυ Κορίνθου	„Fremdling, einst wir bewohnten das wasserreiche Korinthus;
[Νῦν δ' ἀμμ' Αἴαν]τος [νᾶσος ἔχει Σαλαμὶς]	Nunmehr in Ajas' Land, ruhen wir, in Salamis,
[Ἐνθάδε Φοινίσσας νῆας καὶ Πέρσας ἑλόντες	Wo wir Phöniziens Schiffe bezwangen samt Persern und Medern
Καὶ Μήδους ἱερὰν Ἑλλάδα ῥυσάμεθα].	Und im heiligen Kampf Griechenland halfen befrei'n."

„Als der Tag auf glänzendweißem Roßgespann die ganze Landschaft sonnenhell erleuchtete," hielten die Führer begeisternde Ansprachen, die Äschylus in die Worte kleidet:

„Auf, Hellas Söhne, stürmt zur Schlacht,
Befreit die Vatererde, Kinder, Gattinnen,
Befreit der Heimatgötter alten Sitz, befreit
Der Ahnen Gräber! Jetzt um alles gilt der Kampf."

(Nach der Übersetzung von Donner.)

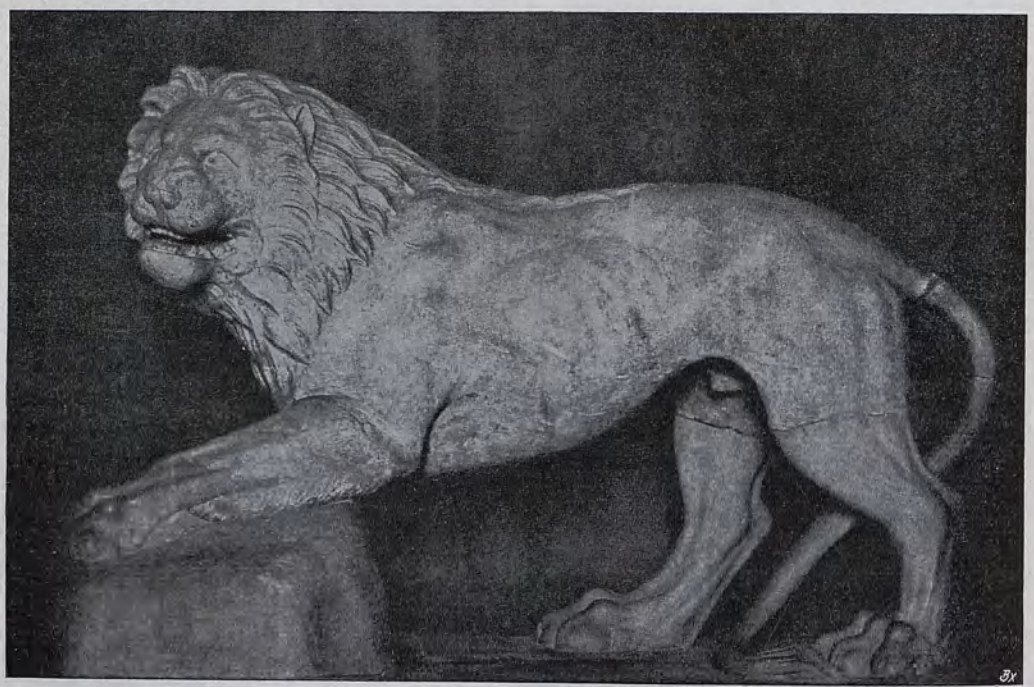
Die Athener eröffneten das Treffen. Bald war das Gefecht allgemein. Angesichts des Königs, der „weitgesehn von allem Volk auf steilen Hügels Höhe nah am Meeresstrande saß," suchten sich die einzelnen Kontingente der Perser in der Tapferkeit zu überbieten. Aber sie waren von Anfang an dadurch im Nachteil, daß sie an ernstlichen Widerstand nicht gedacht hatten und deshalb planlos vorgingen. Allmählich gelang es den Griechen, den Gegner zu umklammern. In die Enge getrieben, wurde dieser in seinen Bewegungen gehemmt. Während die erste Linie, um nicht von den Angreifern in den Grund gebohrt zu werden, rückwärts ruderte, drängten die hintern Reihen nach vorn. Die dadurch entstehende Verwirrung wußten die Griechen trefflich auszunutzen. Besonders zeichneten sich die Athener und Ägineten aus. Zuerst wurden die Phönizier in die Flucht geschlagen. Dann eilte das siegreiche Geschwader dem rechten Flügel zu Hilfe und entschied durch sein Eingreifen die Schlacht. Aristides setzte mit einer Abteilung Hopliten von Salamis nach Psyttaléa über und hieb die Besatzung nieder. Als die einbrechende Nacht dem Kampfe ein Ende machte, war der ganze Sund mit Leichen und Schiffstrümmern bedeckt. Die persische Flotte zählte nur noch 300 seetüchtige Trieren. Ihre Verluste an Menschenleben waren ungeheuer. Aber auch den Griechen kam der Tag teuer zu stehen, und nicht ohne Besorgnis sahen sie dem kommenden Morgen entgegen, der, wie sie glaubten, die Fortsetzung des blutigen Ringens bringen werde. Doch Xerxes hatte alles Vertrauen verloren. Ihn bangte um seine Sicherheit, und der Boden brannte ihm unter den Füßen. Im Dunkel der nächsten Nacht fuhr seine Flotte, ohne von den Feinden bemerkt zu werden, heimwärts.

Nun war der Sieg der Griechen vollständig. Der Perser Heerfahrt, zu der alle Stämme ihres Riesenreiches die Blüte ihrer Volkskraft gestellt hatten, durfte schon jetzt als gescheitert gelten. Der König beeilte sich das Land zu verlassen, welches das Grab seiner stolzen Hoffnungen geworden war. Von seinen Nachfolgern hat sich keiner mehr getraut, die Hand nach Europa auszustrecken. Das Datum des denkwürdigen Kampfes ist uns nicht genau bekannt. Da aber bald darauf eine Sonnenfinsternis eintrat, die nach astronomischer Berechnung auf den 2. Oktober 480 fiel, so muß der Sieg in der letzten Septemberwoche errungen sein.

Sobald die Griechen die Abfahrt der Perser erfuhren, riet Themistokles, den Fliehenden nachzujagen, die feindliche Marine zu zertrümmern, die Brücke über den Hellespont zu zerstören und dem noch in Hellas weilenden Landheere den Rückzug abzuschneiden. Doch froh, der schlimmsten Sorge ledig zu sein, verwarfen die übrigen Führer den kühnen Plan. Nach einem wenig rühmlichen Streifzuge durch die westlichen Kykladen segelte man wieder nach Salamis. Hier verteilte man die Beute, bestimmte Weihgeschenke für Zeus und Apollo und erkannte den Äginеten den Preis der Tapferkeit zu. Themistokles erhielt trotz seiner unbestrittenen Verdienste keine Belohnung, aber alle feierten ihn als den Haupthelden Griechenlands.

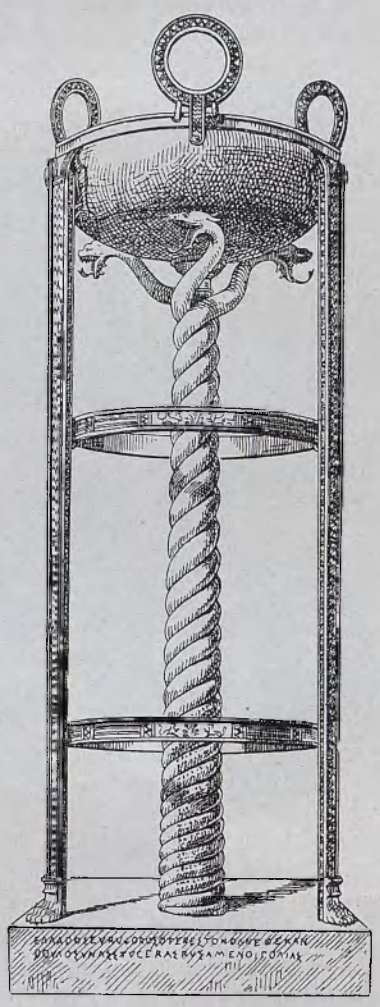
Inzwischen hatten die persischen Truppen Attika geräumt. Der größere Teil kehrte, unter der Ungunst der Witterung und dem Mangel an Proviant bitter leidend, mit Xerxes zum Hellespont zurück. Da der Sturm die Brücke zerstört hatte, mußte man auf Schiffen übersetzen. Der Kern des Heeres blieb unter Mardonius in Thessalien, um im folgenden Frühjahr den Krieg zu erneuern, weniger zur Unterwerfung Griechenlands als zur Herstellung der geschändeten Waffenehre.

Vor Eröffnung der Feindseligkeiten suchte Mardonius die Athener durch glänzende Versprechungen von den Verbündeten zu trennen. Auf die Kunde, daß zwischen den Athenern und den Barbaren Verhandlungen schwebten, versprachen die Spartaner, Attika mit aller Macht zu schützen. Als aber die Perser nach dem Süden vorrückten, blieben sie wiederum untätig. Zum zweitenmal sahen sich die Athener, die das Anerbieten des Mardonius mit Entrüstung zurück-



Löwe, gefunden bei Platää, wahrscheinlich als Siegesdenkmal zur Erinnerung an die Schlacht errichtet. (Paris, Louvre.)

gewiesen hatten, zur Flucht aus der Heimat genötigt. Voller Erbitterung erklärten sie den Lazedämoniern, sie würden mit den Feinden ein Abkommen treffen, falls man sie ohne Hilfe ließe. Dies wirkte. 10 000 Hopliten, zur Hälfte Spartaner, zur Hälfte Periöken, und 35 000 Leichtbewaffnete aus den Heloten marschierten unter dem Oberbefehl des Pausanias nach Mittelgriechenland. Hier stießen die meisten Peloponnesier sowie 8000 von Aristides geführte Athener zu ihnen. Rund 100 000 Mann stark besetzte man den Kithäron, während Mardonius nach greulicher Verwüstung Attikas nördlich hiervon am Asopus ein verschanztes Lager bezog. Nach einem kleinen Scharmützel änderten die Griechen ihre Stellung so, daß sie, etwas in die Ebene hinabsteigend, Platää als Stützpunkt im Rücken hatten. Den rechten Flügel bildeten die Lazedämonier und Tegeaten, den linken die Athener, die Mitte der Rest. Mardonius ordnete seine Truppen so, daß die Perser den Spartanern, die griechischen Kontingente den Athenern gegenüberstanden. Das Mitteltreffen nahmen die Meder, Saker und die übrigen Iranier ein. Tagelang wagte niemand den Kampf. Endlich gingen die Verbündeten, durch Mangel an Zufuhr und Wasser genötigt, einige Kilometer zurück. Hierbei verloren sie durch die Überstürzung ihres Zentrums den Zusammenhang. Mardonius, der ihre Bewegung falsch deutete, ließ seine Leute Hals über Kopf vorrücken. Er selbst sprengte an der Spitze der persischen Reiterei gegen den rechten Flügel. Lange wogte die Schlacht hin und her. Als aber Mardonius tot vom Pferde sank, gab es für die Barbaren kein Halten mehr. In regelloser Flucht, auch die noch frischen Truppen des Mitteltreffens mit sich fortreißend, retteten sie sich zum Lager. Die Athener hatten es eigentlich nur mit den Thebanern zu tun, da die übrigen Griechen widerwillig an der Schlacht teilnahmen. Nach hartnäckigem Widerstande wichen die Thebaner zurück. Die Erstürmung des Lagers, das gemeinsame Werk beider Flügel, krönte den Sieg. Griechenland war befreit. Aus dem Zehnten der reichen Beute stiftete man Gaben für die Götter. Die hohle Schlangensäule, auf welcher der für Apollo bestimmte Dreifuß ruhte, ist noch vorhanden. Sie enthält unter den einfachen Worten: „Folgende haben den Krieg geführt" die Namen von 31 Gemeinden. Die Prunkinschrift, die Pausanias zu seiner eignen Verherrlichung hatte eingraben lassen, wurde von den Spartanern ausgemerzt. Platää erhielt den Siegespreis; sein Gebiet, auf dem die gefallenen Helden ihre letzte Ruhestätte fanden, wurde für unverletzlich erklärt. Vor der Stadt erbaute man dem Zeus ein Heiligtum, an dem man alle vier Jahre nach Art der Olympien das Befreiungsfest (die Eleutherien) feierte. Zugleich erneuerte sich der Bund der Eidgenossen, und man beschloß, stets ein Heer von 10 000 Schwerbewaffneten und 1000 Reitern, sowie eine Flotte von 100 Dreiruderern zur Verteidigung des Vaterlandes bereit zu halten. Dann rückte man gegen Theben und erzwang die Auslieferung der persisch gesinnten Oligarchen, die auf dem Isthmus hingerichtet wurden.



Das Plataïsche Weihgeschenk in Delphi.

Dieser von den Griechen nach dem Siege bei Platää dem delphischen Apollo geweihte Dreifuß kam unter Konstantin nach Konstantinopel. Noch jetzt befindet sich im Hippodrom die bronzene, aus drei ineinandergewundenen Schlangenleibern gebildete, 5,35 m hohe Säule. Die hier gegebene Abbildung ist eine Rekonstruktion von Paul Graef. (Nach „Jahrbuch des Kaiserlich deutschen archäologischen Institutes". 1886.)

4. Die Kämpfe auf Sizilien.

Der Schlag, zu dem im Jahre 480 das Morgenland ausholte, galt nicht nur Hellas, sondern auch den Westgriechen. Schon Darius hatte sein Augenmerk auf Unteritalien gerichtet, und die von ihm zur Erkundung der europäischen Küsten ausgesandten Schiffe waren bis in den Busen von Tarent gekommen. Als sein Nachfolger vom Nil bis zum Indus mobil machte, hatten auch die Karthager Befehl erhalten, zu rüsten. Für die Semiten verstand sich der Kampf von selbst, und eine so günstige Gelegenheit, den verhaßten Gegner zu erdrücken, bot sich schwerlich zum zweiten Male. Je bereitwilliger sie den Großkönig unterstützten, um so mehr durften sie hoffen, daß nach Unterwerfung Europas ihnen die wirtschaftliche Ausbeutung des Erdteils als Lohn zufallen werde.



Das Olympieion von Syrakus.
Nach Monumenti antichi vol. XIII.

Auch die Notwendigkeit erforderte ein tatkräftiges Vorgehen gegen die Hellenen. Zwar hatten die Karthager die Versuche kühner Auswandererscharen, sich im Herzen ihres Machtbereiches niederzulassen, abgewehrt. Aber auf wie lange? Während der letzten Jahre war in Sizilien ein völliger Umschwung der politischen Verhältnisse eingetreten. An Stelle der schwachen, unter sich uneinigen Stadtrepubliken hatten sich zwei fest gefügte Militärmonarchien gebildet: Agrigent und Syrakus. Hier herrschte Theron, dort Gelon, beides erprobte und beim Volke beliebte Feldherren. Die Gemeinsamkeit der Interessen machte sie zu Verbündeten, und Wechselheiraten zwischen den beiden Fürstenhäusern knüpften die Freundschaftsbande enger. Auf stehende Heere gestützt, unterjochten sie die das Innere der Insel bewohnenden Sikuler und Sikaner und eroberten eine griechische Stadt nach der andern. Gelon besaß eine achtunggebietende Seemacht und konnte an die 60 000 Mann ins Feld führen. Selinus, Himera und das vom Tyrannen Rhegiums beherrschte Messana waren allein von den hellenischen Gemeiden noch nicht bezwungen. Nach ihrer Einverleibung kam die Reihe voraussichtlich an die sizilischen Besitzungen der Karthager.

Daher bereiteten sich diese mit fieberhafter Tätigkeit auf den Krieg vor. Trieren und Lastschiffe wurden erbaut, in Afrika, Spanien, Oberitalien, Sardinien und Korsika Söldner geworben, mit Himera, Selinus und Rhegium Bündnisse geschlossen. Infolge dessen konnte Gelon es nicht wagen, zum Schutze des bedrohten Mutterlandes seine Streitkräfte zu zersplittern oder gar sein Gebiet von Truppen zu entblößen. Wollte er gegen Karthago freie Hand behalten, so mußte er sich sogar mit Xerxes, falls dieser siegte, auf guten Fuß setzen; denn sonst stand zu befürchten, daß der Perserkönig einen Teil seiner Seemacht den Karthagern zu Hilfe schickte. Um dies zu verhüten, ging eine Gesandtschaft nach Delphi, welche je nach dem Ausgang des Kampfes dem Großherrn im Namen Gelons huldigen sollte.

Bald darauf landeten die Karthager an der Nordküste Siziliens unweit Himera, das eben von Theron erobert worden war. Terillus, der gestürzte Tyrann dieser Stadt, hatte sie

gerufen. Ihre Flotte bestand aus 200 Dreiruderern, ihr Heer angeblich aus 300 000 Mann. Mit der Leitung des Feldzuges war Hamilkar betraut. Er ließ ein befestigtes Lager aufschlagen, daneben die Kriegsschiffe ans Land ziehen und mit Gräben und Schanzwerk umgeben. Dann rückte er gegen die Stadt. Theron trat ihm entgegen, erlitt aber eine empfindliche Niederlage und zog sich hinter die festen Mauern Himeras zurück. Eiligst meldete er die Bedrängnis seinem Bundesgenossen. Unverzüglich brach Gelon mit 50 000 Fußsoldaten und 5000 Reitern von Syrakus auf. Durch sein Eingreifen gerieten die Feinde in eine so mißliche Lage, daß sie die Selinuntier an ihre Bundespflichten erinnerten. Diese waren auch bereit, ihre Reiterei zu den Karthagern stoßen zu lassen. Aber der Brief, welcher ihr Eintreffen meldete, wurde von den Syrakusanern aufgefangen. Daraufhin beschloß Gelon, noch vor dem Eintreffen der Selinuntier die Entscheidung herbeizuführen. Am frühen Morgen — es war der Sage nach derselbe Tag, an dem die Schlacht bei Salamis geschlagen wurde — ordneten sich seine Völker zum Sturm aufs feindliche Lager. Die Karthager hielten tapfer stand. Aber während der Kampf mit den Syrakusanern ihre ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nahm, brach Theron aus Himera hervor, überrumpelte das Schiffslager und legte Feuer an die Trieren. Als die Feinde diese lichterloh brennen sahen, verloren sie den Mut. Vergebens bemühte sich Hamilkar, durch Opfer den Moloch gnädig zu stimmen; vergebens stürzte er sich selbst in die Flammen, um durch seinen freiwilligen Tod das Geschick der Schlacht zu wenden. Die meisten streckten die Waffen; nur wenige wehrten sich mit dem Mute der Verzweiflung. Aber Mangel an Wasser zwang auch sie zur Ergebung. 150 000 Barbaren sollen gefallen sein. Alle, die das Schwert verschont hatte, verloren die Freiheit und frondeten als Staatssklaven bei den Bauwerken, mit denen Gelon und Theron ihre Städte schmückten.



Demareteion, Dekadrachmon von Syrakus, aus dem Erlös des Geschenkes geprägt, das die Karthager der Demarete, Gattin des Hieron, für ihre Friedensvermittelung stifteten. (Berlin, Königl. Münzkabinett.) Nach Gipsabguß.

Die Karthager hatten so fürchterliche Verluste erlitten, daß sie an die Fortsetzung des Krieges gar nicht denken konnten. Es wäre ein leichtes gewesen, sie ganz aus Sizilien zu vertreiben. Aber die Fürsten von Syrakus und Agrigent verstanden es nicht, ihren Sieg auszunutzen. Verlangten sie doch nichts weiter, als daß die Karthager eine Kriegsentschädigung von neun Millionen Mark zahlten und ihre griechischen Bundesgenossen preisgaben. Diese Friedensbedingungen wurden bereitwillig angenommen. Selinus unterwarf sich dem Herrscher von Agrigent, Rhegium erkannte die Oberhoheit des Königs von Syrakus an und verpflichtete sich, den Feinden der Griechen die Straße von Messina zu sperren.

5. Angriffskrieg der Hellenen.

Um die Zeit, in der Pausanias den Kithäron besetzte, lag die griechische Flotte, 110 Trieren, bei Delos. Den Oberbefehl hatte der spartanische König Leotychides, unter dem Xanthippus die athenischen Schiffe führte. Durch samische Gesandte zur Befreiung Joniens aufgefordert, fuhr man der kleinasiatischen Küste zu. Die weit überlegenen Perser (300 Dreiruderer) wichen ohne Kampf nach dem Vorgebirge Mykale zurück, wo ein 60 000 Mann starkes Heer zur Deckung stand, und zogen die Schiffe in ein verschanztes Lager. Die Griechen folgten ihnen und gingen in der Nähe ans Land. Das plötzlich auftauchende Gerücht, die Brüder hätten an demselben Tage einen glänzenden Sieg über Mardonius erfochten, entflammte ihren Mut. Sofort marschierten sie gegen das Lager, das nach heißem Streit erobert wurde. Der Abfall

der Jonier vollendete die Niederlage der Barbaren. Die elenden Trümmer des geschlagenen Heeres retteten sich nach Sardes, wo Xerxes vergebens auf Siegesberichte wartete und nun zu seinem Schmerze erfahren mußte, daß er nicht einmal sein Erbe zu wahren wisse. Denn durch die Schlacht bei Mykale erhielten die kleinasiatischen Griechen die Freiheit zurück. Sie wären gern in die Eidgenossenschaft eingetreten. Doch die Spartaner weigerten sich, sie aufzunehmen. Deshalb stellten sie sich unter den Schutz der Athener und fuhren mit diesen, während die Peloponnesier den Feldzug als beendet ansahen und heimkehrten, nach dem Hellespont, wo nach langwieriger Belagerung das die Überfahrt über die Meerenge beherrschende Sestus eingenommen wurde. Im Jahre 478 begannen wieder die gemeinschaftlichen Operationen. Unter dem Kommando des Pausanias segelte die griechische Flotte nach Cypern. In kurzer Zeit waren die Perser aus dem größten Teil der Insel vertrieben. Statt die Eroberung zu vollenden, steuerte man sodann nach dem Bosporus und besetzte durch einen kühnen Handstreich Byzanz. Damit entriß man den Barbaren den einzigen ihnen bisher noch verbliebenen Brückenkopf für den Übergang nach Europa und eines der stärksten Bollwerke ihrer Herrschaft in Thrazien. Für die große Garnison und die durchmarschierenden Truppen waren hier unermeßliche Vorräte aufgespeichert. Auch diese fielen den Siegern in die Hände, und zugleich wurden viele edle Perser, sogar einige Verwandte des Großkönigs gefangen genommen. Das unerwartete Glück stieg dem spartanischen Regenten zu Kopf. Er berauschte sich an dem Gedanken, Gebieter ganz Griechenlands zu werden, und da er das Ziel seiner eitlen Wünsche nicht durch seine Landsleute erreichen konnte, so hoffte er mit persischer Hilfe seinen Traum zu verwirklichen. Nachdem er die vornehmen Gefangenen hatte entkommen lassen, knüpfte er hochverräterische Verhandlungen mit Xerxes an. Daß dieser auf seine Pläne einging, machte ihn noch stolzer. Im Vorgefühl seiner Herrscherwürde trat er den Griechen anmaßend und verletzend entgegen. Den Athenern kam sein hochfahrendes Gebaren recht gelegen, da es ihr Streben, die Lazedämonier aus der Hegemonie zu verdrängen, sehr erleichterte. Als die Ephoren von dem schamlosen Treiben des Pausanias hörten, riefen sie ihn samt den peloponnesischen Kontingenten zurück. Die übrigen Griechen aber erkannten jetzt den Athenern die Hegemonie zu und schlossen mit ihnen den Delischen Bund. Als im nächsten Jahre ein spartanischer Offizier in Byzanz erschien, um den Oberbefehl zu übernehmen, fand er keinen Gehorsam, weshalb er wieder nach Hause fuhr.

Hier war man über die Wendung der Dinge empört, und die jüngere Generation redete offen einem Kriege mit Athen das Wort. Aber vorläufig behielt die Besonnenheit noch die Oberhand. Man fand, daß Feldzüge in der Ferne, wo das Auge des Gesetzes nicht so wache wie daheim, für den Staat recht bedenklich seien; die lykurgische Zucht gerate leicht ins Wanken, und den in Einfachheit und Strenge aufgewachsenen Heerführern werde die größere Freiheit und Machtbefugnis zum Fallstrick, wie ja das Verhalten des Pausanias zeige. So überließ man denn die weitere Bekämpfung der Barbaren den Athenern. Diese hatten sich zunächst gegen Pausanias zu wenden, der, von der Anklage des Hochverrats freigesprochen, auf eigne Faust nach Thrazien ging, Söldner anwarb und Byzanz sowie Sestus in Besitz nahm. Von den Bündnern vertrieben, wählte er Kolonä, unfern des alten Troja, zu seinem Wohnsitz, wurde aber, da er seine verbrecherischen Pläne nicht aufgab, von den spartanischen Behörden abermals vor Gericht geladen und fand ein tragisches Ende. Während dessen setzten die Athener den Krieg gegen die Perser fort. Unter Kimon, dem Sohne des Miltiades, jagten sie zuerst nach hartnäckigen Kämpfen, die sich hauptsächlich um die Festungen Eïon am Strymon und Doriskus am Hebrus (Maritza) drehten, die letzten Besatzungen der Barbaren aus Thrazien. Dann säuberten sie die karisch-lykische Küste von den Feinden, nahmen die dortigen Griechenstädte in den Delischen Bund auf und rückten nach Pamphylien, wo die Perser eine große Streitmacht gesammelt hatten. An der Mündung des Eurymeon zertrümmerte Kimon nach kurzem Gefechte deren gesamte Flotte und brachte noch an demselben Tage auch ihrem Landheere eine vernichtende Niederlage bei (468). Der glänzende Sieg sicherte die Freiheit der kleinasiatischen Griechen, und Athen

hätte sich mit seinen beispiellosen Erfolgen zufrieden geben können. Aber durch das Schlachtenglück kühn gemacht, steckte es sich das Ziel, das durch die wiederholten Schläge erschütterte Weltreich, wenn nicht zu erobern, so doch wenigstens zu zerstückeln.

465 wurde Xerxes von dem Hauptmann der Leibwache umgebracht, der das ganze Herrscherhaus ausrotten wollte, um selbst den Thron der Achämeniden zu besteigen. Schon hatte er auch den Kronprinzen aus dem Wege geräumt, als Artaxerxes Langhand, der zweite Sohn des Xerxes, ihn niederstieß und mit kräftiger Hand die Zügel der Regierung ergriff. Aber die Palastrevolution war für die Provinz Baktrien das Zeichen zur Erhebung. Eben war der König nach dem Osten aufgebrochen, um den Aufstand niederzuschlagen, da empörte sich Ägypten. Die Athener liehen dem vom

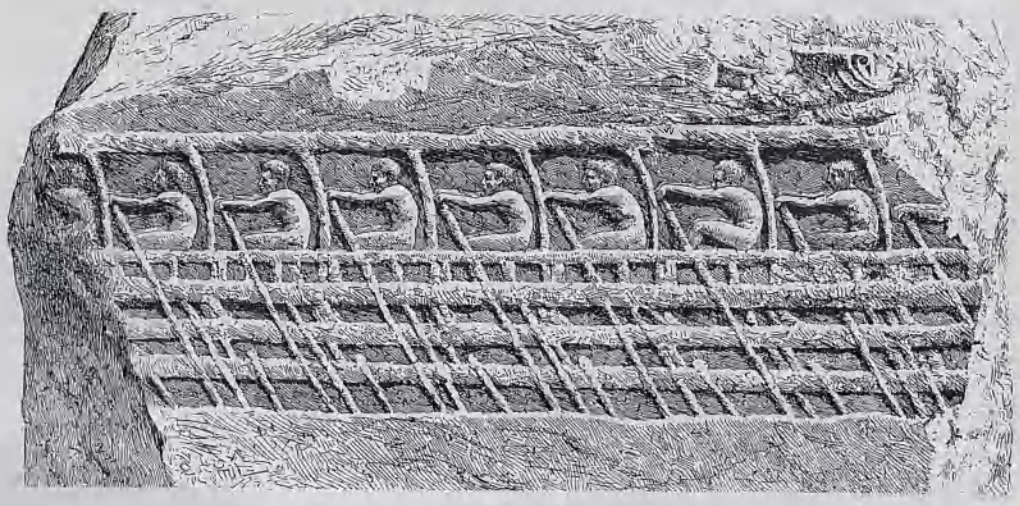


Stück der Stadtmauer von Samothrake, von außen gesehen.
Nach: Conze, Hauser, Niemann, Archäologische Untersuchungen auf Samothrake.

libyschen Fürsten Inarus geleiteten Aufruhr ihre Hilfe, liefen mit einem großen Geschwader in den Nil ein und zerstörten die vor Memphis liegenden persischen Schiffe. Als jedoch der Satrap Syriens mit starker Heeresmacht in Ägypten erschien, mußten sie sich nach der Nilinsel Prosopitis zurückziehen. Unter der Bedingung freien Abzugs verließen sie das Land. Einige retteten sich nach Kyrene, die meisten kamen in der Wüste um. Eine Flotte von 50 Trieren, die bald darauf in Ägypten landete, ohne von den letzten Ereignissen Kenntnis zu haben, wurde von den Phöniziern vernichtet. So war der Versuch, den Zerfall des morschen Reiches zu beschleunigen, völlig gescheitert. Inarus starb am Kreuze, und Ägypten beugte sich wieder vor dem Großkönig. Nur im Delta konnte die Empörung nicht unterdrückt werden. Schwere Kämpfe in Griechenland hinderten Athen, die Niederlage sofort zu rächen. Sobald diese durch eine Waffenruhe beendet waren, griff es die Barbaren von zwei Seiten an.

Im Frühjahr 449 gingen 60 Dreiruderer nach Ägypten, um den noch immer glimmenden Aufruhr zu schüren. Mit 140 Schiffen steuerte Kimon nach Cypern. Im Besitze dieser Insel wäre

es ein leichtes gewesen, Phönizien und Cilizien in Schach zu halten und dadurch den Persern jede Möglichkeit zur Bildung einer Seemacht zu nehmen. Aber Kimon, dessen Genie die Eroberung Cyperns verbürgte, starb bei der Belagerung Kitiums. Um die Soldaten nicht zu entmutigen, verheimlichte man ihnen den Tod des geliebten Feldherrn. Da sich die Stellung bei Kitium wegen



Athenische Triere.
Stück eines Reliefs, gefunden auf der Akropolis.

Mangels an Lebensmitteln nicht behaupten ließ und schon aus diesem Grunde der glückliche Fortgang des Krieges in Frage gestellt war, entschlossen sich die Athener zur Heimfahrt. Bei der cyprischen Stadt Salamis traten ihnen die Feinde entgegen, wurden aber zu Wasser und zu Lande geschlagen. Doch der Doppelsieg, der dem fünfzigjährigen Ringen zwischen Hellenen und Barbaren ein Ende machte, hatte nicht das erhoffte Ergebnis. Denn man sah sich genötigt, Cypern und Ägypten zu räumen. Der Delische Bund hatte seine Kraft überschätzt. Die unaufhörlichen Kriege rissen in die wehrfähige Bevölkerung Lücken, die sich weder durch die Population noch durch Verleihung des Bürgerrechts oder Einwanderung immer aufs neue ausfüllen ließen. Dazu zehrte wieder die unselige Zwietracht an dem Marke der griechischen Nation und verbot jede weitere Einmischung in die Verhältnisse des Perserreiches. Aber auch dieses war so geschwächt, daß es Ruhe halten mußte. Ob zwischen den Athenern und Barbaren ein förmlicher Vertrag geschlossen wurde, oder vom sogenannten Kimonischen Frieden nur attische Ruhmredigkeit fabelt, ist nicht zu entscheiden. Doch an der Tatsache läßt sich nicht rütteln, daß ein volles Menschenalter die Perser der asiatischen Küste von Kalchedon am Bosporus bis Phaselis in Lyzien fernblieben und die griechischen Gewässer den feindlichen Trieren verschlossen waren.

Der Delisch-Attische Bund.

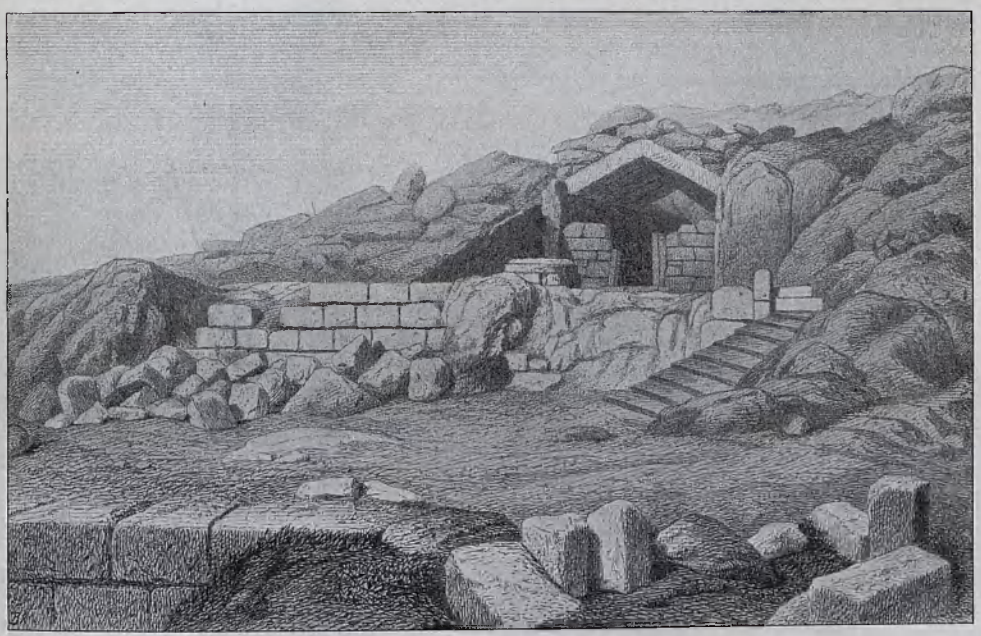
Nach der Schlacht bei Mykale hatten sich die griechischen Kolonien an der Westküste Kleinasiens, von Sparta zurückgewiesen, den Athenern angeschlossen. Dadurch war eigentlich schon ein Sonderbund gegründet. Wenn diese Gemeinden fortan im eidgenössischen Heere mitfochten, so kamen sie nur den Verpflichtungen nach, die sie gegen ihre Beschützer hatten. Der Bundesfeldherr konnte ihnen, streng genommen, keine Befehle erteilen. Von ihnen ging auch die Auflehnung gegen Pausanias aus. Hierbei handelten sie offenbar im Einvernehmen mit



Kämpfender Grieche und Perser
auf einer attischen Amphora aus dem 5. Jahrhundert.
Im Antiquarium der Königl. Museen, Berlin.

Athen, das nunmehr um so berechtigtere Ansprüche auf die Hegemonie zur See zu haben glaubte, als sein maritimes Übergewicht durch den Beitritt der Jonier noch größer geworden war. Die Gewalttätigkeiten, durch die Pausanias die Hellenen gegen sich aufbrachte, kamen den Athenern sehr gelegen. Sie wurden weidlich ausgeschlachtet, und die Entrüstung über das tyrannische Gebaren des Spartaners maskierte die Tatsache, daß das Ganze nur eine Mache war. Daher zeigten sich die Athener, als man sie bat, den Oberbefehl zu übernehmen, keineswegs überrascht und bemühten sich auch nicht, die aufgeregten Gemüter zu beschwichtigen, sondern nahmen das Anerbieten freudig an und sorgten sofort dafür, daß der Bund eine feste Verfassung erhielt, die in ihren Grundzügen etwa folgendermaßen lautete: „Der Bund wird geschlossen, um an den Persern Rache zu nehmen und die noch unter ihrer Herrschaft stehenden Griechen zu befreien. Zu diesem Zwecke verpflichten sich die Mitglieder zu bestimmten Leistungen, deren Höhe der Vereinbarung zwischen den Athenern und den einzelnen Gemeinden vorbehalten wird. Die gemeinsamen Angelegenheiten werden vom Bundesrat erledigt, auf dem die vertretenen Städte gleiches Stimmrecht haben. Dieser tritt im Heiligtum zu Delos zusammen, wo sich auch die Bundeskasse befindet. An der Spitze des Bundes stehen die Athener. Sie führen den Vorsitz auf den Tagsatzungen, ernennen den jeweiligen Oberfeldherrn sowie die Schatzmeister (Hellenotamien), denen die Einziehung und Buchung der Beiträge obliegt. In der innern Politik sind alle Gemeinden selbständig."

Die größeren Städte, Samos, Chios, Lesbos, Naxos, Thasos und einige andere, mußten Schiffe stellen; die meisten zahlten auf Grund einer von Aristides vorgenommenen Schätzung Steuern. Diese ergaben eine Gesamtsumme von jährlich 460 Talenten (über zwei Millionen Mark). Hiervon erhielt Apollo, dessen Schutz die Gelder anvertraut waren, ein Sechzigstel,



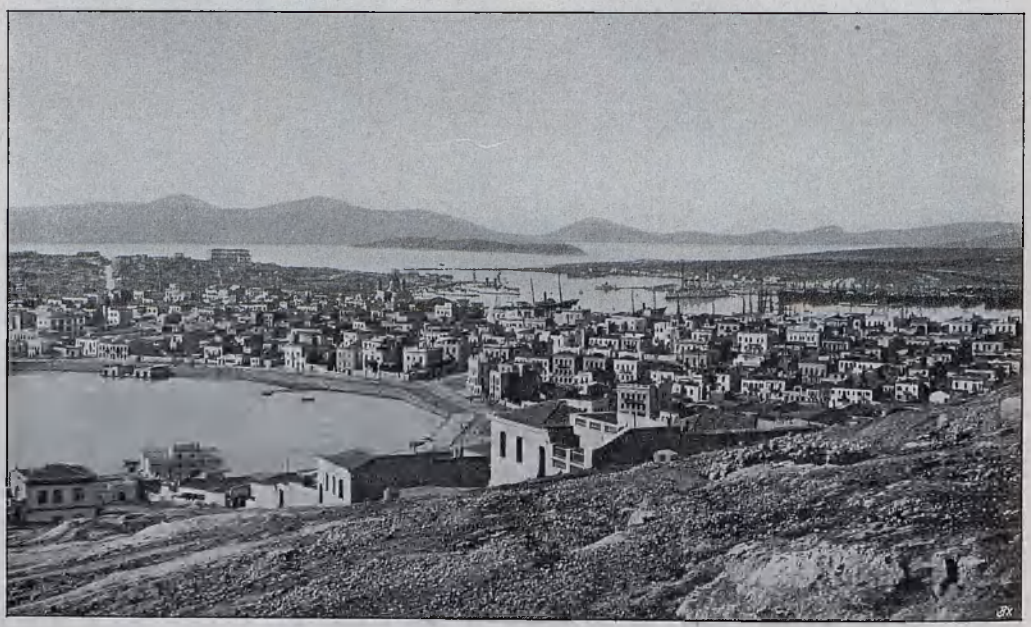
Vorgeschichtliches Apolloheiligtum auf der Insel Delos.
Nach A. Lebègue, Recherches sur Délos.

also von jedem Talent eine Mine (75 Mark). Zur Zeit der höchsten Blüte umspannte der Bund fast alle Gestade des Ägäischen Meeres, des Hellespontes und der Propontis mit über 200 in fünf Kreise (Inselkreis, thrazischer, hellespontischer, ionischer und karischer) geteilten Gemeinden, das größte Staatswesen, welches die Griechen hervorgebracht haben.

Einen Krieg mit Sparta brauchten die Athener, die dieses Machtgebäude errichtet hatten, nicht zu fürchten. Sie waren zur See mit ihren 300—400 Trieren unangreifbar und konnten zu Lande jedem Feinde Trotz bieten. Denn starke, weit vorgeschobene Mauern, welche die ganze Bevölkerung Attikas zu fassen vermochten, schirmten die Hauptstadt. Sie waren gleich nach der Schlacht bei Platää auf den Rat des Themistokles erbaut worden. Umsonst hatten die Lazedämonier auf Ersuchen Äginas, Megaras und Korinths, welche mit Neid und Beklemmung die über alles Erwarten schnelle Entwicklung der attischen Marine verfolgten, die Einstellung der Arbeiten und die Schleifung der schon halb fertigen Befestigung verlangt, natürlich nicht aus Selbstsucht oder Haß gegen Athen, sondern, wie man vorgab, nur im nationalen Interesse, damit bei einem neuen Kriege der Feind in Mittelgriechenland keinen Stützpunkt finde. Der List und Gewandtheit des Themistokles war es gelungen, die Spartaner so lange hinzuhalten, bis sie vor einer vollendeten Tatsache standen, die sich nicht leicht rückgängig machen ließ.

Jetzt, wo man die Führung zur See an sich riß, begann man die stolzen Pläne desselben Staatsmannes zu verwirklichen, deren Ausführung durch den Einfall der Barbaren unterbrochen worden war. Die Piräushalbinsel, eine felsige Landzunge mit den Buchten Piräus, Zea und Munychia, sollte zum größten Handelsemporium und Kriegshafen Griechenlands ausgebaut werden. Es entstanden Werften, Stapelplätze, Schiffsschuppen, Zeug- und Lagerhäuser. Eine zehn Kilometer lange, drei bis acht Meter dicke Mauer schützte die wertvollen Anlagen nach der Landseite, und drei weitere Mauern, die langen Schenkel genannt, verbanden den Piräus mit Athen, so daß selbst im Falle einer Belagerung der Verkehr zwischen Alt- und Neustadt keine Störung erlitt. Die Arbeiten zogen sich Jahrzehnte hin. Der Hafen blühte schnell auf. Von allen Seiten strömten Kaufleute und Handwerker herbei. Die Einwohnerzahl wuchs von Jahr zu Jahr, bis sie schließlich sogar die Athens überflügelte. Zur Zeit des Perikles war der Piräus der Mittelpunkt des Welthandels.

Athen verdankte seinen wirtschaftlichen Aufschwung nicht zuletzt seiner Stellung als Vorort des Delischen Bundes, der den übrigen Städten, zumal den abgabepflichtigen, keine nennens-



Ansicht des Hafens Piräus
Nach einer Photographie.

werten Vorteile bot. Sie waren zwar frei, aber da sie Steuern zu entrichten hatten, standen sie sich nicht viel besser als unter der Fremdherrschaft. Auch hatten sie geglaubt, daß die Abmachungen mit Athen nur so lange in Kraft bleiben sollten, als eine unmittelbare Gefahr seitens der Perser zu fürchten sei, waren aber nicht gewillt, auf immer Beiträge zu zahlen. Athen dagegen betrachtete den Bund als eine dauernde Einrichtung und hielt streng darauf, daß alle ihren Verbindlichkeiten gewissenhaft nachkamen. Die dadurch entstehenden Unstimmigkeiten wurden noch durch andere Gründe genährt. Die Bundessteuer lastete auf dem Grund und Boden und traf daher lediglich die Agrarier, die meist konservativ oder, wie man damals sagte, oligarchisch gesinnt waren. Sie hatten bei Abschluß des Bundes fast in allen Städten das Heft in der Hand. Aber da Athen ein demokratischer Staat war, an dem die unteren Stände bei ihren politischen Bestrebungen wenigstens einen moralischen Rückhalt fanden, so hatten die besitzenden Klassen zu gewärtigen, daß die Zugehörigkeit zum Bunde über kurz oder lang zu ihrer Majorisierung führen werde, d. h. daß sie, auf denen die Bundespflichten ruhten, von dem Gemeinderegiment und damit auch vom Bundesrat ausgeschlossen würden. Es bildete sich eine weitverzweigte Verschwörung. Zu schwach, um aus eigner Kraft die lästigen Fesseln zu sprengen, wandte man sich an Persien. Die Barbaren versprachen bereitwillig Hilfe und sammelten an der Südküste Kleinasiens Truppen und Schiffe. Voreilig riß sich Naxos vom Bunde los. Aber nach kurzer Zeit war die Stadt bezwungen. Die Schnelligkeit und Tatkraft, womit Athen einschritt, wehrte dem Umsichgreifen der Abfallbewegung, und die Schlacht am Eurymedon beraubte die mißvergnügten Gemeinden der Hoffnung auf persischen Beistand.



Tetradrachmon von Athen mit dem Apollon von Delos als Beizeichen.
(Berlin, Königl. Münzkabinett.) Nach Gipsabguß.

Wenige Jahre später empörte sich Thasos, durch die Machtgelüste Athens gereizt, das an der zur thasischen Interessensphäre gehörigen Küste Thraziens festen Fuß fassen wollte. Die Lazedämonier hatten die Erhebung durch einen Einfall in Attika zu unterstützen versprochen. Aber ein schreckliches Erdbeben verwandelte Sparta in einen Trümmerhaufen. Über 20 000 Menschen sollen umgekommen sein. Um das Unglück voll zu machen, ergriffen die Heloten die Waffen und marschierten gegen ihre Bedrücker. So konnten die Lazedämonier gar nicht daran denken, ihr Wort zu halten. Thasos wurde nach zweijähriger Belagerung von den Athenern unterworfen, verlor seine thrazischen Besitzungen, mußte seine Flotte ausliefern und Steuern zahlen.

Die Aufstände verfehlten durchaus ihren Zweck. Die abtrünnigen Städte wurden aus Bundesgenossen Untertanen der Athener und trugen dazu bei, auch der übrigen Los zu verschlechtern. Nur wenige retteten ihre Selbständigkeit über das Jahr 454 hinaus. Den meisten wurde zunächst das Recht entzogen, die Tagsatzungen zu beschicken, so daß diese schließlich ganz aufhörten. Damit fiel die Entscheidung über die allgemeinen Angelegenheiten, also auch die Verwendung der eingehenden Steuern allein den Athenern zu. An die Stelle des delischen Bundes trat das attische Reich. Die Verlegung der Bundeskasse von Delos nach Athen (454) bildet den Schlußstein dieser Veränderung. Von nun an ist Athene die Schutzgöttin. Ihr durch Spendung von Opfertieren zu huldigen, erschienen Jahr für Jahr Abordnungen der botmäßigen Städte an dem Feste der Panathenäen. Die abhängigen Gemeinden wurden zur Heeresfolge verpflichtet; doch stellten sie nur Landtruppen. Ihre Gerichtsbarkeit erfuhr eine starke Beschränkung, indem über alle Verbrechen, die das Gesetz mit Tod, Verbannung oder Ehrverlust bestrafte, die athenische Heliäa verhandelte. In vielen Gemeinden residierten athenische Aufsichtsbeamte, die über die staatlichen Einrichtungen wachten. Wichtige Plätze, wie beispielsweise das Kastell Polichna, das die Straße von Sardes nach Erythrä und Klazomenä deckte,

hatten ständige Besatzungen, und die Befehlshaber waren in den benachbarten Städten mit weitgehenden Verwaltungsbefugnissen ausgestattet. Da die Oligarchen nur zu oft mit den Landesfeinden unter einer Decke lagen, sorgte der leitende Staat dafür, daß überall der Demos ans Ruder kam. Die Athener bestimmten die Verfassung, wonach durchs Los gewählte Ratsherren, die sich durch einen heiligen Eidschwur zur Treue gegen Athen verpflichteten, die Regierung führten. Um die Herrschaft noch mehr zu sichern, wurden auf Kosten der oligarchischen Grundbesitzer viele Kleruchien angelegt, so auf dem Chersones, in Thrazien, Lemnos, Imbros, Euböa, Naxos und Andros. Trotz dieser Vorsichtsmaßregeln entstanden wiederholt Unruhen. Besonders gefährlich war der Aufstand der Samier und Byzantier. Die Samier setzten sich 440 mit dem persischen Satrapen Lydiens in Verbindung und leisteten den Athenern, die von Lesbos und Chios Zuzug erhielten, neun Monate Widerstand. Zur Ergebung gezwungen, mußten sie die Insel Amorgos abtreten, ihre Mauern schleifen, ihre Schiffe ausliefern und die Kriegskosten (6—8 Millionen Mark) zahlen. Zugleich kam der Demos zur Regierung, der sich fortan als die beste Stütze der Athener bewährte. Ähnliche Strafen wie über Samos wurden auch über Byzanz verhängt, das sich bald wieder unterwarf. Damit war die Ruhe wiederhergestellt; aber es war nur die Ruhe vor dem Sturm. Die Oligarchen konnten sich mit der maßlosen Demokratie nie befreunden. Im Peloponnesischen Kriege ergriffen sie allenthalben für die Spartaner Partei und trugen so das ihrige dazu bei, das attische Reich, die Vormacht Griechenlands und den Hort der nationalen Unabhängigkeit, zu zerstören. Die Schuld traf aber zum Teil den athenischen Radikalismus, der sie dem Landesfeinde in die Arme trieb.

Die Entwicklung der Athenischen Demokratie.

Die Mehrheit der Athener beschäftigte sich bis zu den Perserkriegen mit der Landwirtschaft. Diese lebensfähig zu erhalten und zu kräftigen, hatte sich nicht nur Solon, sondern selbst Pisistratus angelegen sein lassen. Auch die meisten Staatsmänner aus der ersten Hälfte des 5. Jahrhunderts sahen in dem Bauernstande das Rückgrat des Volkes. Das hinderte sie nicht, alle auf die Verstärkung der Seemacht und die Hebung von Handel und Gewerbe hinzielenden Bestrebungen zu fördern. Aber sie wollten dem beweglichen Kapital nicht den maßgebenden Einfluß einräumen, sondern hielten an der den Grundbesitz begünstigenden Verfassung fest. Damit traten sie in scharfen Gegensatz zu Themistokles. Er verfolgte das Ziel, Athen zu einem Handels- und Industriestaat zu machen und alle dem entgegenstehenden Schranken niederzureißen. Um Neuerungen vorzubeugen, die jäh mit der geschichtlichen Entwicklung brachen, verbanden sich Aristides, Kimon und Xanthippus und setzten es durch, daß Themistokles durch den Ostrakismus verbannt wurde. Dieser begab sich nach Argos. Doch auch hier war seines Bleibens nicht. Denn die Lazedämonier, die allen Grund hatten, ihn zu hassen, klagten ihn in Athen des Hochverrates an, und obwohl sein Vergehen nur darin bestand, daß er um die Pläne des Pausanias gewußt hatte, sprach ihn das Volksgericht schuldig, erklärte ihn und seine Nachkommen in die Acht und zog sein Vermögen ein (470). Nun erlebte Griechenland das betrübende Schauspiel, daß der Sieger von Salamis, der Begründer der Macht und Größe Athens, für sein Leben



Ostrakon (Scherbe) mit der Aufschrift: *Θεμισθοκλῆς Φρεάρριος* (Themistokles aus dem Demos Phrearroi). (2/3 der natürlichen Größe.)

Im Jahre 1897 bei den Ausgrabungen in der Nähe des Areopags gefunden und wahrscheinlich bei dem Ostrakismos des Jahres 470 abgegeben.

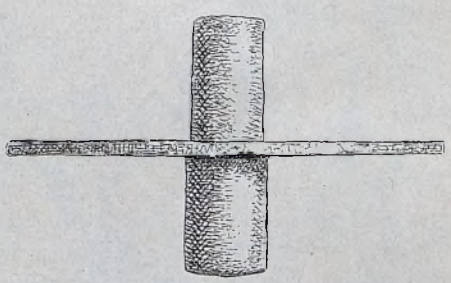
fürchtend, wie ein gehetztes Wild von Argos nach Korkyra, von Korkyra nach Epirus, von Epirus nach Pydna und von dort nach Epheſus floh. Endlich kam er nach Suſa. Der König Artaxerxes erwies ihm Ehren, wie ſie ſonſt keinem Griechen zuteil geworden ſind, und ſchenkte ihm die Stadt Magneſia am Mäander, die ihm jährlich mehrere Millionen Mark einbrachte. Aber die Hoffnung, die er auf ihn ſetzte, erfüllte ſich nicht. Themiſtokles ſtarb, ohne ſeinen Ruhm durch das Verbrechen des Landesverrates geſchändet zu haben. Etwa um dieſelbe Zeit verſchieden auch Xanthippus und Ariſtides.



Didrachmon des Themiſtokles als Herrn von Magneſia. (Berlin, Königl. Münzkabinett.) Nach Gipsabguß.

Inzwiſchen war die durch die Verbannung und Ächtung des Themiſtokles für mehrere Jahre mattgeſetzte Fortſchrittspartei unter der Leitung von Ephialtes und des Xanthippus Sohn Perikles wieder erſtarkt. Sie gab ihre erſten Lebenszeichen durch Angriffe auf Kimon, den Führer der Konſervativen, von ſich, in der Hoffnung, ihrer Gegner Meiſter zu werden, ſobald ſie den wegen ſeiner Leutſeligkeit allgemein beliebten Kriegshelden aus dem Sattel gehoben hätten. Als er aus dem Kriege gegen Thaſos zurückkehrte, beſchuldigten ſie ihn, er habe ſich von dem Könige Mazedoniens beſtechen laſſen. Das Volk ſprach ihn frei. Gleich darauf bekämpften ſie ſeinen Antrag auf Unterſtützung der Lazedämonier. Dieſe konnten noch immer nicht mit den Heloten fertig werden, die ſich, in einer Feldſchlacht beſiegt, in die Bergfeſte Ithome geworfen hatten, und baten deshalb die in der Belagerungskunſt erfahrenen Athener um Hilfe. Kimon befürwortete das Geſuch. Er verglich Athen und Sparta mit einem Zweigeſpann, das berufen ſei, den Wagen Griechenlands zu ziehen, und bat ſeine Mitbürger, nicht zuzugeben, daß das eine der beiden Roſſe abgeſchirrt werde. Ephialtes dagegen riet, den ſtolzen Nebenbuhler niedertreten zu laſſen. Seine Anſicht drang nicht durch. Kimon erhielt den Auftrag, mit 4000 Hopliten nach dem Peloponnes zu gehen, um den Staat aufzurichten, den nur die eigne Not an einem Einfall in Attika abgehalten hatte.

Seine Abweſenheit wußten Ephialtes und Perikles trefflich auszunutzen. Perikles erwirkte Tagegelder für die Geſchworenen. Es war dies zwar ein Akt der Billigkeit. Denn nachdem man die Gerichtsbarkeit der botmäßigen Bündner beſchränkt hatte, häuften ſich die Prozeſſe in einer Weiſe, daß die pflichtmäßige Teilnahme an der Heliäa die Ausübung eines bürgerlichen Berufes faſt ganz unmöglich machte. Wollte man die Rechtſprechung nicht ausſchließlich in die Hände der Beſitzenden legen, ſo mußte man die Geſchworenen für den Zeitverluſt entſchädigen. Zudem war die Vergütung (1—2 Obolen, 13—25 Pfennig den Tag) ſehr beſcheiden. Trotzdem lehrt die ſpätere Entwicklung das Verhängnisvolle der Maßregel.



Atheniſches Stimmtäfelchen aus Bronze mit der Inſchrift auf der Scheibe im Kreiſe: ψῆφος δημοσία. Es diente bei den Gerichtsverhandlungen zur Abgabe des Urteilsſpruches und war in zwei Exemplaren in den Händen jedes Richters, mit durchbohrter Achſe für „Schuldig", mit undurchbohrter Achſe für „Nichtſchuldig". (Nach Viſcher, Kl. Schriften II.)

Nachdem die Radikalen durch Einführung des Richterſoldes die Gunſt des Volkes gewonnen hatten, richteten ſie ihren Anſturm gegen den Areopag, den der fromme Glaube von der Göttin Athene ſelbſt geſtiftet ſein ließ. Er verlor die Aufſicht über das geſamte Staatsweſen und behielt im weſentlichen nur die Blutgerichtsbarkeit; ſeine ſonſtigen Befugniſſe gingen teils auf den Rat, teils auf die Heliäa oder die Volksverſammlung über. So war die Körperſchaft, die Äſchylus des Staates ſicheres Heil, des Landes treue Hut nennt, ihrer Macht entkleidet und für eine ſchrankenloſe Pöbelherrſchaft die Bahn geebnet.

Eben war der Anschlag auf den Areopag gelungen, als Kimon zurückkehrte. Den Athenern hatte man am Eurotas für ihre hochherzige Gesinnung wenig Dank gewußt. Für die Spartaner war der Eigennutz die einzige Richtschnur des Handelns, und sie setzten voraus, daß die politischen Grundsätze anderwärts dieselben seien. Da nun das Interesse der Athener eine Unterstützung der Heloten gefordert hätte, so fürchtete man in Lazedämon, die von Kimon geführten Truppen möchten mit den Aufständischen gemeinsame Sache machen. Deshalb schickte man sie, obwohl die Belagerung noch nicht vom Fleck gerückt war, mit dem Bemerken heim, man bedürfe ihrer nicht. Das kränkende, von schlecht verhehltem Mißtrauen diktierte Benehmen der Spartaner entfachte in Athen einen Sturm der Entrüstung. Man erkannte, daß die Demokraten doch Recht gehabt hatten. Der Ärger entlud sich auf Kimon, der als Sprecher der Konservativen die Absendung des Hilfsheeres beantragt hatte. Die Erbitterung über ihn wuchs noch, als er die jüngst erlassenen Gesetze bekämpfte und besonders für den Areopag eine Lanze brach. Das Volk wollte von einem Manne, der eben erst seine politische Unfähigkeit bewiesen hatte, keine Belehrungen annehmen und verurteilte ihn durch das Scherbengericht zu zehnjähriger Verbannung.

Bald darauf fiel Ephialtes als Opfer eines Meuchelmords, dessen sich Demokraten und Oligarchen gegenseitig beschuldigten. Der Leiter Athens wurde jetzt Perikles, der größte Staatsmann der Hellenen. Ein volles Menschenalter stand er, anfangs ohne ein Amt zu bekleiden, später als einer der zehn Strategen, an der Spitze des attischen Reiches. In dieser nach ihm benannten Zeit erreichten Macht und Wohlstand, Dichtkunst und Architektur Griechenlands ihren Höhepunkt. Ein Mann, der durch die Überlegenheit seines Geistes und die Gewalt seiner Sprache das souveräne Volk nach seinem Willen lenkte, der, seiner Abstammung nach Aristokrat, sich zum Führer der Radikalen aufwarf, mußte sich natürlich die verschiedensten Beurteilungen gefallen lassen. Die ganze Art, wie er sich gab, die ernste Würde und stolze Zurückgezogenheit, wohl das Erbteil seiner hohen Geburt — durch seine Mutter Agariste war er sogar mit dem erlauchten Hause der Alkmäoniden verwandt — und die Folge seines innigen Verkehrs mit dem Philosophen Anaxagoras, galt seinen Feinden als Hoffart und Dünkel. Während die einen seine Begabung und schöpferische Kraft bewunderten, behaupteten die anderen, die von ihm verfochtenen Ideen seien nicht sein, sondern seines Musiklehrers, des weisen Damon, Eigentum. Wie dem auch sein mag, er war eine geborene Herrschernatur und schon aus diesem Grunde ein außergewöhnlicher Mensch. Was er für Attika durch seine Bautätigkeit geleistet hat, wird an anderer Stelle besprochen werden. Hier beschäftigen wir uns nur mit der inneren Politik, und da muß man ihm vorwerfen, daß er seinen Einfluß nicht benutzt hat, die besten Kräfte für das öffentliche Leben zu gewinnen und die Begehrlichkeit des großen Haufens zu zügeln.



Hoplit.
Relief von Kreusis in Böotien.

Fast alle Ämter, selbst das Archontat, das Solon der ersten Schatzungsklasse vorbehalten wissen wollte, wurden jedem Bürger unterschiedslos zugänglich gemacht, für die meisten das Losverfahren eingeführt und die heilsame Vorwahl, welche die Möglichkeit bot, ungeeignete Bewerber auszuschließen, abgeschafft. Die Befugnisse der Beamten erfuhren eine durchgreifende Beschränkung, indem man sie nur zu ausführenden Organen des Rates oder Volkes herabdrückte.

Alle Staatshoheit lag in der Volksversammlung. Was diese wollte, war Gesetz. Eine Behörde, welche den törichten Beschlüssen einer wankelmütigen Menge die Bestätigung hätte versagen können, gab es nicht mehr. Solange sich die Athener den Worten des Perikles fügten, ein monarchischer Wille in der scheinbaren Demokratie herrschte, sah man über die Mängel des Systems hinweg, und versöhnten sich sogar die Konservativen mit der Regierung. Aber wie sollte es werden, wenn die Masse ihre Souveränitätsrechte zur Geltung bringen wollte?



Athenisches Triobolon, die Münze, die jeder Bürger für den Theaterbesuch erhielt. (Berlin, Kgl. Münzkabinett.) Nach Gipsabguß.

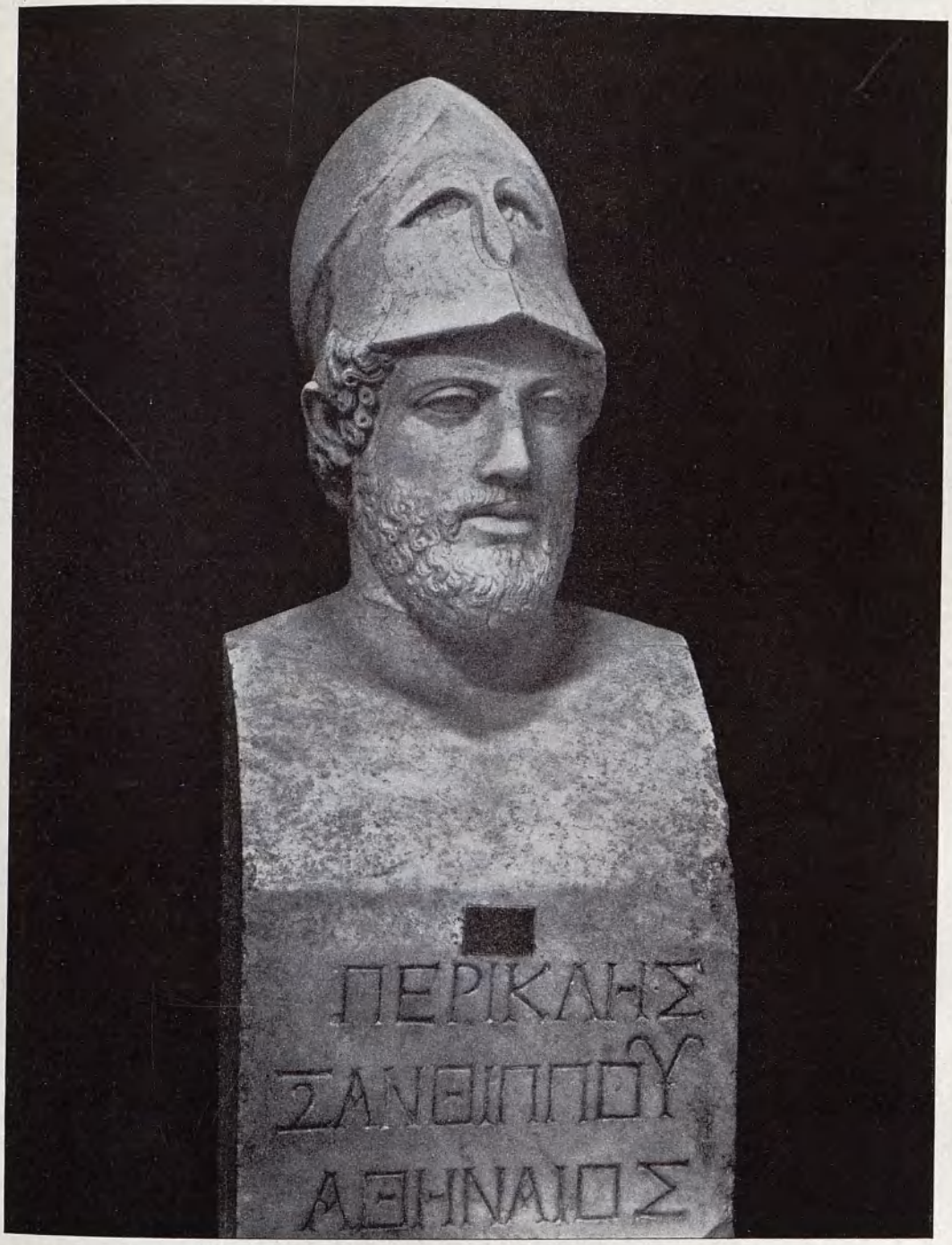
Ein weiterer Übelstand war das Umsichgreifen des Besoldungswesens. Nach den Richtern bekamen die Ratsherren Tagegelder, die Soldaten neben ihrer Verpflegung eine reichliche Löhnung; andere Klassen folgten, bis es schließlich unter 30 000 Athenern über 20 000 gab (6000 Geschworene, 2000 Bürgersoldaten in den Garnisonen der Bundesstädte, 12 000 Mann Besatzung der 60 Kriegsschiffe, die jährlich in Dienst gestellt wurden, 500 Ratsherren, 500 Werftaufseher ohne die vielen andern Beamten, die in einem gut organisierten Staate unentbehrlich sind), die Bezüge aus der Staatskasse erhielten. Ja, man ging so weit, nicht nur den Besuch der Volksversammlung zu vergüten, sondern sogar an allen Festen den Bürgern das sogenannte Schaugeld zu zahlen, damit sie ins Theater gehen oder sich einen vergnügten Tag machen konnten. Durch derartige Vergünstigungen sicherte sich die herrschende Partei die Gefolgschaft der Besitzlosen, und da man zwischen Partei und Staat nicht unterschied, so bildete sich die Überzeugung aus, daß die, welche nichts zu verlieren hätten, die festeste Stütze des Staates seien. Vorläufig leuchtete das Bedenkliche der maßlosen Verschwendung nicht ein. Denn Athen war noch die erste Handelsmacht der Welt und erzielte aus den Steuern der Bündner und den Zöllen trotz aller Ausgaben gewaltige Überschüsse. Aber auf die fetten Jahre folgten die mageren. Die künstlich großgezogene Arbeitsscheu und Genußsucht dagegen blieben, und die ungerechtfertigten Spenden aus der Staatskrippe wollte das Volk nicht gern missen.

Das Zeitalter des Perikles.

Die auf dem Isthmus gegen die Perser geschlossene Eidgenossenschaft bestand auch nach der Gründung des Delischen Bundes dem Namen nach fort. Aber die Spannung zwischen den beiden Hauptstaaten wuchs von Jahr zu Jahr. Vergebens suchte Kimon die Eintracht herzustellen. Die Unvernunft der Spartaner vereitelte sein redliches Bemühen und führte zum völligen Bruche. Nachdem die in ihrem Ehrgefühl verletzten Athener Kimon verbannt hatten, rüsteten sie unter dem Einfluß des Perikles zum entscheidenden Waffengange, von dem sie sich die Hegemonie über ganz Griechenland versprachen. Um dem Gegner auch zu Lande gewachsen zu sein, verbündeten sie sich mit Argos, Thessalien und dem zur spartanischen Hegemonie gehörenden Megaris. Ein in Megaris einrückendes Heer der Korinther wurde geschlagen, die korinthisch-äginetische Flotte vernichtet und Ägina belagert. Und alle diese Erfolge, während der Kern der athenischen Streitmacht vor Memphis stand! Die bedrohlichen Vorgänge nötigten Sparta, die Empörung der Heloten, den sogenannten dritten Messenischen Krieg, um jeden Preis zu beendigen. An eine bedingungslose Unterwerfung der Aufständischen war nicht zu denken. Man traf ein Abkommen, wonach diese Ithome räumten und mit Weib und Kind das Land verließen. Athen siedelte sie in dem den ozolischen Lokrern entrissenen Naupaktus an. Die Erschütterung des Peloponnesischen Bundes benutzten die Phokier, um ihr Gebiet auf Kosten der Landschaft Doris zu vergrößern. Es war dies mittelbar ein Angriff auf Sparta, welches in Doris seine alte Heimat sah. Deshalb rückte auch sofort ein starkes lazedämonisches Heer in Phokis ein und zwang durch sein

bloßes Erscheinen den Feind zur Herausgabe seines Raubes. Unterdessen hatten die Athener die von Megaris nach dem Isthmus führenden Pässe besetzt und kreuzten mit einem beträchtlichen Geschwader im Korinthischen Meerbusen. So war den Spartanern zu Wasser und zu Lande der Rückzug abgeschnitten. Aber die Sache nahm einen ganz anderen Verlauf, als die Athener erwartet hatten. Die Lazedämonier blieben abwartend in Böotien und verschafften dem oligarchischen Theben die Vorherrschaft über die ganze Landschaft. Dadurch gewannen sie im Kampfe gegen das demokratische Athen einen treuen Bundesgenossen. Selbst die athenischen Oligarchen knüpften mit ihnen Verbindungen an und hofften mit ihrem Beistande um so leichter die Regierung zu stürzen, als der größere Teil der kriegstüchtigen Mannschaft sich auf der Flotte, vor Ägina oder in Ägypten befand. Aber man kam hinter die Schliche, raffte mit dem letzten Aufgebot der Kräfte alles, was Waffen tragen konnte, zusammen, zog Verstärkungen der Bundesgenossen heran und marschierte den Feinden entgegen. Bei Tanagra am Asopus kam es zu einer mörderischen Schlacht (457). Kimon stellte sich als echter Patriot seinen bedrängten Mitbürgern zur Verfügung. Aber die durch die oligarchischen Umtriebe erbitterten Strategen wiesen ihn ab. Durch die Verräterei der Thessaler ging der Kampf für die Athener verloren. Unter dem frischen Eindruck der Niederlage riefen diese Kimon zurück, der mit den Spartanern einen viermonatigen Waffenstillstand vermittelte. Kaum waren die Feinde wieder nach dem Peloponnes gezogen, da brach ein athenisches Heer unter Myronides in Böotien ein, um die aristokratische Bewegung nicht erstarken zu lassen. 62 Tage nach der Schlacht bei Tanagra errang es einen blutigen Sieg bei Önophyta, stellte das Übergewicht der Demokratie in allen böotischen Städten, außer Theben, wieder her und dehnte die athenische Hegemonie über Phokis und das opuntische Lokris aus. Um dieselbe Zeit ermattete die Kriegslust der Ägineten. Sie rissen ihre Mauern nieder, lieferten ihre Trieren aus und verpflichteten sich gleich den athenischen Untertanen zur Steuerzahlung. Im nächsten Jahre erschien Tolmides mit der attischen Flotte an den Küsten des Peloponneses, plünderte Kythera, verbrannte die spartanischen Schiffe auf den Werften von Gytheum, nahm die Insel Zakynthus in den Athenischen Bund auf und eroberte die korinthische Kolonie Chalkis in Akarnanien. Die Freude über die beispiellosen Triumphe wurde durch die Trauerkunde von dem schweren Mißgeschick in Ägypten getrübt (S. 183). Athen konnte die gewaltigen Verluste an Menschenleben, 30 000—40 000 Mann, nicht ersetzen, und wenn es auch, um die Feinde über das Furchtbare der Katastrophe zu täuschen, seine Waffen zugleich nach Thessalien und Akarnanien wandte, so erkannte man doch, daß es der Erschöpfung nahe war. Myronides kehrte, ohne etwas erreicht zu haben, aus Thessalien zurück, Perikles gewann die Achäer, vermochte aber in Akarnanien nichts auszurichten. Nach solchen Fehlschlägen empfand man das Bedürfnis, die Feindseligkeiten in Hellas einzustellen. Kimon brachte eine fünfjährige Waffenruhe mit Sparta zustande (451). Sobald man neue Kräfte gesammelt hatte, führte er, um die wiedererwachte Tatenlust des Volkes zu befriedigen und die Niederlage in Ägypten zu rächen, die athenische Streitmacht gegen Cypern, wo er im Kampfe mit dem Nationalfeind sein Leben ließ.

Schon im nächsten Jahre erneuerten sich die Wirren in Griechenland. Die Friedensstörer waren abermals die Phokier. Ohne Rücksicht auf die alten amphiktyonischen Bestimmungen unterwarfen sie sich Delphi. Ein spartanisches Heer gab der heiligen Stadt ihre Selbständigkeit wieder. Törichterweise erschien gleich darauf ein von Perikles geführtes athenisches Heer, durch das die Phokier die Herrschaft über Delphi zurückerhielten. Dies wird mit Veranlassung gewesen sein, daß die Demokratie in vielen Städten recht anmaßend und brutal auftrat. Nicht nur der zum Teil vertriebene Adel, sondern auch weite Kreise der Bürgerschaft waren mit dem gewaltsam aufgerichteten Volksregiment unzufrieden, und je ungebärdiger sich die Demagogen benahmen, desto mehr wuchs der Groll über die fremde Verfassung. Von Verbannten und auswärtigen Parteifreunden unterstützt, bemächtigten sich die Oligarchen in Orchomenus, Chäronea und andern Orten der Regierung. Sofort rückten athenische Truppen unter Tolmides ein, um



Perikles.

Antike Herme im Vatikanischen Museum. (Anderson phot.)

die Demokraten wieder ans Ruder zu bringen. Aber nach anfänglichen Erfolgen sahen sie sich zum Rückzug gezwungen. Bei Koronea wurden sie plötzlich während des Marsches in der Flanke angegriffen und völlig geschlagen (447). Tolmides selbst fiel. Die eine Niederlage vernichtete den atheniſchen Einfluß in ganz Mittelgriechenland. Mit Blitzesſchnelle griff die oligarchiſche Bewegung um ſich. Böotien außer Platää, Lokris, Phokis und Megaris ſagten ſich von Athen los, und in Euböa brach ein Aufſtand aus. Eben nach der Inſel übergeſetzt, um die Empörung zu dämpfen, mußte Perikles ſchleunigſt zurück, da die Spartaner verwüſtend in Attika eingefallen waren. Bei ſeiner Ankunft zogen ſie, ohne eine Schlacht zu wagen, wieder ab, worauf er nach Euböa eilte, den Aufruhr niederſchlug, die adligen Gutsbeſitzer, „die Roſſehalter“, aus mehreren Gemeinden (Chalkis, Eretria, Hiſtiäa) vertrieb und auf dem eingezogenen Grund und Boden atheniſche Kleruchen anſiedelte. Überall wurde die Verfaſſung in demokratiſchem Sinne umgeſtaltet und die Bürgerſchaft zur Treue gegen Athen verpflichtet. In Sparta herrſchte über die Führer des ruhmlos heimgekehrten Heeres eine begreifliche Erregung; man glaubte, ſie hätten ſich von Perikles beſtechen laſſen, und zwang ſie durch Todesurteile zur Flucht. Aber ein neuer Feldzug ſchien nicht rätlich. Auch die Athener waren kriegsmüde. Auf den Rat des leitenden Staatsmannes boten ſie die Hand zum Frieden, den man nach ſeinem Urheber den Perikleiſchen nennt. Er wurde unter folgenden Bedingungen auf 30 Jahre abgeſchloſſen: „Athen verzichtet auf alle Erwerbungen der letzten Zeit mit Ausnahme Platääs und Äginas. Sparta erkennt den Deliſchen, Athen den Peloponneſiſchen Bund als zu Recht beſtehend an. Beide verbürgen ſich gegenſeitig die Unverletzlichkeit des Bundesgebietes. Streitigkeiten untereinander werden durch ein Schiedsgericht geſchlichtet. Die Städte, die keinem der Bünde angehören, dürfen ſich nach Belieben den Athenern oder den Spartanern anſchließen.“



Ruinen des Tempels der Aphaia zu Ägina.

Der Vertrag war nur ein Proviſorium, zu dem ſich beide Staaten verſtanden, weil ihnen zurzeit die Mittel fehlten, den Gegner niederzuwerfen. Schon die Dauer ſeiner Geltung kennzeichnet ihn als Waffenruhe, nach deren Ablauf der Kampf um die Vorherrſchaft von neuem entbrennen mußte. Wie Sparta die Friedensjahre benutzte, wiſſen wir nicht. Die Athener hielten das Ziel der Perikleiſchen Politik, die Hegemonie über Hellas zu gewinnen, feſt im Auge und rüſteten mit Anſpannung jedes Nervs. Sie vollendeten in dieſer Periode die gewaltigen Befeſtigungen, an denen man ſeit den Tagen des Themiſtokles arbeitete, verſtärkten ihre Marine, ſuchten die Wehrkraft auf den alten Stand zu bringen — 431 belief ſich trotz aller vorhergehenden Verluſte die Zahl der dienſtpflichtigen Bürger weit über 30 000, was ohne maſſenhafte Verleihung des Bürgerrechts gar nicht erklärbar iſt —, ſammelten die zur Kriegsführung nötigen Gelder und unterdrückten, um in Innern keinen Feind fürchten zu müſſen, jede oligarchiſche Regung. Thukydides, der Schwiegerſohn Kimons, wurde in die Verbannung geſchickt, weil er Einſprache dagegen erhob, daß die Bundesſteuern zum Teil für rein ſtädtiſche Zwecke verwandt wurden. Zugleich zeigte man ſich als Bannerträger des nationalen Gedankens. Auf den Vorſchlag des Perikles ergingen Einladungen an alle helleniſchen Staaten, Vertreter zu einem Kongreſſe nach Athen zu entſenden. Es ſollte über die Herſtellung der von den Perſern zerſtörten Tempel, über die den Göttern in den Freiheitskämpfen gelobten Opfer, ſowie über die Sicherung der Meere beraten werden. Die Peloponneſier witterten mit Recht Hintergedanken;

sie lehnten nicht nur jede Teilnahme ab, sondern machten überall ihren Einfluß gegen die Beschickung des Allgriechentages geltend, der infolgedessen gar nicht zustande kam. Perikles ließ sich durch diesen Mißerfolg nicht von seinen nationalen Bestrebungen abschrecken. Gleich trat er mit einem neuen Plane hervor, indem er in ganz Hellas zur Gründung von Kolonien



Die Propyläen auf der Akropolis, von vorn gesehen.
Nach einer Photographie.

in Italien aufforderte. Es strömten zwar von allen Seiten Ansiedler herbei, die 443 unter Führung von zehn Athenern Thurioi unweit des zerstörten Sybaris anlegten. Aber weitere Gründungen erfolgten nicht, und auch Thurioi bildete nicht einen solchen Stützpunkt für Athen, wie Perikles gehofft hatte. Einige Jahre später erbauten die Athener mit Kolonisten aus den verschiedensten griechischen Gauen Amphipolis am unteren Strymon und verstärkten das hellenische Element in einer Reihe von Städten an der Propontis und dem Pontus, wo Perikles auch durch Entfaltung der attischen Seemacht das Selbstbewußtsein der griechischen Anwohner hob.

Während sie nach außen eine großzügige nationale Politik trieben, setzten sie daheim alle Hebel in Bewegung, um Athen, das nach ihrer Ansicht berufen war, die Hauptstadt des erträumten hellenischen Reiches zu werden, zum Hochsitz der Künste und Wissenschaften, zum „Herde Griechenlands und zum Mittelpunkt der Weisheit" zu machen. Die ersten Architekten, Bildhauer und Maler wetteiferten in der Herstellung und Ausschmückung öffentlicher Gebäude.

Die Akropolis wurde zu einem heiligen Bezirk umgeschaffen. Auf dem Südrande der Kuppe entstand der Athenetempel, der Parthenon. Am westlichen Aufstieg zum Burgfelsen errichtete man die herrliche Toranlage der Propyläen. Als Wahrzeichen Athens ragte zwischen beiden Gebäuden das Riesenstandbild der stadthütenden Göttin empor, dessen vergoldete Lanzenspitze die Schiffer schon aus weiter Ferne erblickten. Südlich von der Akropolis erhob sich das dem Königszelt des Xerxes nachgebildete Odéum. Es war zunächst nur für die musischen Wettkämpfe an den Panathenäen bestimmt, diente aber später allgemein als Konzerthaus. In

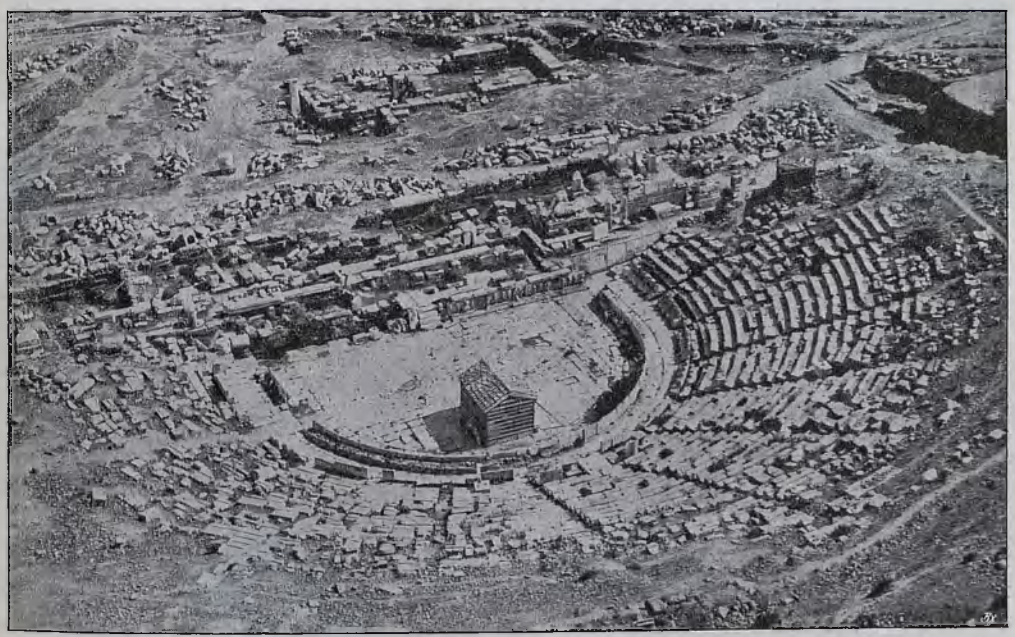


Die Akropolis von Athen.

Nach einer Photographie.

der Nähe des Areshügels entstand das besterhaltene Bauwerk Athens, ein dorischer Tempel, den man fälschlich als Theseion zu bezeichnen pflegt (vergl. das Tafelbild). Da er in der christlichen Zeit dem hl. Georg, dem Drachentöter, gewidmet war, wird er wohl dem Apollo zu Ehren erbaut worden sein. Dem mythischen Begründer des attischen Staates, dessen angebliche Gebeine Kimon von der Insel Skyrus überführt hatte, war schon früher ein Heiligtum geweiht worden. Auf der Pnyx, der sich südwestlich an den Areshügel anschließenden Anhöhe, stellte der Astronom Meton die erste Sonnenuhr auf. Vor den Stadtmauern lagen inmitten schattiger Parke schmucke Turnhallen (Gymnasien). In Eleusis trat an die Stelle des von den Persern zerstörten Tempels ein neues, weit umfangreicheres Heiligtum. Das Hauptgebäude war, um an den Festen der geheimnisvollen Gottheiten alle Eingeweihten fassen zu können, 50 Meter lang und breit. Propyläen führten in das von Mauern umfriedigte Tempelgelände. Ein weithin sichtbares Heiligtum der Athene krönte den Gipfel des Vorgebirges Sunion (Abb. S. 109), und eine Wegstunde von Marathon prangte die Kapelle der Nemesis.

Den Glanz des Staates zu erhöhen dienten ferner die öffentlichen Feste, vor allem die Panathenäen und Dionysien, die durch ihr Gepränge Fremde aus allen Gegenden Griechenlands herbeilockten und dadurch immer mehr einen nationalen Charakter annahmen. Die Dionysien fanden Ende März oder Anfang April statt und erstreckten sich über eine ganze Woche. Auf die religiöse Feier, deren Höhepunkt eine pomphafte Prozession bildete, folgten mehrere Tage hintereinander dramatische Aufführungen. Sie galten als musische Wettkämpfe; ein vom Staat ernannter Ausschuß saß zu Gericht, und die Sieger erhielten als Preise eherne Dreifüße, mit denen man die zum Theater führende Straße einfaßte. Die Schauspiele wurden anfangs auf dem Markte, später an der Südseite der Akropolis abgehalten. Mit dem Bau des Theaters



Das Dionysos-Theater in Athen.
Nach einer Photographie.

hatte man schon wenige Jahre nach der Schlacht bei Salamis begonnen. Zur Vollendung gelangte es erst im letzten Drittel des 4. Jahrhunderts.

Perikles, der Freund der angesehensten Meister, der Gönner der aufstrebenden Talente, der durch seinen übermächtigen Einfluß die Wunderwerke der Architektur ins Leben rief, hatte



Griechin im Straßenanzuge mit Fächer.
Tanagrafigur aus dem 4. Jahrh. (London, Brit. Museum.)

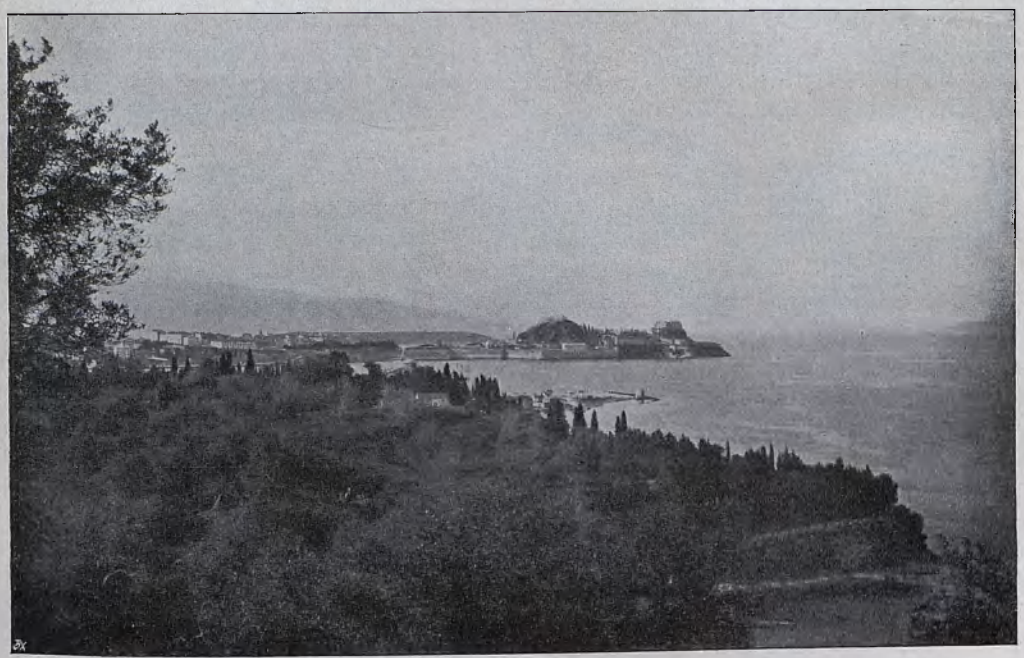
selbst fast gar kein Kunstverständnis. Daher überließ er auch die eigentliche Leitung der öffentlichen Bauten Phidias. Um so lebhafter war dagegen sein Interesse für die Wissenschaften. Er stand in innigem Verkehr mit den weisesten Männern seiner Zeit und unterhielt sich mit ihnen gern über staatliche und philosophische Fragen. Früher glaubte man, seine zweite Gemahlin, die schöne Milesierin Aspasia, sei der Mittelpunkt des geselligen und gelehrten Kreises gewesen. Über ihre geistige Begabung und ihre Teilnahme an der Politik waren in Athen die unglaublichsten Gerüchte in Umlauf. Soll sie doch ihres Gatten Lehrerin in der Beredtsamkeit gewesen sein und nicht nur den Samischen, sondern auch den Peloponnesischen Krieg entfacht haben! Wahrscheinlich ist ihr gar keine besondere Bedeutung beizumessen, und wir wüßten wohl kaum etwas von ihr, wenn nicht Klatschsucht und Haß ihren Namen in die Öffentlichkeit gezerrt hätten. Nach den Anschauungen jener Zeit lebte sie mit Perikles nicht in gesetzlicher Verbindung, da solche nur ein Athener mit einer Athenerin oder mit einer Frau des Staates eingehen durfte, mit dem Athen Epigamie (gegenseitiges Eherecht) hatte. Dieser Umstand sowie die Tatsache, daß sie sich freier bewegte, als die strenge Sitte dem weiblichen Geschlechte gestattete, bot den Dichtern der Komödie willkommenen Stoff zu Verdächtigungen und schmutzigen Späßen. Die Angriffe richteten sich weniger gegen Aspasia als gegen Perikles. Diesen aus seiner Stellung zu verdrängen, vereinigten sich die verbissensten Oligarchen mit den demagogischen Strebern, denen das Übergewicht des großen Mannes unerträglich war. Da man sich nicht sofort an den Leiter des Staates selbst heranwagte, richtete man die vergifteten Pfeile gegen seine Frau. Man klagte sie der Gottlosigkeit an, eines Verbrechens, worauf die Todesstrafe gesetzt war. Nur dem persönlichen Eintreten ihres Gatten verdankte sie ihre Freisprechung. Ähnliche Beschuldigungen erhob man gegen mehrere seiner Freunde und bewirkte, daß Phidias ins Gefängnis geworfen wurde, in dem er starb, und daß Anaxagoras aus Athen fliehen mußte. Nachdem durch solche Prozesse das Ansehen des Perikles untergraben war, bedurfte es nur eines Mißerfolges seiner auswärtigen Politik, um ihm die Gunst der wankelmütigen Menge zu entziehen. Kurz nach dem Ausbruch des Peloponnesischen Krieges wurde er seines Feldherrnamtes entsetzt und wegen Unterschlagung zu 50 Talenten bestraft. Es fehlte nicht viel, so wäre er hingerichtet worden. Eben hatte das reumütige Volk ihn wieder zum Strategen gewählt, da raffte ihn der Tod dahin (429). Sein Ringen nach nationaler Einigung war umsonst. Aber Athen wurde durch ihn der Brennpunkt der griechischen Kultur.

Der Peloponnesische Krieg.

1. Einleitung.

Die Rivalität der führenden Staaten, der Gegensatz zwischen der im attischen Reiche begünstigten Demokratie und der im peloponnesischen Bunde herrschenden Oligarchie, das erdrückende wirtschaftliche Übergewicht Athens, worunter besonders Korinth zu leiden hatte, alles dies machte den griechischen Krieg unvermeidlich. Die festgesetzte Friedenszeit war erst zum dritten Teil verstrichen, da zogen sich am politischen Horizonte unheildrohende Wolken zusammen.

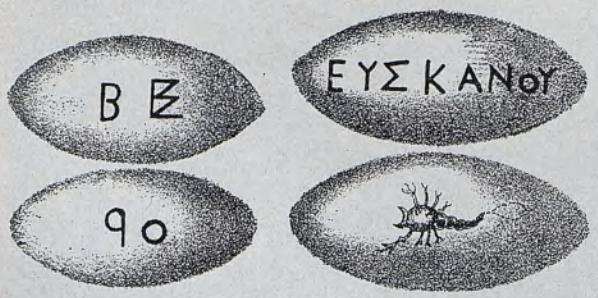
In der korcyräischen Kolonie Epidamnus war es zu einem erbitterten Verfassungskampfe gekommen. Die siegreiche Volkspartei hatte den Adel vertrieben, der, von illyrischen Fürsten unterstützt, die Rückkehr erzwingen wollte. In ihrer Not wandten sich die Bürger an Korcyra. Abgewiesen, baten sie die Korinther um Beistand. Diese ergriffen begierig die Gelegenheit, ihren Einfluß im westlichen Meere zu befestigen. Eine starke Besatzung ging 435 nach Epidamnus, und als die Korcyräer zur Belagerung der Stadt schritten, stach eine beträchtliche Flotte zur Behauptung des Platzes in See. Aber sie wurde völlig geschlagen und um dieselbe Zeit Epidamnus zur Übergabe genötigt. Nunmehr rüstete Korinth mit verdoppelter Anstrengung. Außerstande, allein die Gefahr zu bestehen, suchte Korcyra Anlehnung an Athen. Hier war man geteilter Meinung. Nicht nur die Oligarchen, sondern auch die demokratischen Bauern verwarfen das Hilfegesuch. Denn sie fürchteten, daß seine Bewilligung zu einem Bruche mit Sparta führen werde. Aber die Mehrheit des Volkes entschied sich auf den Rat des Perikles für ein Verteidigungsbündnis mit Korcyra (433). Sie war sich der Tragweite dieses Schrittes wohl bewußt und stimmte darin mit der Minderheit überein, daß nunmehr der Friede gefährdet sei. Doch von der Notwendigkeit des Krieges überzeugt, hatte sie keinen Grund, das Angebot,



Korfu, das alte Korcyra.
Nach einer Photographie.

das einen erheblichen Machtzuwachs bedeutete, von der Hand zu weisen. Sofort segelten zehn attische Trieren nach Korcyra. Gleich nach ihrer Ankunft erschien eine stolze Flotte der Korinther, die einschließlich der von den Pflanzstädten und Bundesgenossen gestellten Schiffe 150 Trieren zählte. Bei der numerischen Überlegenheit — die Korcyräer verfügten nur über 110 Kriegsschiffe — war es nicht zu verwundern, daß sich der Sieg auf die Seite der Korinther zu neigen begann. Aber bevor die Schlacht entschieden war, trafen noch zwanzig attische Trieren ein. Sie brauchten nicht mehr in den Kampf einzugreifen. Denn bei ihrer Annäherung machten die Korinther kehrt und fuhren heim.

Zur selben Zeit wurde die athenische Machtstellung in Thrazien bedroht. Perdikkas, der einen Teil Mazedoniens beherrschte, suchte das ganze Land unter seinem Zepter zu vereinigen. Da ihm hierbei Athen im Wege stand, knüpfte er Verhandlungen mit Sparta und Korinth an. Hierüber benachrichtigt, verlangten die Athener, die korinthische Kolonie Potidäa, auf deren Unterstützung Perdikkas rechnete, solle ihre Befestigungswerke schleifen, Geiseln stellen und den das Gemeinwesen leitenden korinthischen Beamten ausweisen. Daraufhin fiel die Stadt ab, nachdem die Lazedämonier ihr versprochen hatten, sie gegen Gewaltmaßregeln Athens durch einen Einfall in Attika zu schützen. Korinthische Freiwillige eilten in großer Zahl nach Thrazien, um den Aufständischen Beistand zu leisten. Von Perdikkas aufgewiegelt, sagten sich auch einige kleinere Orte Chalzidizes von den Athenern los. Diese schritten aber so schnell und tatkräftig ein, daß die Aufruhrbewegung bald zum Stillstand kam. Die Potidäaten wurden im offenen Felde geschlagen, die Stadt von allen Seiten eingeschlossen. Die Hilfe Korinths erwies sich als unzureichend, und die Spartaner hielten nicht Wort. Potidäa war zwar noch nicht erobert, aber sein Fall unausbleiblich. Dies brachte die Korinther, die Korcyra nur zu gern mit Potidäa heimgezahlt hätten, so in Harnisch, daß sie die Mitglieder des peloponnesischen Bundes zu einer Besprechung nach Sparta einluden. In der Zusammenkunft führten neben den Korinthern besonders die Megarer lebhafte Klagen. Die Athener hatten über sie die Handelssperre verhängt, und der kleine, auf den attischen Markt angewiesene Staat ging dem wirtschaftlichen Ruin entgegen. Bevor die spartanischen Behörden zu den Beschwerden der Bündner Stellung nahmen, beriefen sie eine Volksversammlung. Der König Archidamus riet dringend zur Mäßigung. Aber auf den Vorschlag des Ephoren Stenelaïdas, welcher die kriegslustige Jugend hinter sich hatte, erklärte die Mehrheit das Vorgehen der Athener als Friedensbruch. Der Beschluß wurde den Vertretern der Bundesgenossen mitgeteilt und eine Tagsatzung auf den September 432 anberaumt. Auf dieser sollte die Kriegsfrage eingehend erörtert werden. Da die Korinther in der Zwischenzeit eine rührige Agitation entfalteten, stimmten auf der Bundesversammlung die meisten für den Krieg. Man wollte die Waffen ergreifen, um die Hellenen von dem Joche der tyrannischen Stadt zu befreien. Es war dies ein geschickter Schachzug, indem man sich den athenischen Untertanen, die in ihren oberen Klassen durchweg oligarchisch waren, als Retter ankündigte. Wohl mit Rücksicht auf den nahen Winter unterließ man es, den Athenern sofort den Krieg zu erklären. Vielmehr knüpfte man Verhandlungen mit ihnen an, von denen man im voraus wußte, daß sie scheiterten, die auch nur zu dem Zwecke geführt wurden, die Athener ins Unrecht zu setzen. Von drei Gesandtschaften, welche Sparta nach Athen schickte, forderte die



Schleuderkugeln aus Korcyra.
Die Inschriften werden ergänzt gelesen, links: *Βέ[λος]* = Geschoß und *Κο[ρκυραίων]* oder *Κο[ρινθίων]*; rechts: *ἐνσκάνου* = bette dich gut; Rückseite: Abbildung eines Skorpions.
Nach Bischer, Kl. Schriften II.

erste die Verbannung der fluchbeladenen Alkmäoniden, wobei man hauptsächlich an Perikles dachte, die zweite die Beendigung der über Megara verhängten Handelssperre, die Aufhebung der Belagerung Potidäas und die Wiederherstellung der Selbständigkeit Äginas. Nur auf die erste Forderung wurde Gewicht gelegt und erklärt, daß im Falle ihrer Annahme der Friede wohl erhalten bleibe. Zuletzt verlangten die Lazedämonier in drohender Sprache die völlige Autonomie der attischen Reichsstädte. Die beiden ersten Gesandtschaften waren vom Rate abschlägig beschieden worden. Als die dritte erschien, wurden sämtliche Forderungen der Spartaner der Volksversammlung unterbreitet. Diese beschloß auf den Rat des Perikles, jedes Ansinnen, das irgendwie als verletzend oder demütigend gedeutet werden könne, entschieden zurückzuweisen und in froher Zuversicht dem drohenden Kampfe entgegenzusehen. Damit war der Krieg entschieden, wenn auch die Feindseligkeiten noch nicht eröffnet wurden.



Athenischer Reiter.
Relief vom Grabmal des Dexileos. (Athen, Nationalmuseum.)

Was die Machtmittel der beiden Gegner anbetrifft, so lag die Hauptstärke Athens in seiner Marine. Die Flotte bestand aus 300 Trieren. 200 konnten zu jeder Zeit auslaufen. Die Bemannung bildeten 20 000 vortrefflich geschulte Theten, ferner die ärmeren Metöken, Sklaven und gemietete Ruderer aus dem Demos der Reichsstädte, der dem Vororte treu ergeben war. Die Lesbier, Chier und Korcyräer vermochten zusammen wenigstens weitere 100 Schiffe zu stellen. Mit dem Landheere sah es weniger gut aus. Es zählte rund 15 000 Hopliten, 1000 Reiter, 1600 Bogenschützen und einige Tausend aus den jüngsten und ältesten Jahrgängen zur Bewachung der Mauern ausgehobene Soldaten. Auf die Kontingente der Untertanen war kein Verlaß. Hielten doch die Bemittelten, die zum Dienst als Schwerbewaffnete verpflichtet waren, im allgemeinen mit den Lazedämoniern. Deshalb durfte man nicht einmal die etwa 10 000 im Reichsgebiet angesiedelten Kleruchen im Felde verwenden, da ihnen die Aufgabe zufiel, die zum Abfall geneigten Bündner im Gehorsam zu erhalten. Außerhalb des attischen Bundes standen, abgesehen von Platäa und Korcyra, nur Akarnanien, Zakynthus, einige italische und sizilische Städte, besonders Rhegium und Leontini, sowie der Thrakerstamm der Odrysen auf seiten Athens. Aber durch ebenbürtige oder gar überlegene Feinde in Schach gehalten, bedurften sie mehr der Hilfe, als daß sie selbst nennenswerten Beistand hätten leisten können. Unter solchen Umständen beschlossen die Athener, sich auf den Seekrieg zu beschränken, den Handel der Gegner zu vernichten und ihre Küsten zu verwüsten. Schnelle und glänzende Erfolge ließen sich auf diese Weise nicht erzielen. Aber man hoffte den Feind um so eher auf die Dauer zu ermüden, als er nicht über die zur Kriegführung erforderlichen Summen verfügte, wohingegen Athen auf mehrere Jahre mit Geldmitteln reichlich versehen war.

Der peloponnesische Bund hatte sich während der jüngsten Verhandlungen über die meisten Staaten Mittelgriechenlands ausgedehnt. Als Seemacht kam er kaum in Betracht. Seine Flotte war nicht schlagfertig, an Zahl der Schiffe der athenischen bei weitem nicht gewachsen, die Mannschaft wenig geübt. Sein Schwergewicht ruhte vielmehr auf dem Landheere. Er konnte an die 50 000 Hopliten ins Feld führen, die sich in kürzester Zeit mobil machen ließen.

Das stärkste Kontingent stellten mit 15 000 Mann die arkadischen Bauern. Sparta, das Haupt des Bundes, hatte nur 4—5000 Schwerbewaffnete, die freilich an Mut und Ausbildung die beste Truppe der Welt bildeten. Es wäre ihm ferner möglich gewesen, 20—30 000 Heloten als Bogenschützen, Schleuderer und Speerwerfer zu verwenden. Aber auf die Leichtbewaffneten verzichtete es im ersten Teile des Krieges. Zur Verfolgung des geschlagenen Feindes war es auf die böotische Reiterei angewiesen. Eine nicht hoch genug zu schätzende Unterstützung liehen die großen Priesterschaften in Olympia und Delphi. Sie gaben den Peloponnesiern einen moralischen Rückhalt und wären im äußersten Falle auch bereit gewesen, aus ihren unermeßlichen Schätzen Darlehen in beliebiger Höhe vorzustrecken. Apollo soll sogar zum Kriege gehetzt und den Spartanern den Sieg prophezeit haben. Er selbst werde, auch wenn man seinen Beistand nicht anrufe, zu gunsten der Peloponnesier eingreifen. Die Parteinahme der Götter wird auf die Stimmung der athenischen Untertanen, die zu befreien der Krieg ja angeblich unternommen wurde, ihren Eindruck nicht verfehlt haben. Sie warteten nur auf einen greifbaren Erfolg der Spartaner, um die Fahne des Aufruhrs zu erheben. Zwar mußten die Lazedämonier umgekehrt damit rechnen, daß ihre Knechte aufsässig würden. Aber den Athenern erwuchs doch aus der weitverzweigten Organisation der oligarchischen Bündner eine ungleich größere Gefahr, als den Spartanern aus der Unzufriedenheit der gedrückten Heloten. Endlich trieb der Haß gegen die Herrschaftsgelüste und Demokratisierungssucht Athens auch über das eigentliche Hellas hinaus viele Staaten zum Anschluß an die Peloponnesier. Die einzigen, welche neutral bleiben wollten, waren Argos und die meisten Städte Achajas. Doch auch sie wurden im Laufe des Krieges in die Fehden hineingezogen.

So entfachte der Streit um die Vorherrschaft einen Kampf aller Griechen, der um so hartnäckiger geführt wurde, als die durch Stammesverschiedenheiten, wirtschaftliche und politische Gegensätze gesteigerte Erbitterung sich nicht eher legte, bis der eine der beiden Nebenbuhler völlig niedergeworfen war. Das Ende des Bruderkrieges, den wir nach dem Vorgang der Athener den Peloponnesischen nennen, war die Ohnmacht Griechenlands.

2. Der zehnjährige Krieg (431—421).

Nach der Ablehnung des spartanischen Ultimatums warteten die Athener vergebens auf die Kriegserklärung, fest entschlossen, den Gegnern den Beginn des Kampfes zu überlassen. Monate vergingen, ohne daß ein Herold ihnen den Frieden aufgekündigt hätte. Da erhielten sie im Frühjahr 431 die überraschende Kunde von einem verwegenen, jedem Rechtsbrauch hohnsprechenden Gewaltstreich gegen Platää. Die kleine Stadt, welcher die hellenischen Eidgenossen nach dem denkwürdigen Siege vom Jahre 479 für alle Folgezeit Unverletzlichkeit ihres Gebietes und staatliche Selbständigkeit verbürgt hatten, pflegte seit der Schlacht bei Marathon mit Athen treue Waffenbrüderschaft. Da sie die Straße von Böotien nach Megara beherrschte und das Zusammenwirken der Peloponnesier mit ihren mittelgriechischen Bundesgenossen erschwerte, war sie von großer strategischer Bedeutung. Beide Umstände veranlaßten die Thebaner zu einem kühnen Plane. Unter dem Schutze der Dunkelheit rückten sie mit wenigen Leuten gegen Platää, drangen durch ein von oligarchischen Verrätern geöffnetes Tor und forderten die jäh aus dem Schlafe fahrenden Bürger auf, dem böotischen Bunde beizutreten. Diese glaubten anfangs, sie hätten es mit einer starken Übermacht zu tun, weshalb sie sich bereit erklärten. Sobald sie aber die geringe Zahl der Thebaner erkannten, griffen sie zu den Waffen, überwältigten die Feinde, nahmen die meisten gefangen und richteten sie hin. So wurde der erste Akt des blutigen Dramas durch arge Verletzung geheiligter Sitte auf der einen, durch unerhörte, von blindem Haß diktierte Grausamkeit auf der andern Seite eingeleitet.

Die Athener begannen jetzt sofort mit der Räumung des flachen Landes. Die Bauern zogen mit der fahrenden Habe in die Hauptstadt, das Vieh wurde nach Euböa gebracht. Als

sich alle glücklich gerettet hatten, erschien Archidamus mit einem gewaltigen Heere. Aber Perikles, der mit der Leitung des Krieges betraut war, ließ sich auf keine Schlacht ein, so daß die Peloponnesier nach Verheerung der nordattischen Feldflur wegen Mangels an Lebensmitteln den Rückzug antraten. Bald darauf umsegelten die Athener den Peloponnes, nahmen die Städte der Insel Kephallenia in ihren Bund auf und eroberten einige korinthische Plätze in Akarnanien, die jedoch noch in demselben Jahre wieder verloren gingen. Zu gleicher Zeit wurden die Äginеten aus ihrem Lande vertrieben und das opuntische Lokris gebrandschatzt. Eine greuliche Verwüstung Megaras beendete das erste Kriegsjahr. Im Winter wurde zu Ehren der gefallenen Bürger, die in der Vorstadt Keramikus eine gemeinsame Ruhestätte fanden, eine öffentliche Totenfeier veranstaltet. Von der vieltausendköpfigen, in andächtiger Begeisterung



Mytilene auf Lesbos, links der Nordhafen.
Nach einer Photographie von des Granges.

lauschenden Menge umringt, hielt Perikles am offenen Grabe die Leichenrede. Er pries weniger die im Kampf fürs Vaterland gestorbenen Helden als vielmehr die freie Verfassung und die geistigen Errungenschaften Athens, die edlen Sitten und Vorzüge seiner Bewohner. Die herrlichen Worte des Staatsmannes gaben dem Volke, das unter den Leiden des Krieges schon zu murren begann, das Selbstvertrauen zurück. Man ergab sich gefaßt in die Unannehmlichkeiten, welche der unfreiwillige Aufenthalt in der Stadt mit sich brachte, wo man hinter den starken Umwallungen doch wenigstens des Lebens sicher war.

Doch im nächsten Sommer, als die Peloponnesier sengend und brennend bis zum Vorgebirge Sunium drangen, wurde man auch innerhalb der festen Mauern von einem tückischen Feinde überfallen. Eine eigenartige, ungenau als Pest bezeichnete Seuche kam durch den Orienthandel von Afrika nach dem Piräus und verbreitete sich von hier nach der Oberstadt, wo sie in der zusammengepferchten, durch die Masseneinwanderung der Bauern stark vermehrten Bevölkerung eine überreiche Ernte hielt. Sie wütete 430 und 429, hörte dann vorübergehend auf, setzte aber 427 mit erneuter Heftigkeit ein und erlosch erst, nachdem sie über ein Viertel der wehrfähigen Bürger hinweggerafft hatte. Vergebens waren alle Heilmittel der Ärzte, vergebens auch Gebete und Beschwörungen. Wer von ihr ergriffen wurde, erlag, von unerträglicher Hitze gepeinigt, schon nach wenigen Tagen. Wer sie überstand, wurde selten völlig gesund. Bei dem

allgemeinen Elend kümmerte man sich nicht um Gesetz und Ordnung, und in dumpfer Verzweiflung ergaben sich viele, um vor dem Tode noch etwas vom Leben zu haben, ausgelassenem Sinnengenusse. Die Feinde hatten unter der Krankheit nur wenig zu leiden. Auch die Unternehmungen der Athener fügten ihnen keinen Schaden zu. Die unter hochgespannten Erwartungen vom Piräus ausgelaufene Flotte kehrte nach kurzer Zeit heim, ohne etwas erreicht zu haben. Der Mißerfolg raubte dem schon ob der mörderischen Seuche zagenden Volke vollends den Mut. Es knüpfte Verhandlungen mit Sparta an, und als diese scheiterten, entlud sich sein Groll auf Perikles, in dem es den Urheber des ganzen Unheils sah (siehe S. 196). Bald lächelte den Athenern wieder das Glück. Die Potidäaten ergaben sich unter der Bedingung freien Abzuges. In der verödeten Stadt siedelten sich attische Kleruchen an. Die Gunst der Lage bewirkte einen Umschwung in der öffentlichen Meinung, und da der Staat in der kritischen Zeit eines festen und besonnenen Rates bedurfte, wählte man im Frühjahr 429 Perikles wieder zum Feldherrn. Aber seine Kraft war gebrochen, und nach wenigen Monaten starb er, von Gram gebeugt, an einer schleichenden Krankheit.

Die Lazedämonier mieden im dritten Kriegsjahre das von der Pest heimgesuchte Attika und wandten sich gegen Platää. Trotz ihrer mehr als fünfzigfach überlegenen Streitkräfte vermochten sie den von kaum 500 Mann verteidigten Ort nicht einzunehmen. Unverrichteter Sache zogen sie ab, nachdem sie zur Einschließung der Stadt eine Mauer aufgeführt und die nötigen Wachtposten zurückgelassen hatten. Noch unrühmlicher war ihre Heerfahrt nach Akarnanien. Mit nur 20 Trieren erfocht der Athener Phormion zuerst über eine doppelte, dann über eine fast viermal so starke Flotte bei Naupaktus glänzende Siege.

Der Tod des Perikles war für seine Mitbürger ein unersetzlicher Verlust. An Staatsmännern und Feldherren hatten sie keinen Mangel. Aber keiner vereinigte so wie er weiten politischen Blick mit zielbewußtem Willen und weiser Mäßigung. Dabei erfreute sich auch niemand der Gunst des ganzen Volkes. Unter den Radikalen machten sich mehrere Führer den Rang streitig, bis Kleon, ein reicher Gerbereibesitzer, das anerkannte Haupt der Partei wurde. Er war der Typus eines ehrlichen Demagogen. Durch seine angeborene Beredsamkeit, sein dreistes Benehmen, seine leidenschaftliche, zu Zwangsmaßregeln neigende Natur imponierte er der Menge. Aber es bildete sich doch eine stetig wachsende Opposition. An ihrer Spitze stand der biedere, durch seine Freigebigkeit beliebte Nikias, der bei entschiedenerem Auftreten und größerer Entschlossenheit seinem Gegner leicht hätte die Wage halten können. Während Kleon den Kampf gegen die Peloponnesier bis zum äußersten fortgesetzt wissen wollte, redete Nikias einem ehrenvollen Frieden das Wort.

Den Untertanen Athens waren die Verhältnisse des Vorortes wohl bekannt. Jetzt, wo dem durch die Seuche und den Krieg erschöpften Staate die feste einheitliche Leitung fehlte, glaubten sie, die Zeit sei gekommen, das Joch abzuschütteln. Mytilene, die mächtigste Stadt der Insel Lesbos, traf in aller Stille Vorbereitungen zum Abfall. Als die Athener hiervon erfuhren, trat es in den peloponnesischen Bund und erhielt das Versprechen, man werde Attika zu Wasser und zu Lande angreifen, um eine wirksame Bekämpfung des Aufstandes zu verhindern (428). Es blieb bei dem Versprechen. Langsam und mit sichtlicher Unlust sammelten sich die Kontingente der Bündner, und als zu aller Überraschung eine athenische Flotte von 100 Trieren die Küsten des Peloponnesus brandschatzte, kehrten selbst die Spartaner, die schon kampfbereit auf dem Isthmus standen, in ihre Heimat zurück. Dadurch wurde der Aufruhr auf seinen Herd beschränkt, und wenn kein Entsatz kam, mußte sich Mytilene, von überlegener Truppenmacht belagert, auf Gnade und Ungnade ergeben. Zwar schickten die Peloponnesier im kommenden Jahre eine Flotte zum Schutze der Stadt ab und erneuerten ihren Einfall in Attika. Aber das Geschwader langte wegen der Saumseligkeit des Führers nicht rechtzeitig an, und die gründliche Verheerung der athenischen Äcker nützte den Lesbiern nichts. Vom Demos gedrängt, kapitulierten die Mytilenäer. Das Belagerungsheer zog in die Stadt ein, nahm die Haupt-

schuldigen gefangen und schickte sie nach Athen (427). Hier beschloß das erregte Volk auf den Antrag Kleons, alle wehrhaften Bewohner Mytilenes hinzurichten und den Rest in die Sklaverei zu verkaufen. Ein Schiff ging sofort ab, um dem Strategen der in Lesbos stehenden Truppen die blutige Weisung zu überbringen. Aber schon am nächsten Tage wurde der Mordbefehl umgestoßen und die Todesstrafe nur über die Rädelsführer verhängt. Zum Glück überholte der Schnellsegler mit der neuen Botschaft die vorher abgesandte Triere. Mytilene verlor seine Selbständigkeit und die ihm untertänigen Städte, das Ackerland wurde unter athenische Kleruchen verteilt, die den früheren Eigentümern gegen die Erlegung einer jährlichen Pacht von je 150 Mark die Bewirtschaftung überließen.



Münze von Mytilene aus der Blütezeit der Stadt, vor dem Abfall von Athen. (London, Britisches Museum.) Nach Gipsabguß.

Während die Aufmerksamkeit der Athener auf Mytilene gerichtet war, wurde Platää von den Lazedämoniern eingenommen, und fiel Korcyra ab. Die Frauen und Kinder der Platäer waren gleich beim Beginn des Krieges nach Athen gebracht worden, und die Hälfte der Besatzung hatte sich während der Belagerung gerettet. Die übrigen wurden auf Betreiben der rachedurstigen Thebaner niedergemetzelt, obwohl man ihnen Schonung zugesichert hatte, und die Stadt mit Ausnahme der Tempel dem Erdboden gleich gemacht. Die heimatlosen Bewohner erhielten athenisches Bürgerrecht.

In Korcyra wünschten die Oligarchen die Lösung des Bündnisses mit Athen. Da das Volk nicht gutwillig auf ihre Vorschläge einging, überfielen sie ihre angesehensten Gegner, ermordeten sie und zwangen den eingeschüchterten Demos zu einem Neutralitätsbeschlusse. Hiermit nicht zufrieden, griffen sie die nichtsahnende Menge an und besiegten sie. Jetzt aber strömten die Sklaven in hellen Haufen in die Stadt, um für das Volk Partei zu nehmen. Von neuem entbrannte der Straßenkampf, der mit einer schweren Niederlage der Oligarchen endete. Die Ankunft eines athenischen Geschwaders verhinderte vorläufig weiteres Blutvergießen. Doch als einige Zeit darauf eine große peloponnesische Flotte sich der Insel näherte und ohne das Dazwischentreten der Athener die Korcyräer geschlagen hätte, begannen wiederum die Gewalttätigkeiten des Demos. Die Oligarchen, die dem Blutbad entrannen, besetzten eine Bergfeste und beunruhigten von dort aus das ganze Land. Erst 425 wurde die Felsenburg von den Athenern erstürmt. Der wütende Pöbel metzelte die Gefangenen nieder und machte ihre Frauen zu Sklavinnen.

Sobald die Athener in ihrem bisherigen Machtbereich Herren der Lage waren, griffen sie in die Verhältnisse Siziliens ein. Hier kämpften bereits seit einiger Zeit die Syrakusaner mit den Leontinern. Die Fehde der beiden Städte wurde zu einem Kriege der Dorier gegen die Jonier. In ihrer Selbständigkeit bedroht, wandten sich die letzteren an ihre mächtigen Stammesgenossen im Mutterlande. Auf das Hilfegesuch, das Leontini durch den Sophisten Gorgias an Athen richtete, erschienen im Herbste 427 zwanzig athenische Trieren in der Straße von Messina. Von dem verbündeten Rhegium aus unternahmen diese kühne Streiffahrten und eroberten im Verein mit den Joniern mehrere Städte. Schon trug man sich in Athen mit der Hoffnung, die ganze Insel zu unterwerfen, und erhitzte sich die Jugend an dem Gedanken eines Zuges gegen Karthago, da gingen die Erfolge wieder verloren, und schlossen die sizilischen Griechen auf den Vorschlag des Syrakusaners Hermokrates untereinander Frieden, wodurch der Tätigkeit Athens im Westen ein Ziel gesetzt wurde.

Ähnlich verliefen die Kämpfe in Mittelgriechenland. Ein gegen Leukas abgesandtes Heer gedachte unter der Führung des Demosthenes durch Ätolien, Lokris und Phokis zu marschieren, um den Böotern in den Rücken zu fallen. Aber der Plan ließ sich trotz der Siege des hervorragenden Feldherrn nicht verwirklichen, zumal da die Akarnanen aus Mißtrauen gegen Athen ein Abkommen mit den Ätolern und den andern Bundesgenossen Lazedämons trafen (426).

Um so bedeutender waren die athenischen Erfolge im nächsten Jahre. Zwar ernteten die Truppen, die den Widerstand der korcyräischen Oligarchen brachen, in Sizilien keine Lorbeeren.

Aber ein Teil des dorthin beorderten Geschwaders landete auf den Rat des Demosthenes, der sich ohne Oberbefehl auf der Flotte befand, bei dem verödeten Pylos, befestigte die den Hafen beherrschende Höhe Koryphasion und gewann damit an der empfindlichsten Stelle des spartanischen Staates einen festen Stützpunkt. Von hier aus konnte man die Heloten zur Freiheit rufen und dem Haupte der feindlichen Koalition den Todesstoß versetzen. Auf die Kunde von dem verwegenen Handstreich kehrte der spartanische König Agis sofort von Attika, in das er eben eingefallen war, nach Lakonien zurück, und erhielt die nach Korcyra abgesandte Flotte der Peloponnesier den Befehl zu schleuniger Heimfahrt. Bald sammelten sich ansehnliche Streitkräfte vor Pylos, und besetzten auserlesene Hopliten die vor dem Hafen liegende Insel Sphakteria. Aber alle Landungsversuche auf Koryphasion wurden von dem wachsamen Demosthenes blutig zurückgeschlagen. Sobald die von der Ankunft der Spartaner rechtzeitig verständigten Athener mit 50 Trieren die Bucht von Pylos sperrten, mußten sich die Belagerer zu einem schimpflichen Waffenstillstand bequemen. Auf die Lazedämonier machte das unerwartete Unglück einen tiefen Eindruck. Sie hatten jede Lust am Kriege verloren und boten die Hand zu einem für beide Teile ehrenvollen Frieden. Doch die Athener stellten unter dem unheilvollen Einfluß Kleons so übertriebene Forderungen, daß sich die Verhandlungen zerschlugen. Als nun gar der zum Strategen gewählte Demagoge im Verein mit Demosthenes Sphakteria eroberte und die eingeschlossenen Hopliten gefangen nahm, kannte die Siegeszuversicht des Volkes keine Grenzen mehr.

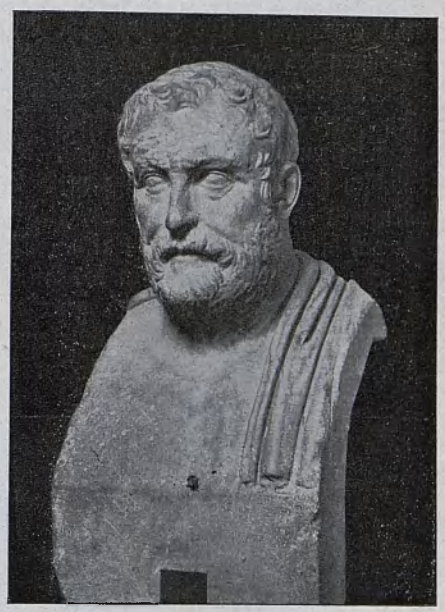


Standbild einer fliegenden Nike von dem jonischen Bildhauer Paionios, das von den Messeniern und Naupaktiern bei der Einnahme von Sphakteria im Jahre 425 aus der Spartanischen Siegesbeute gestiftet wurde.
Gefunden 1875 bei den deutschen Ausgrabungen in Olympia.

Durch Erhöhung der Tribute verschaffte es sich die Mittel zu einer kräftigen Offensive. Zu gleicher Zeit kämpften atheniſche Heere in Sizilien, Böotien und dem Peloponnes. Nikias landete 424 auf Kythera, unterwarf das wichtige Eiland und machte verheerende Streifzüge durch Lakonien. Schon liefen einzelne Heloten zu den Athenern über, und wuchs für Sparta mit jedem Tage die Gefahr eines allgemeinen Aufstandes der Leibeigenen. Spartanische Scharen durchzogen das Land, um sich der unzuverlässigen Heloten zu versichern, deren an 2000 über die Klinge springen mußten. Die Athener wähnten sich auf dem Gipfel der Macht und glaubten selbst nach dem Unerreichbaren greifen zu können. Da aber traf sie schweres Mißgeschick. Aus Sizilien, von wo sie verlangende Blicke nach Afrika hatten schweifen lassen, mußten sie unverrichteter Sache heimkehren. Ein von zwei Seiten auf Böotien unternommener Angriff endete mit der schweren Niederlage bei Delium, in welcher der Stratege Hippokrates mit 1000 Hopliten fiel. Endlich trug Brasidas, ein halbbürtiger Spartaner, ein weitblickender, entschlossener Söldnerführer, den Krieg nach Thrazien und gab dem noch immer glimmenden Aufruhr neue Nahrung. Indem er sich als Befreier aufzuspielen wußte, im Namen seiner Vaterstadt die heiligsten Versprechungen gab und in wohltuendem Gegensatze zu der beiderseitigen rohen Kriegsweise mit Schonung und Milde verfuhr, gewann

er selbst mehrere demokratische Gemeinden. Mitten im Winter stand er plötzlich vor Amphipolis, dem Hauptplatze des thrazischen Kolonialgebietes, und überredete die Bürger, ihm die Tore zu öffnen. Der athenische Stratege Thukydides, der den Auftrag hatte, die Strymonlinie zu decken, kam zu spät und konnte nur noch Eïon, die Hafenstadt von Amphipolis, retten. Seine Sorglosigkeit büßte er mit Verbannung, während welcher er die Geschichte des denkwürdigen Krieges zu schreiben begann. Der Fall von Amphipolis zog andere Verluste nach sich. Fast ganz Chalzidize trat auf die Seite des Brasidas.

Die jüngsten Ereignisse gaben in Athen der Friedenspartei das Übergewicht. Im Frühjahr 423 wurde auf der Grundlage des augenblicklichen Besitzstandes ein einjähriger Waffenstillstand abgeschlossen. Gleich darauf fiel eine chalzidische Stadt an Brasidas ab, der sich weigerte, sie wieder herauszugeben, obwohl er von der Einstellung der Feindseligkeiten Kunde erhalten. Den Vertragsbruch beantworteten die Athener, indem sie ein Heer unter Nikias nach Thrazien schickten. Den Fortschritten des Brasidas wurde nicht nur Einhalt getan, sondern auch mehrere Orte zurückerobert. Nach Ablauf der Waffenruhe drang Kleon auf energisches Vorgehen. Wider Willen erhielt er selbst das Kommando auf dem gefährlichsten Kriegsschauplatze. Eben vor Amphipolis angekommen, wurde er von Brasidas, der eine schnelle Entscheidung wünschte, angegriffen und völlig geschlagen. 600 Athener deckten die Walstatt, unter ihnen auch Kleon. Auf spartanischer Seite fielen angeblich nur sieben Mann. Doch der Sieg war insofern teuer erkauft, als Brasidas schwer verwundet wurde und gleich nach der Schlacht starb (422). Der Tod der ehrgeizigen Führer, unter andern Umständen ein schmerzlicher Verlust, war bei den obwaltenden Verhältnissen für die Kriegführenden ein großer Gewinn. Sie hatten nach zehnjährigem Ringen nichts erreicht, die Bürgerschaft war stark gelichtet und der Staatsschatz nahezu erschöpft. Die Spartaner fühlten sich in ihrem eigenen Lande nicht sicher, solange Pylos und Kythera in den Händen der Feinde waren, und die Athener sahen das Gebäude ihres Reiches erschüttert, nachdem ihnen der thrazische Besitz entrissen war. Die Hoffnung auf ruhmreiche Beendigung des unseligen Kampfes entschwand in immer nebelhaftere Ferne. Die in den weitesten Kreisen des Volkes herrschende Sehnsucht nach Ruhe führte 421 zu dem auf 50 Jahre abgeschlossenen Vertrage, den man nach dem damaligen Leiter der athenischen Politik den Frieden des Nikias nennt. Im allgemeinen sollte der Zustand wieder eintreten, der vor dem Ausbruch des Krieges geherrscht hatte. Nur das Gebiet von Platää wurde den früheren Bewohnern nicht zurückgegeben, sondern verblieb den Thebanern, dafür entschädigte man die Athener durch den megarischen Hafen Nisäa.

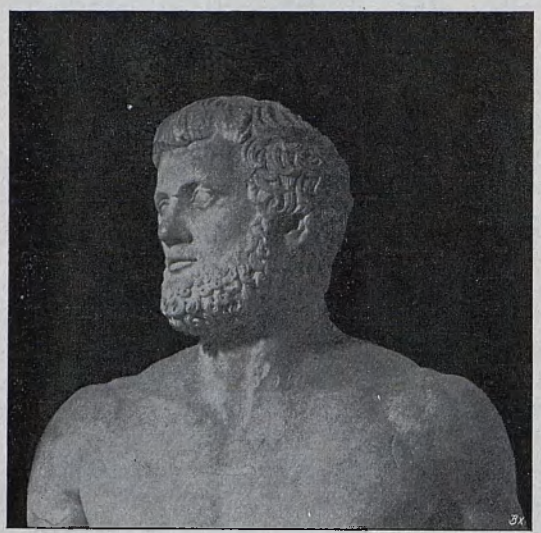


Thukydides.
Büste im Kapitolinischen Museum, Rom. (Anderson phot.)

3. Vom Frieden des Nikias bis zum Dekeleischen Kriege.

Die Ausführung der Vertragsbestimmungen stieß auf ungeahnte Schwierigkeiten. Unter nichtssagendem Vorwande weigerte sich der spartanische Kommandant von Amphipolis, die Stadt den Athenern zu übergeben, weshalb diese Pylos besetzt behielten. Außerdem herrschte bei einem Teil der peloponnesischen Bundesgenossen, besonders bei den Korinthern und Thebanern, über den

ohne ihr Zutun geschlossenen Frieden tiefe Mißstimmung. Sie sahen sich um die Früchte der letzten Siege betrogen und versagten dem Vertrage ihre Anerkennung. Die Folge hiervon war, daß Sparta und Athen, die es redlich mit dem Frieden meinten, zu seiner Aufrechterhaltung trotz der noch schwebenden Differenzen ein Schutz- und Trutzbündnis eingingen. Die Freundschaft der beiden Großmächte erweckte das Mißtrauen der Korinther, Mantineer und Eleer. Da sie für ihre Selbständigkeit fürchteten, traten sie zu einem Sonderbund mit Argos zusammen, das bei der gegen Sparta gerichteten Erregung veraltete Ansprüche auf die Vorherrschaft im Peloponnes glaubte durchsetzen zu können. Die Argiver hofften zu ihrer Rückendeckung Theben zu gewinnen. Aber die oligarchischen Böoter wollten von keinem Schritte wissen, der ebenso ihrer bisherigen Politik wie ihrem Parteiinteresse zuwiderlief. Sie söhnten sich vielmehr mit den Lazedämoniern aus, die auch die Korinther auf ihre Seite zogen und den peloponnesischen Bund erneuerten. Die Schwenkung der Spartaner erbitterte die Athener so, daß sie sich zu Beschützern des argivischen Gegenbundes aufwarfen. Zu dieser den Wiederausbruch des Krieges heraufbeschwörenden Stellungnahme überredete sie Alkibiades, ein naher Verwandter des Perikles, in dessen Hause er auch nach dem frühen Tode seines Vaters erzogen worden war. Hohe geistige Begabung und körperliche Schönheit, Reichtum und Freigebigkeit machten ihn, den Sproß einer erlauchten Familie, zum verzogenen Liebling des Volkes. Perikles hatte wenig Freude an dem unbändigen Knaben, und auch Sokrates vermochte den zu zügellosem Leichtsinn geneigten Junker nicht auf die rechte Bahn zu lenken. Bei der Sittenverderbnis, die der Krieg im Gefolge hatte, sah man über das Lotterleben des Alkibiades hinweg, und manche meinten gar, ein Genie wie er müsse mit anderm Maßstab gemessen werden als die übrigen Sterblichen. Seine noblen Passionen fanden eine passende Ergänzung an der selbst für die damalige Zeit seltenen Charakterlosigkeit. Ehre und Vaterland hatten bei ihm nur bedingten Wert, und ob der Adel oder der Pöbel regierte, war ihm durchaus gleichgültig. In allen Sätteln gerecht und ohne politische Grundsätze hielt er mit dem jeweiligen Machthaber, doch nur zu dem Zwecke, durch ihn zu Ansehen zu gelangen. Aus bloßem Ehrgeiz verfocht er zunächst die Ansichten der Radikalen und schwang sich um so leichter zum Haupte dieser Partei auf, als sie nach dem Tode Kleons nur über Führer dritten und vierten Ranges verfügte. Daß er die Politik des Nikias bekämpfte und das Volk zu dem Vertrage mit dem argivischen Sonderbund bestimmte, spricht für seine staatsmännische Einsicht. Denn dadurch wurde der Einfluß der Lazedämonier matt gesetzt und die Macht Athens im Falle eines Krieges um etwa 15 000 Hopliten verstärkt. Aber bei dem großen Friedensbedürfnis der attischen Bauern gewannen die Anhänger des Nikias bald wieder die Oberhand. Infolgedessen wurden die neuen Bundesgenossen, die offen auf die Vernichtung der spartanischen Hegemonie ausgingen, nicht genügend unterstützt. 418 erlagen sie bei Mantinea dem Heere des Königs Agis. Der Sonderbund löste sich auf, die Machtstellung Spartas ward befestigt, und im ganzen Peloponnes begann eine oligarchische Reaktion. Auch Argos erhielt eine aristokratische Verfassung. Doch schon im nächsten Jahre erhob sich das Volk, stellte die Demokratie wieder her und erneuerte das Bündnis mit



Alkibiades.
Büste des Standbildes im Vatikanischen Museum, Rom.
(Anderson phot.)

den Athenern. Die Spannung zwischen den Hauptstaaten verschärfte sich, zumal die Athener unter dem wachsenden Einfluß des Alkibiades alles taten, die Lazedämonier zum Kriege zu reizen. Sie liehen nicht nur den Argivern tatkräftige Hilfe, sondern unterwarfen ohne jeden Grund, nur auf das Recht des Stärkeren pochend, die Insel Melos, eine lazedämonische Pflanzstadt, rotteten die Bewohner aus und besiedelten das Eiland mit Kleruchen. Zugleich fielen sie von Pylos aus verheerend in das spartanische Gebiet ein.



Hermesbild.
Im Jahre 1903 zu Pergamon gefunden, jetzt in Konstantinopel.

Dies alles geschah in der ausgesprochenen Absicht, die Spartaner zum Kampfe herauszufordern. Statt aber für den Krieg die Streitkräfte zusammenzuhalten, ließen sich die Athener in eine neue Unternehmung nach Sizilien ein. 416 wandte sich die von Selinus und Syrakus bedrängte Stadt Segesta an Athen um Beistand und versprach, die Kosten des Feldzuges zu bestreiten. Den athenischen Boten, die sich nach der Leistungsfähigkeit der Bittsteller erkundigen sollten, wurde durch plumpe Manöver fabelhafter Reichtum vorgespiegelt. Daraufhin beschloß das Volk, das Hilfegesuch zu bewilligen. Alkibiades, der sich mit Feuereifer der Sache annahm, wußte die von Nikias vorgebrachten Bedenken durch seine flammende Beredsamkeit zu zerstreuen und selbst die besonnenen Elemente für die Heerfahrt zu begeistern. Um einem Fiasko, wie man es vor einem Jahrzehnt erlebt hatte, vorzubeugen und womöglich ganz Sizilien zu erobern, bot man eine Flotte von 100 Trieren und ein Landungskorps von 6000—7000 Mann auf. Den Oberbefehl übertrug man Alkibiades, Nikias und Lamachus. Die Rüstungen waren in vollem Gange, da wurden in einer Nacht fast alle Hermesbilder verstümmelt. Die Täter konnte man nicht ermitteln. Eben deshalb geriet die Menge in große Besorgnis, die sich noch steigerte, als ein Sklave die Anzeige erstattete, daß Alkibiades mit einigen Freunden die eleusinischen Mysterien nachgemacht habe. Von den Demagogen, denen Alkibiades im Wege stand, wurde der geniale Führer als Haupt einer oligarchischen Verschwörung hingestellt und als Religionsfrevler und Umstürzler verklagt. Der Angeschuldigte bat um sofortige gerichtliche Verhandlung und strenge Ahndung, falls man ihn des Verbrechens überführe. Aber man verschob die Untersuchung bis zu seiner Rückkehr von Sizilien. Gleich darauf stach die Flotte in See, einschließlich der Proviant- und Truppentransportschiffe mehrere hundert Fahrzeuge, zu denen in Korcyra noch beträchtliche Kontingente der Bündner stießen. Die Syrakusaner hatten nur dunkle Kunde von dem athenischen Unternehmen. Erst als das gewaltige Geschwader vor Rhegium ankerte, schwand der letzte Zweifel, und erkannte man den Ernst der Lage. Das Zaudern der Feinde gab der Stadt Zeit zu umfassenden Vorkehrungen. Die Athener schickten nämlich zunächst Gesandte nach Segesta, um sich zu überzeugen, ob die Bewohner ihren Verbindlichkeiten auch nachkommen könnten. Erst auf die entmutigende Nachricht von der völligen Mittellosigkeit der Stadt traten die Feldherren zu einem Kriegsrat zusammen. Nikias wünschte, daß man nach der Sicherung Segestas heimfahre. Lamachus forderte schnelles und energisches Vorgehen gegen die Syrakusaner. Alkibiades riet, den mächtigen Gegner nicht eher anzugreifen, bis man die sizilischen Griechen und die eingeborenen Barbaren gewonnen habe. Seine Ansicht drang durch. Eben hatte man einige Gemeinden zu einem Bündnis bewogen, als Alkibiades durch das Ordonnanzschiff „Salaminia" nach Athen geladen wurde. Seine Gegner

hatten die früher gegen ihn erhobene Klage wegen Entweihung des heiligen Geheimdienstes erneuert, und das Volk beschloß unverzügliche Entscheidung. Da er Widerstand für nutzlos hielt, so fügte er sich scheinbar dem Befehle, entwich aber in Thurioi und begab sich nach dem Peloponnes. Er wurde in seiner Abwesenheit zum Tode verurteilt, sein Vermögen eingezogen, sein Name von den Priestern feierlich verflucht.



Dorischer Tempel in Segesta.
(Brogi phot.)

Seine Abberufung war für die sizilische Expedition sehr verhängnisvoll. Es fehlte die Seele des Unternehmens. Nikias war zu bedächtig, Lamachus ein wackerer General, aber ohne Ansehen beim Heere. Monate vergingen, ohne daß etwas geschehen wäre. Nikias kümmerte sich nicht um den Plan des Alkibiades. Langsam zog er nach Segesta, um zu sehen, daß hier nichts zu holen sei. Das athenische Heer, das stolzeste, das je eine griechische Stadt in die Ferne geschickt hat, begann allgemach den Syrakusanern zum Gespötte zu dienen. Unfähig, sich in Segesta zu halten und nicht gewillt, unverrichteter Sache die Heimfahrt anzutreten, kehrte es nach der Ostseite der Insel zurück, besetzte durch eine Kriegslist einen Teil von Syrakus, gab aber trotz eines Sieges die Stellung wegen Mangels an Reiterei wieder auf und bezog in Katana das Winterlager.

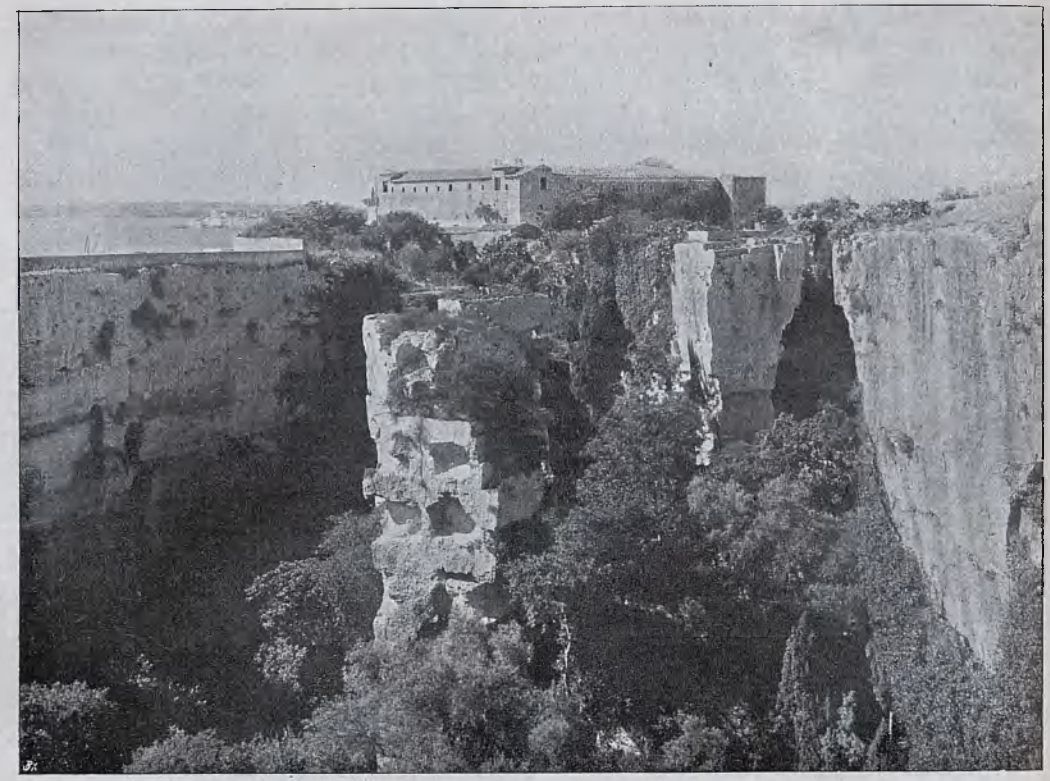
Nachdem die Athener einen großen Teil der Eingeborenen auf ihre Seite gezogen, Lebensmittel und Belagerungsmaterial zusammengebracht, die Reiterei verstärkt hatten und in Unterhandlung mit den Etruskern und Karthagern getreten waren, rückten sie im Frühjahr 414 plötzlich gegen Syrakus, besetzten Epipolä, die Höhe im Westen der Stadt, und begannen sofort mit dem Bau einer Einschließungsmauer. Die Gegenmaßregeln der Syrakusaner blieben erfolglos. Aber ein harter Schlag traf die Athener, als der kühne Lamachus im Kampfe fiel. Dennoch schien das Schicksal der Stadt besiegelt, und wurden schon Stimmen laut, man solle ein friedliches Abkommen mit den Athenern suchen. In der höchsten Not erhielten die Syrakusaner vom Mutterlande die so sehnlichst erwartete Hilfe. Schon während des Winters hatten sie Korinth und Sparta um Beistand gebeten. Die Korinther zeigten sich sofort bereit, und die schwerfälligen Lazedämonier ließen sich durch Alkibiades bereden, der, um für seine Verurteilung an der Vaterstadt Rache zu nehmen, nach Lakonien geeilt war und die Ephoren zu tatkräftigem Handeln anfeuerte. Der entschlossene und umsichtige Gylippus, von den Spartanern zum Oberfeldherrn für Syrakus ernannt, raffte einige hundert Mann zusammen, fuhr mit wenigen Schiffen nach Sizilien, sammelte in Himera ein kleines Heer und zog ungehindert in Syrakus ein. Hier übernahm er sogleich das Kommando, hob durch stramme Zucht und tägliche Übungen den Mut der Bürgerwehr, ermüdete die Athener durch häufige, unerwartete Ausfälle, entriß ihnen eines ihrer wichtigsten Werke und drängte sie schließlich nach einem bedeutsamen Siege in die Verteidigung. Das athenische Unternehmen war hierdurch zu Lande so gut wie gescheitert. Aber auch zur See hatten die Syrakusaner kaum noch etwas zu fürchten. Viele Schiffe der feindlichen Flotte befanden sich in schlechtem Zustande, Krankheiten hatten große Lücken in die Bemannung gerissen, und je mehr sich das Blatt zuungunsten der Athener wandte, desto mehr griff die Fahnenflucht um sich. Schleunige Rückkehr konnte allein das Heer vor völligem

Untergang bewahren. Doch Nikias getraute sich nicht, die Verantwortung für einen solchen Schritt auf sich zu nehmen. Er bat in einem ausführlichen, den Sachverhalt genau wiedergebenden Briefe das Volk, entweder den Feldzug aufzugeben oder umgehend die zur erfolgreichen Fortsetzung des Krieges nötigen Verstärkungen zu schicken. Obwohl inzwischen der Kampf im Mutterlande wieder ausgebrochen war, fand in der von falschem Ehrgeiz betörten Bürgerschaft die Stimme der Vernunft kein Gehör. Man beschloß, ein neues Expeditionskorps auszurüsten, das fast ebenso stark sein sollte, wie das erste. Noch bevor der Befehl zur Abfahrt gegeben war, rückten die Lazedämonier in Attika ein. Aber diesmal zogen sie nicht wie sonst nach Verheerung des Landes wieder ab, sondern befestigten, von Alkibiades beraten, das strategisch wichtige Dekelea und belegten es mit einer ständigen Besatzung, die nicht nur jeden Feldbau, sondern von der Landseite auch jede Verproviantierung Athens unmöglich machte. Der Dekeleische Krieg hätte die Athener eines Besseren belehren sollen. Aber sie hielten an dem unheilvollen Beschlusse fest und entsandten im Frühling 413 Demosthenes, ihren besten Strategen, an der Spitze einer großen Truppenmacht nach Sizilien. Ende Juli langte er vor Syrakus an. Auf der Fahrt durch Zuzug von den ionischen Inseln und Italien verstärkt, zählte die Flotte bei der Ankunft in Sizilien über 70 Trieren, das Landheer 5000 Hopliten und 1000—2000 Leichtbewaffnete. Demosthenes führte die Soldaten alsbald gegen den Feind. Im Dunkel der Nacht erstieg er die Höhe Epipolä, überrumpelte die nächsten Posten, wurde aber, als er in froher Zuversicht allzu ungestüm vordrang, unter schweren Verlusten zurückgeschlagen. Unter dem Eindrucke der Niederlage riet er zur Rückkehr nach Athen. Doch dem widersetzte sich Nikias, und da die Feldherren sich nicht einigen konnten, blieb man, ohne sich in eine neue Schlacht zu



Ruinen des Forts Euryalus auf der Höhe von Epipolä bei Syrakus.
(Brogi phot.)

wagen, drei Wochen vor der Stadt liegen, deren Mut und Macht mit jedem Tage wuchs. Als man sich endlich zur Abfahrt anschickte, trat eine Mondfinsternis ein. Das abergläubische Heer ließ sich von den Wahrsagern bestimmen, noch dreimal neun Tage zu bleiben. Damit war sein Schicksal entschieden. Die Syrakusaner sperrten den Hafen, in dem die athenische Flotte lag. Ein Durchbruchsversuch mißlang. Die Mannschaft weigerte sich, noch einmal eine Seeschlacht



Die Steinbrüche bei Syrakus.
Nach einer Photographie von Brogi.

zu liefern und zündete die Schiffe an, damit sie nicht eine Beute der Feinde würden. Nikias und Demosthenes entschlossen sich, die Truppen in befreundete Sikulerstädte zu führen. Auf dem Marsche wurden sie von den Syrakusanern eingeholt, zuerst die von Demosthenes geführte Nachhut, zwei Tage später Nikias mit dem Vortrab zur Waffenstreckung gezwungen. Die Sieger nahmen an den Gefangenen unedle Rache, indem sie, freilich gegen den Einspruch des Gylippus und Hermokrates, die Feldherren hinrichteten, die übrigen in die Sklaverei verkauften oder in die schaurigen Steinbrüche bei Syrakus sperrten, wo die meisten der Unglücklichen unter der Ungunst der Witterung und bei schlechter, kärglicher Nahrung eines qualvollen Todes starben. „Nur wenige von vielen kehrten in die Heimat zurück."

4. Der Dekeleische Krieg.

Das athenische Volk schenkte anfangs der Nachricht von der schrecklichen Katastrophe keinen Glauben. Daß eine Expedition, die zu den ausschweifendsten Hoffnungen berechtigt hatte, so kläglich gescheitert war, wollte und konnte man nicht fassen. Aber immer deutlicher wurde die Kunde, immer trauriger die Gewißheit. Wohl an 70 000 Menschen hatten Leben oder Freiheit verloren, die wehrfähige Bürgerschaft war um ein Drittel zurückgegangen, der Staatsschatz erschöpft, Hunderte von Schiffen zerstört. Alles Unglück, das die Bevölkerung bisher getroffen hatte, trat zurück vor dem jüngsten Verhängnis. Im ganzen Lande gab es kein Haus, in dem man nicht den Tod von Verwandten oder Freunden beklagte. Die Großmachtstellung Athens war unwiederbringlich dahin. In begreiflicher, wenn auch ohnmächtiger Wut wandte sich die Menge gegen alle, die der uferlosen Weltpolitik Vorschub geleistet hatten. Die leidenschaftliche

Erregung machte bald einer dumpfen Verzweiflung Platz. Man fürchtete, die siegreichen Syrakusaner erschienen an der attischen Küste, und dann war es um Athen geschehen. Dazu kam, daß sich die Peloponnesier im Herzen des Landes festgesetzt hatten, Ackerbau und Bergbau daniederlagen, die Spartaner auf den Rat des Alkibiades mit dem persischen Satrapen Tissaphernes in Verbindung traten und mit seinem Gelde eine große Flotte unterhielten, bei deren Erscheinen die Reichsstädte in Masse abfielen. Doch allmählich kehrte die ruhige Überlegung und mit ihr die alte Spannkraft zurück. Man suchte durch äußerste Sparsamkeit sowie durch Erschließung neuer Steuerquellen die leere Kasse zu füllen und arbeitete eifrig an der Ergänzung der Marine. Nach kurzer Zeit kreuzten wieder mehr als 100 attische Trieren im Ägäischen Meere. Ihr Hauptstützpunkt war Samos, wo sich das Volk in blutiger Erhebung der verräterischen Oligarchen entledigt hatte und in unerschütterlicher Treue zu Athen stand. Die Kriegführenden hielten sich so ziemlich das Gleichgewicht, und wer als Sieger aus dem Bruderkampfe hervorging, hing lediglich von dem Maße der Unterstützung ab, welche die Barbaren dem einen oder anderen gewährten. Diese halfen zwar vorläufig den Spartanern, hatten aber gar nicht vor, sie zu mächtig werden zu lassen, da es in ihrem Interesse lag, daß sich die Hellenen gegenseitig aufrieben. Deshalb ging Tissaphernes auch bereitwillig auf die Vorschläge des Alkibiades ein, die darauf hinzielten, die weiteren Fortschritte der Peloponnesier zu hemmen. Alkibiades hatte sich nämlich bei den Spartanern verhaßt und verdächtig gemacht und die Ephoren wollten ihn aus dem Wege räumen. Gewarnt, floh er zu Tissaphernes, der ihn mit offenen Armen aufnahm. Selbst als die Lazedämonier, welche die „Befreiung der Hellenen" auf ihre Fahnen geschrieben hatten, den Großkönig als rechtmäßigen Herrn der griechischen Städte an der kleinasiatischen Küste anerkannten, flossen die persischen Hilfsgelder so spärlich, daß der Krieg einen schleppenden Gang nahm.

Aus Haß gegen Sparta wollte sich Alkibiades mit seiner Vaterstadt aussöhnen, fürchtete aber, von der Demokratie zurückgewiesen zu werden. Er nahm daher mit den einflußreichsten Männern auf der vor Samos ankernden Flotte Fühlung und spiegelte ihnen vor, die Barbaren würden sich zu einer tatkräftigen Unterstützung Athens verstehen, wenn man die Volksherrschaft beseitige. Dies war für die Oligarchen, die so wie so eine Verfassungsänderung planten, Wasser auf die Mühle. Sie setzten alle Hebel in Bewegung, und der Staatsstreich gelang ihnen, obwohl sich die Verhandlungen mit den Persern zerschlugen. An die Stelle der 500 *erlosten* Ratsherren traten 100 *gewählte*, die sich durch Kooptation um weitere 300 verstärkten. Die übrigen waren politisch rechtlos. Man stellte sich zwar, als wolle man 5000 Angehörigen der besitzenden Klasse volles Bürgerrecht gewähren. Aber es fiel den Machthabern gar nicht ein, ihren Einfluß mit andern zu teilen. Das durch Ermordung seiner Führer eingeschüchterte Volk wagte keinen Widerstand. Dagegen erregte die Neuerung den höchsten Unwillen der Flottenmannschaft. Sie entsetzte die oligarchisch gesinnten Strategen und übertrug die Führung überzeugungstreuen Demokraten, unter denen Thrasybulus der angesehenste war. Dann faßte sie den Entschluß, nach Athen zu fahren und mit Gewalt die Staatsumwälzung rückgängig zu machen. Mit Mühe beschwichtigte sie Alkibiades, der von Thrasybulus als der Retter in der Not hingestellt, auf seinen dringenden Rat nach Samos geladen und zum Feldherrn ernannt war.

Auch in Athen vermochte sich die Oligarchie nicht zu behaupten. Ihre Willkür erweckte ihr im eigenen Schoße Widersacher, und ihre hochverräterischen Umtriebe mit den Feinden entzogen ihr die Sympathie selbst derer, die den Sturz der schrankenlosen Volksherrschaft mit Freuden begrüßt hatten. Als die Lazedämonier nicht ohne Schuld der Regierung große Erfolge errangen, sogar das für die Verproviantierung Athens wichtige Euböa zum Abfall brachten, erhob sich die Bürgerschaft, löste den neuen Rat auf und führte eine gemäßigte Demokratie ein, die das Schwergewicht der politischen Macht in den Mittelstand legte.

Um dieselbe Zeit setzte der Krieg wieder mit voller Heftigkeit ein. Die Spartaner schickten den tatenlustigen Mindarus als Admiral nach Kleinasien. Ungehalten über die Winkelzüge des

Tissaphernes segelte dieser auf die Einladung des in Daskyleum residierenden Satrapen Pharnabazus mit dem größten Teil der Flotte nach dem Hellespont, wo sich bereits viele Städte, darunter das mächtige Byzanz, vom attischen Bunde losgerissen hatten. Die Athener folgten den Peloponnesiern, brachten ihnen zuerst unter Thrasybulus, dann unter Alkibiades erhebliche Verluste bei (411), konnten aber ihre Siege nicht ausnutzen, da Pharnabazus wirksam eingriff. Ein weit glänzenderer Sieg fiel ihnen im nächsten Frühjahr bei Kyzikus zu. Alkibiades überraschte das feindliche Geschwader auf hoher See, verfolgte es bis an das Gestade, setzte kühn ans Land und schlug die Lazedämonier trotz der persischen Hilfe bis zur Vernichtung. Mindarus fand den Tod im Kampfe, sein Heer ergoß sich in wilde Flucht und ließ den Athenern an die 40 Trieren als Beute zurück.



Tetradrachmon des Satrapen Pharnabazus, in Kyzikus geprägt. (Berlin, Königl. Münzkabinett.) Nach Gipsabguß.

Voller Verzweiflung depeschierte der spartanische Unterfeldherr an die Ephoren: „Die Schiffe verloren, Mindarus dahin, die Mannschaften hungern, wir wissen nicht, was tun." Die Botschaft wurde von den Athenern aufgefangen und erfüllte alle mit den größten Hoffnungen. In Athen bewirkte der beispiellose Triumph die völlige Herstellung der Demokratie. Außer sich vor Freude wählte das Volk den Alkibiades zum Oberfeldherrn, und als er die athenische Herrschaft im hellespontischen Steuerbezirk aufs neue befestigt hatte, bereitete es ihm einen überaus ehrenvollen Empfang, nahm alle früher gegen ihn gefaßten Beschlüsse zurück und übertrug ihm die unumschränkte Leitung des ganzen Staatswesens. Er blieb mehrere Monate in seiner Vaterstadt, regelte die Angelegenheiten der Bündner und traf Vorkehrungen für die Fortsetzung des Krieges. Nachdem er die jährlich nach Eleusis ziehende Jakchus-Prozession, welche jahrelang aus Furcht vor der in Dekelea liegenden Besatzung der Spartaner den Seeweg genommen, zu Lande nach der heiligen Stätte geführt und damit die alte Schuld getilgt hatte, stach er mit 100 Trieren in See. Das Volk knüpfte an die stolze, von dem tüchtigsten Führer befehligte Flotte die höchstgespannten Erwartungen. Aber es sah sich bitter getäuscht.

Während der Abwesenheit des Alkibiades waren lazedämonische Gesandte am Königshofe in Susa gewesen. Darius II., der seit dem Jahre 424 auf dem Thron der Achämeniden saß, hatte ihnen Bewilligung ihrer Wünsche zugesagt und seinen zweitgeborenen Sohn Kyrus nach Kleinasien geschickt, damit er die Kräfte dreier Satrapien zur Bekämpfung der Athener aufbiete. So erschlossen sich für Sparta schier unerschöpfliche Geldquellen, die es in den Stand setzten, jeden auch noch so schweren Verlust an Schiffen und sonstigem Kriegsbedarf zu überwinden. Zwar buhlte auch Athen um die Gunst der Barbaren, und befanden sich seine Boten auf der Reise nach dem Memnonspalaste. Aber bei dem erniedrigenden Wettlaufe hatten ihnen die Lazedämonier den Rang abgelaufen. Unterwegs begegneten die Athener schon ihren glücklichern Nebenbuhlern. Der königliche Prinz, dem Darius II. fürs erste 2—3 Millionen Mark zur Unterstützung der Spartaner mitgegeben hatte, befand sich bei ihnen. Er ließ die Athener sofort festnehmen und gestattete ihnen erst nach mehreren Jahren die Heimkehr. Nach seiner Ankunft in Sardes verhandelte er mit Lysander, dem neuen Admiral der Peloponnesier, über den Feldzugsplan. Lysander war der fähigste Offizier, der uns während des ganzen Krieges auf spartanischer Seite begegnet, ein klarblickender Kopf, von rücksichtsloser Energie und nicht wählerisch in seinen Mitteln. Von brennendem Ehrgeiz beseelt gleich Alkibiades, ersetzte er, was dieser an Genialität vor ihm voraushatte, durch lauernde Schlauheit. Er läßt sich grundsätzlich in kein Wagnis ein, sondern eröffnet den Kampf nur dann, wenn er mit Bestimmtheit auf den Sieg rechnen kann.

Alkibiades erkannte die Gefahr der Lage. Sein Versuch, Kyrus für Athen zu gewinnen, schlug fehl. Als er Lysander vergeblich eine Seeschlacht angeboten hatte, wollte er die abgefallenen Städte Joniens durch einen Landkrieg zurückerobern. Das Kommando über die Flotte übertrug

er seinem Unterfeldherrn Antiochus und wandte sich selbst zur Belagerung Phokäas. Gegen sein ausdrückliches Verbot ließ sich Antiochus in ein Gefecht mit Lysander ein und erlitt bei Notion (nordwestlich von Ephesus) eine Niederlage (407). Der Verlust war mäßig, da die Athener nur 15 Schiffe einbüßten, deren Bemannung sich zum größten Teil rettete. Aber die Bürgerschaft war über die Schlappe so aufgebracht, daß sie ihre besten Strategen, Alkibiades und Thrasybulus, absetzte. (Alkibiades fuhr nach dem Chersones, wo er mehrere feste Schlösser erworben hatte. Nach dem Falle Athens begab er sich aus Furcht vor Lysander zu Pharnabazus, auf dessen Befehl er meuchlings ermordet wurde.) Der übereilte Beschluß rächte sich nur zu bald. Konon, der den Oberbefehl über die Flotte erhielt, wurde von Kallikratidas, dem Nachfolger Lysanders, mit überlegenen Streitkräften im Hafen von Mytilene angegriffen. Fast die



Eleusis mit der heiligen Straße nach Athen.
Nach einer Photographie von des Granges.

Hälfte seines Geschwaders fiel den Feinden in die Hände. Der Rest des Heeres wurde zu Wasser und zu Lande eingeschlossen. Ein Schiff brachte die Schreckensbotschaft nach Athen. Mit Anspannung der letzten Kraft rüstete das Volk in 30 Tagen 110 Trieren aus, die sofort zum Entsatze Mytilenes den Piräus verließen. Die Strategen erhielten auf der Fahrt noch bedeutende Verstärkungen, so daß sie den Peloponnesiern getrost die Spitze bieten konnten. Auf die Kunde von ihrem Herannahen zog ihnen Kallikratidas entgegen. Bei den Arginusen, drei kleinen Felseneilanden zwischen Lesbos und dem Festlande, kam es zur größten Seeschlacht, von der die griechische Geschichte zu berichten weiß. Nach heißem Kampfe gewannen die Athener. 70 Trieren wurden von ihnen genommen oder in den Grund gebohrt. Kallikratidas fiel. In ihm verloren die Spartaner den Besten der Ihrigen, einen edlen Feldherrn von wahrhaft nationalem Empfinden. Seine Manneswürde hatte sich aufgebäumt gegen das Schweifwedeln vor den Barbaren, und es war sein fester Entschluß gewesen, nach seiner Heimkehr alles daranzusetzen, daß die Selbstzerfleischung Griechenlands ein Ende nehme.

Der glänzende Sieg der Athener führte nicht zur Entscheidung. Der Staat war völlig erschöpft. Hatte man doch, um die Kosten für die Schiffsbauten zu bestreiten, selbst die Weihgeschenke der Götter in die Münze schicken müssen. Nur durch Raubzüge vermochte man den

Unterhalt für die Bemannung aufzubringen. Den Strategen, die durch einen heftigen Sturm an der Bergung der Leichen und der Rettung der Schiffbrüchigen gehindert waren, machte man zu Hause den Prozeß. Zwei entzogen sich ihrer Bestrafung durch die Flucht, sechs wurden unter Mißachtung der gesetzlichen Formen, wogegen Sokrates umsonst Einsprache erhob, zum Tode verurteilt.

Fast noch trauriger sah es auf spartanischer Seite aus. Es fehlte am Notwendigsten, und die Ruderer, denen man keine Löhnung zahlen konnte, drohten zu meutern. Kyrus wollte nur unter der Bedingung Hilfsgelder gewähren, daß Lysander mit dem Oberbefehl betraut werde. Dies verstieß gegen das lazedämonische Gesetz, da niemand zweimal das Amt des Admirals bekleiden durfte.

Unter solchen Umständen war man bereit, dem Kriege, der schon zu lange an dem Marke des griechischen Volkes zehrte, zu entsagen. Die Athener stießen in unbegreiflicher Verblendung die dargebotene Friedenshand zurück. Wohl oder übel mußte Sparta jetzt Lysander die Führung der Flotte übertragen. Um den Schein der Gesetzlichkeit zu wahren, ernannte man einen andern zum Admiral, gab ihm aber den gemessenen Befehl, sich in allem den Weisungen Lysanders zu fügen. Mit persischem Gelde bezahlte dieser den rückständigen Sold, brachte die Flotte auf 200 Trieren und steuerte dann nach dem Hellespont, um den Feinden den Rest ihrer Besitzungen und den einträglichen pontischen Handel zu entreißen. Eben hatte er Lampsakus erstürmt, als Konon mit dem attischen Geschwader heransegelte und bei den Ziegenflüssen (Aigospotamoi), die nordöstlich von Sestus münden, vor Anker ging. Die Stellung war schlecht gewählt. Aber Alkibiades, der hierauf aufmerksam machte, wurde höhnend zurückgewiesen. Wiederholt erschienen die Athener, die Schiffe klar zum Gefecht, auf der Höhe von Lampsakus. Lysander wich einem Kampfe aus, bis er den Gegner in Sorglosigkeit gewiegt. Als die Athener sich nichts ahnend auf dem Lande zerstreut hatten, fiel er plötzlich über die Flotte her und bemächtigte sich fast aller Trieren (405). Nur Konon entkam mit wenigen Schiffen. Die gefangenen Athener, 3000 an der Zahl, wurden hingerichtet. Athens Widerstandskraft, das in diesem Kriege mehr als einmal Übermenschliches geleistet hatte, war jetzt zu Ende. Mit Recht durfte sich Lysander auf seinem nach Delphi gestifteten Standbilde rühmen, „mit den schnellen Schiffen die Macht der Kekropiden vernichtet zu haben". Nachdem er alle dem attischen Reiche noch gehörigen Städte erobert hatte, legte er sich mit der Flotte vor den Piräus und schnitt den Feinden auch von der Seeseite die Zufuhr ab. Die wütendsten Demagogen redeten selbst damals noch von einem Kampf bis aufs Messer und drohten jedem, der es wage, Friedenswünsche zu äußern, mit dem Tode. Aber als nach fünfmonatiger Blockade die Hungersnot ihre Opfer zu fordern begann, ergaben sich die Bürger auf Gnade und Ungnade. In der peloponnesischen Bundesversammlung, die über den Frieden beriet, verlangten die Thebaner, man solle die tief gedemütigte Stadt zerstören, ihre Bewohner knechten. Mit Rücksicht auf Athens Heldentaten in den Perserkriegen setzten die Spartaner seine Erhaltung durch. Aber die Friedensbedingungen waren noch hart genug. Die Besiegten mußten auf alle auswärtigen Besitzungen verzichten, die Befestigungswerke schleifen, die Kriegsschiffe bis auf zwölf ausliefern, die verbannten Oligarchen aufnehmen und die Hegemonie Spartas anerkennen (404). Unter Jubelgesang und Flötenspiel rissen die Peloponnesier die Mauern Athens nieder. Wähnten sie doch, daß nunmehr für Hellas das Morgenrot der Freiheit heranbreche!



Goldmünze von Athen, 407 aus den eingeschmolzenen Tempelschätzen geprägt. (Berlin, Kgl. Münzkabinett.) Nach Gipsabguß.

Eine teuer erkaufte Freiheit! Hunderttausende waren auf dem Schlachtfelde gefallen oder in die Sklaverei geschleppt. Die Volkszahl ging dauernd zurück, das Land war verödet, der Wohlstand zerrüttet, und der durch die greuelvolle Fehde entartete Nation fehlte die sittliche



Ruinen des durch die Karthager zerstörten Herkulestempels auf der Akropolis von Selinus.
Die Ruinen haben später noch durch Erdbeben gelitten. Nach einer Photographie von Alinari.

Kraft zur Wiedergeburt. Der Peloponnesische Krieg verdient daher eher den Namen eines Vertilgungs- als eines Befreiungskampfes. Und was für eine Freiheit hatte man erstritten! Allerorten regierten fanatische Oligarchen, die ihr dem Volke aufgezwungenes Regiment zur Bereicherung oder zur Befriedigung niedriger Rache mißbrauchten. Die asiatischen Griechen beugten sich wieder vor der Willkürherrschaft der Barbaren, die schadenfroh das Geld zur Überwältigung Athens gegeben hatten, und in Sizilien erstarkten die Karthager so, daß sie schon wenige Jahre nach dem Tode des Nikias ungestraft Selinus, Himera, Agrigent und Gela dem Erdboden gleichmachen, tausende Hellenen zur Sühnung der Niederlage Hamilkars an den Balsaltären schlachten konnten.

Die Blütezeit der griechischen Kultur.

Die Perserkriege bilden den Höhepunkt der griechischen Geschichte. Wie jeder Kampf, in dem ein edles Volk gegen eine überlegene Macht seine Freiheit schützt, die Eigenart der nationalen Kultur rettet und fördert, so wirkt auch die Abwehr der Barbaren nachhaltig auf die selbständige Entwicklung des hellenischen Geisteslebens ein. Die Künste erreichen ihre höchste Blüte, frei von allem Fremden, was ihnen bisher noch anhaftete. Da die Athener die größten Opfer bringen, durch Heldenmut die übrigen Stämme übertreffen und am längsten die siegreichen Waffen gegen die Asiaten führen, so ernten sie auch den schönsten Lohn. Ihre Stadt, blühend und reich wie keine zweite, die Herrscherin eines mächtigen Reiches, wird die Hauptträgerin der ganzen griechischen Kultur. Neben der großen historischen Vergangenheit sind es besonders drei Umstände, welche sie zur edelsten Stätte geistigen Schaffens machen: eine weit zurückreichende Kunsttradition, ein hohes Maß bürgerlicher Freiheit und, besonders in der Zeit des Perikles, eine vielseitige Förderung durch den Staat. Aus ihrem Schoße gebiert sie die unsterblichen Meister der Architektur und Bildnerei, Kalamis, Phidias, Iktinus und Mnesikles, die Dichterfürsten Äschylus, Sophokles, Euripides und Aristophanes, die Geschichtschreiber Thukydides und

Xenophon, die Philosophen Sokrates und Plato, den Astronomen Meton, eine stattliche Reihe hervorragender Redner, deren erster des Perikles Zeitgenosse Antiphon ist. Als geistige Hauptstadt der hellenischen Welt zieht sie wie ein Magnet die bedeutendsten Männer der andern Städte an sich. Noch während des 5. Jahrhunderts wandern nach Athen der Baumeister Hippodamus aus Milet, der Bildhauer Myron aus Eleutherä in Böotien, die Maler Mikon aus Ägina, Polygnot aus Thasos, Zeuxis aus Heraklea in Unteritalien, Parrhasius aus Ephesus, der Vater der Geschichtschreibung Herodot aus Halikarnaß, der berühmteste Arzt des Altertums Hippokrates aus Kos, die Sophisten Protagoras aus Abdera, Gorgias aus Leontini, Hippias aus Elis, Prodikus aus Keos, die Philosophen Euklides aus Megara, Phädon aus Elis, Aristippus aus Kyrene. Das Attische wird die Sprache des gesamten Schrifttums. Nur Herodot und Hippokrates verfassen ihre Werke ionisch. Außer Athen zeichnen sich nach wie vor die Kolonien, zumal die sizilischen und kleinasiatischen, und im Mutterlande die Städte Argos und Sikyon durch die Pflege der Künste aus. Völlig unberührt von dem Aufschwung bleibt Sparta, wo der Militarismus jedes höhere Streben erstickt.

In der Architektur ist die Verbindung dorischer Kraft und ionischer Anmut das Charakteristische. Man überträgt einzelne Merkmale der einen Ordnung auf die andere. Am schönsten zeigt sich dies bei dem Parthenon. Auf drei Stufen erhob sich am Südrande der Akropolis das von Iktinus entworfene, ganz aus pentelischem Marmor erbaute Heiligtum. In dorischem, leicht ionisierenden Stile aufgeführt, erscheint es vielen durch seine „reine Hoheit, klare Schönheit und stille Größe als das klassischste aller klassischen Bauwerke". Goldene Schilde zierten den Architrav, herrliche Reliefs schmückten die Giebelfelder, die Metopen und



Parthenon, von Südosten.
Nach einer Photographie.



Der sogenannte Theseus-Tempel in Athen.

Nach einer Photographie.

den Fries des Tempelhauses. Den Hauptraum bildete die dreischiffige, 100 Fuß lange Halle (Hekatompedos) mit dem von Phidias aus Gold und Elfenbein verfertigten Standbilde der jungfräulichen Pallas (vergl. Abb. S. 124). Im 5. Jahrhundert weihte das christlich gewordene Volk die Kirche der heiligen Jungfrau Maria. 1000 Jahre später ward daraus eine Moschee. In dem Kriege, den die Türken mit Venedig führten, sank das hehre Gebäude zum Teil in Trümmer (1687). Was damals der Zerstörung entging, hat sich im großen und ganzen bis heute erhalten.



Erechtheum: Korenhalle. (Nach einer Photographie.)

Mitunter verwendete man den ionischen und den dorischen Stil nebeneinander, und Iktinus beginnt sogar ein und dasselbe Gebäude zugleich mit Säulen aller drei Ordnungen zu schmücken. Eine weitere Neuerung besteht darin, daß man das Gebälk zuweilen durch menschliche Gestalten tragen läßt. Vorbildlich sind in dieser Beziehung die Mädchenfiguren (Koren oder Karyatiden) am Erechtheum in Athen und die Steinriesen (Atlanten oder Telamonen) am Zeustempel in Agrigent. Das Erechtheum war den um den Besitz Attikas streitenden Gottheiten Athene und Poseidon-Erechtheus gewidmet. Es liegt am Nordrande der Akropolis, wo einst die alte Königsburg gestanden. (Siehe auch Abb. S. 166.) Dem westlichen Teil des Hauptgebäudes sind zwei Hallen vorgelagert, nach Norden ein sechssäuliger Portikus, der durch ein prachtvolles Tor in das Innere des Heiligtums führt, nach Süden ein Vorbau, dessen Architrav auf sechs Karyatiden ruht. Der Tempel war aus pentelischem Marmor errichtet, nur der Fries aus schwarzem eleusinischem. Er wurde erst gegen Ende des Peloponnesischen Krieges unter der Leitung des Architekten Mnesikles vollendet, der auch die Propyläen erbaut hatte. Der Zeustempel zu Agrigent ist das größte Gotteshaus im alten Sizilien, 110 Meter lang und halb so breit. Telamonen in mehr als vierfacher Lebensgröße dienten als Deckenstützen.

Außer den Tempeln und den die Zugänge zu manchen heiligen Bezirken schmückenden Propyläen sind in architektonischer Hinsicht vor allem die Theater zu erwähnen. Die Vorstellungen spielten sich durchweg am Fuße eines Hügels in einem kreisrunden Tanzplatz (Orchestra) ab, in dessen Mitte der Altar des Dionysus stand. An der Rückseite erhob sich das dreitürige Zelt (Skene), aus dem der Chor und die Schauspieler die Orchestra betraten. Es war anfangs ein bescheidenes Holzhaus, bis der verfeinerte Geschmack einer prachtliebenden Zeit es in einen herrlichen Steinbau mit Säulengängen umwandelte. Vor der Skene befand sich eine Wand (Proskenium), an der die unsere Kulissen vertretenden Dekorationen angebracht



Metope vom Tempel zu Olympia.
Herkules empfängt aus den Händen des Atlas die Äpfel der Hesperiden; eine Hesperide (links) sucht ihn beim Tragen des Himmelsgewölbes zu unterstützen.

wurden. Der Abhang des Berges bildete den nach der Außenseite durch eine Umfassungsmauer abgeschlossenen Zuschauerraum (Koilon). Die Sitzreihen umrahmten in Halbkreisen den Tanzplatz. Sie waren durch Gänge in konzentrische Streifen und durch Treppen, die radienförmig von der Orchestra aufstiegen, in keilförmige Abschnitte geteilt. Man saß auf Steinbänken, die womöglich aus dem lebenden Felsen gehauen waren. Dem Tanzplatz zunächst nahmen die Würdenträger, unter diesen besonders der Oberpriester des Dionysus, auf kunstvoll gearbeiteten Marmorsesseln Platz. In dem Theater zu Athen, das als tonangebend allen anderen zum Muster diente, zählte man 60—70 solcher Ehrensitze. Orchestra und Zuschauerraum befanden sich unter freiem Himmel. Durch Schönheit zeichnete sich vor den übrigen das Theater zu Epidaurus aus. (Siehe das Tafelbild.) Das größte war das zu Mantinéa in Arkadien, dessen Koilon einen Durchmesser von annähernd 150 Meter hat.

Ähnlich wie im Theater wurden später auch die Zuschauerräume im Stadion und Hippodrom eingerichtet, obwohl die hier gepflegten Kampfspiele, Wettlauf und Wagenrennen, weit älter als die szenischen Vorstellungen waren.

Mit der Architektur sind die andern Künste aufs engste verwachsen. Die aus Stein gehauenen Bildwerke finden sich fast nur als Außenschmuck monumentaler Bauten. Am Beginne der Blütezeit stehen die Skulpturen des Zeustempels in Olympia. Der Ostgiebel zeigt in der Mitte den Götterkönig, zu seinen Seiten die Vorbereitungen zur Wettfahrt, in der Pelops den König von Pisa besiegt, worauf er als Kampfpreis die Hand der schönen Hippodamia und die Herrschaft über den nach ihm genannten Peloponnes gewinnt. Im westlichen Giebelfeld, dessen Mittelstück Apollo einnimmt, ist der Streit der Lapithen und Kentauren dargestellt. (Pirithous, der König der thessalischen Lapithen, hatte zu seiner Hochzeit unter andern auch die wilden Kentauren eingeladen, ungeschlachte Fabelwesen, halb Mensch, halb Pferd. Berauscht konnten sie die angeborene Roheit nicht verleugnen. Sie ließen sich zu argem Frevel hinreißen, wurden aber von den Lapithen nach hartem Kampf getötet oder aus dem Lande gejagt.) Die Metopen endlich enthalten die bekannten zwölf Arbeiten des Herkules. Das Ganze hat noch etwas altertümlich Strenges an sich. Dies kommt besonders in den Figuren des Ostgiebels zum Ausdruck, wogegen die der Metopen einen wesentlichen Fortschritt aufweisen. Als Beispiel edler Vollreife der Kunst erscheinen die Skulpturen des Parthenon. Die Giebelfelder zeigen die Geburt der Göttin und ihren Wettstreit mit Poseidon, die Metopen die Siege, welche die Gesittung mit ihrer Hilfe über die Barbarei errungen hat (die Kämpfe der Götter gegen die Giganten, der Lapithen gegen die Kentauren, der Griechen gegen die Amazonen). Der Cellafries stellt den Festzug der Panathenäen dar. (Siehe Abb. S. 129 u. 151.)



Silbermünze von Elis um 430 v. Chr. mit einem dem phidiasischen Zeusideal nahestehenden Kopfe des Zeus. (London, Britisches Museum.)

Von den Standbildern, die meist aus Erz oder um einen Holzkern aus Gold und Elfenbein verfertigt waren, sind nur Nachahmungen erhalten. Die neue Zeit wird durch Pythagoras



Der Wagenlenker Killas | Gespann des Pelops | Hippodameia | Pelops | Zeus | Oinomaos | Sterope | Der Wagenlenker Myrtilos | Gespann des Oinomaos



Lapithin | Alte Dienerin | Lapith | Kentaur | Lapithin | Knabe (Mundschenk) | Kentaur | Deidameia | Eurytion | Peirithoos | Apollon | Theseus | Kentaur | Lapithin | Kentaur | Lapith | Lapithin | Kentaur | Lapith | Alte Dienerin | Lapíthin

Die Giebelgruppen des Zeustempels zu Olympia.

In ihrer Aufstellung und Ergänzung von Georg Treu im Albertinum zu Dresden.

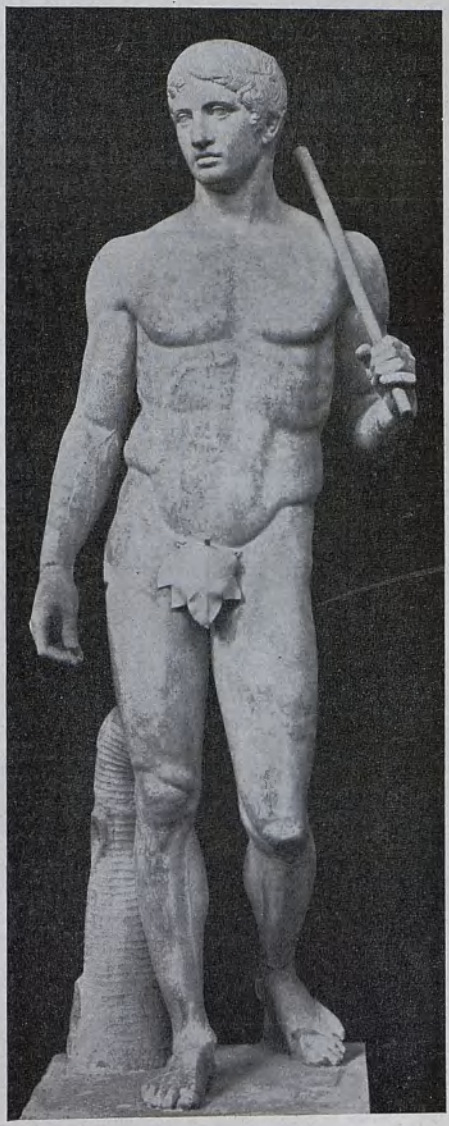
von Samos eingeleitet, der zuerst dem Studium des menschlichen Körpers größere Sorgfalt zuwandte. Unter seinen Nachfolgern ist Kalamis aus Athen, ein Zeitgenosse Kimons, wegen seiner überlebensgroßen Götterstatuen zu nennen. Den Höhepunkt der Kunst bilden Myron, Phidias und der Sikyonier Polyklet. Obwohl sie aus derselben Schule eines argivischen Meisters hervorgegangen sind, prägt sich doch in den Werken eines jeden eine eigentümliche Richtung und Auffassung aus. Myron und Polyklet nehmen ihre Motive mitten aus der Wirklichkeit. Aber während der eine den Augenblick schneller Bewegung oder äußerster Kraftanspannung zur Wiedergabe wählt und eine mit Recht bewunderte Naturlebendigkeit erzielt, wie im Marsyas und im Diskuswerfer, legt der andere eine vornehme Ruhe in seine Ebenmaß



Kupfermünze von Elis aus der Zeit des Hadrianus mit dem Zeusbilde des Phidias. (Berlin, Kgl. Münzkabinett.)

und Gesundheit atmenden Gestalten, so in dem Speerträger und im Diadumenos (dem Jüngling, der sich die Siegerbinde ums Haar schlingt). Phidias, unter dessen Oberleitung die Prachtbauten der Perikleischen Zeit entstehen, ist ganz dem Idealen zugewandt. Deshalb bildet er fast ausschließlich Götter und Heroen, die, natürlich und erhaben zugleich, die Verkörperung wahrer Menschenwürde darstellen. Als die vollendetsten Schöpfungen werden die Goldelfenbeinbilder des Zeus im Tempel zu Olympia und der Athene im Parthenon gepriesen. (Siehe Abb. S. 124.)

Hinter den anderen Künsten steht die Malerei im Anfange dieser Periode noch weit zurück. Es fehlt ihr das technische Können. Perspektivische Darstellung ist ihr ebenso unbekannt wie Licht- und Schattengabe. Man begnügt sich damit, das Landschaftliche eben anzudeuten. Es kommen nur vier Farben zur Verwendung: weiß, schwarz, gelb, rot, aus denen man allerdings durch Mischung neue Töne findet. Dagegen sind die Figuren richtig gezeichnet, und ist ihre Haltung natürlich. Dabei liegt etwas Charaktervolles in der Darstellung. Die angesehensten Meister der Kimonischen und Perikleischen Zeit sind Mikon und Polygnot. Ihre Gemälde waren durchweg Fresken, da sie die Farben auf den nassen Kalk auftrugen. Die Stoffe wurden meist der Mythologie entlehnt; doch fehlte es auch nicht an Bildern, welche die großen Ereignisse der jüngsten Vergangenheit behandelten. Polygnot malte „den Freiermord des Odysseus", „Odysseus in der Unterwelt" und „die Eroberung Trojas". Das letztgenannte Bild schmückte eine Wand der „bunten Halle" am Marktplatz zu Athen. Die anderen Wände zeigten Fresken Mikons, dessen Hauptwerke „die Amazonenschlacht" und „der Sieg bei Marathon" waren. Gegen Ende des 5. Jahrhunderts



Der Speerträger des Polyklet.
Antike Marmornachbildung des verloren gegangenen Originals (aus Bronze). (Neapel, Nationalmuseum.)

entsteht in Jonien eine neue, etwas realistische Richtung. Ihre namhaftesten Vertreter sind Zeuxis, Parrhasius und Timanthes. Durch vervollkommnete Technik — inzwischen war die Perspektive erfunden, und hatte man Licht und Schatten wiederzugeben gelernt — getreue Nachahmung der Natur und Sauberkeit der Ausführung übertreffen sie die früheren Meister, erzielen aber nicht die erhebende Wirkung, die deren Gemälden nachgerühmt wird. Eine hübsche Anekdote erzählt, Zeuxis habe Trauben so treffend gemalt, daß Vögel nach ihnen picken wollten, Parrhasius aber habe durch das Bild eines Vorhanges selbst seinen Nebenbuhler Zeuxis zu täuschen verstanden. Das schönste Gemälde des Timanthes scheint „das Opfer der Iphigenie" gewesen zu sein, von dem sich eine freie Nachbildung aus römischer Zeit im Museum zu Neapel findet.

Der Kunst stellt sich die Literatur ebenbürtig zur Seite. In der Dichtung sind zwar die Klänge der Lyrik noch nicht verstummt, und zuweilen läßt sich selbst der Heldengesang noch vernehmen. Aber die beherrschende Stellung nimmt doch das Drama ein, dessen Entstehung aufs engste mit den Dionysusfesten zusammenhängt. Seine beiden Hauptarten sind die Tragödie und die Komödie. Die erstere wurzelt in den Dithyramben, die ein Chor als Böcke (tragoi) verkleideter Sänger unter Reigen vortrug. Die Sänger zerfielen in zwei Abteilungen, die von Vortänzern geführt wurden. Arion sonderte diese vom Chore ab und ließ sie in Rede und Gegenrede die Schicksale des Gottes erzählen. Die ihren Worten aufmerksam lauschenden Sänger griffen an geeigneter Stelle ein, indem sie ihrer Stimmung über das Gehörte in einem Liede Ausdruck verliehen. Durch den Wechsel von Dialog, der als Träger der Handlung (Drama) erscheint, und Gesang war die Tragödie („Gesang der Böcke") eigentlich schon zum Schauspiel geworden. Ihre Heimat sind die nordpeloponnesischen Tyrannenstaaten, in denen die Gewalthaber die Feier des von den Bauern verehrten Dionysus in bewußtem Gegensatz zu den mehr adeligen Festen des Apollo und Poseidon förderten. Daher fanden die Dithyramben auch bereitwillige Aufnahme in Attika, wo die Pisistratiden ihre Herrschaft auf die niederen Klassen stützten. Die Dionysien wurden zu einem der höchsten Feste erhoben und für ihre würdige Ausstattung Sorge getragen. In Attika entwickelte sich die Tragödie zum Trauerspiel, das, wie Aristoteles erklärt, die Nachahmung einer längeren, ernsten und in sich geschlossenen Handlung ist, welche durch die schöne Rede der handelnden Personen, nicht durch Erzählung sich vollzieht und durch Furcht und Mitleid die Reinigung solcher Gemütsstimmungen bewirkt. Den ersten Schritt zu ihrer Ausbildung tat Thespis aus dem attischen Dorfe Ikaria, indem er einen Schauspieler hinzufügte, der durch Frage und Antwort in das Gespräch der Chorführer eingriff, durch Wechsel seines Kostüms in mehreren Rollen auftreten konnte und so mehr Leben und Bewegung in das Stück brachte. Zur schönsten Blüte entfaltete sich das Drama nach dem Sturz der Tyrannen. Hierzu trug vor allem die unbeschränkte Redefreiheit, einer der Grundpfeiler der Demokratie, bei. Man hat das Schauspiel geradezu „ein Kind der Volksherrschaft und desjenigen Staates genannt, der als das Bollwerk der Demokratie in ganz Hellas angesehen war." Allmählich lockerte sich der innere Zusammenhang mit den Dionysien. Die Dichter wählen ihre Stoffe aus allen Mythenkreisen und bringen gelegentlich selbst geschichtliche Begeben-



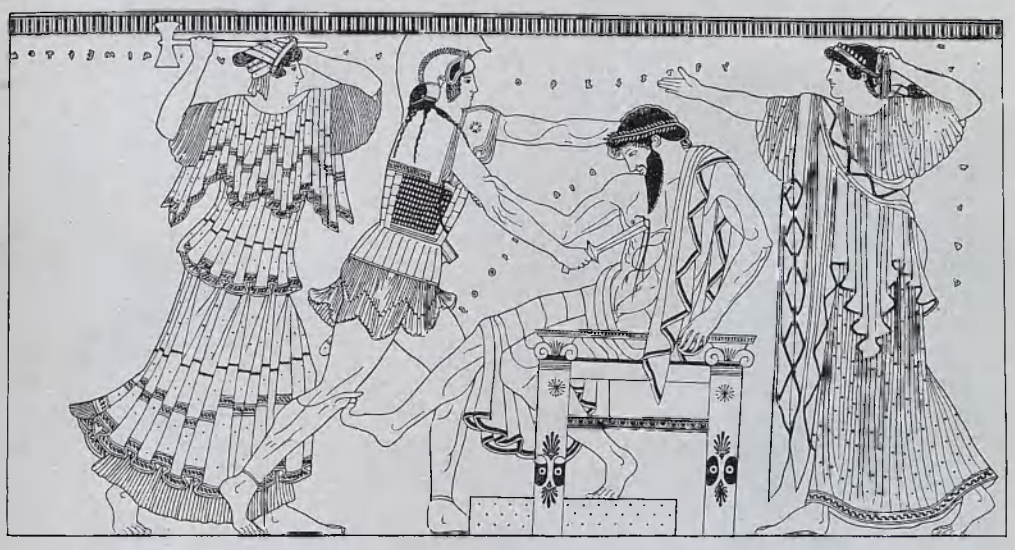
Schauspieler der griechischen Tragödie.
Elfenbeinstatuette.



Das Theater des Aesculap in Epidaurus. (Aus dem vierten Jahrhundert v. Chr.)

Nach einer Photographie.

heiten auf die Bühne. Zugleich erfährt der Chor eine immer größere Einschränkung. Er soll ja nicht mehr wie ehedem durch Gesang und Tanz den Gott des Weines preisen. Seine Tätigkeit besteht vielmehr darin, gleichsam als Zuschauer das Spiel zu verfolgen und von allgemein menschlichem Standpunkt an den Ruhepunkten des Dramas seine Teilnahme an dem



Die Ermordung des Ägisthos. Darstellung auf einer rotfigurigen Vase im Berliner Museum. Links Klytämnestra, ihrem Gatten Ägisthos, den Orest mit dem Schwert durchbohrt, zu Hilfe eilend, rechts Elektra. Nach Gerhard, Etruskische Vasenbilder.

Schicksal des Helden zu bekunden. Nur in wenigen Ausnahmefällen greift er in den Gang der Handlung ein. Unter dieser Handlung dürfen wir nicht das Tun an sich verstehen, da dieses undramatisch ist. Deshalb werden viele Vorgänge, besonders solche, deren Anblick verrohend wirken könnte, wie blutige Szenen, nicht dargestellt, sondern erzählt.

Durch Äschylus, Sophokles und Euripides entfaltete sich die Tragödie zur schönsten Blüte. Äschylus wurde im Jahre 525 geboren. Seine besten Jahre fielen mithin in die Perserkriege, in denen er rühmlich mitfocht. Auf seinen Dichterberuf soll ihn Dionysus selbst hingewiesen haben. Im Alter von 25 Jahren begann er mit der Abfassung von Dramen, deren er im ganzen über 70 schrieb. Je vier bilden ein zusammenhängendes Ganzes, und zwar drei Tragödien und ein Schwank aus der Heroensage, den man Satyrdrama nennt, weil darin die Chorsänger als Satyren, die lustigen Begleiter des Dionysus, auftreten. Dadurch, daß Äschylus einen zweiten Schauspieler einführte und so einen Dialog ohne Zuhilfenahme der Vortänzer ermöglichte, wurde er der eigentliche Schöpfer der Tragödie. Auch eine Reihe wichtiger Einrichtungen der szenischen Kunst geht auf ihn zurück. Er gab den Schauspielern Masken und lange bis auf die Füße reichende Gewänder, und damit das Riesenmaß der Leiber hoch über Menschliches hinausgehe, stelzenartige Schuhe und einen Haaraufsatz. Wichtiger ist es, daß er seinen Stücken einen hohen innern Gehalt verlieh. Er durchgeistigte die alten Mythen und machte die Götter zu ehrfurchtgebietenden, sittlichen Mächten, weshalb man ihn auch das größte theologische Genie der Griechen genannt hat. Von seinen Tragödien sind sieben erhalten: die Perser, Prometheus, die Sieben gegen Theben, die Schutzflehenden, Agamemnon, die Choëphoren (die Jungfrauen, welche die Totenopfer darbringen) und die Eumeniden. Die „Perser" schildern den Eindruck, welchen die Niederlage der Barbaren bei Salamis am Königshofe in Susa hervorruft. Die Schlacht vom griechischen Standpunkte darzustellen, hinderte der Charakter des Trauerspiels. Dennoch erkennt man des Dichters Nationalstolz, und seine Worte sind von um so größerer Wirkung, als sie

den Feinden in den Mund gelegt werden. „Prometheus“ behandelt die Strafe, die den Titanen trifft, weil er den Menschen gegen den Willen des Zeus das Feuer gebracht hat. Als er, statt sich zu demütigen, dem Götterboten, der ihm noch schlimmere Qualen androhte, mit verwegenem Trotze antwortete, da versinkt er samt dem Felsen, an den ihn Hephästus geschmiedet, unter Donner und Blitz in den Abgrund. Die „Sieben gegen Theben“ haben die Feindschaft der von ihrem Vater Ödipus verfluchten Brüder Eteokles und Polynikes zum Gegenstande. Eteokles hat seinen Bruder aus Theben vertrieben. Dieser findet gastliche Aufnahme in Argos und zieht mit sechs andern Helden gegen seine Vaterstadt. Der Angriff wird aber abgeschlagen, die Brüder durchbohren sich gegenseitig. „Die Schutzflehenden“ sind das inhaltlich unbedeutendste Drama. Danaos (S. 115) flieht mit seinen fünfzig Töchtern, die sein Bruder Ägyptus für seine fünfzig Söhne zur Ehe begehrt, nach Argos, wo er Sicherheit vor den Nachstellungen seiner Verwandten erlangt. Die drei übrigen Stücke bilden zusammen eine Einheit (Trilogie), die einzige, die auf uns gekommen ist. Man nennt sie neuerdings Orestie. Sie ist der Schwanengesang des Dichters, da sie kurz vor seinem Tode (456) zur Aufführung gelangt. Eben ist Agamemnon siegreich von Troja zurückgekehrt, als ihn auf Anstiften seiner Gattin Klytämnestra deren Buhle Ägisth ermordet. Des Königs junger Sohn Orest wird von seiner älteren Schwester bei einem Oheim untergebracht. Zum Jüngling herangereift, rächt er auf Geheiß des Orakels den Frevel und erschlägt nicht nur Ägisth, sondern auch die eigene Mutter. Ob der unseligen Tat von Gewissensbissen gefoltert, flieht er dann nach Delphi, um hier Entsühnung und Ruhe zu suchen. Apollo rät ihm, sich an Athene zu wenden. Am Altare der Pallas erscheinen auch die Eumeniden und klagen ihn des Muttermordes an. Athene bildet aus den Edelsten des Volkes den Gerichtshof auf dem Areshügel und überträgt ihm die Entscheidung. Mit Stimmengleichheit sprechen die Richter Orest frei. Die Orestie ist das Erhabenste, was Äschylus geschaffen. Besonders der dritte Teil, die Eumeniden, zeichnet sich durch markige Sprache und tiefernste Auffassung aus. In ihnen wandelt der Dichter auf der Menschheit Höhen, und das Sittengemälde, das er entrollt, ist geradezu von erschütternder Wirkung. Bald nach der Aufführung begab sich Äschylus, wir wissen nicht genau weshalb, nach Sizilien, wo er auch schon früher eine Zeitlang geweilt hatte. Hochgeehrt starb er zu Gela (456).

Ein Menschenalter jünger war **Sophokles**, der 495 geboren wurde. Er war der erste, der drei Schauspieler verwandte. Dies fand sofort Nachahmung, selbst bei dem ältern Meister, und die Dreizahl wurde von nun an Regel. Noch bedeutungsvoller war es, daß er jede Tragödie als ein in sich geschlossenes, selbständiges Drama behandelte und mithin keine Trilogie dichtete. Seine Personen sind schärfer gezeichnet und natürlicher als die seines großen Vorgängers, wenn sie sich auch noch weit über die gemeine Wirklichkeit erheben. Auch ist die Sprache klarer, und baut sich das Ganze kunstvoller auf als bei Äschylus. Von seinen mehr als hundert Stücken sind nur sieben erhalten: Ajas, Antigone, Elektra, König Ödipus, Ödipus auf Kolonus, die Trachinierinnen und Philoktet. Ajas, nächst Achill der wackerste Recke vor Troja, pocht auf seine eigene Kraft, durch die er auch ohne die Gnade der Himmlischen Rühmliches zu leisten hofft. Den Beistand Athenes weist er in frecher Überhebung zurück. Dafür trifft ihn der Zorn der Göttin. Als er sich mit Odysseus um die Waffen Achills bewirbt, wird dem Schlauen, Vielgewandten der schöne Preis zuteil. Über die Zurücksetzung gerät er in Raserei und stürzt sich in sein Schwert. Im Gegensatz zu Ajas steht die ebenfalls dem trojanischen Sagenkreise entlehnte Tragödie Philoktet. Dem Helden des Stückes haben die Griechen bitter unrecht getan. Aber als sie seiner zur Eroberung der feindlichen Feste bedürfen, söhnt er sich, von Herakles überredet, mit seinen Gegnern aus und hilft ihnen Troja erobern. Die „Trachinierinnen“ schildern die letzten Schicksale des Herakles, der durch ein von seiner Gemahlin mit vermeintem Liebeszauber bestrichenes Kleid von den furchtbarsten Schmerzen gepeinigt wird,



Kupfermünze von Lamia mit Darstellung des kranken Philoktetes.
(Berlin, Königl. Münzkabinett.)
Nach Gipsabguß.

und da keine Rettung möglich ist, den Qualen durch freiwilligen Tod ein Ende macht. „Elektra" ist inhaltlich mit den Choëphoren des Äschylus verwandt. Die beiden Ödipus bilden in gewissem Sinne eine Einheit, wenn sie auch zu verschiedenen Zeiten aufgeführt sind. Ödipus, der Sohn des Königs von Theben, soll gleich nach seiner Geburt getötet werden, da die Eltern Unheil von ihm befürchten, wird aber von dem mit dem Blutbefehl beauftragten Sklaven einem korinthischen Hirten übergeben und von dessen Herrn, dem Könige von Korinth, an Kindesstatt angenommen. Herangewachsen begibt er sich nach Delphi und hört von Apollo, er werde den eigenen Vater erschlagen und die Mutter heiraten. Um dem zu entgehen, kehrt er nicht mehr nach Korinth zurück. Auf seiner Wanderung trifft er in einem Hohlwege mit seinem Vater zusammen und erschlägt ihn, ohne ihn zu kennen. In Theben gewinnt er die Herrschaft und nimmt seine Mutter zum Weibe. Nach langer Zeit senden die Götter zur Bestrafung des unerhörten Frevels Unfruchtbarkeit und Krankheiten über Theben. Als Ödipus die Ursache des Verderbens erkennt, stößt er sich im Übermaße des Schmerzes die Augen aus. Von seiner Tochter Antigone geleitet, geht er als armer Bettler nach Attika, wo er auf dem Hügel Kolonus, im Haine der Eumeniden, die ersehnte Ruhe findet. Das grausige Verhängnis des Ödipus gehört zu den beliebtesten Stoffen der Tragiker. „Antigone" ist das edelste Reis der ganzen griechischen Dramatik. Inhaltlich knüpft es an die „Sieben gegen Theben" des Äschylus an. Nachdem die feindlichen Brüder im Zweikampfe gefallen sind, wird Eteokles ehrenvoll bestattet, die Beerdigung des Polynikes aber bei Todesstrafe untersagt. Seine Schwester Antigone, die sich schon so aufopfernd des Vaters angenommen hat, erweist dem Unglücklichen trotz des Verbotes den letzten Liebesdienst, die Gesetze der Menschlichkeit höher achtend, als die Befehle des Staates. Freimütig gesteht sie ihre Tat, da sie ja nur eine heilige Pflicht erfüllt hat, die höher steht als jede Menschensatzung. Der König sieht in ihrem Ungehorsam gegen seine Anordnung einen schweren Frevel. Er hat ein Gesetz, und nach diesem Gesetz muß sie sterben. Unbekümmert um die Bitten seines Sohnes Hämon, des Verlobten der Jungfrau, gleichgültig gegen die Stimme des Volkes, läßt er das Mädchen lebendig in einer Grabkammer einmauern, in der sie sich voller Verzweiflung erhängt. Zu spät bereut er seinen Starrsinn. Hämon und seine Gattin geben sich selbst den Tod. Mit der Mahnung des Chores, nie in Vermessenheit gegen die Gesetze der Götter zu sündigen, schließt die ergreifende Tragödie. Bei dem Volke fand das Stück solchen Beifall, daß es den Verfasser, obwohl er keine militärische Begabung besaß, zum Feldherrn wählte.

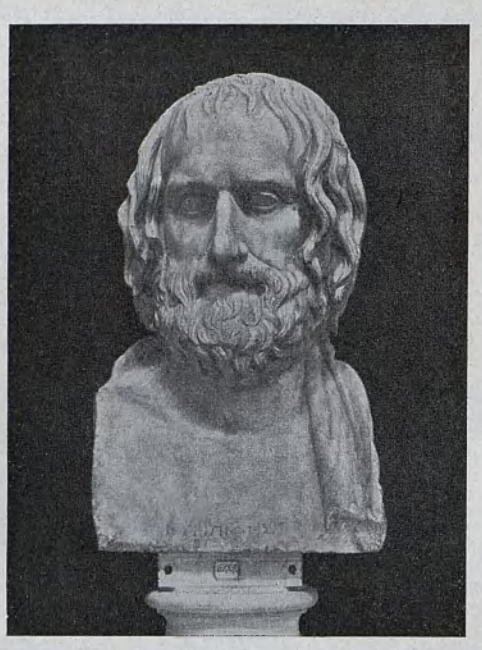


Sophokles.

Marmorstatue im Lateran, Rom. Vielleicht eine Kopie der Statue im Dionysostheater zu Athen, die der attische Redner Lykurgos im 4. Jahrh. zu Ehren des Dichters errichten ließ.

Bei Euripides (480—406) macht sich schon ein Rückschritt bemerkbar. Der Dichter versteht es nicht, das Drama so aufzubauen, daß sich die Handlung aus sich heraus entwickelt. Um den Knoten zu lösen, muß er fast in jeder Tragödie durch die Theatermaschine einen Gott auf die Bühne bringen (deus ex machina), der dem Stücke den gewünschten Schluß gibt. Die Chorlieder scheint er nur, weil das Publikum daran gewöhnt war, beibehalten zu haben, da sie für den Gang der Handlung ganz überflüssig sind und bloß zur Ausfüllung der Pausen zwischen den einzelnen Aufzügen dienen. Es fehlt dem Dichter ferner die ideale Weltanschauung und Tiefe der religiösen Überzeugung eines Äschylus. Er gefällt sich in der Rolle eines Apostels seichter Aufklärung und benutzt das Theater, um den Unglauben in der Menge zu verbreiten.

Dadurch verlieren seine Personen an Würde, und wird das Göttliche ins Lächerliche und Gemeine herabgezogen. Von einer seiner Tragödien wissen wir sogar, daß sie die Stelle eines Satyrspiels vertrat. Dagegen zeigt sich „der Philosoph der Bühne" als vorzüglicher Kenner der menschlichen Natur und weiß die seelischen Vorgänge meisterhaft zu schildern. Besonders gelingt ihm die Zeichnung leidenschaftlicher Erregungen, weshalb er auch der „tragischste" Dichter genannt wird. Dabei kommt ihm seine Sprachgewalt, die ihn in gleicher Weise vor Schwulst wie vor Plattheiten bewahrt, sehr zustatten. Die Preisrichter konnten ihm wenig Geschmack abgewinnen. Dagegen die Menge schwärmte für seine Tragödien, und die rührendsten Szenen waren in aller Munde. Unter den 20 erhaltenen Stücken sind „Medëa", „Iphigenie in Tauris" und „die Phönizierinnen" die bedeutendsten. Medëa, die zauberkundige Tochter des Königs von Kolchis, faßt innige Liebe zu Jason, dem Führer der Argonauten, hilft ihm das goldene Vließ erringen und folgt ihm, Heimat und Familie verlassend, als Gattin nach Griechenland. Jahre lang lebt sie in glücklicher Ehe. Da wird sie von ihrem Manne verstoßen, der durch eine neue Heirat die Krone Korinths zu gewinnen hofft. Mit erheuchelter Entsagung ergibt sie sich scheinbar in ihr Geschick. Aber rasende Eifersucht auf die Nebenbuhlerin, wilder Haß gegen den treulosen Gemahl treibt sie zu teuflischer Rache. Durch vergiftete Brautgeschenke tötet sie die korinthische Königstochter und deren Vater. Dann mordet sie, wenn auch mit blutendem Herzen, die eigenen, von Jason zärtlich geliebten Kinder und entflieht auf einem Drachenwagen durch die Luft nach Attika. Der unheimliche Charakter des dämonischen Weibes ist wunderbar getroffen. Der wesentliche Inhalt der „Iphigenie" ist aus dem gleichnamigen Drama Goethes bekannt. Doch ist unser Dichter in mehreren Punkten von der antiken Vorlage abgewichen. Eine seiner besten Änderungen besteht darin, daß er auf den deus ex machina verzichtet. Denn bei Euripides droht Iphigenie, Orest und Pylades der Tod; da erscheint Athene und bewirkt, daß Thoas sie in Frieden ziehen läßt. „Die Phönizierinnen" stimmen im allgemeinen mit „den Sieben gegen Theben" des Äschylus überein. Aber an Erfindungsgabe und Darstellungstalent zeigt sich Euripides dem alten Meister weit überlegen.



Euripides.
Büste im Nationalmuseum, Neapel.

Von den späteren Tragikern besitzen wir nur einige Bruchstücke. Wir können den Verlust verschmerzen. Denn während die Theater immer mehr an Pracht gewannen, die technischen Einrichtungen vollkommener wurden, die Schauspieler sich zu Künstlern entwickelten, verfiel die dramatische Dichtkunst, und die Zahl der Tragiker und ihrer Werke — es sind uns die Namen einiger Dutzend Verfasser überliefert, von denen einer es auf mehrere hundert Stücke gebracht hat — steht im umgekehrten Verhältnis zu ihrem Werte.

Die Komödie, die ausgelassene Schwester der Tragödie, ist aus den Scherz- und Spottliedern hervorgegangen, mit denen man bei den Doriern an den Dionysusfesten, in lustigen Schwärmen (Komoi) umherziehend, die Vorübergehenden neckte. Aus Megara kam sie im 6. Jahrhundert durch einen gewissen Susarion nach Attika. Sie bürgerte sich bald ein und gelangte in dem Lande unbegrenzter Redefreiheit zur höchsten Blüte. Kurz nach den Perserkriegen wurde sie bühnenfähig. Ihre Hauptvertreter sind Kratinus, Eupolis und Aristophanes.

Die Dichter gehören sämtlich der konservativen Partei an und greifen in manchen ihrer Stücke aufs schonungsloseste die Demokratie und die Leiter des Staates an. Über die beiden Erstgenannten können wir uns nur auf Grund gelegentlicher Zitate und der Bemerkungen Späterer ein Urteil bilden, da wir kein vollständiges Drama von ihnen haben. Dagegen hat uns ein günstiges Geschick elf Komödien des Aristophanes bewahrt, der etwa von 450—385 lebte. Sie zeichnen sich durch drastischen Witz, naturwüchsigen Humor und beißende Ironie aus. Die unerschöpfliche Phantasie des Dichters weiß immer neue Situationen und Motive zu finden, die auch den Griesgrämigen zum Lachen nötigen. Den Stoff entnimmt er dem öffentlichen Leben. Alle staatlichen und religiösen Einrichtungen, die gesellschaftlichen Zustände, die Zeitereignisse, die wissenschaftlichen oder künstlerischen Strömungen müssen herhalten. Keine bekannte Person ist vor anzüglichen Späßen und frechen Verhöhnungen sicher, und selbst die Götter und Heroen müssen es sich gefallen lassen, daß ihre tatsächlichen oder vermeintlichen Schwächen dem Gelächter der schaulustigen Menge preisgegeben werden. Die übermütige, ungezogene Tochter der Muse beschränkt sich nicht darauf, die spaßhaften und den Spott herausfordernden Seiten des menschlichen Lebens wahrheitsgetreu zu schildern, sondern was sie bietet, sind Zerrbilder, indem sie, um einen durchschlagenden Erfolg zu erzielen, Tatsachen aufbauscht oder auch frei aus dem Handgelenk erfindet. Der Grund liegt in ihrer Tendenz. Sie ist nämlich die Wortführerin der Opposition und wählt unbedenklich jedes Mittel, das geeignet erscheint, den Gegner bloßzustellen. Deshalb behandelt sie auch mit Vorliebe Tagesfragen und vertritt zu einer Zeit, wo es noch keine Presse gibt, gewissermaßen die Stelle satirisch-politischer Blätter. Besonders der in burleskem Fastnachtskostüm auftretende Chor dient ihr dazu, die im Vordergrunde des Interesses stehenden mißliebigen Personen und Vorgänge herunterzureißen. Was uns an der alten Komödie anwidert, sind vor allem die saftigen Zoten, mit denen die derbe Kost gewürzt ist. Die Athener aber nahmen um so weniger Anstoß an dem Schmutz, als er einen fast notwendigen Bestandteil der Dionysusfeiern bildete. Zu den besten Stücken des Aristophanes gehören unstreitig „die Frösche", die ein Jahr nach dem Tode des Sophokles und Euripides über die Bretter gingen. Der Inhalt ist kurz folgender: Die Menge sehnt sich nach Euripides zurück, da sie auch in den schlimmsten Nöten des Peloponnesischen Krieges nicht ohne Schauspiel leben kann. Um den Liebling des Publikums heraufzuholen, steigt Dionysus in den Hades hinab. Dort tobt gerade ein Streit zwischen Äschylus, der als erster Tragiker einen Ehrensitz inne hat, und Euripides, der auf den Platz des alten Meisters Anspruch erhebt. Der eben angekommene Gott wird Schiedsrichter. Beide Dichter tragen, ihr Anrecht zu beweisen, ihre schönsten Verse vor. Der mit feinem Kunstverständnis und köstlichem Humor durchgeführte Prozeß endigt mit der Niederlage des Euripides. Dionysus nimmt den siegreichen Äschylus, der für die Zeit seiner Abwesenheit den Sophokles zum Stellvertreter ernennt, mit auf die Oberwelt. Ulkige Szenen sprudelnden Witzes und satirische Chorlieder gehen nebenher und sorgen dafür, daß auch die gewöhnlichen Zuschauer, für welche die literarische Fehde wohl zu hoch ist, auf ihre Kosten kommen.



Medea, auf den Mord ihrer Kinder sinnend.
Wandbild aus Herkulanum, dem wahrscheinlich das Gemälde des griechischen Künstlers Timomachus zugrunde liegt.
Die Augen der Medea waren auf ihre Kinder gerichtet, die, nach einer in Pompeji gefundenen Kopie des Gemäldes, neben ihr spielten.

Nach Aristophanes verliert die Komödie ihren seitherigen Charakter. Infolge der allgemeinen Verarmung fallen die Chöre weg, und die Beschränkung der Redefreiheit macht Angriffe auf Regierung und staatliche Einrichtungen unmöglich. Die Dichter suchen anfangs in der Verspottung des Volksglaubens, der Künstler und Gelehrten Ersatz (mittlere Komödie). Später



Szene aus einer griechischen Komödie.

Malerei auf einem Mischkrug aus Apulien, jetzt im Britischen Museum, London.

Der altersschwache und kranke Chiron steigt, von zwei Sklaven unterstützt, die Treppe eines Hauses mühsam hinan. Rechts oben zwei Nymphen, unten ein Jüngling (ohne Maske), der wohl ein Zögling des als Erziehers berühmten Chiron ist. — Die ganze Darstellung zieht, wie das in den Komödien üblich, eine Episode der Heroengeschichte ins Lächerliche. Bemerkenswert sind die typischen Masken und Kostüme der Schauspieler.

verzichten sie auch hierauf. Die Komödie wird zum bürgerlichen Lustspiel, in denen geizige Väter, lockere Söhne, verschmitzte Sklaven, aufschneidende Soldaten, geriebene Dirnen, Schmarotzer und Doppelgänger die wichtigste Rolle spielen. Die angesehensten Vertreter dieser „neuen Komödie" sind Menander und Diphilus, deren Werke zum Teil die römischen Dichter Plautus und Terenz frei nachgebildet haben.

In der Geschichtschreibung gebührt Herodot, Thukydides und Xenophon die Palme. Herodot erblickte zwischen 490 und 480 in Halikarnaß als Sohn hochangesehener Eltern das Licht der Welt. Nach einer sorgfältigen Erziehung machte er weite Reisen, die ihn bis nach der Krim im Norden, der ägyptischen Stadt Elephantine im Süden, den persischen Königssitzen Susa und Ekbatana im Osten und Sizilien im Westen führten. Nirgends unterließ er es, sich nach Land und Leuten, Sitten und Gebräuchen, Religion und Vergangenheit zu erkundigen. Längere Zeit verweilte er in Athen, wo er sich dem Kreise des Perikles anschloß. Von hier aus beteiligte er sich an der Gründung Thurii, und nach einer unverbürgten Nachricht soll er auf dem Markte dieser Kolonie begraben worden sein. Er starb um 425. Sein großes Geschichtswerk, von Gelehrten der römischen Periode in neun, nach den Musen benannte Bücher geteilt, behandelt die Kämpfe zwischen Abend- und Morgenland. Während die Logographen in ihren halbsagenhaften Erzählungen nicht über den engen Rahmen einer Stadt- oder Stammeschronik hinausgehen, ist Herodot der erste Historiker, der einen Gegenstand von universaler Bedeutung zur Darstellung bringt, weshalb er auch den Ehrentitel „Vater der Geschichte" führt. In der Einleitung bespricht er mit wenigen Worten die mythischen Raubzüge der Phönizier, die Argonautenfahrt und die Kämpfe vor Troja, aus denen man die uralte Feindschaft zwischen Asien und Europa erkennen kann. Dann erzählt er die Vorgänge bei den Lydern, unter deren Herrschaft die kleinasiatischen Griechen sich beugen mußten und die ihrerseits von den Persern unterworfen wurden. In die Geschichte der Perser ist die der botmäßigen Völker, besonders die

der Ägypter und Babylonier, verflochten. Des Darius mißglückter Zug gegen die Skythen leitet zu den hellenischen Freiheitskriegen über, die, bis zur Einnahme von Sestus fortgeführt, den ausführlichsten und glänzendsten Teil des Werkes bilden. Die Darstellung ist schmucklos und kindlich. Die einzelnen Ereignisse sind lose aneinander gereiht und oft durch breite, vielfach anekdotenhafte Abschweifungen unterbrochen. Vielleicht zerfiel die Schrift ursprünglich in einzelne, für sich herausgegebene Bücher, die erst durch eine spätere Bearbeitung verbunden wurden. Das Ganze ist von frommem, nationalem Geiste durchweht. Eine allwaltende Gerechtigkeit lenkt nach dem Glauben des Verfassers das Geschick der einzelnen Menschen wie der Gesamtheit. Das Unglück der Völker ist die Folge ihres Übermutes gegen die Götter. Hieraus erklärt sich auch die Niederlage der Perser, deren frevler Stolz gegen die sittliche Weltordnung verstößt. Die Griechen sind das Werkzeug in der strafenden Hand der Himmlischen. Als guter Patriot fühlt sich Herodot zu den Athenern, den Vorkämpfern der hellenischen Freiheit, mächtig hingezogen, und in den letzten Büchern seiner Geschichte verkündet er so warm das Lob des attischen Staates, daß Perikles ihn bewog, einen längeren Abschnitt im Odeon vorzulesen. Seine Parteinahme für Athen macht ihn aber nicht ungerecht gegen andere, wie er überhaupt nie absichtlich die Wahrheit verletzt.



Kupfermünze von Halikarnassus aus der Kaiserzeit mit dem Bilde des Herodot. (Berlin, Königl. Münzkabinett.) Nach Gipsabguß.

Thukydides, der Sprößling eines altadeligen, mit Thrakerfürsten verwandten und in Thrazien reich begüterten Geschlechtes, lebte von rund 460 bis 400. Im Gegensatz zu Herodot behandelt er ein zeitlich eng begrenztes Gebiet, den Peloponnesischen Krieg, den er selbst erlebt, an dem er selbst, wenn auch nur vorübergehend, teilgenommen hat. Schon gleich beim Ausbruch der Verwicklungen zwischen Athen und Sparta beginnt er in der richtigen Voraussicht, daß es zu einem bedeutsamen, für die Entwicklung Griechenlands entscheidenden Zusammenstoß der beiden Hauptstaaten kommen werde, mit der Sammlung des Stoffes. Einen Teil verarbeitete er auf seinen thrazischen Besitzungen, wohin er, von seinen Mitbürgern verbannt, sich begab, einen andern in Athen, nachdem ihm die Rückkehr gestattet war. Ein unerwarteter und, wie eine romanhafte Überlieferung will, gewaltsamer Tod hinderte ihn an der Vollendung des Werkes. Er bricht mitten in der Erzählung der Ereignisse des Jahres 411 ab. Was die Form anbetrifft, so läßt er manches zu wünschen übrig. Seinem sprachlichen Ausdruck fehlt bei aller Frische und Kraft die kunstvolle Rundung, und durch die Verteilung der Begebenheiten auf Sommer und Winter wird die Darstellung etwas eintönig. Aber diese Mängel werden reichlich aufgewogen durch des Verfassers zuverlässige Berichterstattung, politischen Scharfblick, klares Urteil und vornehme Zurückhaltung, Vorzüge, die gerade den Historiker ausmachen. Nur wo es sich um die auch von ihm vertretene Politik des Perikles handelt, läßt er die ihm sonst eigene Unbefangenheit vermissen. Daß er nichts von einem göttlichen Walten in der Geschichte weiß und dafür den blind herrschenden Zufall setzt, erklärt sich aus der Freigeisterei seiner Zeit. Herodot gegenüber bedeutet seine Schrift insofern einen



Herodot und Thukydides.
Doppelherme aus Marmor im Nationalmuseum, Neapel.

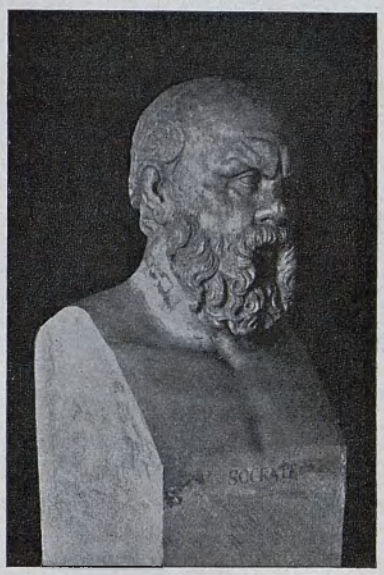
wesentlichen Fortschritt, als sie mit der epischen Geschichtsdarstellung bricht und das erste, grundlegende Werk der kritischen Forschung ist.

Der Fortsetzer des Thukydides wurde Xenophon, der etwa von 440—350 lebte. Er war ein erbitterter Gegner der heimischen Demokratie, verließ, da ihm die Verhältnisse Athens nicht zusagten, seine Vaterstadt und beteiligte sich an dem abenteuerlichen Zuge des jüngeren Kyrus (S. 233). Nach der Schlacht bei Kunaxa leitete er mit Geschick und Umsicht den Rückzug der griechischen Söldner, trat dann in spartanische Dienste und focht bei Koronéa gegen die eigenen Mitbürger, die ihn wegen seiner vaterlandslosen Gesinnung mit Verbannung und Gütereinziehung bestraft hatten. Die Lazedämonier schenkten ihm einen Landsitz in Elis. Von hier vertrieben, rettete er sich nach Korinth, durfte aber bald nach Athen zurückkehren, weil die einstigen Nebenbuhler Freundschaft und Bündnis schlossen. Unter seinen zahlreichen Schriften verdienen vom historischen Standpunkt „Hellenika“ und „Anabasis“ am meisten erwähnt zu werden. Die erstere führt zunächst trocken, doch durchweg objektiv, im engsten Anschluß an Thukydides den Peloponnesischen Krieg zu Ende und behandelt dann, Sparta verherrlichend, die griechische Geschichte bis zum Jahre 362. Die Anabasis hat den Hinaufmarsch, die Niederlage und den Tod des jüngeren Kyrus, sowie die weiteren Schicksale seines griechischen Heeres zum Gegenstande. Die Bekanntschaft mit dem kühnen Prätendenten, der seiner Umgebung als der würdigste Sproß des großen Ahnherrn gleichen Namens erschien, war für Xenophon die äußere Veranlassung, in einem Tendenzroman (Kyropädie) das Leben des ersten Perserkönigs zu beschreiben. Seine Werke werden im Altertum überschwenglich gepriesen. Man lobt die Anmut seiner Darstellung, nennt ihn die attische Biene und glaubt, die Göttin der Überredung habe auf seinen Lippen gewohnt. Allerdings verdient sein Stil, besonders die Einfachheit des Ausdrucks und die Klarheit des Satzbaues, volle Anerkennung. Aber als Historiker hält er mit Thukydides keinen Vergleich aus.

Die sprachliche Gewandtheit verdankte man vorzugsweise den Sophisten (Weisheitskünstlern), weshalb diese auch mit Recht die „Schöpfer und Bildner der attischen Prosa“ genannt worden sind. Es waren welterfahrene, vielseitig, wenn auch oberflächlich gebildete Männer, meist ohne sittliche Grundsätze. Ihre Hauptstärke lag in der Beredsamkeit, durch die sie über den Mangel an positivem Wissen hinwegzutäuschen suchten. Die Rhetorik, von den Alten als Kunst der Überredung erklärt, und das Studium der Grammatik gehen auf sie zurück. In einer Zeit, wo man, um in der Öffentlichkeit wirken zu können, verstehen mußte, das Wort zu handhaben, hatten sie großen Zulauf. Selbst Perikles und Sokrates lauschten ihren blendenden Vorträgen. Die Form war ihnen alles, der Inhalt Nebensache. Indem sie die Lehre der Eleaten spitzfindig mit der Heraklits verbanden, kamen sie zu dem Schlusse, daß es keine Wahrheit gebe. Gorgias, den seine Vaterstadt Leontini 427 als Gesandten nach Athen schickte, stellte in einer Schrift mit dem bezeichnenden Titel „Über das Nichtseiende oder die Natur“ folgende Sätze auf: 1. Es ist nichts. 2. Wenn es auch ist, so kann der Mensch es nicht begreifen. 3. Wenn er es auch begreifen kann, so ist er doch außer stande, es herauszubringen und anderen zu erklären. Diesen wissenschaftlichen Nihilismus übertrugen die Sophisten folgerichtig auf das sittliche Gebiet. Ungeschriebene, dem Menschen angeborene Gesetze gibt es nach ihrer Ansicht nicht, und Herkommen und Staatssatzungen haben keine verbindliche Kraft. Ob etwas gut oder schlecht sei, und man demgemäß das eine tun, das andere lassen solle, darüber entscheide allein die Willkür des einzelnen. Für diese jede Ordnung auflösende Lehre erfand Protagoras, der älteste der Sophisten, die harmlos klingende Formel: „Der Mensch ist das Maß aller Dinge.“

Der entschiedenste Gegner der Sophisten war Sokrates (469—399), der Sohn eines Bildhauers und einer Hebamme. Lange übte er die Kunst seines Vaters aus, und eine Gruppe bekleideter Huldgöttinnen, die am Eingang zur Akropolis stand, rührte, wie Spätere erzählen, von ihm her. Erst in reiferen Jahren sah er es als seine Lebensaufgabe an, die Jugend auf die Nichtigkeit ihres Wissens hinzuweisen und zur Selbstbesinnung zu führen. Aber er tat dies nur in gelegentlichen Gesprächen, die der Zufall anregte, nicht durch berufsmäßigen Unterricht,

wie ihn die Sophisten erteilten. Manches hatte er mit den Weisheitskünstlern gemein. Gerade wie sie brachte er viele der damaligen Zeit als unumstößliche Wahrheiten erscheinende Ansichten ins Wanken, gerade wie sie verwarf er die unfruchtbaren Untersuchungen über die Entstehung der Welt und rückte den Menschen als denkendes und sittliches Wesen in den Mittelpunkt der philosophischen Forschung. Trotz dieser äußeren Verwandtschaft welche abgrundtiefe Kluft zwischen dem größten Denker des klassischen Altertums und den aufgeblähten Vertretern der Afterweisheit! Schon seine Bescheidenheit, die sich in dem bekannten Satze ausspricht, er wisse, daß er nichts wisse, sticht vorteilhaft von der widerlichen Selbstberäucherung der Sophisten ab, welche sich brüsteten, jede beliebige Behauptung als richtig und zugleich auch als unrichtig erweisen zu können. Sokrates ist von der Überzeugung durchdrungen, daß der menschliche Geist ein Ausfluß der göttlichen Intelligenz sei und als solcher die zur Erkenntnis der Wahrheit nötige Einsicht besitze. Hieran knüpft er in seinen zwanglosen Unterredungen an, und indem er von leicht verständlichen, dem tagtäglichen Leben entnommenen Einzelfällen ausgeht, das Wesentliche derselben herausschält, sucht er durch Anwendung der allgemein gültigen Denkgesetze zur Begriffsbestimmung zu gelangen. Er kommt nicht immer zum Ziele; denn er trägt keine fertige Weisheit vor, die er durch dialektische Kunstgriffe andern aufzwingen will, sondern strebt in gemeinsamer Arbeit mit den Teilnehmern an der Unterredung durch Fragen und Antworten zur wahren Erkenntnis sich durchzuringen. Diese besteht in begrifflichem Wissen, das die Seele läutert, den Willen lenkt. Erkenntnis und Tugend fallen zusammen; denn „niemand tut wissentlich unrecht". So wird Sokrates bei der praktischen Richtung seiner Philosophie der Begründer der Ethik. Aber er baut seine Lehre nicht zu einem geschlossenen System aus, stiftet keine Schule und verfaßt keine Schrift. Doch durch seine originelle Methode, den sittlichen Gehalt, die logische Schärfe und die feine Ironie seiner Gespräche, sowie durch sein edles, anspruchsloses Wesen zieht er viele Jünglinge an sich, die dem Meister in schwärmerischer Liebe zugetan sind. Nachdem er über 20 Jahre durch Wort und Beispiel gewirkt hatte, wurde er auf eine grundlose Anklage hin als vermeintlicher Umstürzler vor Gericht gezogen und, da er es im Bewußtsein seiner Unschuld verschmähte, Mitleid zu erregen, zum Tode verurteilt. Treu den Gesetzen, wies er den ihm nahegelegten Gedanken an Flucht zurück, und im Glauben auf ein besseres Jenseits den Tod als Erlösung erachtend, trank er gefaßt und heiter den Giftbecher (399). Sterbend bewies er den Einklang seiner Lehre und seines Lebens. Den edelsten Geistern des Heidentums erschien er fortan im Lichte der Verklärung, und Jahrhunderte hindurch fanden sie in der Erinnerung an seinen Heldenmut Trost und Stärke. Selbst manche der christlichen Blutzeugen, wie der ägyptische Bischof Phileas, gedenken seiner in ihrer letzten Stunde. Fast alle griechischen Apologeten reden von dem athenischen Philosophen mit Worten höchster Bewunderung; der hl. Justinus rechnet ihn gar mit zu den Christen und glaubt, der Logos habe die falsche Religion bei den Griechen durch Sokrates widerlegt.



Sokrates.
Marmorbüste in der Villa Albani, Rom.

Unter seinen zahlreichen Schülern sind Xenophon, Euklides, Antisthenes, Aristipp und vor allem Plato zu erwähnen. Der Historiker Xenophon verfaßte zur Ehrenrettung des Meisters mehrere Schriften („Denkwürdigkeiten", „Das Gastmahl" und „Verteidigungsrede"), die philosophisch unbedeutend sind, aber ein ziemlich wahrheitsgetreues Bild von der Wirksamkeit des

großen Weisen entwerfen. Euklides wurde der Stifter der megarischen Schule, welche, die physische Lehre der Eleaten mit der ethischen des Sokrates verbindend, die Einheit von Sein und Tugend verfocht. Antisthenes sieht das wahrhaft Gute in der völligen Bedürfnislosigkeit. Der Weise soll nicht nur Geld, Vergnügen und Ehre verschmähen, sondern auch gegen Staat und Familie sich gleichgültig verhalten. Von dem Gymnasium Kynosarges bei Athen, wo er lehrte, erhielten seine Schüler den Namen Kyniker. Der bekannteste war das Bettleroriginal Diogenes, der die Entsagung bis zur Lächerlichkeit trieb. Die gerade entgegengesetzte Ansicht vertritt Aristipp, der Gründer der Kyrenäischen Schule. Ihm ist das Entbehren das größte Übel, der Genuß die höchste Glückseligkeit. Aber um richtig genießen zu können, bedarf man der Maßhaltung.

Der begabteste Schüler des Sokrates war Plato, der Sproß eines altadligen Geschlechtes, das Kodrus und Solon zu seinen Ahnen zählte. Er wurde 428 geboren, lernte im Alter von 20 Jahren Sokrates kennen und schloß sich ihm in inniger Freundschaft an. Nach dessen Tode, den er so ergreifend im „Phädon" schildert, unternahm er längere Reisen, die ihn mit der früheren Philosophie und der Weisheit des Morgenlandes vertraut machten und auf seinen Werdegang nachhaltig einwirkten. Nach Athen zurückgekehrt, wählte er zum Orte seiner Vorträge den Hain des Heros Akademus, wo sich bald lernbegierige Jünglinge aus allen Teilen Griechenlands um ihn scharten. Nach vierzigjähriger Tätigkeit starb er 347. In der langen Zeit erfuhr seine Philosophie mehrfache Änderungen. Gewöhnlich unterscheidet man drei Entwicklungsstufen. Anfangs ist Plato im wesentlichen nur Vertreter der Sokratischen Tugendlehre. Dann verbindet er diese mit den Anschauungen der Pythagoreer. Endlich bildet er in schöpferischer Kraft die eigenartige Ideenlehre aus. Hiernach liegt die reine, durch die Begriffe erkannte Wesenheit der Dinge in den ewigen, unwandelbaren Vorbildern (Ideen), welche am Überhimmel ein wirkliches Dasein führen und dem göttlichen Weltbaumeister bei der Erschaffung der sinnlich wahrnehmbaren Gegenstände zum Muster gedient haben. Deshalb haben die an sich wertlosen Einzeldinge auch teil an den Ideen. Aber die Urbilder treten uns in der Erscheinungswelt so verdunkelt entgegen, daß wir sie nicht erfassen könnten, wenn nicht unsere Seele, bevor sie sich mit dem Leibe verband, in jenem übersinnlichen Reiche der Ideen gelebt und dort die ewigen Wahrheiten ungetrübt geschaut hätte. Durch das Sichtbare wird sie an die Vorbilder gemahnt, und so besteht unsere Erkenntnis eigentlich nur in der Erinnerung an das, was wir vor unserer leiblichen Existenz gesehen haben. Im engsten Anschluß an die Ideenlehre wird die Ethik behandelt. Die Seele oder richtiger der vernünftige Teil derselben — Plato nimmt nämlich drei Teile: Vernunft, Mut und Begierde an — ist der Mittler zwischen der Idee, dem rein Geistigen, und dem Körperlichen. Pflicht des Menschen ist es, die in ihm wohnenden Tugenden, die Weisheit, die der Vernunft, die Tapferkeit, welche dem Mute, die Mäßigung, die der Begierde eignet, und die allen drei Teilen zukommende Gerechtigkeit, zu pflegen, die Sinnlichkeit zu überwinden und durch tunlichste Loslösung vom Leiblichen dem ursprünglichen Zustande der Seele möglichst nahe zu kommen. Hierzu gibt es nur einen Weg, und den zeigt uns die Philosophie, die uns von Stufe zu Stufe zu immer höherer Erkenntnis führt, bis wir schließlich die göttliche Schönheit in ihrer sonnenklaren, unvermischten Reinheit erblicken, Gott, der Idee des Guten, ähnlich werden und so die höchste Glückseligkeit erwerben. Die Gerechtigkeit, welche die übrigen Tugenden zu einer harmonischen Einheit verbindet, ist die Grundlage des Staates. Entsprechend der Dreiteilung der Seele verlangt Plato die Gliederung der Bürger in drei Stände, den der Regierenden, den Wehr- und den Nährstand. Dem ersten geziemt die Weisheit, dem zweiten die Tapferkeit, dem dritten die Mäßigung. Die Krieger oder Wächter stehen nur wenig unter den Regierenden, und die tüchtigsten von ihnen können unter gewissen Bedingungen in die erste Klasse aufsteigen, der nicht nur die Verwaltung, sondern auch die Gesetzgebung obliegt. Individuelle Freiheit gibt es nicht. Jeder darf sich nur als Glied der Gesamtheit betrachten und muß sich ihr in völliger Hingabe widmen. Da die Menschen von Natur nicht so aufopfernd und selbstlos sind, hat die

Regierung für eine zweckdienliche, bis ins kleinste geregelte Erziehung zu sorgen. Wer durch körperliche oder geistige Gebrechen gehindert ist, seinen Pflichten gegen den Staat nachzukommen, verliert seine Daseinsberechtigung. Daher soll man Kranke und Schwache erbarmungslos zugrunde gehen lassen. Der Stand der Handarbeiter wird ziemlich stiefmütterlich behandelt. Er erfüllt seine Aufgabe, wenn er der Obrigkeit gehorcht. Irgend welche politischen Rechte stehen ihm nicht zu. Es erklärt sich dies aus der aristokratischen Anschauung Platos, dessen Widerwille gegen den Demos durch die Entartung der athenischen Volksherrschaft noch genährt wurde. Der nach den Grundsätzen des Philosophen aufgebaute Idealstaat erinnert in manchen Punkten an Sparta, in manchen an das alte Ägypten. Plato glaubte eine Zeitlang, man werde sich bemühen, die von ihm entworfene Verfassung zu verwirklichen. Die erste Voraussetzung war, daß die Philosophen Könige oder die Könige Philosophen würden. Besondere Hoffnung setzte Plato auf den Tyrannen Dionysius von Syrakus. Als sich seine Erwartungen nicht erfüllten und sein „Staat" in denjenigen Kreisen, auf deren Zustimmung er gerechnet hatte, wenig Anklang fand, gab er in den „Gesetzen" die Grundzüge des zweitbesten, mehr der Wirklichkeit angepaßten Staates.



Plato.
Herme im Museum zu Berlin.

Plato hat kein einheitliches, folgerichtig durchgeführtes Lehrgebäude aufgestellt. Seine Vorstellungen sind nicht immer klar, und zuweilen begegnen wir Irrtümern und Phantastereien. Aber unbestritten bleibt sein Verdienst, den göttlichen Funken in der menschlichen Natur erkannt, ehrlich nach der Wahrheit gerungen, eine Fülle der tiefsten Gedanken entwickelt zu haben und in einer Zeit religiöser und politischer Auflösung, wo die meisten Gebildeten sich einem öden Materialismus in die Arme warfen, mutig für eine ideale Lebensauffassung in die Schranken getreten zu sein. Seine sprachliche Begabung verlieh ihm die Fähigkeit, den erhabenen Inhalt in eine würdige Form zu gießen. Ein Hauch der Poesie liegt über den mit dramatischer Lebendigkeit verfaßten Gesprächen, die zu den unvergänglichen Meisterwerken der Literatur gehören. Als die vollendetsten Dialoge — fast alle Schriften Platos sind in Dialogform geschrieben — gelten „Protagoras", „Phädon" und das „Gastmahl", welche über das Wesen der Tugend, die Unsterblichkeit der Seele und die Liebe handeln. Der geniale Jünger des Sokrates hat wie wenige andere anregend und befruchtend, läuternd und erhebend auf die Nachwelt gewirkt. Deshalb herrscht auch über seine Wertschätzung eine seltene Einstimmigkeit. Jüdische Schriftsteller nennen ihn den attischen Moses, Cicero sieht in ihm gleichsam den Gott unter den Philosophen, und die Kirchenväter erachten seine Philosophie als eine Vorschule zur christlichen Erkenntnis.

Hellas unter spartanischer Hegemonie.

1. Vom Ende des Peloponnesischen Krieges bis zum Frieden des Antalkidas.

Durch den Peloponnesischen Krieg fiel die Vorherrschaft einem Staate zu, der wegen seiner engherzigen, antinationalen Politik am allerwenigsten berufen war, die Geschicke des hellenischen Volkes zu leiten, und jetzt, wo durch die langjährige Berührung mit dem verweichlichten Asien die lykurgische Zucht in die Brüche ging, auch den inneren Halt verlor. Die Freude über den

Sieg wich bald einer tiefen Mißstimmung, und die erkämpfte Freiheit begann wie ein Alp auf dem ganzen Lande zu lasten. Besonders hatten die ehemaligen Mitglieder des attischen Bundes den Wechsel der Hegemonie zu beklagen. Ihre Hoffnung, durch den Anschluß an Sparta die ihnen verheißene Selbständigkeit zu erlangen, ward schändlich betrogen. Sie mußten dem neuen Vororte geradeso Steuern entrichten wie früher dem alten. Die Regierung lag überall in den Händen verbissener Oligarchen, die sich durch ihre Wühlereien gegen Athen die Gunst Lysanders, eines zweiten Pausanias, erworben hatten. Hinrichtungen, Verbannungen, Gütereinziehungen bildeten die Haupttätigkeit dieser Behörden. Gegen etwaige Ausbrüche der Volkswut waren sie durch Truppen unter spartanischen Bevollmächtigten (Harmosten) geschützt, denen die Überwachung der Städte oblag.

Noch schlimmer sah es in Athen aus. Gleich nach dem Abschluß des Friedens hatte die entmutigte und halbverhungerte Bürgerschaft unter dem Drucke Lysanders einen Ausschuß von 30 Männern, „die 30 Tyrannen", mit der Änderung der Verfassung betraut und ihnen bis zur Erledigung dieser Aufgabe die höchste Gewalt übertragen. Die Körperschaft bestand vorwiegend aus wüsten Reaktionären, unter denen Kritias den Ton angab. Zu den wenigen Gemäßigten gehörte Theramenes. Die Mehrheit sah es als ihr wichtigstes, ja einziges Geschäft an, den Staat zu „reinigen". In wenigen Monaten sollen an 1500 Todesurteile vollstreckt, an 5000 Verbannungen verfügt worden sein. Selbst Theramenes mußte den Giftbecher trinken, weil er gegen das maßlose Wüten Einspruch erhob. Um vor einer gewaltsamen Erhebung sicher zu sein, entwaffneten die Tyrannen das Volk mit Ausnahme von 3000, denen das Bürgerrecht verliehen werden sollte, und riefen eine spartanische Besatzung zu Hilfe. Athen seufzte unter dem wildesten Schreckensregiment, und wer irgendwie konnte, verließ die Stadt, um nicht der Mord- und Habgier der Dreißig zum Opfer zu fallen. Zwar verboten die Lazedämonier allen Gemeinden die Aufnahme der Flüchtlinge. Aber die Unzufriedenheit mit der spartanischen Mißwirtschaft war so groß, daß sogar oligarchische Staaten den verbannten Demokraten mit Freuden Gastrecht gewährten. Den Hauptsammelpunkt bildete Theben. Hier traf der frühere Stratege Thrasybulus im geheimen Einverständnis mit den Behörden Vorkehrungen, seine Vaterstadt zu befreien. An der Spitze einer kleinen Schar besetzte er die attische Grenzfeste Phyle, schlug die Angriffe der Tyrannen zurück und marschierte dann mit seinem durch Zulauf aus allen Teilen des Landes stetig wachsenden Heere nach dem Piräus, dessen Bewohner sich ihm jubelnd anschlossen. Die Dreißig rückten ihm entgegen; aber in einer entscheidenden Schlacht, in der Kritias fiel, besiegt, zogen sie mit ihrem geringen Anhang nach Eleusis. In der Stadt war ihre Herrschaft zu Ende. Die 3000 bevorrechteten Bürger wählten zehn gemäßigte Oligarchen vom Schlage des Theramenes, damit sie eine Verfassung entwürfen. Von Thrasybulus bedrängt, wandten sich diese an Sparta. Alsbald stand Lysander mit 1000 Hopliten in Eleusis, während sein Bruder mit 40 Trieren den Piräus sperrte. Die Demokratie schien unterliegen zu müssen. Aber die Gefahr ging wider Erwarten schnell vorüber, und den Freiheitskämpfern erstand ein Retter in demselben Staate, der eben seine Macht zur Aufrechterhaltung der athenischen Oligarchie aufgeboten hatte. In Sparta hatte Lysander zahlreiche Gegner. Man fürchtete den Ehrgeiz des einflußreichen Mannes und wollte nicht, daß sein Ansehen noch mehr gesteigert werde. Die Ephoren schickten den König Pausanias mit einem Heere nach Attika, wodurch Lysander kaltgestellt wurde. Der König forderte Thrasybulus auf, die Waffen niederzulegen, brachte ihm, als er sich dessen weigerte, eine Niederlage bei, übernahm aber dann auf Wunsch des Besiegten die Vermittlung zwischen den streitenden Parteien des athenischen Volkes. Bei dem Entgegenkommen der Demokraten fiel es ihm nicht schwer, die Aussöhnung herbeizuführen, infolge deren Thrasybulus in die Stadt einzog und die alte Verfassung, wenn auch mit einigen Beschränkungen, wieder in Kraft trat. Um den Wirren ein Ende zu machen und die Oligarchen nicht der blutigen Rache ihrer Gegner preiszugeben, erließ man eine allgemeine Amnestie, die auch treu gehalten wurde (403). Eleusis sollte als selbständiges Gemeinwesen den Tyrannen verbleiben.

Als diese den törichten Versuch unternahmen, die verlorene Stellung wiederzugewinnen, wurden sie getötet oder gefangen genommen, worauf auch Eleusis in den athenischen Staat eintrat.

Das Verhalten des Pausanias erklärt sich nur aus der Feindschaft gegen Lysander. Es war insofern unklug, als es mit der ganzen bisherigen Politik der Spartaner brach und Bresche in ein System legte, auf welcher deren Hegemonie beruhte. Kein Wunder, daß man den Hersteller der athenischen Demokratie nach seiner Rückkehr zur Verantwortung zog. Sein Mitkönig Agis und 14 Geronten erklärten ihn für schuldig. Da aber ebensoviele Ratsherren sowie sämtliche Ephoren für ihn stimmten, ward er freigesprochen.

Einige Jahre später erlitt die Machtstellung Spartas einen viel stärkeren Stoß. Im Jahre 405 war Darius II. gestorben, und hatte sein älterer Sohn Artaxerxes Mnemon den Thron bestiegen. Der jüngere Sohn Kyrus wollte den Bruder stürzen und sich selbst der Herrschaft bemächtigen. Da man von seinen Anschlägen Wind bekam, wurde er verhaftet und zum Tode verurteilt, aber auf die Fürsprache seiner Mutter begnadigt und in seiner Stellung belassen. Nach Kleinasien zurückgekehrt, war er entschlossener denn je, sich mit Gewalt den Weg zur Krone zu bahnen. Dabei rechnete er vor allem auf den Beistand der ihm zu Dank verpflichteten Spartaner. Diese scheuten sich zwar, offen für ihn Partei zu ergreifen, um es nicht, falls das Wagnis fehlschlug, mit dem Großkönig zu verderben. Doch gestatteten sie, daß er unter allerlei Vorwänden in Hellas Truppen werben ließ. An altgedienten, dem bürgerlichen Leben entfremdeten Leuten fehlte es nach dem Peloponnesischen Kriege nicht, und da der Prinz gut bezahlte, folgten viele seinem Rufe, ohne von seiner wahren Absicht eine Ahnung zu haben. Im Jahre 401 brach Kyrus mit 100 000 Asiaten und 13 000 griechischen Söldnern von Sardes auf. Zugleich lief eine spartanische Flotte aus, deren Bemannung in Cilicien zu dem Prätendenten überging. Nachdem der Prinz die Miettruppen durch glänzende Versprechungen zum Weitermarsch überredet hatte, zog er ungehindert durch Syrien, überschritt den Euphrat und stieß bei Kunaxa, wenige Meilen von Babylon, auf das Heer des Königs. Unter Klearchs Führung erfochten die Griechen einen herrlichen Sieg über den linken Flügel der Barbaren. Kyrus aber, der tollkühn das Mitteltreffen der Perser angriff, wurde geschlagen und fiel. Seine Truppen stoben auseinander, die Griechen hielten jedoch stand und waren bereit, dem angesehensten Offizier des Kyrus, dem Perser Ariäus, den Thron zu erkämpfen. Ariäus versöhnte sich mit Artaxerxes, und Tissaphernes, der den Hellenen im Namen des Königs freien Abzug zusicherte, beraubte sie treulos ihrer Führer. Auch jetzt verzagten sie nicht. Sie wählten sich neue Hauptleute, unter denen Cheirisophus und Xenophon die bedeutendsten waren, und marschierten unter steten Gefahren und Mühseligkeiten durch Assyrien und Armenien nach Trapezunt, wo sie in einer Stärke von 9600 Mann ankamen. Von hier wandten sie sich westwärts, erreichten nach mancherlei Kämpfen den Bosporus und traten dann zum größten Teil in den Dienst des Thrakerfürsten Seuthes.



Silbermünze des thrazischen Dynasten Seuthes.
(London, Britisches Museum.)
Nach Gipsabguß.

Inzwischen rüsteten sich die Perser, die Feindseligkeiten der Hellenen durch Unterwerfung Joniens zu rächen. Obwohl die Spartaner in dem schimpflichen Vertrage mit Kyrus ihre kleinasiatischen Stammesgenossen dem Großkönige ausgeliefert hatten, schickten sie jetzt den Bedrängten auf deren Bitte bereitwillig ein Heer unter Thibron zu Hilfe. Ihre Hoffnung auf Zuzug aus den ionischen Städten ging nicht in Erfüllung. Dagegen gewannen sie die vorher von Seuthes angeworbenen Reste der Miettruppen des Kyrus. Als trotzdem die Erfolge weit hinter den Erwartungen zurückblieben, erhielt Derkyllidas den Oberbefehl. Der neue Feldherr wußte die Feindschaft zwischen den kleinasiatischen Satrapen zu seinem Vorteil auszunutzen, bewog Tissaphernes zu einem Sondervertrage und bekämpfte den Pharnabazus mit solchem Glück, daß die persische Herrschaft am Hellespont erlosch und der

geschlagene Statthalter sich genötigt sah, einen längeren Waffenstillstand zu schließen. Während der Krieg ruhte, reiste Pharnabazus nach Susa und bestimmte den Hof, die Lazedämonier zur See anzugreifen und den Athener Konon, der nach der Schlacht an den Ziegenflüssen bei dem griechischen Fürsten Euagoras auf Cypern eine Zufluchtsstätte gefunden hatte, an die Spitze der Flotte zu stellen. Auf die Kunde von gewaltigen Rüstungen der Perser erkannten die Lazedämonier, daß sie den Krieg mit noch größerem Nachdruck führen und die Leitung einem tüchtigen, allgemein beliebten Strategen anvertrauen müßten. Lysander lenkte ihre Aufmerksamkeit auf den lahmen König Agesilaus und überredete diesen, sich den Ephoren zur Verfügung zu stellen. Er tat dies in dem Vertrauen, daß es ihm unter dem unscheinbaren Fürsten, der auch durch seinen Einfluß ohne eigentliches Anrecht auf den Thron Nachfolger des Königs Agis geworden war, gelingen werde, die Regierungsgewalt an sich zu reißen. Die Berechnung erwies sich als irrig. Denn kaum hatte Agesilaus das Kommando gegen Persien erhalten, als er den unbequemen Ratgeber und Hofmeister, der ihn nach Asien begleitete, beiseite schob. Bei seiner Ankunft in Jonien (396) bot ihm Tissaphernes eine mehrmonatige Waffenruhe an, angeblich, um von Artaxerxes die Erlaubnis zur Eröffnung der Friedensverhandlungen zu erwirken, in Wirklichkeit, um eine größere Streitmacht zu sammeln. Nachdem Agesilaus während dieser Zeit seine Truppen geschult, durch Kontingente der Jonier verstärkt und eine treffliche Reiterei geschaffen hatte, brach er verheerend in die Satrapie des Pharnabazus ein. Im nächsten Jahre schlug er das Heer des Tissaphernes am Paktolus bei Sardes. Der besiegte Statthalter wurde auf Befehl des Großkönigs hingerichtet. Sein Nachfolger bot den Spartanern Frieden an, wonach die griechischen Küstenstädte gegen Zahlung des früheren Tributes selbständig sein sollten. Ein solcher Vorschlag vertrug sich nach den bisherigen Erfolgen nicht mit der spartanischen Ehre. Gewährte Artaxerxes keine günstigeren Bedingungen, so wollte man ihm den Frieden diktieren. Schon traf Agesilaus Vorkehrungen, seine kampferprobten Scharen in das Herz des greisenhaften Weltreiches zu führen, da erging an ihn auf seiner Siegesbahn der Befehl zu schleuniger Rückkehr.



Überlebensgroßer Löwe aus Marmor von einem Denkmal, das zur Erinnerung an den Sieg des athenischen Admirals Konon über die Spartaner im Jahre 394 errichtet wurde.
London, Britisches Museum. (Mansell phot.)

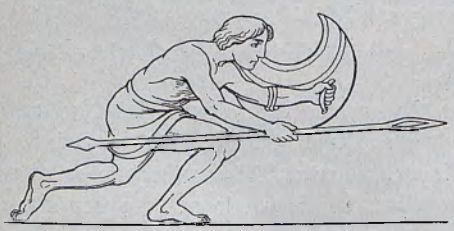
Es war nämlich der Diplomatie und dem Gelde der Perser gelungen, den Haß gegen das Willkürregiment der Lazedämonier mobil zu machen. Theben, Athen, Korinth und Argos fanden sich bereit, ihre Waffen gegen die Zwingherrin am Eurotas zu wenden. Man eröffnete den Kampf, indem man die opuntischen Lokrer einen Grenzstreit mit Phokis vom Zaune brechen ließ. Die Thebaner stellten sich auf die Seite der Lokrer. Dies veranlaßte die Spartaner, die, wiederholt von Theben gereizt, nur zu gern mit den Böotiern abrechnen wollten, sich zugunsten der Phoker ins Mittel zu legen. Sie sandten sofort zwei Heere nach Mittelgriechenland. Pausanias zog über den Isthmus, Lysander setzte, ihm zuvorkommend, über den Korinthischen Meerbusen, drang siegreich in Böotien ein, griff, ohne auf Pausanias zu warten, bei Haliartus die Thebaner an und verlor vor den Mauern dieser Stadt Schlacht und Leben (394). Pausanias tat nichts, die Folgen der Niederlage abzuwenden, sondern trat den Rückzug an, ward

deshalb von der erbitterten Bürgerschaft zum Tode verurteilt und floh, um der Strafe zu entgehen, nach Tegea. Mit Blitzesschnelle griff die Erhebung gegen Sparta um sich, und bald stand Hellas von Argos bis nach Thessalien, von Akarnanien bis nach Euböa gegen den führenden Staat unter Waffen. Die Verbündeten wagten es bereits, sich im Peloponnes mit den Lazedämoniern zu messen. Da kehrte Agesilaus, in dessen Stab sich auch Xenophon befand, auf demselben Wege, den einst Xerxes eingeschlagen hatte, nach Griechenland zurück. Bei Koronea stieß er auf die bunt zusammengewürfelten Haufen der Feinde. Nur die Thebaner wehrten sich hartnäckig. Die andern nahmen größtenteils gleich im Beginn des Kampfes vor den spartanischen Hopliten Reißaus. Doch mit dem Siege war wenig gewonnen. Die Verbündeten hielten trotz ihrer Niederlage die Isthmuspässe besetzt, und zu schwach, sie aus dieser Stellung zu verdrängen, mußte Agesilaus seine Truppen auf dem Seewege nach dem Peloponnes führen.



Münze von Rhodus, nach Abfall von Sparta und Gründung eines athenerfreundlichen Sonderbundes geprägt, dem auch Ephesus, Samus, Knidus, Iasus und Byzantium angehörten. (Sammlung Warren.) Nach Gipsabguß.

Um dieselbe Zeit brach die von Lysander aufgerichtete Seeherrschaft Spartas zusammen. An der Spitze der persischen Trieren zertrümmerte Konon bei Knidus die lazedämonische Flotte. Sofort riß sich Rhodus von Sparta los. Seinem Beispiele folgten sämtliche Inseln des Ägäischen Meeres und die meisten Griechenstädte Asiens, und mit den spartanischen Harmosten und Besatzungen verschwanden durchweg auch die gewaltsam ins Leben gerufenen Oligarchien. Konon segelte mit einem Teil seines Geschwaders nach Attika und stellte mit persischem Gelde die Befestigungen Athens wieder her. Von den Lazedämoniern wurde der Krieg trotz des bisherigen Mißgeschickes fortgesetzt. Er drehte sich hauptsächlich um den Isthmus, weshalb er auch der Isthmische heißt. In diesen Kämpfen erwuchs den spartanischen Hopliten ein ebenbürtiger Gegner in der von dem Athener Iphikrates organisierten Söldnerschaar, einem leichtgepanzerten, mit langen Stoßwaffen ausgerüsteten Fußvolke. Da die Feinde sich die Wage hielten, zog sich der Landkrieg, Hellas verwüstend und entvölkernd, jahrelang hin, ohne eine Entscheidung zu bringen. Die meisten der Beteiligten sehnten sich erschöpft nach Frieden. Nur Athen nicht. Es arbeitete ebenso eifrig wie erfolgreich daran, seine Marine herzustellen und ein neues Seereich zu gründen. Noch bevor es fest im Sattel saß, nahm es seine alte nationale Politik wieder auf. Nicht genug, daß es mit einer Reihe ionischer Städte Bündnisse schloß, schickte es sogar dem vom Großherrn abgefallenen Fürsten Euagoras ein Geschwader zu Hilfe und schürte in Ägypten zum Aufstand gegen die Perser. Da aber fielen ihm die mit Syrakus verbündeten Spartaner in den Arm. Ihr Admiral Antalkidas hatte schon vor Jahren durch Verdächtigung Konons die Gunst der Barbaren zu gewinnen versucht. Was ihm damals nicht gelungen war, erreichte er jetzt um so leichter, als Artaxerxes durch die letzten Schritte der Athener gereizt war. Mit persischem Gelde erbauten die Lazedämonier eine große Flotte und zwangen die Athener zur Einstellung der Feindseligkeiten. Dann vereinbarte Antalkidas, der im Auftrage der Ephoren nach Susa reiste, mit dem Großkönige folgende Friedensbedingungen: „Das asiatische Festland sowie die Insel Cypern gehören den Persern. Alle andern griechischen Städte, die kleinen wie die großen, sind selbständig mit Ausnahme von Lemnos, Imbros und Skyros, welche wie vor alters Eigentum der Athener sein sollen. Wer diesen Frieden nicht annimmt, den wird der Großkönig zusammen mit denen, welche dasselbe wollen wie er, zu Wasser und zu Lande, mit Schiffen und mit Geld bekriegen.“ Die bestehenden Staatenbünde,



Peltast.
Von einem Becher aus Athen.
Nach Stackelberg, Gräber der Hellenen.

wie der böotische unter Thebens, der in der Bildung begriffene attische unter Athens Hegemonie mußten sich auflösen. So schanzte die politische Unreife der Griechen dem Perserreiche Vorteile zu, die dieses nunmehr verfaulte Staatswesen selbst zur Zeit seiner Blüte aus eigner Kraft nicht zu erzielen vermocht hatte. Was ein machtvoller Herrscher wie Darius I. vergebens erstrebt, fiel seinem entarteten Nachfolger ohne Mühe in den Schoß. Während Persien sich in anarchischem Zustand befand, die westlichen Satrapen die Fahne des Aufruhrs aufpflanzten, Ägypten trotz aller Unterwerfungsversuche unbezwungen blieb und Euagoras nach zehnjährigem Kampfe einen ehrenvollen Frieden schloß, erkannten die Enkel der Sieger von Salamis und Mykale den in Laster versunkenen Artaxerxes als Oberherrn an und ließen sich von ihm die Bestimmungen diktieren, welche für ihr staatliches Leben maßgebend sein sollten. „Die aber, die dasselbe wollten wie der Großkönig," waren die Spartaner, die als Büttel der Barbaren den ehrenvollen Auftrag hatten, dafür zu sorgen, daß niemand in Hellas sich dem Willen der asiatischen Majestät widersetzte. Bei keiner Gelegenheit tritt die Selbstsucht der Lazedämonier so deutlich hervor, wie bei dem Abschluß des „Königsfriedens", den man gewöhnlich nach dem Unterhändler Antalkidas benennt. Die Spartaner waren die einzigen unter den Hellenen, die von dem schmählichen Vertrage Nutzen hatten. Denn indem ihnen Persien die Polizeiaufsicht über Griechenland übertrug, wurde ihre durch den Isthmischen Krieg so gut wie vernichtete Hegemonie wieder aufgerichtet.

2. Vom Frieden des Antalkidas bis zur Schlacht bei Leuktra.

Eben hatten sich die griechischen Staaten in ihr Geschick ergeben, da erneuerten die Lazedämonier im Widerspruch mit den Bestimmungen des Königsfriedens den Peloponnesischen Bund. Mit den Mitgliedern, die im verflossenen Kriege mehr mit den Feinden als mit ihnen gehalten hatten, rechneten sie gründlich ab. Zuerst gingen sie gegen Mantinea vor. Die Dörfer, in die dieses ursprünglich zerfiel, hatten sich in der letzten Zeit zu einer Gesamtgemeinde verbunden und die neue Stadt befestigt. Sparta forderte drohend die Niederreißung der Mauern. Als die Bewohner sich nicht gutwillig fügen wollten, wurden sie belagert und zur Ergebung genötigt, die Befestigungswerke geschleift und die Stadt in fünf Dorfschaften aufgelöst. Eine stramm oligarchische Regierung bürgte für ferneres Wohlverhalten. Dann kam die Reihe an Phlius, das die herrschenden Geschlechter vertrieben und eine demokratische Verfassung eingerichtet hatte. Die Verbannten wandten sich an Sparta. Die Ephoren begnügten sich nicht damit, daß man den Aristokraten die Heimkehr gestattete und die ihnen entrissenen Güter zurückgab, sondern sie wollten auch die Burg von Phlius dauernd in Besitz nehmen. Auch hier mußten, da die Bewohner sich gegen eine solche Vergewaltigung sträubten, die Waffen entscheiden. Nach einem langwierigen Kriege erzwang Agesilaus die Annahme der spartanischen Forderung. Daß in Phlius die Aristokraten jetzt ans Ruder kamen, versteht sich bei den sonderbaren Vorstellungen, welche man am Eurotas von Unabhängigkeit hatte, von selbst.

Während dieser Vorgänge dehnte Sparta seine Hegemonie selbst über Chalzidize aus. Hier bildete seit dem Zusammenbruch des attischen Seebundes Olynth die Vormacht der Griechen. Mehrere Städte schlossen sich ihm freiwillig an. Die benachbarten Thraker standen mit ihm in gutem Einvernehmen, und ihre streitbaren Stämme stellten treffliche Krieger. An der Spitze eines tüchtigen Heeres eroberte es den größeren Teil Mazedoniens und vertrieb den König Amyntas aus seiner Residenz Pella. Als es ganz Chalzidize zur Anerkennung seiner Hegemonie nötigen und zur Befestigung seiner Stellung mit Athen und Theben Bündnisse schließen wollte, riefen zwei mißvergnügte Gemeinden im Einverständnis mit Mazedonien die Hilfe Spartas an. Begierig ergriffen die Lazedämonier die Gelegenheit, einem so ordnungswidrigen Staatswesen den Garaus zu machen. Sofort brach Eudamidas mit einer starken Vorhut nach Norden auf und schützte die lakonisch gesinnten Städte durch Besatzungen. Bald darauf folgte sein Bruder

Phöbidas mit dem Hauptheere. Als er durch Böotien marschierte, bewog ihn Leontiades, der Führer der thebanischen Oligarchen, durch Wegnahme der Kadmea seiner Partei im Kampfe gegen die Demokraten das Übergewicht zu verschaffen und so Theben für Sparta zu sichern. Die lazedämonische Regierung stellte sich über das eigenmächtige Verfahren des Strategen entrüstet, entsetzte ihn seines Amtes und belegte ihn mit einer Geldstrafe. Doch alles nur, um der öffentlichen Meinung Sand in die Augen zu streuen. Im Herzen billigte sie den unerhörten Rechtsbruch, ernannte Phöbidas zum Harmosten der böotischen Stadt Thespiä, ließ die Kadmea dauernd besetzt halten und machte dem Haupte der thebanischen Demokraten, Ismenias, den Prozeß. Die persischen Lakaien klagten diesen an, er sei ein Anhänger der Barbaren, habe von dem Großkönige Geld angenommen und gehöre zu den schlimmsten Friedensstörern Griechenlands. Obwohl Ismenias die Beschuldigungen zurückwies und man ihm nichts beweisen konnte, wurde er von den voreingenommenen Richtern zum Tode verurteilt.

Dann betrieb Sparta mit größerem Nachdruck den Kampf gegen Olynth. Teleutias, der Bruder des Agesilaus, rückte mit bedeutenden Streitkräften nach Chalzidize. Die dankbaren Oligarchen Thebens stellten bereitwillig ein starkes Kontingent. Amyntas sammelte ein Söldnerheer, und Derdas, der Fürst der mazedonischen Landschaft Elimäa, stieß mit einer Reiterschar zu den Spartanern. Trotz dieser Machtentfaltung mußte man noch bis ins Jahr 379 hinein kämpfen, ehe die Olynthier, durch Hunger bezwungen, die Waffen niederlegten, ihre Hegemonie über Chalzidize aufgaben und in den Bund mit Sparta eintraten.



Böotische Bundesmünze mit dem Namen des Epaminondas als Böotarchen. (London, Britisches Museum.) Nach Gipsabguß.

Nach Niederwerfung aller ihrer Gegner wähnten sich die Lazedämonier auf dem Gipfel ihres Glückes. Aber noch in demselben Jahre, in dem Olynth kapitulierte, erhielt ihre lediglich auf Soldaten und Polizeistock gegründete Macht einen Stoß, der zur völligen Vernichtung ihrer Zwingherrschaft führte. Die blutige Strenge, mit der die thebanischen Oligarchen ihren Sieg schändeten, ließ in den besten Kreisen des Volkes einen verwegenen Plan reifen. Hunderte Demokraten hatten sich nach Athen gerettet, unter ihnen der einer edlen Familie entsprossene Pelopidas. Nachdem die thebanische Regierung den Angesehensten der Flüchtlinge durch gedungene Meuchler hatte umbringen lassen, wurde er trotz seiner Jugend der anerkannte Führer der Verbannten. Mit diesen traf er die nötigen Vorbereitungen zur Befreiung seiner Vaterstadt und verabredete mit seinen in Theben zurückgebliebenen Parteifreunden Zeit und Ort zum Sturz der Oligarchie. Alles geschah so heimlich, daß keiner der Bedrohten Verdacht schöpfte. An einem stürmischen Wintertage verließ Pelopidas, nur von sieben Mitverschworenen begleitet, Athen und kam bei Anbruch der Dämmerung in Theben an. Zwei Mitglieder der Regierung wurden bei einem Gastmahle, das ein Genosse des Pelopidas gegeben hatte, niedergestoßen, zwei andere in ihren Häusern erstochen. Dann eilten die Verschworenen auf den Markt, riefen das Volk zu den Waffen und zur Freiheit und rückten, als die übrigen Verbannten und zahlreiche Freiwillige aus Athen angekommen waren, sofort gegen die Burg. Die spartanischen Strategen hatten den Kopf verloren, und da ihre Leute wenig Lust zum Kampfe zeigten, zudem Proviant fehlte, um eine längere Belagerung aushalten zu können, so übergaben sie die Kadmea unter der Bedingung freien Abzuges. Theben, welches das lazedämonische Joch abgeschüttelt hatte, erhielt demokratische Verfassung und bemühte sich, unter seiner Leitung ganz Böotien zu einem Einheitsstaate zu verbinden.

In Sparta war man ob des Geschehenen außer sich. In ohnmächtiger Wut verurteilte man zwei der Feldherren, die in Theben befehligt hatten, zum Tode und nötigte den dritten zur Flucht. Dann marschierte einer der Könige — wider alle Gewohnheit mitten im Winter — nach Böotien, um die Thebaner zu züchtigen, die Bildung des böotischen Staates im Keime zu

ersticken. Da er bei der Ungunst der Jahreszeit nichts ausrichtete, trat er schon nach wenigen Wochen den Rückzug an, ließ aber einen großen Teil seines Heeres in Thespiä unter dem Harmosten Sphodrias zurück. Dieser gedachte Athen, dessen Bürgerschaft mehr mit Theben als mit Sparta sympathisierte, durch Besetzung des Piräus unschädlich zu machen. Daß kein Grund zu einer so beispiellosen Gewalttat vorlag, focht ihn nicht an. Die lazedämonischen Strategen hatten seit dem Frieden des Antalkidas jedes Rechtsgefühl abgestreift und brauchten, wofern ihr ungesetzliches Handeln dem Staate Vorteil brachte, keine Bestrafung zu fürchten. Sphodrias kam jedoch nur bis Eleusis, da die Athener von seinem Plane Kunde erhalten und Gegenmaßregeln getroffen hatten. Der freche Überrumpelungsversuch des Harmosten reizte sie so sehr, daß sie mit Theben ein Schutz- und Trutzbündnis schlossen.

Im Sommer übernahm Agesilaus den Oberbefehl. Der König führte zwei Jahre hintereinander, Attika außer acht lassend, seine geschulten Truppen gegen Theben. Hier war neben Pelopidas der geniale Epaminondas, in der Zeit sinkender Bürgertugend der edelste unter den Hellenen, die Seele des Freiheitskampfes. Von den Athenern unter Chabrias wirksam unterstützt, leiteten Pelopidas und Epaminondas die Verteidigung mit solchem Geschick, daß sich Agesilaus mit greulicher Verwüstung der thebanischen Feldmark begnügen mußte, wodurch er nicht nur seinen wohlerworbenen Kriegsruhm befleckte, sondern auch die Erbitterung gegen Sparta steigerte. Als er wegen schwerer Erkrankung zeitweilig das Kommando niederlegen mußte, gingen die meisten böotischen Gemeinden zu Theben über. Der Nachfolger des Agesilaus war infolgedessen nicht einmal imstande, sich den Weg über den Kithäron zu erzwingen.

Dies veranlaßte die Peloponnesier, von nun an ihre Hauptangriffe gegen Athen zu richten. Aber es war bereits zu spät. Schon im Jahre 378 hatten die Athener durch eine Reform ihrer Wehr- und Steuerverfassung ihre Flotte so zu vermehren gemocht, daß sie das Übergewicht auf dem Meere erhielten. Die wachsende Abneigung gegen Sparta bewog viele Städte zum Anschluß an die aufstrebende Seemacht, und da Athen, durch seine Erfahrungen im Peloponnesischen Kriege belehrt, in kluger Mäßigung alle Herrschaftsgelüste zurückdrängte, war bald eine Verständigung über die Grundzüge eines neuen Bundes erzielt. Die Bundesgenossen sollten in ihren inneren Angelegenheiten volle Freiheit genießen. Athen durfte weder Besatzungen noch Beamte in die Bundesstädte schicken, verzichtete auf jedes Recht, das sich etwa aus früherer Zeit herleiten ließ, und sowohl dem athenischen Staate wie auch seinen Bürgern war es verboten, in irgend einer Bundesgemeinde Grundbesitz zu erwerben. Die Kosten zur Unterhaltung der Flotte wurden zwar gemeinsam aufgebracht. Doch die Hauptlast ruhte auf den Athenern, die sich sogar verpflichteten, niemandem „Tribut“ aufzuerlegen, sondern die Bündner nur zu „Beiträgen“ heranzuziehen. Auf den Bundestagen, die in Athen stattfanden, waren alle Mitglieder gleichmäßig vertreten. Aber die dort gefaßten Beschlüsse bedurften der Zustimmung seitens der athenischen Volksversammlung, falls sie für den Vorort bindend sein sollten. Die Vereinbarungen, welche zunächst zwischen Athen und fünf Seestädten getroffen wurden, fanden



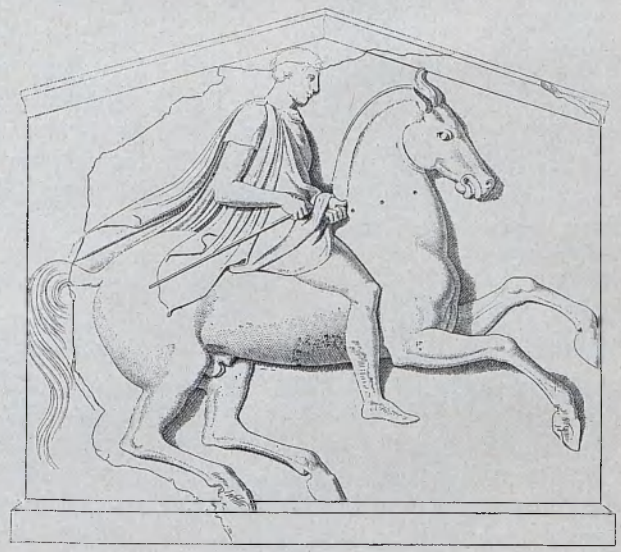
Denkmal zur Erinnerung an ein Bündnis zwischen Athen und Korcyra vom Jahre 375.

Das Relief, das sich am Kopfe des in Stein gemeißelten Bündnisvertrages befand, zeigt personifiziert links sitzend das athenische Volk, in der Mitte Korcyra als verschleierte Frau, rechts die Göttin Athene.

Nach Bull. de Corr. hellén. II.

solchen Anklang, daß im nächsten Jahre auf eine an alle nicht unter dem Großkönige stehenden Hellenen und Barbaren gerichtete Aufforderung hin Euböa, viele Kykladen und Theben beitraten.

Als die Spartaner 376 den Piräus sperrten, um die neue Schöpfung zu vernichten, durchbrach Chabrias das Blockadegeschwader und erfocht bei Naxos einen glänzenden Sieg, der das Ägäische Meer von peloponnesischen Trieren säuberte. Konons Sohn Timotheus dehnte den attischen Bund auch über die meisten Inseln und Festlandstaaten des westlichen Hellas aus und sicherte die neuen Erwerbungen durch die Seeschlacht bei Leukas. Theben hatte von den Erfolgen der Athener den Hauptnutzen, indem es ungestört den langgehegten Plan, den böotischen Einheitsstaat zu gründen, zur Ausführung brachte. Die Besorgnis vor einer weiteren Erstarkung Thebens näherte die beiden Hauptstaaten. Aber der 374 geschlossene Friede hatte keinen Bestand. Wegen einer geringfügigen Ursache griffen Sparta und Athen nach kurzer Zeit wieder zu den Waffen, wüteten noch drei Jahre gegeneinander und schwächten sich so, daß sie ihre führende Stellung auf die Dauer nicht mehr behaupten konnten. Aus zahlreichen Wunden blutend, sehnten sie sich endlich nach Ruhe. Im Jahre 371 traten Bevollmächtigte aller griechischen Staaten sowie Persiens und Mazedoniens in Sparta zusammen, um über die Beilegung der unheilvollen Fehde zu beraten. Man einigte sich auf der Grundlage des Königsfriedens, jedoch mit der Maßgabe, daß Sparta sein Schiedsrichteramt aufgebe und allerorten seine Besatzungen und Harmosten zurückziehe. Bei der Ratifikation des Vertrages unterzeichnete der Vertreter der Lazedämonier, Agesilaus, zugleich für die Mitglieder des peloponnesischen Bundes. Als aber Epaminondas in gleicher Weise für den böotischen Bund unterschreiben wollte, kam es zu heftigen Auseinandersetzungen. Die Lazedämonier verlangten, daß Theben die Selbständigkeit der böotischen Gemeinden anerkenne, und strichen, als Epaminondas ein solches Ansinnen entschieden zurückwies, unter Zustimmung der übrigen Kongreßmitglieder den Namen Thebens aus dem Friedensvertrage. Sparta übernahm die Aufgabe, die widerstrebende Stadt mit Waffengewalt zur Vernunft zu bringen.



Böotischer Reiter.
Marmornes Grabdenkmal eines gefallenen Reiters vom Schlachtfelde bei Leuktra.
Nach Stackelberg, Gräber der Hellenen.

Ein spartanisches Heer stand noch unter dem Könige Kleombrotus in Phokis. Es rückte sofort, 10 000 Mann stark, in Böotien ein und traf bei Leuktra auf 6000 von Epaminondas befehligte Thebaner. Was diesen an Zahl abging, ersetzte die Feldherrnkunst ihres Anführers. Während bisher feindliche Heere in breiten Linien, wenige Reihen hintereinander, in den Kampf zogen, so daß sich die Schlacht, wenn nicht auf der ganzen Front, so doch wenigstens auf beiden Flügeln ziemlich gleichmäßig entwickelte, verstärkte Epaminondas die linke Seite bis zu 50 Gliedern tief, sie allein zum Angriff bestimmend, und verwandte die rechte, weit schwächere nur dazu, den Feind zu beschäftigen. Den vorgehenden Flügel vor einer Umklammerung zu bewahren, dienten Flankenausfälle der „heiligen Schar", einer aus den edelsten Jünglingen gebildeten Garde. Die neue Taktik der „schiefen Schlachtordnung" bewährte sich zum ersten Male bei Leuktra. Nachdem die thebanische Reiterei die feindliche mühelos geworfen, Pelopidas

mit der heiligen Schar eine Überflügelung glänzend verhindert hatte, durchbrach Epaminondas durch die unwiderstehliche Wucht des Massenstoßes die Schlachtreihe der Spartaner. Diese kämpften mit heldenmütiger Gegenwehr; aber alle Tapferkeit war umsonst. Sie mußten unter schweren Verlusten das Schlachtfeld räumen. 1400 ihrer Hopliten blieben tot auf der Walstatt, unter ihnen Kleombrotus mit 400 Spartiaten, einem Zehntel, vielleicht gar einem Fünftel der wehrhaften Bürgerschaft, mehr als der Hälfte aller (700), die an dem Kampfe teilgenommen hatten. Es war der härteste Schlag, der je die Lazedämonier im offenen Felde getroffen hat, doppelt schmerzlich, weil das Heer der Sieger dem ihrigen an Zahl weit nachstand. Der militärische Ruf Spartas war dahin, und mit ihm brach zugleich das künstliche Machtgebäude des Herrenstaates jäh zusammen (Juli 371). Die Thebaner meldeten die Freudenbotschaft sogleich in Attika und Thessalien und forderten zum Abschluß eines Bündnisses auf. Athen lehnte ab. Dagegen traf alsbald aus Thessalien der Fürst Jason von Pherä, der die ganze Landschaft unter seiner Führung vereinigt hatte, an der Spitze eines bedeutenden Hilfsheeres in Böotien ein. Auf seinen Vorschlag gewährte man den in einem verschanzten Lager stehenden Lazedämoniern freien Abzug. In Megaris vereinigten sich diese mit dem von Archidamus, dem Sohne des Agesilaus, befehligten Aufgebot, das gleich auf die Nachricht von der furchtbaren Niederlage ausgerückt war, um die Trümmer des geschlagenen Heeres vor völliger Vernichtung zu bewahren.



Thessalische Münze der Stadt Pharsalus aus dem Anfang des 4. Jahrh. mit Darstellung eines Reiters; diese thessalische Elitetruppe führte Jason den Thebanern zu (Xenoph. Hell. VI 4, 21). (Berlin, Königl. Münzkabinett.) Nach Gipsabguß.

Hellas unter der Vorherrschaft Thebens.

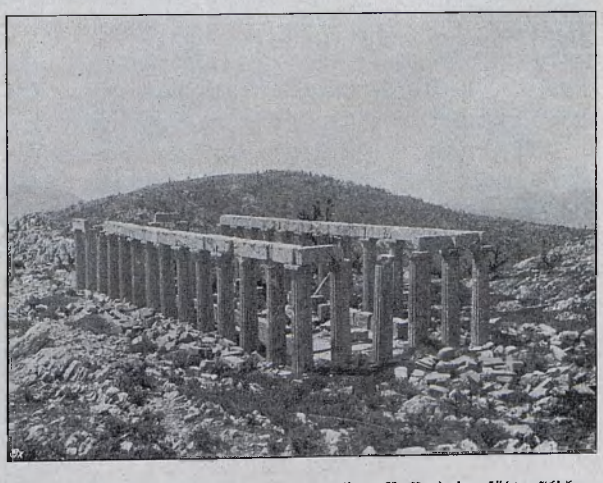
Nach der Schlacht bei Leuktra schlossen sich die meisten Staaten Mittelgriechenlands sowie Euböa an die Thebaner an. Nur Athen und Doris wollten aus naheliegenden Gründen von deren Hegemonie nichts wissen. Zugleich traten im Peloponnes Ereignisse ein, welche den Thebanern die Aussicht eröffneten, auch den Süden von Hellas ihrem Einflusse zu unterwerfen.

Von Mantinea, dessen Bewohner noch im Jahre 371 die von den Lazedämoniern zerstörte Stadt wiederherstellten, ging eine demokratische, auf die Vereinigung aller arkadischen Gaue hinzielende Bewegung aus, die ihre Spitze naturgemäß gegen Sparta richtete. Abgeordnete aus mehreren Gemeinden kamen in Tegea zusammen und beschlossen nach dem Vorbilde Böotiens die Gründung eines arkadischen Einheitsstaates. Sitz der Regierung sollte das neu angelegte Megalopolis werden, das man mit den Bauern von nahezu 40 Ortschaften bevölkerte. Aber unter den arkadischen Städten sträubte sich das wichtige Orchomenus mit aller Gewalt, seine politische Selbständigkeit aufzugeben, und selbst unter den Freunden der Einheitsbestrebungen entstanden heftige Streitigkeiten. Sparta hatte allen Grund, gegen die Bildung eines mächtigen demokratischen Staates, zumal in seiner unmittelbaren Nähe, einzuschreiten. Auch durfte es hoffen, mit Hilfe der oligarchisch gesinnten Arkader, welche die Erhaltung der Sondergemeinden wünschten, der gefährlichen Bewegungen Herr zu werden.

Aber als es den Mantineern den Krieg erklärte, erschienen, von diesen gerufen, die thebanischen Feldherren Pelopidas und Epaminondas. Sie standen an der Spitze bedeutender Streitkräfte, die, durch peloponnesische Kontingente verstärkt, auf 70 000 Mann anschwollen. Da sie Arkadien von den Feinden geräumt fanden, gedachten sie den in seinen Grundfesten erbebenden Staat der Lazedämonier durch Eroberung seiner Hauptstadt ganz zu zertrümmern. In vier Heersäulen überschritten die kampf- und beuteluftigen Truppen die Grenzen Lakoniens, das seit

einem halben Jahrtausend keines Feindes Fuß betreten hatte. Scharenweise fielen die Periöken und Heloten zu ihnen ab. Trotzdem gelang es der Umsicht und Entschlossenheit des alten Kriegshelden Agesilaus, wenigstens das bedrohte Sparta zu retten. Nach vergeblichen Stürmen auf die lazedämonischen Stellungen durchzogen die Thebaner sengend und brennend das Eurotastal bis zum Meere, zerstörten die Schiffswerften von Gytheum, kehrten dann nach Arkadien zurück und wandten sich endlich nach Messenien. Hier hatte sich die geknechtete Bevölkerung schon in Masse erhoben, und war die spartanische Herrschaft so gut wie vernichtet. Epaminondas sorgte für die staatliche Organisation der aufständischen Landschaft. Mittelpunkt des neuen Gemeinwesens wurde die von ihm angelegte Stadt Messene mit der nach drei Seiten hin schroff aufsteigenden Bergfeste Ithome als Burg (369). Zum Schutze gegen die etwaigen Angriffe der Spartaner ließen Epaminondas und Pelopidas eine thebanische Besatzung zurück, brachen mit dem größeren Teil des Heeres nach Norden auf und gelangten, obwohl die Athener unter Iphikrates die Isthmuspässe zu sperren versuchten, ungehindert nach Böotien. Zu Hause wartete ihrer statt der verdienten Ehren eine von böswilligen Neidern angestrengte Klage. Sie hatten nämlich ihr Amt ohne Ermächtigung seitens des Volkes vier Monate zu lange geführt und sollten wegen dieser Gesetzesübertretung mit dem Tode bestraft werden. Wie man nicht anders erwarten konnte, sprach das Gericht die Sieger frei.

Für den spartanischen Staat war es ein Gebot der Selbsterhaltung, sich der Umklammerung durch die Arkader und Messenier zu erwehren, bevor die erst halbfertigen staatlichen Gebilde in sich gefestigt waren. Die Lazedämonier fühlten sich im Verein mit den wenigen, ihnen noch treu gebliebenen Bundesgenossen dieser Aufgabe wohl gewachsen, mußten aber fürchten, daß die Thebaner sich ihrer neuen Schöpfungen nachdrücklich annahmen. Es galt daher zunächst, ferneren böotischen Einfällen in den Peloponnes einen Riegel vorzuschieben. Diesem Zwecke diente ein Bündnis mit Athen, das schon aus wachsender Eifersucht auf das Emporblühen Thebens zu einer Annäherung an seinen ehemaligen Nebenbuhler geneigt war. 369 besetzten 20 000 Verbündete den Isthmus. Aber mit einem kaum ein Drittel dieser Streitmacht ausmachenden Heere erzwang sich Epaminondas den Weg in den Peloponnes und eroberte Sikyon. Das war aber auch der einzige Waffenerfolg, den der kühne Feldherr in diesem Jahre zu verzeichnen hatte. Weitere Fortschritte hemmte das kraftvolle Zusammenwirken der Athener und Spartaner, welche zudem durch eine Hilfsschar des Tyrannen Dionysius I. von Syrakus unterstützt wurden. Das klägliche Ergebnis verstimmte die übermütigen Thebaner so, daß sie Epaminondas seines Amtes entsetzten. Gleich darauf ergriffen die Lazedämonier die Offensive gegen ihre gefährlichsten Widersacher im Peloponnes. Des Agesilaus Sohn Archidamus fiel in Arkadien ein und gewann bei Midea einen glänzenden Sieg über die vereinigten Arkader und Argiver. Kein Spartiate fiel in der Schlacht, die deshalb die tränenlose genannt ward.



Ruinen des Apollotempels in Phigalia (jetzt Bassae) im südwestlichen Arkadien.

Nach einer Photographie.

Die Thebaner wurden durch die Verhältnisse in Nordgriechenland, wo sie gleichfalls ihren Einfluß zur Geltung bringen wollten, genötigt, ihre peloponnesischen Bundesgenossen vorläufig

sich selbst zu überlassen. 370 war der Tyrann Jason von Pherä ermordet worden. Das gleiche Geschick hatte seine Brüder ereilt, worauf einer seiner Neffen, Alexander, die Herrschaft an sich riß. Über sein blutiges Regiment, das er in ganz Thessalien aufzurichten unternahm, erbaten die alten Adelsgeschlechter, vor allem die Aleuaden in Larissa, den Schutz des mazedonischen Königs Alexander II. Eben hatte dieser die Lage zu seinem Vorteil auszubeuten begonnen, als ihn die Ränke seiner Schwiegermutter und ihres Buhlen Ptolemäus abberiefen. Jetzt wandten sich die Thessaler an die Thebaner. Pelopidas beschränkte 369 die Macht des Tyrannen auf das Gebiet von Pherä und sicherte die Unabhängigkeit der übrigen Städte. Dann rückte er in Mazedonien ein, schlichtete den Streit zwischen Alexander und Ptolemäus und nahm des ersteren jüngeren Bruder Philipp als Geisel mit nach Theben. Als Ptolemäus den rechtmäßigen König aus dem Wege räumte, erschien Pelopidas wieder in Mazedonien, mußte aber, da er auf die Treue seiner Söldner nicht bauen konnte, den Thronräuber als Herrn des Landes anerkennen. Auf dem Rückwege fiel er dem Tyrannen von Pherä in die Hände. Zu seiner Befreiung eröffneten die Thebaner zwei Feldzüge, deren zweiter, von Epaminondas geleiteter, seinen Zweck erreichte.

Die Unmöglichkeit, mit Waffengewalt ihre Hegemonie über ganz Hellas auszudehnen, brachte die Böoter auf den Gedanken, sich um die Gunst der Barbaren zu bewerben. Pelopidas reiste im Winter 368 auf 67 nach Susa. Er wies auf die jüngst erfochtenen Siege der Thebaner hin und entblödete sich nicht, ihre in den griechischen Freiheitskriegen bewiesene Perserfreundlichkeit zu rühmen. Der König ließ sich gnädig zu einem hochtönenden Schreiben herab, in welchem er Böotien die Vorortschaft Griechenlands übertrug, die Selbständigkeit Messeniens und die Auflösung der attischen Marine verfügte. Mit einer Drohung gegen jeden, der es wage, sich den Anordnungen des Großherrn zu widersetzen, schloß das Edikt. Das Schriftstück entsprach durchaus den Wünschen der Thebaner. Nur schade, daß sich niemand um das Gebot des Königs kümmerte. Als die Thebaner Gesandte aller hellenischen Städte nach der Hauptstadt Böotiens einluden, damit der neue Friede beschworen werde, stießen sie auf heftigen Widerstand. Nicht nur die Lazedämonier und Athener, sondern selbst die Arkader wiesen die Zumutungen der Barbaren zurück. Man erging sich in Spottreden über den Hof in Susa, wo man zwar Bäcker, Köche, Schenken und Türhüter die Fülle finde, aber keine Krieger, die mit den Griechen kämpfen könnten. In der Tat war die Bundesgenossenschaft der Perser völlig wertlos, der König nicht einmal imstande, im eignen Reiche die Ruhe aufrecht zu erhalten.

So mußte denn wiederum das Schwert entscheiden. Zum drittenmal führte Epaminondas seine kampferprobten Truppen in den Peloponnes. Mühelos überschritt er den Isthmus, da die verbündeten Argiver die atheniſchen und lazedämonischen Wachkommandos überrumpelt hatten. Dann rückte er in Achaja ein. Durch das Versprechen, die Verfassungen überall unangetastet zu lassen, gewann er die aristokratisch regierten Städte. Der radikale Pöbel Thebens war mit seinem maßvollen Benehmen nicht einverstanden. Er ordnete die zwangsweise Demokratisierung der achäischen Gemeinden an, eine Torheit, die schon nach kurzer Zeit den Verlust der Landschaft zur Folge hatte.

Statt diese Scharte auszuwetzen, verfielen die Thebaner auf den unheilvollen Plan, auch zur See die Führung an sich zu reißen. Es war dies nicht nur eine Überspannung der Kräfte, sondern auch eine völlige Verkennung der Grundlage des Staates. Böotiens Macht wurzelte im Bauernstande. Für eine Marine fehlten die natürlichen Voraussetzungen. Theben ist auch niemals eine Seemacht geworden. Aber indem es entgegen seiner wirtschaftlichen Lage und geschichtlichen Entwicklung eine Flotte ins Leben rief, schadete es dem attischen Bunde, dessen Mitglieder selbst in dem lockeren Verbande eine Beeinträchtigung ihrer Selbständigkeit sahen. 365 rüsteten die Thebaner 100 Dreiruderer aus, mit denen Epaminondas im nächsten Jahre im Ägäischen Meere kreuzte. Durch sein Erscheinen ließ sich Byzanz zum Abfall von Athen bewegen.

Diesem kärglichen Gewinn stand ein fast unersetzlicher Verlust gegenüber. Das wilde Gebaren Alexanders von Pherä zwang die Thebaner zu erneutem Einschreiten. An der Spitze einer kleinen Reiterschar rückte Pelopidas 364 in Thessalien ein. Nachdem er hier ein stattliches Heer gesammelt hatte, griff er bei dem Höhenzug der „Hundsköpfe" (Kynoskephalä) den Tyrannen an. In erbittertem Kampfe fand der kühne Held seinen Tod (364). Zwar erfochten seine Krieger einen glänzenden Sieg, der fast ganz Thessalien dem Einflusse Thebens unterwarf, aber der Staat verfügte jetzt nur noch über einen namhaften Führer, der trotz seiner Geistesgröße der immer schwieriger werdenden Lage nicht gewachsen war. Im Inneren wütete der zuchtlose Demos mit unheimlicher Brutalität. Unter dem Vorwande, die aristokratische Partei in Orchomenos habe eine Verschwörung angezettelt, machte er diese Stadt, einen der ältesten Sitze griechischer Kultur, dem Erdboden gleich, metzelte die wehrlosen Bewohner nieder und ver-



Denkmal zur Erinnerung an ein Bündnis zwischen Athen einerseits und den Arkadern, Eleern, Achäern und Phliasiern andererseits vom Jahre 362.

Das Relief, welches sich am Kopf des in Stein gemeißelten Bündnisvertrages befand, stellt rechts sitzend Zeus dar, vor dem zwei Frauengestalten stehen, eine als Personifikation von Athen, die andere als Personifikation des Peloponnes bzw. der vier Völker. Nach Bull. de Corr. Hell. II.

kaufte die übrigen in die Sklaverei. Geradezu anarchische Zustände herrschten im Peloponnes. Das rohe Volk der Arkader lag im Kriege mit den Achäern, Eleern und Spartanern. Selbst zur Zeit des Gottesfriedens der olympischen Spiele kam es an geheiligter Stätte zu einem blutigen Kampfe. Die siegreichen Arkader vergriffen sich sogar an dem Tempelgute, um mit dem Raube ihre Truppen zu unterhalten. Das Sakrileg führte die Auflösung des arkadischen Einheitsstaates herbei, indem die über den Frevel empörten Mantineer der Zentralregierung den Gehorsam aufkündigten. Als andere Gemeinden dem Beispiele Mantineas folgten und zu befürchten war, daß die partikularistische, von Aristokraten geleitete Bewegung an Sparta einen Rückhalt suchen werde, riefen die Gegner die Thebaner zu Hilfe. 362 erschien Epaminondas mit einem aus Böotern, Thessalern und Euböern gebildeten Heere und schlug in Tegea sein Hauptquartier auf, wo auch die demokratischen Arkader sowie die Messenier und Argiver zu ihm stießen, während die übrigen Peloponnesier und die Athener sich in Mantinea sammelten. Nachdem sein Versuch, das von Verteidigern entblößte Lazedämon zu überrumpeln, an der heldenmütigen Tapferkeit der rechtzeitig gewarnten Spartaner abgeprallt war, entschloß er sich zu einem Angriff auf die feindlichen Stellungen bei Mantinea. Die Schlachtordnung war dieselbe wie bei Leuktra, und der Kampf nahm einen ähnlichen Verlauf. Eben hatte der linke Flügel, auf dem die böotischen und arkadischen Kerntruppen standen, einen blutigen Sieg errungen, da brach

Epaminondas, von einem Speere in die Brust getroffen, zusammen. Sterbend riet er zum Frieden, der auf der Grundlage des augenblicklichen Besitzstandes auch bald zustande kam. Sparta wollte sich zwar in den Verlust Messeniens nicht fügen, aber sein Protest hatte keinerlei Bedeutung.

Wie das Gebäude der thebanischen Macht, allein von Epaminondas und Pelopidas errichtet war, allein von ihnen gehalten wurde, so fiel es auch, dieser Grundpfeiler beraubt, bald wieder auseinander. Vergebens hatte es seine Kraft an dem alten Problem der Einigung Griechenlands erprobt. Der einzige, freilich negative Erfolg seiner Politik war die dauernde Schwächung Spartas.

Die mazedonische Zeit.

1. Philipp.

Mazedonien lag nördlich von Thessalien. Seinen natürlichen Grenzwall im Westen bildete der Pindus. Nach Osten erstreckte es sich bis zum Axius, ohne jedoch das Meer zu erreichen. Es war ein gutbewässertes, waldreiches Bergland, besonders für Viehzucht geeignet. Der ursprünglich hellenischen Bevölkerung hatten eingewanderte Thraker und Illyrier ein halbbarbarisches Gepräge aufgedrückt. Obwohl schon frühzeitig an der Küste ionische Pflanzstädte erblühten, die einen schwunghaften Handel mit dem Binnenlande trieben, verharrten die Mazedonier, von den Fortschritten der griechischen Kultur kaum berührt, jahrhundertelang fast auf derselben Stufe wirtschaftlicher und staatlicher Entwicklung, wie wir sie für das hellenische Mittelalter aus den Gesängen Homers kennen. An der Spitze des Volkes stand ein erblicher König aus dem Fürstenhause der Argeaden, das den Herakliden Temenus als den Ahnherrn seines Geschlechtes verehrte. Er vereinigte in seiner Person das Amt des Feldherrn mit der Würde des obersten Priesters und Richters, besaß ausgedehnte Krongüter, verfügte über die Erträge aus den Bergwerken und erhob Zölle und Grundsteuern. Aber er regierte nicht mit unumschränkter Gewalt. Wollte er einen Angriffskrieg unternehmen, so mußte er sich vorher der Zustimmung des Volkes versichern, das auch in der Rechtspflege ein gewichtiges Wort mitredete.

Von den älteren griechischen Schriftstellern wird nicht einmal der Name Mazedonien erwähnt. Erst zur Zeit der Perserkriege tritt das Land etwas aus seiner bisherigen Verborgenheit hervor. Aber einerseits fallen während der nächsten Menschenalter zu spärliche Lichtstrahlen in sein Dunkel, als daß wir seine Geschichte in klarem Zusammenhang überblicken könnten; anderseits verlohnen die näher bekannten Vorgänge kaum eine eingehende Darstellung. Der einzige König, von dem wir vor Philipp ein schärfer umrissenes Bild zu zeichnen vermögen, und der auch ein ruhmvolles Andenken hinterlassen hat, ist Archelaus (413—399). Als Freund der Musen suchte er griechische Bildung in seinem Lande zu verbreiten und zog die angesehensten Dichter und Künstler an seinen Hof in Pella. Zugleich hob er die Wehrkraft des Volkes, erbaute Städte und legte Straßen an, weshalb Thukydides mit Recht von ihm sagt, er habe mehr geleistet als alle seine Vorgänger zusammengenommen. Aber auf die kurze Blüte folgte nach seinem Tode ein tiefer Verfall. Eine Palastrevolution drängte die andere, Gegenkönige erhoben sich, die Barbaren bemächtigten sich weiter Landstriche, und die Olynthier eroberten für kurze Zeit sogar die Hauptstadt. Spartaner, Thessaler und Thebaner griffen zugunsten der bedrängten Monarchie ein, ohne daß es ihnen gelungen wäre, Ruhe und Ordnung wiederherzustellen.

Ein Retter erstand den Mazedoniern erst in Philipp, dem dritten Sohne des Königs Amyntas. 382 geboren, kam er während der Thronwirren, die Pelopidas ins Land riefen, als

Geisel nach Theben, wo er drei Jahre im Hause eines den führenden Staatsmännern befreundeten Strategen lebte, mit griechischer Bildung und Kriegführung vertraut wurde, aber auch die Schwächen und Mängel des griechischen Staatswesens kennen lernte. Nachdem sein Bruder Perdikkas gegen die Illyrier 360 gefallen war, ergriff Philipp im Kampfe gegen mehrere Bewerber die Zügel der Regierung, zunächst für seinen unmündigen Neffen. Um den eingedrungenen Feinden die Spitze bieten zu können, schuf er neben der von altersher bewährten Reiterei nach thebanischem Vorbilde ein schwer gerüstetes, mit mächtigen, bis zu $5^1/_2$ m langen Lanzen bewaffnetes Fußvolk und erhöhte durch zweckmäßige Maßregeln die Schlagfertigkeit der Truppen. Dann warf er die Barbaren aus dem Lande und schob auf ihre Kosten die Grenzen des Reiches nach Nordwesten vor. Nach solchen Verdiensten von dem Adel als König anerkannt, entriß er den Griechen der Reihe nach die an der mazedonisch-thrazischen Küste gelegenen Kolonien und dehnte seine Herrschaft im Hinterlande bis zum Nestus aus. Während diese Operationen noch im Gange waren, boten ihm die unhaltbaren Zustände in Hellas den gewünschten Anlaß, den in sich und untereinander uneinigen Stadtrepubliken gegenüber die Überlegenheit einer kraftvoll geleiteten Monarchie zur Geltung zu bringen und sein auf Erkämpfung der Vorherrschaft gerichtetes Streben zu fördern.



Goldstater Philipps II. von Mazedonien. (Berlin, Königl. Münzkabinett.) Nach Gipsabguß.

Die Phoker hatten sich der thebanischen Hegemonie entzogen. Aus Rache erwirkten die Böoter einen Amphiktyonenbeschluß, der die unbotmäßigen Bündner wegen angeblicher Schmälerung des pythischen Tempelgutes zu einer unerschwinglichen Geldbuße verurteilte. Als keine Zahlung erfolgte, wurden die Phoker mit dem Banne belegt und die Thebaner mit der Strafvollstreckung betraut. Ohne fremde Unterstützung und außerstande, aus eigener Kraft seine Freiheit zu verteidigen, vergriff sich das dem Untergange geweihte Volk an den seit Jahrhunderten aufgespeicherten Schätzen des delphischen Gottes, warb mit dem geraubten Gelde Söldner und wußte sich nicht nur im Besitze seines Gebietes zu behaupten, sondern machte verheerende Streifzüge durch Lokris, Doris und selbst Böotien. Der greuelvolle, auf beiden Seiten mit wilder Erbitterung geführte Streit, der zehn Jahre (355—346) dauerte, heißt der „heilige Krieg".

Um dieselbe Zeit erneuerte die Tyrannenfamilie von Pherä — auf Alexander waren inzwischen seine Schwäger gefolgt — die Versuche, Thessalien zu unterwerfen. Von ihren Söldnerscharen bedrängt, rief der Adel den mazedonischen König zu Hilfe, gegen den die Pheräer ein Bündnis mit den Phokern schlossen. Philipp erlitt anfangs empfindliche Niederlagen. Bald aber gewann er gegen die vereinigten Gegner die Oberhand. 352 wurde das feindliche Heer in einer einzigen Schlacht vernichtet. Es ließ 6000 Tote und Verwundete auf der Walstatt. Von den übrigen, die sich in wilder Flucht ergossen, wurden 3000 gefangen genommen und als Tempelräuber ins Meer gestürzt. Thessalien fiel dem Sieger zu, der die Tyrannen von Pherä verdrängte, mehrere Küstenplätze, vor allem Pagasä, mit mazedonischen Besatzungen belegte, die ganze Landschaft zur Anerkennung seiner Oberhoheit und zur Heeresfolge nötigte. Dann rückte er gegen die Thermopylen vor, um in Phokis einzufallen und den heiligen Krieg zu beendigen. Aber durch seine Fortschritte beunruhigt, eilten die Spartaner und Achäer den Phokern zu Hilfe, während die Athener eine Flotte in den Malischen Meerbusen sandten und den wichtigen Paß mit 4000 Mann besetzten. Als Philipp seine Pläne durchschaut und Griechenland zum Widerstande entschlossen sah, verzichtete er auf die Fortsetzung des Kampfes, in der Hoffnung, desto ungestörter im Norden seine Macht ausbreiten zu können.

Die bedeutendste, noch nicht unterworfene griechische Gemeinde war hier Olynth, das Haupt des chalzidischen Städtebundes. In der richtigen Erkenntnis der Gefahr suchte es den Beistand Athens nach, das wegen seiner Besitzungen an den benachbarten Gestaden das größte Interesse daran hatte, den Expansionsgelüsten der Mazedonier einen Riegel vorzuschieben.

Aber die überwiegende Masse der Athener lebte in Gleichgültigkeit und Genußsucht. Miettruppen überließ man den Waffendienst und raffte sich nicht einmal auf, als die mattherzige Politik den Bundesgenossenkrieg heraufbeschwor, der damit endigte, daß man den Abtrünnigen die Lösung des Vertragsverhältnisses gewährte (355). Die unter der vortrefflichen Verwaltung des Eubulus reichlicher fließenden Staatseinnahmen verwandte man nicht zur Heeresverstärkung, sondern vergeudete sie, um den arbeitsscheuen Pöbel bei guter Laune zu erhalten, fast ganz zu Festfeiern. Vergebens stemmte sich Demosthenes, der vielbewunderte, aber unerreichte Meister des gesprochenen Wortes, mit eiserner Energie dem Leichtsinn und der Torheit des Volkes entgegen. Rücksichtslos deckte er die öffentlichen Schäden auf, geißelte die Schlaffheit seiner Mitbürger und wies die Notwendigkeit umfassender und schneller Maßnahmen nach. Zwar erreichte er, daß mit Olynth ein Bündnis geschlossen wurde. Aber da Philipp inzwischen einen Aufstand auf Euböa angezettelt hatte, fiel die der bedrängten Stadt gesandte Hilfe unbedeutend aus, und als es der flammenden Beredsamkeit des Demosthenes endlich gelang, die Bürgerschaft zu energischen Entschlüssen fortzureißen, war es bereits zu spät. Noch ehe die von Chares befehligte Streitmacht der Athener in Chalzidize eintraf, fiel Olynth und mit ihm die ganze Halbinsel durch Verrat der mazedonisch gesinnten Partei in die Hände des Königs (348). Eine Zeitlang hoffte man, das Schicksal Olynths werde allen Hellenen die Augen öffnen und sie zu gemeinsamem Vorgehen gegen Philipp aufrütteln. Aber niemand hörte auf den Ruf der athenischen Redner, welche die griechischen Staaten aufforderten, Abgesandte zu einem panhellenischen Kongresse nach Athen zu schicken. Die Enttäuschung rief einen Umschwung in der Stimmung der Bürgerschaft hervor. Die Mehrheit fürchtete bei dem Fortgang des Krieges eine schwere Schädigung des Handels, der schon durch die Freibeuterei mazedonischer Kaperschiffe sehr gelitten hatte, und hielt jeden weiteren Kampf für aussichtslos. Selbst Demosthenes war dem Frieden nicht abgeneigt. Dieser kam 346 auch zustande, jedoch unter den von Mazedonien gestellten Bedingungen, wodurch Philipp nicht nur im Besitze aller Eroberungen anerkannt wurde, sondern auch in Griechenland gegen die Phoker freie Hand behielt. Diesen Erfolg verdankte der König besonders seinem diplomatischen Geschick und dem Zauber seiner Persönlichkeit.



Tetradrachmon der Chalzidier, in Olynth geprägt.
(Sammlung Warren.) Nach Gipsabguß.

In Pella aufs glänzendste empfangen, wurden die meisten athenischen Unterhändler ganz für ihn gewonnen. Nur Demosthenes, der mit zu den Friedensgesandten gehörte, ließ sich nicht blenden. Entweder mußten günstigere Bedingungen erzielt, vor allem die Phoker in den Frieden einbegriffen werden, oder der Vertrag war unannehmbar. Aber die Volksversammlung, in der er diese Ansicht vertrat, entschied gegen ihn.

Eben hatte Philipp diesen Triumph errungen, da stieß er, von den Thebanern gerufen, rasch mit gewaltiger Heeresmacht nach Süden vor und drang durch die Thermopylen, die der Söldnerführer Phaläkus verräterischerweise gegen Gewährung freien Abzuges preisgab, in Phokis ein. Die unglücklichen Bewohner ließen sich widerstandslos entwaffnen. Ein Amphiktyonenbeschluß verhängte über alle, die sich des Tempelraubes schuldig gemacht hatten, Acht und Bann. Die übrigen verloren ihre politische Selbständigkeit, ihre Städte wurden geschleift, ihre Äcker dem delphischen Apollo zugesprochen, der den bisherigen Besitzern die Bebauung gegen eine hohe Pachtsumme gestattete. Der Phoker Sitz und Stimme im Amphiktyonenrate erhielt der König von Mazedonien, dem auch mit den Thebanern und Böotern der Vorsitz bei den pythischen Spielen übertragen ward.



Kupfermünze des Phaläkus, Anführers der Phozier.
(Berlin, Königl. Münzkabinett.) Nach Gipsabguß.

Der Ausgang des heiligen Krieges brachte Philipp dem Ziele seiner Wünsche einen bedeutenden Schritt näher. Er war von nun an der Mittelpunkt, um den sich alles drehte. Seine Stellung in der Amphiktyonie sicherte ihm einen maßgebenden Einfluß auf die Verhältnisse Griechenlands, und im Besitze der Thermopylen konnte er mit seinem schlagfertigen Heere jederzeit in die Händel der noch immer untereinander hadernden Staaten eingreifen. Es brach sich daher bei vielen die Überzeugung Bahn, daß man mit dem mächtigen Nordreiche um jeden Preis in Frieden leben müsse, und zwar waren es nicht nur feile Demagogen, die, von Philipp erkauft, diese Ansicht vertraten, sondern auch ehrenwerte Männer, wie der athenische Feldherr Phokion, an dessen Händen kein mazedonisches Geld klebte, an dessen Namen kein Makel haftete. Ja, es bildete sich bereits eine Partei, die einer mazedonischen Hegemonie offen das Wort redete. Damit bewies sie ohne Zweifel Verständnis für das, was Griechenland not tat. Die Hellenen waren bis dahin niemals ein einig Volk von Brüdern gewesen, und gerade damals erreichte die Zerfahrenheit und die Zersplitterung ihren Höhepunkt. Nur durch Aufrichtung einer Militärdiktatur konnte dem ekelhaften Hader ein Ende gemacht werden. Allen, die um die Vorherrschaft gekämpft, fehlten die Mittel, sie zu erringen oder zu behaupten. Philipp jedoch war stark genug, die widerstrebenden Elemente niederzuhalten. Sollte Griechenland gesunden, sollte es national geeint werden, so konnte dies nur unter mazedonischem Banner geschehen.

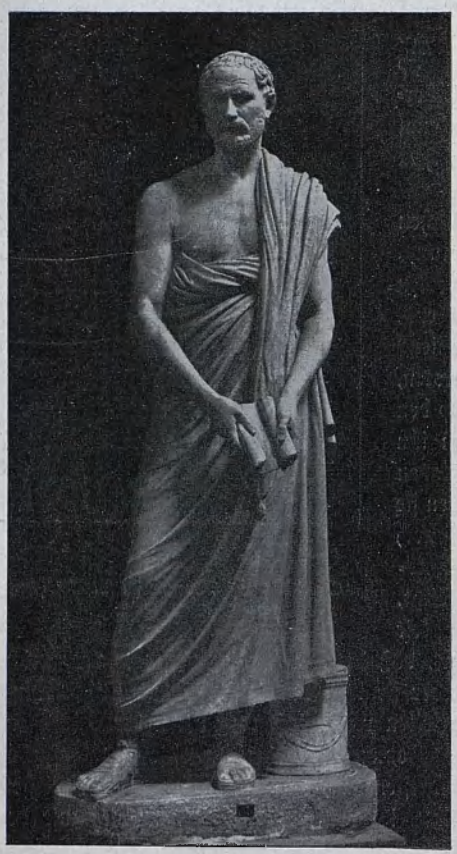


Phokion.
Standbild aus Marmor im Vatikanischen Museum, Rom.

Je glänzender aber die materiellen und moralischen Erfolge Philipps waren, desto stärker wurde die Erbitterung, desto leidenschaftlicher der Haß derer, die in partikularistischen Ideen befangen und, von dem Ruhm der Vorzeit zehrend, schon den bloßen Gedanken an eine Herrschaft Mazedoniens verabscheuten. Sie betrachteten sich als die wahren Patrioten, ihre Gegner als Landesverräter. Sie sahen in Philipp den schlimmsten Feind der griechischen Freiheit und rechneten ihn verächtlich zu den Barbaren, die man nicht einmal als Sklaven verwenden könne. Dank ihrer rührigen Agitation gewannen sie immer mehr an Boden, besonders in Athen, wo Demosthenes, nunmehr nicht mehr allein, sondern von tüchtigen Staatsmännern, wie Lykurgus und Hyperides, kräftig unterstützt, nicht müde wurde, die Bürgerschaft aus ihrer Sorglosigkeit aufzurütteln. Hat auch der Gang der Ereignisse gelehrt, daß der Kampf dieser Eiferer vergeblich, wenn nicht gar schädlich war, so geht es doch nicht an, über sie den Stab zu brechen. Jedes Ding hat bekanntlich zwei Seiten, und wenn man gerecht urteilen will, muß man beide berücksichtigen. Demosthenes und seine Anhänger fühlten sich als Nachkommen der Helden, die das Aufgebot Asiens zerschmettert hatten, als Angehörige der gebildetsten Nation, als Bürger des freiesten Staates. Jedes Denkmal ihrer Vorfahren, jedes Blatt ihrer Geschichte rief zugleich mit der Erinnerung an des Vaterlandes einstige Größe die Pflicht der Gegenwart in ihnen wach. Und nun sollten sie die Schmach auf sich laden, freiwillig ihre Unabhängigkeit preiszugeben und einem Manne sich unterzuordnen, der in Pella, einem ruhmlosen Neste, aufgewachsen war! Daß das wider die Ehre ging, leuchtete auch der leichtlebigen, unkriegerischen Masse des Volkes ein. Man billigte die auf die Umgestaltung des Verteidigungswesens abzielenden Vorschläge der Patrioten, schloß auf ihren Antrag mit Korinth, Akarnanien, Achaja, Korcyra, Leukas und Euböa Schutz-

und Trutzbündnisse, verstärkte die atheniſchen Plätze auf dem thraziſchen Cherſones und trat — es kennzeichnet dies am beſten den Widerwillen gegen Mazedonien — ſelbſt mit den Perſern in Verbindung. Die Vorkehrungen waren recht wirkſam. Als Philipp ſeine Herrſchaft über Epirus ausgedehnt hatte und darauf auch Thrazien ſeinem Reiche einverleiben wollte, liehen die Athener den Bewohnern von Perinth und Byzanz ſo tatkräftige Hilfe, daß der König nach langwieriger Belagerung unverrichteter Sache abziehen mußte (340).

Es war der letzte Triumph, deſſen ſich die Athener rühmen konnten. Im nächſten Jahre entzündete ſich wieder ein „heiliger Krieg". Amphiſſa in Lokris ſollte ſich delphiſches Tempelgut angeeignet haben. Äſchines, der Führer der mazedoniſchen Partei in Athen und daher der Hauptgegner des Demoſthenes, klagte die Stadt bei den Amphiktyonen an. Sogleich fielen dieſe mit den Bewohnern Delphis über die Frevler her, holten ſich hierbei aber eine böſe Schlappe. Nicht beſſer erging es den Theſſalern, welchen der Beſchluß einer außerordentlichen, freilich von Athen nicht beſchickten Amphiktyonenverſammlung die Kriegführung anvertraut hatte. Das klägliche Fiasko gab Veranlaſſung, den Mazedoniern die Beſtrafung Amphiſſas zu übertragen. Philipp zerſtörte die Stadt, vertrieb die Einwohner und übergab das Gebiet dem Gott Apollo, kehrte dann aber nicht, wie man vermutet hatte, nach Mazedonien zurück, ſondern blieb in Mittelgriechenland und beſetzte ſogar Elatea, welches die Straßen nach Böotien und Attika beherrſchte. Was er damit wollte, war jedem klar. Allenthalben erregte der Gewaltſtreich Schrecken und Beſtürzung. Nur Demoſthenes verzagte nicht. Er ermutigte ſeine Mitbürger, die auf ſeinen Rat unverzüglich unter die Waffen traten. Dann eilte er an der Spitze einer Geſandtſchaft nach Theben und gewann, ungeachtet aller früheren Mißhelligkeiten zwiſchen den beiden rivaliſierenden Staaten, Böotien zu gemeinſamem Vorgehen gegen Mazedonien. Boten riefen die Verbündeten Athens zum Kampfe für die Freiheit, und alsbald ſammelte ſich der Heerbann von halb Hellas bei Theben. Die erſten Gefechte erweckten im Lager der Griechen frohe Hoffnung. Mit Glück verteidigte man die Päſſe am Kephiſſus. Sobald aber der König Verſtärkungen herangezogen hatte, zwang er die Gegner durch ſeine Feldherrnkunſt zur Aufgabe ihrer vorteilhaften Stellung. Bei Chäronea in der weſtlichen böotiſchen Ebene kam es ſodann zur entſcheidenden Schlacht. Auf mazedoniſcher Seite ſtand eine Kerntruppe von 32000 erprobten Kriegern, von einem einzigen Willen geleitet und beſeelt. Das etwas ſtärkere Heer der Griechen ſetzte ſich aus einer Fülle ſelbſtändiger, wenig geſchulter und von durchweg unfähigen Strategen befehligter Verbände zuſammen, die wieder in Milizen und Söldnerſcharen zerfielen. Die Begeiſterung, die überdies bei den geworbenen Haufen nicht ſehr groß ſein konnte, vermochte dieſe Mängel nicht wett zu machen. Zwar zeigten ſich die Athener ihrer Ahnen würdig, und warf ſich die thebaniſche Garde todesmutig den Sariſſen der mazedoniſchen Phalanx



Demoſthenes.

Dieſer Marmorſtatue liegt das Standbild aus Erz des Polyeuktos zugrunde, das die Athener im Jahre 280 dem Demoſthenes errichteten. (Vgl. Seite 268.)

Standbild aus Marmor im Vatikaniſchen Muſeum. (Anderſon phot.)

entgegen. Aber alle Tapferkeit war umsonst. Nach hartnäckigem Kampfe, in dem Philipps Sohn Alexander die ersten Lorbeeren erwarb, unterlagen die Griechen. Ihre Verluste waren fürchterlich. Betrug doch allein auf athenischer Seite die Zahl der Toten und Verwundeten 3000, und fielen von den 300 thebanischen Jünglingen der heiligen Schar 254, die in einem Massengrabe bestattet wurden (338).

Die Reste des geschlagenen Heeres sammelten sich in Lebadea, dem heutigen Livadia, wagten aber keine neue Schlacht zu liefern. Die Widerstandskraft war gebrochen, der Mut gelähmt. Mit Angst sah man der Zukunft entgegen und machte sich auf das Schlimmste gefaßt. Doch die Rache des Siegers war viel mäßiger, als die Hellenen sie in ihren Bruderkriegen geübt hatten, und die Milde des Despoten stach vorteilhaft ab von der Unmenschlichkeit der Demokratien. Nur Theben traf eine harte Strafe. Es verlor die Hegemonie über Böotien, dessen Gemeinden ihre frühere Selbständigkeit zurückerhielten, mußte eine Besatzung in die Kadmea aufnehmen und den Anhängern Philipps die Regierungsgewalt überlassen. Dagegen wurden Sparta und Athen schonend behandelt. Athen war auch nach dem Unglückstage von Chäronea zu äußerster Gegenwehr entschlossen, und in der sicheren Erwartung des Anmarsches der Mazedonier stand die ganze Bürgerschaft kampfbereit hinter den festen Mauern. Doch der König verschmähte es, gegen den „Schauplatz des Ruhmes" zu Felde zu ziehen, und bot dem wackeren Volke einen billigen Frieden an, der auf Antrag des Redners Demades freudig angenommen wurde. Athen trat den thrazischen Chersones an Philipp ab, willigte in die Auflösung des schon halb zerfallenen Seebundes und ging mit dem Könige einen Vertrag ein, der, wie ehrenvoll er auch lautete, tatsächlich auf die Anerkennung der mazedonischen Vorherrschaft hinauslief. Aber es behielt seine politische Unabhängigkeit, blieb im Besitz der Inseln Salamis, Delos, Samos, Imbros und Lemnos und gewann sogar als Ersatz für den Chersones das heißumstrittene Oropos, das zuletzt den Thebanern gehört hatte. In die inneren Angelegenheiten mischte sich der König in keiner Weise ein; er ließ es sogar geschehen, daß seinem erbittertsten Gegner die Ehre zuteil ward, auf die im letzten Kampfe Gefallenen die Gedächtnisrede zu halten.

Man pflegt die Schlacht bei Chäronea als das Grab der griechischen Freiheit zu bezeichnen. Mit gleichem, wenn nicht mit besserem Recht kann man sie das Grab der griechischen Anarchie, das Morgenrot der nationalen Einheit nennen. An vielen Orten mit lautem Jubel als Erretter begrüßt, zog Philipp durch Hellas und schlichtete als Friedensstifter überall die Grenzstreitigkeiten. Mazedonische Besatzungen in Ambrakia, Theben, Chalzis und Korinth bürgten dafür, daß dem durch eigene Schuld heruntergekommenen Lande die so lange entbehrte Ruhe bewahrt bleibe. Auf der vom Könige einberufenen Nationalversammlung zu Korinth, zu der sämtliche Gemeinwesen von Hellas Bevollmächtigte schickten — nur die in ihrer Eitelkeit verletzten Spartiaten hielten sich schmollend zurück —, wurde ein griechisches Reich begründet, das den größeren Teil der Balkanhalbinsel sowie die Eilande des Ägäischen und Jonischen Meeres umfaßte. Die Bundesakte übertrug dem Könige von Mazedonien den Vorsitz, verpflichtete alle, ihm Heeresfolge zu leisten, und verbot, gegen ihn Sold zu nehmen, gewährleistete den Bundesmitgliedern Autonomie und Unantastbarkeit der Verfassung, untersagte jede Fehde, sicherte Verkehrs- und Handelsfreiheit zu Wasser und zu Lande, schützte Leben und Eigentum der einzelnen Bürger und schuf eine gemeinsame Vertretung, welche darüber zu wachen hatte, daß die Beschlüsse auch durchgeführt wurden. Zuletzt übertrug die Nationalversammlung dem Könige den unumschränkten Oberbefehl in dem Kriege, den man mit vereinten Kräften gegen Persien zu führen gedachte.

Griechenland war zusammengeschweißt. Aber der Schmied, der das Werk vollbracht hatte, galt vielen als Ausländer. Die Mittel, deren er sich bediente, Gewalt und List, vergällten die Freude über die Einigung. Die tief eingewurzelte Eigenbrödelei und die scharfen sozialen Gegensätze, die sich in den erbitterten Kämpfen zwischen Demos und Oligarchie widerspiegelten, hemmten die innerliche Verschmelzung, und die mazedonische Herrschaft wurde zu oft erschüttert, als daß

die frisch geknüpften Bande sich hätten festigen können. Eben hatte Philipp die Rüstungen zu dem Rachezug gegen die Barbaren beendet und zwei seiner tüchtigsten Generäle, Attalus und Parmenio, mit dem Vortrab nach Asien geschickt, da setzte das Verhängnis seinen Entwürfen und Hoffnungen ein jähes Ziel. Am Vermählungsfeste seiner Tochter wurde er in der Vollkraft der Jahre von einem schwer beleidigten Offizier der Leibwache niedergestochen (336). Die Kunde von seinem plötzlichen Tode verbreitete sich mit Blitzesschnelle. In allen Marken des weiten Reiches von der Donau bis nach Tänarum gärte es. Am wildesten gebärdeten sich die griechischen Patrioten. Ihr Haupt Demosthenes, der in seinem glühenden Hasse gegen den großen Fürsten eine widerliche Freude über den Meuchelmord zur Schau trug, blies die glimmenden Funken der Erregung zu lodernden Flammen an, rief die ganze hellenische Welt zu den Waffen und suchte den Beistand der Perser zu gewinnen. Man glaubte, die schöne Zeit der goldenen Freiheit sei wiedergekommen. Denn vor „dem unmündigen und unerfahrenen Knaben", der den wankenden Thron geerbt hatte, brauchte man sich nicht zu fürchten. Die Schwärmer machten die Rechnung ohne den Wirt.

2. Alexander.

Alexander wurde 356 zu Pella geboren. Unter der treuen Obhut eines entfernten Verwandten wuchs er in Sittenstrenge und Einfachheit heran. 13 Jahre alt, wurde er dem tiefsten Denker und größten Gelehrten seiner Zeit, dem Philosophen Aristoteles, zur Erziehung anvertraut. Nachdem er drei Jahre dessen Unterricht genossen hatte, zog ihn der Vater zu den Regierungsgeschäften heran. In der Schlacht bei Chäronea zeichnete er sich durch ritterlichen Mut aus und trug wesentlich zu dem herrlichen Siege bei. Noch nicht zum Manne gereift, ward er vom Schicksal berufen, das Erbe der Temeniden anzutreten. Aber auch andere streckten die Hand nach der Krone aus. Über ihre Leichen hinweg bestieg Alexander den Thron. Die eiserne Notwendigkeit mag manches entschuldigen. Anderes müssen wir auf das Konto seiner leidenschaftlichen Mutter Olympias setzen, die, von Philipp um der Tochter des Attalus willen verstoßen, unersättlich in ihrer Rachgier war. Dennoch werfen die Blutbefehle einen düsteren Schatten auf den jungen Fürsten, der auch später die Wallungen des Zornes nicht zu bemeistern vermochte.

Sobald Alexander seine Nebenbuhler aus dem Wege geräumt hatte, stürmte er mit Windeseile nach Hellas. Bei seiner Ankunft entsank auch den Kühnsten der Mut, und ohne das Schwert aus der Scheide ziehen zu müssen, wurde er als das Haupt des griechischen Bundes bestätigt. Dann rückte er nach Norden, züchtigte durch kräftige Schläge die abgefallenen Thraker und schlug die Empörung der Illyrier nieder. Da man lange ohne Nachricht über ihn blieb, entstand das Gerücht, er sei im Kampfe gefallen. Sogleich erhob sich Theben, belagerte die Kadmea und forderte die anderen Staaten zum Beistande auf. In Ätolien und Elis war man bereit, dem Rufe zu folgen; Athen schickte Waffen, der Großkönig Geld, und eine arkadische Hilfsschar trat schon den Marsch nach Böotien an. Plötzlich stand der Totgeglaubte mit seinen Truppen vor der aufrührerischen Stadt. Die Thebaner wiesen in ihrer Torheit die von Alexander angebotene Gnade zurück. Ein schreckliches Strafgericht traf die Verblendeten. Theben ward erstürmt. Die im Heere der Mazedonier fechtenden Böoter übten fürchterliche Vergeltung für die Unbilden, die sie früher von dem Vororte Böotiens erlitten hatten. Sie mordeten ohne Unterschied alles nieder, was in ihre Hände fiel, und verschonten in ihrer Wut nicht einmal die Unglücklichen, die in die Tempel geflohen waren und schutzflehend die Altäre der Götter umklammerten. Die Überlebenden wurden in die Sklaverei verkauft, die Stadt dem Erdboden



Tetradrachmon des Lysimachus mit dem Porträt Alexanders des Großen.
(Berlin, Königl. Münzkabinett.) Nach Gipsabguß.



Die Troische Ebene gegen Süden, von Eryn-Koy aus.
(Des Granges phot.)

gleichgemacht. Nur die Heiligtümer und das Haus Pindars entgingen der Zerstörung. Das Schicksal Thebens verwandelte die patriotischen Löwen in schweifwedelnde Hunde. Alle beeilten sich, den Sieger um Verzeihung zu bitten. Am tiefsten erniedrigte sich Athen, das Hauptquartier der Nationalpartei, indem es dem Könige zur Dämpfung des von ihm geschürten Aufstandes Glück wünschte! Großmütig verzieh Alexander das Geschehene und verzichtete sogar auf die anfangs geforderte Auslieferung des Demosthenes und seines Generalstabes. Denn er gedachte den Krieg gegen Persien aufzunehmen und wollte deshalb keinen unversöhnlichen Feind im Rücken haben.

Nachdem er den Strategen Antipater zum Reichsverweser bestellt hatte, brach er im Frühjahr 334 mit rund 30 000 Fußsoldaten und 5000 Reitern von Mazedonien auf, setzte bei Sestus ungehindert über den Hellespont, landete in feierlicher Weise am asiatischen Gestade und begab sich darauf nach der Stätte des alten Troja, wo er dem zum Vorbild erwählten Achilles Opfer darbrachte und sein vermeintliches Grab mit Blumen schmückte. Der romantische Anfang des Feldzuges könnte leicht den Gedanken erwecken, es handle sich um ein kindisches Abenteuer, zu dem nur das überreizte Hirn eines krankhaft ruhmsüchtigen Jünglings die Idee ausgebrütet habe. Aber genau besehen findet das Wagnis in den gegebenen Verhältnissen seine vollgültige Erklärung. Das Perserreich war längst für den Untergang reif. Der letzte tatkräftige Herrscher, der dem alternden Staate neues Leben einhauchen wollte, Artaxerxes III. Ochus — ihm war auch die Unterwerfung Ägyptens gelungen —, fiel als Opfer des Eunuchen Bagoas. Der Mörder erhob und entthronte den Nachfolger Arses, und der nunmehrige König Darius Kodomannus verdankte das Zepter demselben Verschnittenen. Die Satrapen schalteten in ihren Provinzen mit landesherrlicher Gewalt und gehorchten der Zentralregierung nur, soweit es ihrem Vorteil entsprach. Die mit Kimons Heerfahrt beginnenden Versuche, das hohle Gebäude niederzureißen, scheiterten weniger an der Macht der Barbaren als an der Zwietracht der Griechen. Auf die Uneinigkeit der Hellenen setzten die Perser von jeher ihre Hoffnung und gewöhnten sich seit dem Zuge des jüngeren Kyrus daran, die griechischen Reisläufer ebenso zur Bekämpfung wie zur Verteidigung der Monarchie zu verwenden. Die natürliche Folge war, daß sie das Vertrauen auf die eigne Kraft verloren und das Heerwesen vernachlässigten. Auch jetzt bildeten Söldner, die der Rhodier Memnon führte, den Kern ihrer Streitmacht. Da dieser sich mit seinen Leuten dem an Zahl weit überlegenen Feinde nicht gewachsen fühlte und die Minderwertigkeit der Barbaren kannte, riet er, jeden Zusammenstoß mit Alexander zu vermeiden, sein Vordringen durch planmäßige Verwüstung des Landes zu

erschweren, ihm durch die Flotte den Rückzug abzuschneiden und die Griechen aufzuwiegeln. Der wohlerwogene Vorschlag fand keine Billigung. Die Satrapen beschlossen vielmehr, dem Gegner eine Schlacht anzubieten. Sie stellten ihre Truppen am rechten Ufer des Granikus, eines in das Marmarameer mündenden Küstenflüßchens, auf, im ersten Treffen die einheimische Reiterei, im zweiten die griechischen Söldner. Alexander, der von Lampsakus vorrückte, erzwang gegen den Rat Parmenios den Übergang über den Fluß. Weithin an seinem Helmbusch kenntlich, stürzte er sich, seines Lebens nicht achtend, in das dichteste Gewühl. Der jugendliche Ungestüm wäre ihm beinahe teuer zu stehen gekommen, denn ein Perser holte schon mit seiner Streitaxt zum Todesstreich gegen ihn aus, da wurde dem kühnen Barbaren von einem mazedonischen Offizier, dem schwarzen Klitus, der Arm abgehauen. Das Beispiel des Königs spornte die Krieger zur höchsten Tapferkeit an. Die persische Reiterei wurde auseinandergesprengt, konnte sich aber, da man sie nicht verfolgte, mit Verlust von 1000 Mann retten. Schlimmer erging es den Söldnern. Von allen Seiten umzingelt, fielen sie bis auf 2000, die gefangen genommen und zur Zwangsarbeit verurteilt wurden (Mai 334).

Der glänzende Sieg machte einen gewaltigen Eindruck. Das einzige Heer, über das die Perser zurzeit verfügten, war zerschmettert. Monate vergingen, bis Darius bei der schwerfälligen Organisation des weitläufigen Reiches eine neue aktionsfähige Truppenmacht gesammelt hatte. Die griechischen Küstenstädte betrachteten Alexander schon jetzt als Herrn Kleinasiens. Freudig öffneten sie ihm als dem Befreier vom Barbarenjoche die Tore. Auch Phrygien und Lydien unterwarfen sich, und ohne es auf eine Belagerung ankommen zu lassen, streckten selbst die starken Garnisonen der Festungen die Waffen. Nur Milet und Halikarnaß leisteten hartnäckigen Widerstand. Die Verteidigung von Halikarnaß leitete Memnon, den Darius nach der Niederlage am Granikus zum Statthalter Kleinasiens und zum Admiral der persischen Marine ernannt hatte. Als der tapfere und umsichtige Feldherr die in einen Trümmerhaufen verwandelte Feste räumen mußte, erschien er mit der Flotte im Ägäischen Meere und operierte hier so glücklich, daß die mazedonischen Trieren sich nicht mehr auf die hohe See wagten und Alexander ihnen jede Offensive verbot. Schon hatte er mehrere Inseln zum Abfall gebracht und eine Schilderhebung Griechenlands in die Wege geleitet, da raffte ihn eine tückische Krankheit dahin.

Inzwischen setzte das mazedonische Heer, unbekümmert um die ihm vom Rücken drohende Gefahr, seinen Siegeslauf fort. Mühelos drang Parmenio von Sardes aus nach Gordium, der Residenz der alten phrygischen Fürsten. Im Februar 333 zog auch Alexander hier ein, nachdem er die Küstenländer bis Cilicien erobert und sich unter schweren Kämpfen den Weg durch das von den Persern nie unterworfene Pisidien gebahnt hatte. Auf der Burg zerhieb er die künstliche Verschlingung des Jochriemens an dem Wagen des sagenhaften Königs Gordius und gewann dadurch nach dem Glauben der Orientalen das Anrecht auf die Herrschaft über Asien, die ein Orakel von der Lösung jenes Knotens abhängig machte. Sobald sich die Truppen von den Strapazen des Krieges erholt und Nachschübe aus Europa die durch den Tod gerissenen Lücken gefüllt hatten, marschierte Alexander über Ankyra (Angora) nach Südosten, nahm die freiwillige Unterwerfung Paphlagoniens und Kappadokiens entgegen und brach durch die von den Feinden unbegreiflicherweise aufgegebenen Taurospässe (cilicische Pforte) in Cilicien ein. Eine gefährliche Krankheit zwang ihn zu unerwünschtem Aufenthalt. Die meisten Ärzte gaben ihn schon auf, und der einzige, der ihn zu retten versprach, der Akarnanier Philippus, sollte, wie böse Zungen behaupteten, von Darius erkauft, ihm nach dem Leben trachten. Zum Glück hörte der König nicht auf die Stimmen der Verleumdung, sondern trank vertrauensvoll das ihm gereichte Heilmittel und genas.

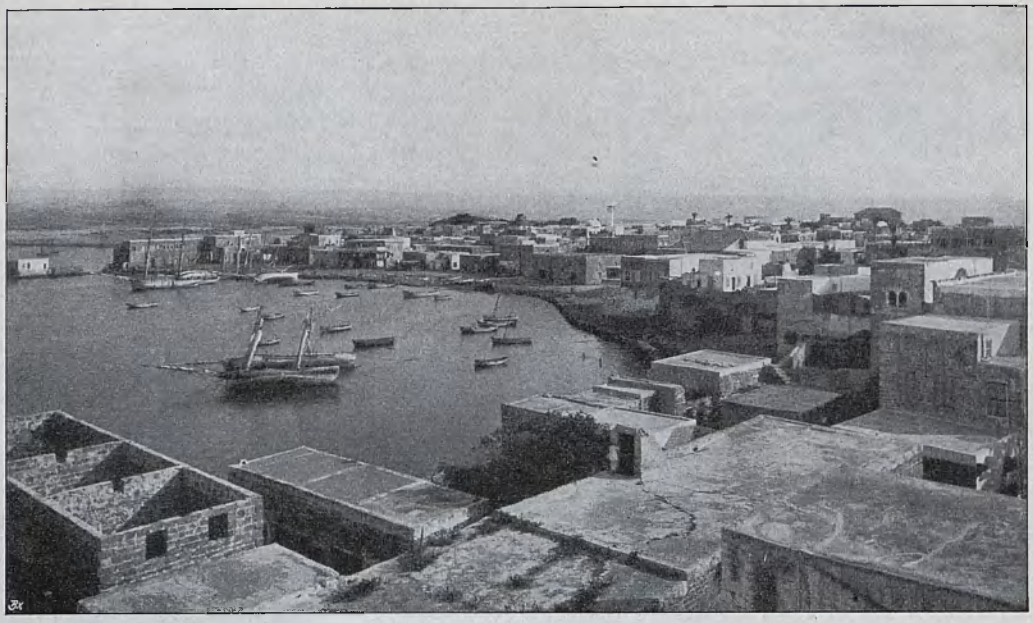
Im November überschritt er das Amanusgebirge und rückte in Syrien ein. Da erhielt er die überraschende Kunde, daß Darius an der Spitze eines gewaltigen Heeres unweit der kurz vorher von den Mazedoniern verlassenen Stadt Issus stehe. Unverzüglich machte er Kehrt und sah sich am nächsten Morgen dem Feinde gegenüber. Dieser war ihm wenigstens zehnfach

überlegen. Allein die Zahl der in den Reihen der Perser fechtenden Griechen überstieg Alexanders gesamte Streitmacht. Aber das Gelände, eine nur wenige Kilometer breite Strandebene, war für einen Kampf mit solchen Massen ungünstig gewählt. Auch schienen die Perser auf einen sofortigen Angriff gar nicht gefaßt gewesen zu sein. Erst auf die Nachrichten von dem Anmarsche der Mazedonier begannen sie ihre Leute zu ordnen. Alexander erkannte sogleich die schwächste Stelle ihrer Schlachtreihe. Es war der linke Flügel. Ihn brachte er bei dem ersten Stoße ins Wanken. Dann warf er das Mitteltreffen, wo Darius in eigener Person befehligte. (Vgl. das Tafelbild.) Der Großkönig war einer der ersten, die feige ausrissen. Als die Kerntruppen, Reiterei und Söldner, deren sich die Mazedonier unter Parmenio kaum erwehrten, dies erfuhren, ergriffen auch sie die Flucht. In den auf dem engen Raume sich wirr durcheinander drängenden Haufen richteten die nachsetzenden Sieger ein schreckliches Blutbad an. An die 100 000 Mann sollen gefallen sein. Die Dunkelheit machte dem Morden ein Ende. Als sich die Mazedonier wieder nach der Walstatt zurückwandten, fielen ihnen zunächst der Wagen, bald darauf im Lager der Perser das Zelt und mit diesem die ganze Familie des Darius, Mutter, Gemahlin und Kinder, in die Hände. Die Gefangenen wurden mit einer der damaligen Welt unerklärlichen Großmut behandelt. Alexander ersparte ihnen sogar seinen Anblick. Dagegen beantwortete er den Brief, in dem ihn der Großkönig um Rückgabe der Seinen bat, stolz ablehnend. Der unglückliche Fürst konnte sich über den Verlust der Verwandten nicht trösten. Er versprach als Lösegeld 10 000 Talente, Asien bis zum Euphrat und die Hand der Tochter. Doch es wurde ihm bemerkt, daß er nichts mehr zu vergeben habe, da Alexander Herr seines Reiches und Vermögens sei und die Prinzessin auch ohne seine Einwilligung ehelichen könne.



Alexander der Große in der Schlacht bei Issus.
Ausschnitt aus dem Mosaik in der casa del fauno, Pompeji.

Nach der Schlacht bei Issus zogen die Mazedonier die syrische Küste entlang, um der persischen Flotte jeden Stützpunkt zu nehmen. Sie erreichten ihren Zweck vollständig. Die Befehlshaber der einzelnen Geschwader wollten nicht für eine verlorene Sache kämpfen und fielen einer nach dem andern zu Alexander ab. Dadurch erhielt dieser die Mittel, Tyrus, die einzige phönizische Stadt, die ihm die Tore verschloß, zu belagern. Sieben Monate dauerte es jedoch, bis er den Widerstand der trotzigen Felsenburg gebrochen hatte. Die Bewohner, welche den Sturm überlebten, wurden in die Sklaverei verkauft. Dasselbe Schicksal widerfuhr der Philisterstadt Gaza, die ihm den Weg nach Ägypten versperrte. Eine Woche nach ihrem Falle betrat er das Land der Pharaonen. Die ganze Bevölkerung jubelte ihm als ihrem Befreier entgegen. Die Schonung, die der Eroberer ihren Gebräuchen, die Ehre, die er ihren Göttern angedeihen ließ, gaben seiner Herrschaft eine festere Grundlage, als es Waffengewalt vermocht hätte. Der Freude über die friedliche Eroberung des von der Natur so gesegneten, von den letzten Machthabern so gequälten Landes verlieh der König durch Veranstaltung gymnastischer und musischer Spiele Ausdruck. Die Wettkämpfe, die er aus ihrem Mutterboden in fremdes



Das heutige Tyrus.
Nach einer Photographie.

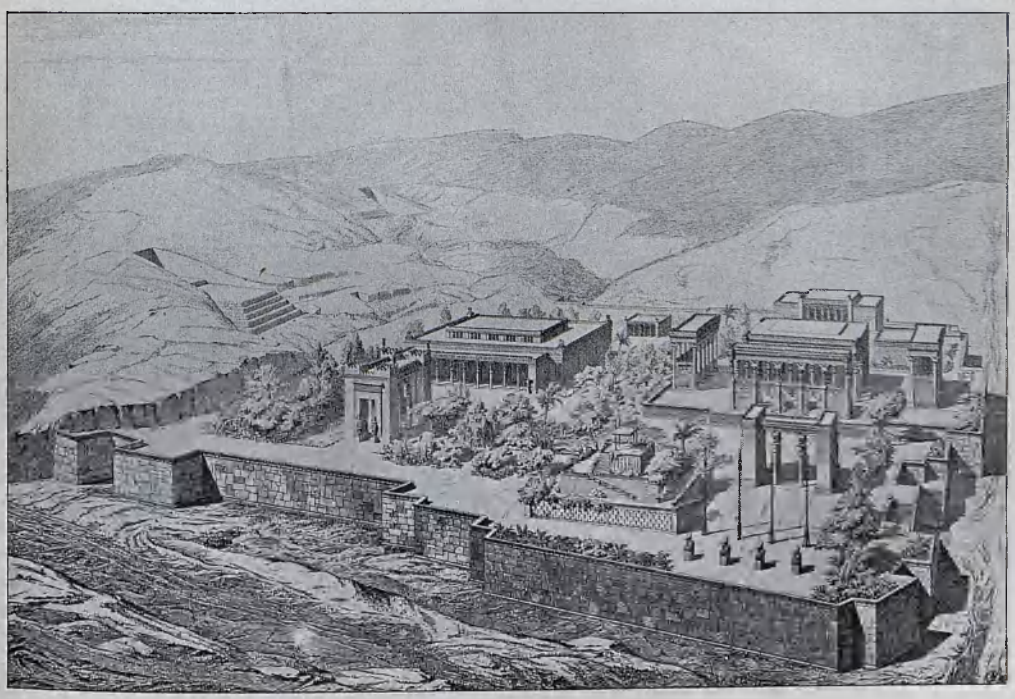
Erdreich verpflanzte, leiteten zugleich die von ihm erstrebte Verschmelzung der griechischen und orientalischen Kultur ein. Demselben Zweck diente die Gründung der Stadt Alexandria. Nach den Entwürfen des Architekten Deinokrates auf der sandigen, von einem Nilkanal durchschnittenen Nehrung zwischen dem Mittelmeer und dem Mareotischen See erbaut, blühte sie dank ihrer vortrefflichen Lage und fürstlicher Gunst rasch empor, wurde ein Hauptemporium des Welthandels, der wichtigste Brennpunkt griechischen Geisteslebens, das in Kunst und Schrifttum dem folgenden Zeitalter den Namen gab, und verkündet noch heute als zweitgrößte Stadt des schwarzen Erdteils den Ruhm des scharfblickenden Kolonisators.

Von Alexandrien begab sich der König nach der Oase Siwah, betrat das Allerheiligste des Ammontempels und erhielt auf seine Fragen die gewünschte Auskunft. Welche Antwort ihm das Orakel gab, hat er niemanden erzählt. Aber gerade sein Schweigen ließ der dichtenden Phantasie den weitesten Spielraum, und die geschwätzige Überlieferung ruhte nicht eher, bis sie dem an sich ziemlich belanglosen Ereignis zu weltgeschichtlicher Bedeutung verholfen hatte.

Nach Memphis zurückgekehrt, ordnete Alexander die Verwaltung des Landes und trat hierauf den Marsch in das Innere des Perserreiches an. Unbehelligt überschritt er bei Thapsakus den Euphrat, bei dem heutigen Mosul den Tigris, zog dann stromabwärts und stieß bei dem Dorfe Gaugamela auf die Aufklärungstruppen des Großkönigs. Vier Tage erwartete er in einem verschanzten Lager den Feind. Doch vergebens. Darius sah sich zwar von einem Heere umgeben, das selbst nach der niedrigsten Schätzung 440 000 Streiter zählte. Alle Satrapien von Syrien bis nach Indien hatten hierzu die Blüte ihrer Wehrkraft gestellt. Leichte und schwere Reiterei, Bogenschützen zu Pferde und zu Fuß, Schwerbewaffnete in den mannigfachsten Rüstungen, und neben griechischen Hopliten waren Sichelwagen und Elefanten aufgeboten. Aber trotz der erdrückenden Übermacht getraute sich Darius nicht zu einem Sturm auf die befestigte Stellung seines Gegners. Deshalb rückte Alexander bis auf etwa 5 km an die Perser heran, ordnete seine Völker zur Schlacht und führte sie am nächsten Morgen — es war der 30. September 331 — zum Angriff. Die Barbaren fochten hitziger als bei Issus, das Gelände gestattete ihnen, ihre Scharen zu entfalten, und die Mazedonier mußten besondere Vorsichts-

maßregeln anwenden, um nicht überflügelt zu werden. Im übrigen entwickelte sich der Kampf ähnlich wie vor $1\frac{1}{2}$ Jahren. Alexander trieb den linken Flügel der Perser in die Flucht, zersprengte darauf das Zentrum, wo Darius voreilig das Weite suchte, und entschied endlich durch sein Eingreifen auch auf dem andern hartbedrängten Flügel den Sieg. Die zähe Tapferkeit, die er zu überwinden hatte, machte es trotz der nachdrücklichsten Verfolgung unmöglich, das geschlagene Heer zu vernichten, den fliehenden König einzuholen. Darius rettete sich mit einem erheblichen Teile seiner Truppen nach Ekbatana und gedachte noch einmal um Leben und Krone zu fechten. Die Euphrat- und Tigrisländer wurden eine leichte Beute des Siegers. Als er sich Babylon näherte, kam ihm die ganze Bevölkerung, die Priester und Behörden an der Spitze, zur Huldigung entgegen und überreichte ihm die Schlüssel von Stadt und Burg. Auch Susa mit seinen reichen Schätzen öffnete ihm freiwillig die Tore. Edelmütig wies er den gefangenen Mitgliedern der königlichen Familie den Memnonspalast zur Wohnung an. Im Spätherbst drang er in das Hochland von Iran ein. Blutige Kämpfe öffneten ihm den Weg in die Stammlande der Achämeniden, und bald nahmen die geheiligten Städte Persepolis und Pasargadä mit den Burgen und Gräbern der alten Herrscher den Triumphator auf. Die herrlichen Schlösser, an denen von der Regierung des Darius an bis zu den Zeiten des Artaxerxes Ochus gebaut worden war, wurden ein Raub der Flammen. Alexander selbst gebot, die Brandfackel in die Prachthallen zu schleudern, sei es, daß er als Bundesfeldherr der Hellenen die von Xerxes angeordnete Einäscherung der griechischen Tempel rächen, sei es, daß er durch die rauchenden Trümmer die Entthronung der Dynastie des Kyrus versinnbildlichen wollte.

Nach längerer Winterrast rückte er gegen Ekbatana vor. Darius, dem Feigheit und Mißgeschick das Vertrauen der Untertanen entzogen hatten, floh mit 10000 Mann ostwärts. Alexander verweilte nur kurze Zeit in der medischen Hauptstadt. Dann setzte er dem Gegner nach, und als er erfuhr, daß der unglückliche Fürst von seinen meuternden Begleitern gefesselt,



Die Königspaläste in Persepolis.
Rekonstruktion von Ch. Chipiez.

und der Satrap Bessus von Baktrien auf den Schild erhoben sei, jagte er in wildem Ritt hinter den Verrätern her. Schon hoffte er sie einzuholen, da stieß Bessus seinen König nieder und eilte in seine Provinz. Sterbend wurde der letzte Achämenide von den mazedonischen Reitern am Wege gefunden. Sie reichten dem Lechzenden einen Trunk Wasser. Eben hatte er für diesen Liebesdienst gedankt, da hauchte er sein Leben aus. Als Alexander ankam, bedeckte er den Verblichenen mit seinem Königsmantel und ließ ihn ehrenvoll in der Grabstätte seiner Ahnen beisetzen.

Er war jetzt in den Augen der Orientalen der rechtmäßige Erbe des Darius und fühlte sich als solcher verpflichtet, seinen Tod mit dem Blute des Mörders zu sühnen. Sobald er Iran bezwungen, brach er über den Parapamisus (Hindukusch) in Baktrien und Sogdiana (Westturkestan) ein, wo Bessus unter dem Namen Artaxerxes IV. den Königstitel angenommen hatte. Der treulose Satrap ward von seinen Anhängern bald im Stiche gelassen, in einem Dorfe umstellt und von den Bewohnern ausgeliefert. Nachdem man ihm auf Alexanders Befehl wegen seines Verrates an Darius Nase und Ohren abgeschnitten hatte, schickte man ihn in Ketten nach Ekbatana, wo er nach dem Urteilsspruch der persischen und medischen Großen ans Kreuz geschlagen wurde. Aber das furchtbare Strafgericht war für die Unterwerfung der nördlichen Landschaften ohne Nutzen. Den Bessus löste Spitamenes ab, und es dauerte noch volle zwei Jahre, bevor der nationale Widerstand der kriegerischen Völker gebrochen war. Erst als der Häuptling Oxyartes, durch die Verwegenheit der mazedonischen Bergsteiger erschreckt, seine auf schroffem Felsen thronende Burg übergeben hatte, legten die Eingeborenen die Waffen nieder. Um seine Eroberungen zu sichern, gründete der kühne Held mehrere Städte, unter diesen als vorgeschobensten Posten griechischer Sprache und Sitte Alexandria am Jaxartes (Syr), dem



Kämpfender Perser.
Fragment vom großen Sarkophag von Sidon (sog. Alexander-Sarkophag). Im Museum in Konstantinopel.

alten Grenzflusse des Perserreiches. Zur Befestigung seiner Herrschaft trug in nicht geringerem Maße seine Vermählung mit Roxane, der Tochter des Oxyartes, bei.

Von Baktrien aus unternahm Alexander im Jahre 327 die Heerfahrt nach dem Wunderlande Indien. Was bezweckte er mit dem Feldzuge? Wollte er wirklich, wie man nach einer ihm in den Mund gelegten Rede vermuten könnte, bis ans Ende der Welt dringen und sich



Alexander der Große.

Kopf einer überlebensgroßen Statue eines vermutlich zeitgenössischen Künstlers.

Im kaiserl. ottomanischen Museum zu Konstantinopel. (Nach „Jahrbuch des kaiserl. archäologischen Instituts.")

alle Reiche des Erdenrunds dienstbar machen? Blendeten ihn die von der Sage gemeldeten Kriege eines Ramses oder Sesostris, oder dachte er an die mythischen Wanderungen des Herakles und Dionysus? Gewiß war die Ruhmbegierde eine der wichtigsten Triebfedern seines Handelns. Aber auch der Geist der Romantik, derselbe Geist, der ihn das Grab des Peliden und das Orakel Ammons hatte aufsuchen lassen, drängte ihn zu dem abenteuerlichen Schritte. Mit 120000 Mann, zu zwei Dritteln Asiaten, stieg er das Tal des Kophen (Kabul) hinab und gelangte nach manch hartem Strauß mit den unabhängigen Bergstämmen des heutigen Afghanistan in das vom Indus und seinen Nebenflüssen bewässerte Fünfstromland. Dieselbe Straße war anderthalb Jahrtausend vorher in mehreren aufeinander folgenden Schichten ein Zweig der Arier gezogen, hatte in blutigem Ringen einer dunkelfarbigen Rasse, der „schwarzen, gesetzlosen und gottlosen Haut", die Ebene entrissen, die sich in einer Länge von 2500 km südlich von dem Himalaya ausdehnt, die Urbevölkerung vertrieben oder geknechtet, eine Fülle kleiner Staatswesen gegründet und in dem tiefen Frieden, der den langwierigen Kämpfen ein Ende machte, unter dem entnervenden Einfluß des tropischen Himmels und üppigen Pflanzenwuchses eine düstere, weltabgewandte Kultur entwickelt. Sobald Alexander als erster Europäer über den Indus gesetzt hatte, befand er sich im Gebiete des Taxiles, der schon in Baktrien Freundschaft und Bündnis mit ihm geschlossen hatte. Mit all der Pracht, wie sie nur dem Orient eigen ist, kam ihm sein Schützling entgegen, geleitete ihn in die Hauptstadt seines Reiches und feierte ihm zu Ehren herrliche Feste. Auch die benachbarten Fürsten bequemten sich zur Huldigung. Nur Porus nicht, der mächtige König jenseits des Hydaspes, des Taxiles erbitterter Feind. Den Gesandten, die ihn aufforderten, sich zu unterwerfen, gab er die stolze Antwort, er werde mit seinem Heere zum Empfange bereit sein. Trotz der wolkenbruchartigen Gewitter, wie sie in der Monsunzeit niederzugehen pflegen, marschierte Alexander nach Osten weiter, um den stolzen Gegner zu demütigen. Porus hatte seine Drohung wahr gemacht und stand mit 30000 Mann Fußvolk, 4000 Reitern, 300 Streitwagen und 200 Elefanten an dem Flusse, der sein Gebiet von dem des Taxiles trennte. Angesichts des gewaltigen Heeres über den hochgeschwollenen Hydaspes zu gehen, war ein Ding der Unmöglichkeit. Tagelang hielten die mazedonischen Truppen im strömenden Regen aus, bis man an einer unbewachten Stelle das andere Ufer gewinnen konnte. Nun entspann sich der fürchterlichste Kampf, den Alexander je bestehen mußte. Eben hatte er die feindliche Reiterei geworfen, da ließ Porus die Elefanten vorrücken, die alles, was ihnen in den Weg kam, mit ihren Rüsseln niederschlugen oder mit ihren plumpen Füßen zerstampften. Entsetzt wichen die mazedonischen Pferde vor dem Gebrüll der Dickhäuter zurück. Daraufhin erneuerte die indische Reiterei die Schlacht, wurde aber wiederum in die Flucht gejagt. Endlich gelang es, die Führer der Elefanten niederzuschießen und viele der Ungeheuer durch Beilhiebe in die Fersen unschädlich zu machen. Vergebens versuchte Porus den Kampf zum Stehen zu bringen. Sein Heer wurde von allen Seiten umzingelt, über die Hälfte niedergemetzelt, er selbst durch einen Pfeilschuß verwundet. Ein indischer Vasallenfürst Alexanders holte den Fliehenden ein und führte ihn zu seinem Gebieter. Gefragt, wie er behandelt sein wolle, erwiderte Porus: „Königlich". Seine Bitte wurde gewährt. Er blieb gegen Anerkennung der mazedonischen Oberhoheit im Besitze seiner Herrschaft und war von nun an ein ebenso treuer wie wertvoller Bundesgenosse Alexanders. Nachdem der König auf dem Schlachtfelde Nikäa



Indisches Dekadrachmon mit Darstellung der Schlacht gegen König Porus.
(London, Britisches Museum.) Nach Gipsabguß.

(Siegesstadt) gegründet hatte, setzte er seinen Eroberungsmarsch fort. Am Hyphasis, dem östlichen Grenzfluß des Fünfstromlandes, bemächtigte sich der europäischen Truppen eine schwermütige Stimmung. Sie kämpften seit Jahren fern vom Vaterlande in unbekannten Gegenden, und je weiter sie vordrangen, desto mehr schwand die Hoffnung auf Rückkehr. Das Heimweh übermannte sie. Alexander appellierte an ihr Ehrgefühl; umsonst. Er entzog sich mehrere Tage dem Anblick der Soldaten. Nicht einmal dieses Mittel fruchtete. Ärgerlich gab er ihrem Wunsche nach.

Zu diesem Entschlusse bestimmte ihn auch wohl die Erwägung, daß fernere Eroberungen zwecklos seien, da sie sich nicht halten ließen. Denn Sieger und Besiegte muß eine Gleichartigkeit des Denkens und Fühlens vereinigen, wofern sie beide am staatlichen Leben teilnehmen sollen. Wo diese Gemeinsamkeit fehlt und sich auch nicht herstellen läßt, werden sich die durch das Schwert verbundenen Völker immer fremd und schroff gegenüberstehen. Daher war es auch Alexanders vornehmlichste Aufgabe, Griechen und Barbaren einander zu nähern, und da das Hellenentum seit mehr als einem Jahrhundert auf das Perserreich einwirkte, so durfte er hoffen, daß hier in absehbarer Zeit ein gewisser Ausgleich erfolgen werde. Anders lag die Sache in Indien. Die Griechen traten jetzt zum ersten Male mit den Bewohnern dieses Landes in Berührung. Zwischen beiden Nationen tat sich eine Kluft auf, viel tiefer und breiter als die, welche Juden und Griechen trennte. Aus dem ursprünglichen Monotheismus der Arier, an den noch die Lehre von dem vor allen Wesen lebenden Weltenschöpfer Prajâpati erinnert, war ein Götzendienst von verwirrender Vielgestaltigkeit entstanden. Eine endlose Fülle peinlichst zu beobachtender Formeln und die Furcht vor nahezu 500 Höllen, welche die armen Sterblichen alle zu passieren hatten, erstickte jede Schaffensfreude und erzeugte jenes dumpfe Hinbrüten, an dem die Indier noch heute kranken. Die Aberweisheit der Brahmanen (Priester) ruhte nicht, bis sie, unbekümmert um den Volksglauben, durch auf die Spitze getriebenes Abstrahieren und kühne Sophistik zu einem öden Pantheismus gelangte. Dadurch ebnete sie den Boden für die Reaktion Buddhas (um 500), der das Dasein Gottes und die Unsterblichkeit der Seele leugnete, folgerichtig alle Opfer und Gebete verwarf und so jede Religion verneinte. Das Volk seufzte unter der despotischen Regierungsgewalt. Doch blieben die Priester von deren Druck verschont, da die Fürsten nur über die Laien herrschten. Die Stände waren aufs schärfste voneinander geschieden, jedes Aufsteigen in eine höhere Klasse, sei es durch Heirat oder persönliche Tüchtigkeit, von vornherein ausgeschlossen. Die fast göttlich verehrten Brahmanen betrachteten eine bloß zufällige Begegnung mit einem Angehörigen der untersten Kaste als eine greuliche Verunreinigung ihrer Würde. Nirgends nahm die Frau eine so niedrige Stellung ein als in Indien, so daß selbst die aus der menschlichen Gesellschaft Ausgestoßenen mit Verachtung auf sie herabblickten. Abgesehen von einer schwärmerischen Dichtung und einer phantastischen Philosophie, haben die Indier vor Alexander nichts Nennenswertes für die Entwicklung der Menschheit geleistet. Namentlich fehlten in dem Lande stumpfer Tatenlosigkeit, in dem zwecklose Selbstquälerei als Gipfel der Vollkommenheit galt, jegliche Freiheit und Anregung zu künstlerischem Schaffen. Die erhaltenen Denkmäler stammen frühestens aus der Mitte des dritten vorchristlichen Jahrhunderts und verdanken ihr Entstehen nicht dem Brahmaismus.

Mit diesem unnatürlichen Volke trafen die lebenslustigen, leicht beweglichen und geistig regsamen Griechen zusammen. Sie sahen und staunten, aber sie verstanden nicht. Märchen und Wunder wußten sie aus dem Zauberlande zu berichten, das Wesen der Bewohner blieb ihnen verschlossen. Sie lernten so gut wie nichts in Indien. Nur dem Handel eröffneten sie neue Bahnen, aber dazu bedurfte es keiner Eroberungen. An den Indiern ging die Bekanntschaft mit dem fortgeschrittensten Westvolke fast spurlos vorüber. Nicht einmal die Erinnerung an den Siegeszug des Eroberers hat sich bei ihnen erhalten. Nach seinem Tode vernichtete Tschandragupta, vom Ganges vordringend, die mazedonische Herrschaft. Seleukus machte den vergeblichen Versuch, sie wiederherzustellen. Erst um 200 wurde vom griechisch-baktrischen Reiche aus das, was

Alexander einst besessen hatte, dem Hellenismus zurückgewonnen. Aber „der griechische Einfluß, der sich jetzt in der indischen Kunst bemerkbar macht, ist auf jenen äußersten Nordwesten beschränkt geblieben, den ursprünglich niemand zum eigentlichen Indien gerechnet hat". Eine innige Verschmelzung der beiden Kulturen war bei der Übermacht der Brahmanen, die sogar den Buddhismus aus dem Felde schlugen, ganz unmöglich.

Nachdem Alexander am Hyphasis auf zwölf turmhohen Altären Opfer dargebracht hatte, trat er unter dem Jubel der Soldaten den Rückzug zum Hydaspes an. Hier gab er den Befehl, eine gewaltige Flotte zu bauen, und in kürzester Frist standen ihm 2000 Schiffe zur Verfügung, deren Führung er dem Kreter Nearch anvertraute. Er selbst fuhr mit dem Kern des Heeres der Indusmündung zu, während eine Abteilung unter Hephästion auf dem linken, eine zweite unter Kraterus auf dem rechten Ufer stromabwärts marschierte. Die Stämme, deren Land man durchzog, unterwarfen sich freiwillig oder wurden bezwungen. Den heftigsten Widerstand leisteten die Maller. Bei dem Sturm auf ihre Hauptstadt war Alexander einer der ersten, welche die Mauer erstiegen. Er hätte die Tollkühnheit beinahe mit dem Leben bezahlt. Wo das Indusdelta beginnt, gründete er die Stadt Pattala. In der Hoffnung, sie werde der Mittelpunkt des indisch-griechischen Handelsverkehrs werden, ließ er umfassende Hafenanlagen und Stapelplätze schaffen und segelte selbst durch mehrere Mündungen des Riesenflusses in den Indischen Ozean hinaus, um sich nach der besten Einfahrt in den Strom zu erkundigen. Von Pattala führte er die Truppen durch das Sandmeer Gedrosiens (Beludschistans), während Nearch mit der Flotte längs der Küste steuerte, um sich in Karmanien (an der Straße von Ormus) wieder mit dem Könige zu vereinigen. Alexander hatte anfangs mit wilden Völkerschaften, dann mit den Schrecken der Natur zu kämpfen. Auf dem Marsche durch den Sonnenbrand der Wüste sanken Tausende verschmachtend nieder. Niemand achtete der Unglücklichen. Denn selbst die Kräftigsten waren zu Gerippen abgemagert und schleppten sich nur mühsam fort. Drei Viertel der Soldaten fanden in dem trostlosen Lande ihr Grab. Auch die Matrosen hatten viel zu leiden. Es fehlte an Nahrung und Trinkwasser. Widrige Winde hinderten wochenlang die Fahrt. Die Schiffe wurden durch Stürme und Klippen arg mitgenommen. Der König fürchtete, das ganze Geschwader sei zugrunde gegangen. Um so größer war seine Freude, als er aus dem Munde Nechars hörte, Flotte und Mannschaft lägen gerettet im Hafen. Nach wohlverdienter Rast brach man nach Susa auf. Es war die höchste Zeit, daß Alexander kam. Die lange Abwesenheit war von vielen Beamten aufs schändlichste mißbraucht worden. Man hatte sich



Alexander der Große.
Reiterstatuette aus Bronze im Nationalmuseum, Neapel.

Willkürakte zuschulden kommen lassen, die jeder Beschreibung spotten. Über die Übeltäter erging ein strenges Gericht. Eine Reihe Satrapen wurde hingerichtet und die abgesetzt, die, ohne selbst strafbare Handlungen begangen zu haben, dem Unwesen in ihren Provinzen nicht gesteuert hatten. Nachdem der König mit fester Hand die Ordnung wiederhergestellt hatte, veranstaltete er in Susa ein großes Fest, an dem 9000 Personen als seine Gäste teilnahmen. Es galt, seine Hochzeit mit Statira, der Tochter des Darius, zu feiern. Die Vermählung des hellenischen Bundesfeldherrn mit der Prinzessin aus dem Achämenidenhause war politisch hochbedeutsam. Sie sollte ein Sinnbild der innigen Verbindung sein, die nach des Königs Wunsch nunmehr Griechen und Barbaren eingingen. Daß er schon eine rechtmäßige Gemahlin hatte, daran nahm niemand Anstoß. Seinem Beispiele folgten hundert vornehme Griechen und Mazedonier, indem sie Damen aus dem persischen Adel heirateten.



Kopf Alexanders des Großen. Detail aus der Jagdszene am sogen. Alexander-Sarkophag. Museum in Konstantinopel.

Derselbe Gedanke leitete Alexander, als er 30 000 Asiaten, wie Mazedonier ausgebildet und bewaffnet, ins Heer aufnahm und den Eingeborenen sogar die höchsten militärischen Stellen übertrug. Die europäischen Offiziere und Soldaten fühlten sich hierdurch tief gekränkt; sie wollten nicht mit den Barbaren auf gleicher Stufe stehen. Schon seit dem Tode des Darius war das Verhältnis zwischen Alexander und den Mazedoniern anders geworden. Es wurde übel vermerkt, daß er sich mitunter in orientalischer Tracht zeigte, daß er die Asiaten nicht nach dem Rate seines Lehrers behandelte, als ob sie Pflanzen oder Tiere wären, daß er auch dem mazedonischen Adel, „seinen Genossen" (Hetären) gegenüber den König herauskehrte. Kurz vor dem Zuge nach Indien hatte sich sogar eine Verschwörung gebildet, die dem eines Mordanschlages auf Alexander angeklagten und überführten Philotas und seinem Vater Parmenio als dem vermeintlichen Mitwisser des Planes das Leben kostete. Auch in der folgenden Zeit war es wiederholt zu bitteren Schmähreden über die zunehmende Orientalisierung des Königs gekommen und selbst Männer wie Klitus, der Retter Alexanders in der Schlacht am Granikus, und Kallisthenes, ein naher Verwandter des Aristoteles, hatten ihre Tadelsucht mit dem Tode gebüßt. Aber während bisher nur einzelne ihrem Unmut Luft gemacht hatten, wurde jetzt der Ärger allgemein. Bei einer Truppenschau in Opis brach eine offene Meuterei aus. Als der König die Veteranen mit Worten herzlichen Dankes entlassen wollte, wurde er von wirrem Geschrei unterbrochen. Er möge sie nur alle verabschieden, so riefen die wütenden Soldaten, da er ihrer nicht mehr bedürfe und mit den Barbaren und seinem Vater Ammon ins Feld ziehen könne. Alexander war nicht der Mann, der sich durch das Toben der Menge aus der Fassung bringen ließ. Die Frechsten befahl er zu verhaften und zur Richtstätte abzuführen. Dann hielt er ihnen eine heftige Standrede, begab sich in sein Schloß und vertraute den Wachtdienst ausschließlich Barbaren an. Das verdroß die Mazedonier doch zu sehr. Sie eilten reumütig zum Palaste und flehten und jammerten so lange, bis sie wieder in Gnaden aufgenommen wurden. An dem felsenfesten Willen Alexanders hatten sich die Wogen des Aufruhrs gebrochen. Die letzte und gefährlichste Opposition war überwunden. Der Sieg des Königs war ein Sieg des Königtums. Nichts hinderte ihn mehr, sein Lieblingsprojekt durchzuführen. Nachdem er die Sonderstellung der mazedonischen Krieger, die Vorrechte des mazedonischen Adels aufgehoben hatte, durfte er es getrost wagen, alle rechtlichen Unterschiede zwischen Hellenen und Barbaren zu beseitigen. Es entsprach dies insofern der Billigkeit, als ja die Asiaten die überwiegende Masse der Bewohner bildeten, stimmte zugleich auch mit den Anschauungen des Königs überein. Bald nach den Vorgängen in Opis erließ er zwei tief einschneidende Gesetze, welche die Gleichheit aller Untertanen anbahnten, aber das Hellenentum an der Wurzel trafen. Zunächst verlangte er, daß ihm in den griechischen Gemeinden durch Volksbeschluß göttliche Ehren erwiesen werden sollten. Die

Athener sträubten sich eine Zeitlang gegen das entwürdigende Gebot. Die Spartaner, deren törichter Versuch nach der Schlacht bei Issus, ihre Hegemonie an die Stelle der mazedonischen zu setzen, der Reichsverweser Antipater vor den Mauern von Megalopolis in einem Blutbade erstickt hatte, erklärten ohne jede Erörterung, da Alexander Gott genannt zu werden wünsche, so gestänben sie ihm dies zu. Ein zweiter Erlaß bestimmte, daß allen Verbannten die Heimkehr gestattet werden müsse. Damit war freilich den ekelhaften Parteikämpfen die häßlichste Waffe genommen, jedoch auf Kosten der Autonomie der griechischen Staaten, die durch die Beschlüsse der Korinther Nationalversammlung ausdrücklich gewährleistet worden war. Was von ihr übrig blieb, ging nur wenig über die kommunale Selbstverwaltung hinaus. Wie segensreich die Anordnung des Königs auch sein mochte, sie war ein offenbarer Rechtsbruch und zeigte aufs deutlichste, was man von einem vergötterten Monarchen noch erwarten konnte.

Als Alexander die Veteranen unter Kraterus in die Heimat entsandt hatte, begab er sich nach Medien. In Ekbatana veranstaltete er mit unerhörtem Gepränge die Dionysien. Während der Festlichkeiten starb sein treuer Freund Hephästion. Vom Schmerz überwältigt, wollte sich der König anfangs nicht von der Bahre des Jugendgespielen trennen. Endlich befahl er, die Leiche nach Babylon zu bringen, wo die Totenfeier in seinem Beisein stattfinden sollte. Er selbst marschierte mit dem Heere auf einem Umwege dorthin, indem er durch das Gebiet der räuberischen Kossäer zog, welche in dem iranischen Randgebirge östlich von Susa hausten. Eben hatte er den größten Teil des wilden Stammes ausgerottet, den Rest zu seßhaftem Leben genötigt, und war nicht mehr fern von der Hauptstadt Mesopotamiens, da erschienen in seinem Lager Gesandtschaften aus aller Herren Ländern. Besonders der Westen der alten Welt war stark vertreten, und selbst der römische Senat soll eine Abordnung geschickt haben. Man sah offenbar mit gespannter Erwartung den kommenden Ereignissen entgegen. Die Griechen Unteritaliens sehnten sich nach dem Augenblick, wo der mächtige Held mit seinen ruhmgekrönten Scharen an der Küste Hesperiens landen werde, um auch hier das Hellenentum zum Siege zu führen. Infolge ihrer Zwietracht unfähig, sich der vordringenden Barbaren des Hinterlandes zu erwehren, hatten sie den Spartaner Archidamus, den Sohn und Nachfolger des Agesilaus, und bald darauf den Epirotenfürsten Alexander, den Schwager des mazedonischen Königs, zu Hilfe gerufen. Aber diese waren nach einigen glücklichen Gefechten den Italikern unterlegen, der eine in demselben Jahre, in welchem die Schlacht bei Chäronea das Geschick Griechenlands entschied, der andere um die Zeit, als sein Verwandter gegen Porus zu Felde zog. Nicht viel günstiger lagen die Verhältnisse in Sizilien; die uralte Fehde zwischen Hellenen und Semiten, zeitweise durch Friedensschlüsse beigelegt, brach immer von neuem aus. Die Insel litt daneben unter dem Schreckensregiment der Tyrannen, die, auf Söldner und Pöbel gestützt, einen Vernichtungskrieg gegen das Bürgertum führten. Der Korinther Timoleon hatte zwar eine vorübergehende Besserung gebracht, indem er allenthalben die Gewaltherrscher stürzte und durch einen glänzenden Sieg die Karthager auf den äußersten Westen beschränkte. Aber nach seinem Tode (337) begann wieder der frühere Wirrwarr. Eine dauernde Heilung der Schäden ließ sich nur von dem Organisationstalent, der unbeugsamen Festigkeit und der Waffengewalt Alexanders erwarten.



Silberstater des Alexander von Epirus. (Berlin, Kgl. Münzkabinett.) Nach Gipsabguß.

Was die Hellenen mit freudiger Zuversicht erfüllte, verursachte den Barbaren Furcht und Beklemmung. Daher beeilten sie sich, durch Gesandte die Freundschaft des Fürsten zu gewinnen, der in seinem Tatendrang nicht eher Ruhe zu finden schien, bis der Erdkreis zu seinen Füßen liege. Die Besorgnis war nicht ganz unbegründet, denn bald nach seinem Einzuge in Babylon, das die Hauptstadt des Reiches werden sollte, traf der König Vorkehrungen, Arabien zu unterwerfen. Das Gerücht verbreitete sich, die Rüstungen seien auch gegen die Mittelmeerländer bis

an den Atlantischen Ozean gerichtet. Die Truppen wurden neu formiert, die Flotte lag zur Ausreise bereit, einige Schiffe segelten voraus, den Seeweg um die unbekannte Halbinsel zu erforschen, und die Zeit des Aufbruchs stand bereits fest. Da erkrankte der König, bald nachdem er der Leichenfeier für den zum Heros erhobenen Hephästion beigewohnt hatte. Sein durch Strapazen und Sorgen geschwächter Körper war den Gelagen, denen er sich mehrere Tage hintereinander im Übermaß hingegeben hatte, nicht mehr gewachsen. Ein Fieber ergriff ihn. Sein Zustand verschlimmerte sich zusehends, und um die Mitte Juni 323 hauchte er, noch nicht 32 Jahre alt, sein Leben aus. Es war ein weltgeschichtlicher Augenblick, als der Eroberer nach einer meteorgleichen Siegesbahn in der Burg der alten babylonischen Könige die Augen zum letzten Male schloß. Voller Besorgnis sahen die Mazedonier der Zukunft entgegen. In Hellas wurde die Begeisterung für die Freiheit wieder wach. Die Griechen Italiens und Sizilien waren um eine Hoffnung ärmer, indes die westlichen Barbaren erleichtert aufatmeten. Niemand gedachte der geplanten Unternehmungen, und das Geschick, das der Held mit starker Hand aus seinem Schlendrian gerüttelt hatte, durfte den beflügelten Schritt mäßigen.

3. Die Kämpfe der Diadochen und Epigonen.

Hält es weniger schwer zu erwerben als das Erworbene zu behaupten, so konnte nur ein Fürst, der durch seine Geistesgröße selbst den Eroberer in Schatten stellte, das gewaltige Reich zusammenhalten. Da es an einem solchen Genie fehlte, trug die Schöpfung des Mazedoniers den Todeskeim in sich. Der Zerfall wurde dadurch beschleunigt, daß Alexander keinen ehelichen Sohn hinterließ und die Thronfolge nicht geregelt war. Die Entscheidung über die Frage, wer die Krone tragen sollte, lag bei dem Heere. Aber zwischen Fußvolk und Ritterschaft kam es angesichts der kaum erkalteten Leiche zu blutigem Zwist. Der Adel wollte die Rechte des demnächst von Roxane zu erwartenden Kindes gewahrt wissen, die Phalanx entschied sich für Philipp Arrhidäus, den schwachsinnigen Halbbruder des Verstorbenen. Die Klugheit des Geheimschreibers Eumenes führte zu einem Ausgleich, wonach die Forderungen beider Parteien als begründet anerkannt wurden. So gab es, da bald darauf die Königin-Witwe eines Knaben genas, zwei rechtmäßige Herrscher, einen Simpel und einen Säugling. Für sie leitete Perdikkas, dem der todkranke Alexander seinen Siegelring übergeben hatte, die Regierungsgeschäfte. Eine der ersten Maßregeln des Reichsverwesers war es, die tüchtigsten Generäle an die Spitze der Satrapien zu stellen. Er hoffte, sie auf diese Weise an sein Interesse zu fesseln und dadurch freie Bahn für seinen Ehrgeiz zu schaffen, der nichts Geringeres als das Diadem erstrebte. Doch er täuschte sich. Nur auf Eumenes, den er aus Erkenntlichkeit zum Satrapen Kappadokiens gemacht hatte, konnte er sich verlassen. Die übrigen waren nicht gesonnen, ihm den Steigbügel zu halten. Ihre Weigerung, sich seinen Befehlen zu fügen, und sein fester Entschluß, keine Unbotmäßigkeit zu dulden, führten eine Reihe von Kriegen herbei, die mit dem Untergang der wirklichen oder angeblichen Vorkämpfer des Königtums und mit der Zersplitterung des Reiches endeten. Schon das Altertum hat für die sich befehdenden Heerführer den Namen Diadochen (Nachfolger, nämlich Alexanders) geprägt und ihre Söhne und Enkel Epigonen (Abkömmlinge) genannt.

Zuerst wandte sich Perdikkas gegen Antigonus, den Statthalter von Phrygien. Dieser floh bei seinem Anmarsch nach Europa und fand Schutz bei Antipater, der eben einen Aufstand Griechenlands niedergeschlagen hatte.

Als nämlich die Kunde von dem Tode Alexanders erscholl, gab man sich in Hellas der eiteln Hoffnung hin, endlich das mazedonische Joch abschütteln zu können. Die Erhebung ging von den Athenern aus. Sie brachten an die 8000 Bürgersoldaten auf, verfügten über eine gleich große Zahl erprobter Söldner und besaßen in Leosthenes einen Feldherrn von anerkannter Tüchtigkeit. Auch fehlte es ihnen nicht an Geldmitteln zur Kriegführung. Hatten sie doch kurz



Giebel und Südseite des Großen (sog. Alexander-) Sarkophag aus Sidon, jetzt im Museum zu Konstantinopel.

Im Giebelfeld (oben) Kampfszenen zwischen Griechen und Persern; an der Langseite (unten) eine Löwenjagd.

Dieser Sarkophag, der vermutlich Ende des IV. Jahrh. v. Chr. von einem Künstler der attischen Schule geschaffen ist, wurde 1887 in einer unterirdischen Grottenanlage bei Sidon aufgefunden. Die auf seinen Lang- und Schmalseiten enthaltenen plastischen, in tiefen Farben kolorierten Darstellungen sind historisch und künstlerisch von größtem Interesse. Während er früher als der Sarg Alexanders d. Gr. selbst galt, wird er jetzt mit mehr Wahrscheinlichkeit einem macedonischen Vornehmen aus seiner Umgebung zugeschrieben.

(Nach Hamdy Bey & Reinach, une nécropole royale à Sidon. Paris 1892.)

vorher bei der Verhaftung von Alexanders ungetreuem Schatzmeister Harpalus, der mit fabelhaften Summen aus Asien geflohen war, einen erklecklichen Teil des Raubes beschlagnahmt. Ihr Ruf, für Vaterland und Freiheit das Schwert zu ziehen, fand anfangs nur bei den Ätolern Gehör. Von diesen unterstützt, bahnte sich Leosthenes den Weg durch Mittelgriechenland, schlug unweit der Thermopylen die von Antipater befehligten Mazedonier und zwang die besiegten Feinde, sich in die Stadt Lamia zu werfen, nach welcher der Krieg der Lamische heißt. Diese Erfolge machten überall tiefen Eindruck. Fast ganz Griechenland ergriff die Waffen. Aber bald wandte sich das Blatt. Der treffliche Leosthenes wurde vor den Mauern Lamias bei einem Ausfall der eingeschlossenen Mazedonier tödlich verwundet. Ein Entsatzheer nötigte seinen Nachfolger, die Belagerung aufzuheben.

So konnte sich Antipater unbehelligt hinter den Peneus zurückziehen. Um diese Zeit langte Kraterus mit den Veteranen Alexanders an. Jetzt gingen die Mazedonier wieder zum Angriff vor. Ein unbedeutender Sieg, den sie bei Krannon erfochten, bewog den Kriegsrat der verbündeten Hellenen, mit Antipater in Unterhandlungen zu treten (322). Da dieser jedem der beteiligten Staaten bei sofortiger Rückkehr in das frühere Vertragsverhältnis völlige Straflosigkeit versprach, waren die meisten froh, so billig davonzukommen, und löste sich das griechische Heer auf. Nur die Athener und die Ätoler zögerten, sich zu unterwerfen. Als aber die Mazedonier in Böotien einrückten, ergaben sich die ersteren auf Gnade und Ungnade. Sie mußten hohe Kriegssteuern zahlen, Oropus und Samus abtreten, ihre Verfassung in oligarchischem Sinne ändern und in Munychia eine Besatzung aufnehmen. Die geächteten Häupter der Nationalpartei wurden aufgespürt und hingerichtet, wenn sie nicht, wie Demosthenes, dem Tode durch Henkershand den Selbstmord vorzogen. Besser erging es den Ätolern. Sie flohen bei dem Anmarsch der Mazedonier in ihre unwegsamen Berge, wo sie sich auch gegen ein weit überlegenes Heer leicht verteidigen konnten. Antipater und Kraterus machten sich auf einen langwierigen Kleinkrieg gefaßt. Da aber richtete Antigonus ihr Augenmerk auf die Vorgänge im Orient. Dort stand mehr auf dem Spiele als in dem ärmlichen Berglande. Schon hatte Perdikkas die Verhältnisse in Asien nach seinem Willen geordnet, schon schickte er sich an, auch den General Ptolemäus, den Statthalter Ägyptens, zu demütigen. Antipater und Kraterus zauderten nicht, den Ätolern einen günstigen Frieden zu gewähren. Dann verbündeten sie sich mit Ptolemäus und brachen, um ihm durch einen Angriff auf Eumenes die Abwehr des Perdikkas zu erleichtern, nach dem Osten auf. Anfangs lächelte ihnen das Glück, indem halb Kleinasien zu ihnen abfiel. Doch in Kappadokien verlor Kraterus Schlacht und Leben. Hierdurch sah sich auch Antipater bedroht, zumal als die Griechen, vom Reichsverweser aufgewiegelt, wieder unruhig wurden. Ein unerwartetes Ereignis befreite ihn aus seiner kritischen Lage. Perdikkas fiel nach unglücklichen Gefechten am Pelusinischen Nilarm als Opfer einer Meuterei, deren mutmaßlicher Urheber Seleukus war. Sein Heer trat den Rückzug nach Syrien an und ging zu Antipater über. Der Tod des Regenten schien die Auflösung des Reiches im Gefolge zu haben. Aber die Gegner des Ermordeten hielten es für bedenklich, sogleich ihre wahren Absichten zu enthüllen. Deshalb übertrugen sie auf einer Zusammenkunft zu Triparadisus im hohlen Syrien dem über 70 Jahre alten Antipater die vormundschaftliche Regierung. Zugleich verteilten sie aufs neue die Provinzen, wobei sie Seleukus mit Babylonien bedachten, ächteten des Perdikkas Freund Eumenes und beauftragten Antigonus, ihn aus seiner Satrapie zu vertreiben. Der zum Reichsfeind erklärte General warf sich als Verteidiger der königlichen Rechte auf, und da er von



Tetradrachmon des Antigonus mit den Münztypen Alexanders des Großen.
(Berlin, Königl. Münzkabinett.) Nach Gipsabguß.

Polysperchon, dem Nachfolger Antipaters, in seiner Stellung anerkannt wurde und die Gardereiterei auf seine Seite brachte, konnte er, der Verfehmte, sogar für die Einheit der Monarchie eintreten. Aber nach Jahren siegreicher Kämpfe ward er von seinen eignen Truppen verraten und an Antigonus ausgeliefert, der ihn aus dem Wege räumte. Der Nebenbuhler des Ermordeten begnügte sich nicht mit der Lösung der ihm zugewiesenen Aufgabe, sondern verfolgte mit Geschick und Tatkraft das Ziel, Alexanders ganzes Reich in seiner Hand zu vereinigen. Seine Herrschaftsgelüste nötigten die übrigen Diadochen zum Abschluß eines Schutz- und Trutzbündnisses. Aber trotzdem wurden ihre Aussichten von Jahr zu Jahr trüber. Antigonus eroberte durch seinen talentvollen Sohn Demetrius Poliorketes (Städtebelagerer) fast ganz Hellas, um dessen Besitz Polysperchon und Antipaters Sohn Kassander stritten, und zertrümmerte 306 bei dem cyprischen Salamis Landheer und Flotte des Ptolemäus. Während der Kämpfe um die Oberleitung fanden die berechtigten Thronerben ihren Untergang. Olympias begann mit der Ausrottung des Hauses der Argeaden, und ihrem teuflischen Hasse erlagen der arme Arrhidäus und seine Gemahlin. Wenige Jahre, nachdem die alte Megäre von ihren ergrimmten Feinden zu Tode gesteinigt worden war, gab Kassander den Blutbefehl, die Königin-Witwe und ihr unschuldiges Söhnchen hinzurichten. So war das Reich verwaist und niemand konnte als Beschützer des Legitimitätsprinzips auftreten. Deshalb ließen Antigonus und Demetrius nach jenem herrlichen Siege bei Salamis die Maske fallen und nahmen den Königsnamen an. Doch nunmehr begann ihr Stern zu erbleichen. Es wollte nichts mehr gelingen. Ihr Angriff auf das von Ptolemäus besetzte Gaza schlug fehl, die mit erdrückender Übermacht belagerten Rhodier konnten nicht bezwungen werden, und schließlich erlitten sie von ihren verbündeten Gegnern, die, prompt ihrem Beispiele folgend, sich gleichfalls den Herrschertitel beigelegt hatten, 301 bei Ipsus in



Nike auf der Prora.

Denkmal aus Marmor, auf Samothrake von Demetrius Poliorketes und seinem Vater Antigonus errichtet zur Erinnerung an ihren großen Seesieg über die ägyptische Flotte bei Salamis im Jahre 306.

Gefunden 1863 auf Samothrake, jetzt im Louvre, Paris.

Phrygien eine vernichtende Niederlage. Antigonus selbst fiel in der Schlacht, und Demetrius rettete nur klägliche Trümmer des besiegten Heeres. Alle Versuche einzelner Generäle, die Reichseinheit aufrecht zu erhalten, waren gescheitert, die Auflösung der Monarchie seit dem blutigen Tage von Ipsus endgültig besiegelt.

Es bildeten sich zunächst vier Staaten: Mazedonien mit Griechenland, Thrazien mit dem westlichen Kleinasien, Ägypten mit Phönizien und Cölesyrien und — ein treffenderes Wort ist nicht vorhanden — Syrien, das fast ganz Asien bis nach Indien umfaßte.

In Mazedonien herrschte Kassander. Sein Tod war für das unglückliche Land der Anfang einer zwanzigjährigen Leidenszeit. Zwischen seinen Söhnen brachen Thronstreitigkeiten aus. In die Wirren griffen die Könige Pyrrhus von Epirus und Lysimachus von Thrazien ein, die sich, nachdem Demetrius Poliorketes vorübergehend die Krone getragen hatte, in den Besitz teilten. Lysimachus wurde von einem Mitgliede des ägyptischen Königshauses umgebracht. Der Mörder fiel im Kampfe gegen die Galater (Kelten). Dieses Volk befand sich schon über ein Jahrhundert in einer ostwärts gerichteten Bewegung, hatte um 400 Mailand erobert und sich ein Menschenalter später bereits auf der Balkanhalbinsel gezeigt, ohne indes damals den kraftvoll geschützten Kulturstaaten Schaden zuzufügen. Jetzt aber überflutete ein gewaltiger Schwarm Mazedonien, verwüstete das flache Land und zerstörte alle offenen Ortschaften. Eben hatte der General Sosthenes die Barbaren vertrieben, da ergoß sich eine neue Horde über das Land, die ihm den Untergang brachte und sich dann sengend und brennend nach Hellas wälzte. Als sich das Raubgesindel den Weg durch die mit zäher Tapferkeit verteidigten Thermopylen gebahnt hatte, wurde es bei Delphi völlig aufgerieben. Die wenigen Haufen, die hier der Vernichtung entgingen, zogen sich nach Mazedonien zurück, das nun zum dritten Male von Mord und Plünderung heimgesucht ward. Der Not machte Antigonus Gonatas, des Demetrius Poliorketes Sohn, ein Ende. Die dankbare Bevölkerung des herrenlosen Landes erkannte den Retter freudig als König an. Während Mazedonien unter ihm und seinen Nachfolgern wieder aufblühte, ging Hellas immer mehr dem Verfalle entgegen. Parteileidenschaft und Stammesfeindschaft dauerten trotz aller üblen Erfahrungen ungeschwächt an. In vielen Orten wüteten Tyrannen. Infolge ihrer Gewaltherrschaft mehrte sich die Zahl der Verbannten in erschreckendem Maße. Heimatlos und ohne Besitz durchzogen sie als Freibeuter das Land. Kühne Piraten lähmten den Handel; die allgemeine Zersetzung wurde durch zwei politische Organisationen noch gefördert, die bei einträchtigem Zusammenwirken dem Volke zum Segen hätten gereichen können. Kurz vor dem Einbruch der Gallier schlossen sich die ätolischen Gaue zum ätolischen, die achäischen Städte zum achäischen Bunde zusammen. Indem sie über ihr Stammesgebiet hinausgriffen und an die Spitze größerer Staatenverbände zu treten suchten, verfehdeten sie sich nicht nur mit manchen auf ihre Unabhängigkeit stolzen Kantonen, sondern auch untereinander. Die Folge waren greuelvolle Kriege, die Griechenland völlig verödeten. Dadurch erhielten die Mazedonier, welche schon seit den Diadochenkämpfen die strategisch wichtigsten Punkte — das von dem Sohn



Kopf des Apollo von Belvedere.
Marmor. Rom, Vatikan.
Man glaubt in diesem Apollostandbild, das im Belvedere des Vatikans aufbewahrt wird, ein Weihgeschenk zu sehen, das dem Gotte in seinem Tempel in Delphi dargebracht wurde zum Dank für den mit seiner Hilfe errungenen Sieg über die Galater bei Delphi.

des alten Antigonus am Pagasäischen Meerbusen erbaute Demetrias, ferner Chalzis auf Euböa und Akrokorinth, die drei Fußfesseln Griechenlands genannt — besetzt hatten, Gelegenheit, ihre Herrschaft zu erweitern und zu befestigen.

Das thrazische Reich wurde nach kurzem Bestande von dem syrischen verschlungen, welches dem babylonischen Statthalter Seleukus zugefallen war. Die Nachfolger des ersten Königs wußten das gewaltige Erbe nicht ungeschmälert zu erhalten. Das eigentliche Thrazien rissen die Gallier an sich, die nach zwei Menschenaltern von den Eingeborenen verdrängt wurden. Keltische Stämme setzten auch nach Kleinasien über, brandschatzten weit und breit das Land, sahen sich aber schließlich auf das nach ihnen benannte Galatien, einen Teil Phrygiens beschränkt, wo sie einen eigenen Staat mit der Hauptstadt Ankyra gründeten. Auf derselben Halbinsel bildeten sich noch vier weitere Reiche. Bithynien, Kappadokien und Pontus errangen unter einheimischen Fürstengeschlechtern ihre Unabhängigkeit, und in Pergamum, südwestlich von Bithynien, legte Philetärus, der frühere Schatzmeister des Lysimachus, den Grund zu einer Herrschaft, die sein zweiter Nachfolger Attalus I. durch glänzende Siege über die Kelten zu einer hellenischen Großmacht erhob. Um die Mitte des 3. Jahrhunderts fiel Diodotus, der Satrap Baktriens, ab. Der von ihm geschaffene Staat, der zeitweise seine Grenzen bis in das Gangesgebiet vorschob, behauptete sich als Bollwerk der griechischen Kultur etwa 200 Jahre. Dann erlag er den Angriffen eines mongolischen Nomadenvolkes. Ungefähr zur selben Zeit, wo Diodotus dem syrischen Könige den Gehorsam aufkündigte, wanderte ein iranischer Hirtenstamm unter dem Häuptling Arsakes aus Baktrien nach Westen und eroberte die Provinz Parthien, wo er seinen Führer zum König ausrief. Alle Versuche der syrischen Regierung, die ungebetenen Gäste zu vertreiben oder zu unterwerfen, schlugen fehl. Ja, die Arsakiden dehnten allmählich ihre Macht bis an den Euphrat aus. Nachdem endlich im Norden die Armenier, im Süden die Juden das fremde Joch abgeschüttelt hatten, war das einstige Weltreich auf das eigentliche Syrien zusammengeschrumpft. Die Seleukiden trugen selbst die Schuld an dem auffallenden Rückgang. Statt in Asien, welches ihnen ein gütiges Geschick verliehen hatte, die starken Wurzeln ihrer Kraft zu suchen, traten sie durch schroffe Hervorkehrung ihres griechischen Wesens in den schärfsten Gegensatz zu den Eingeborenen, welche durch die übereifrigen Hellenisierungsbestrebungen der Herrscher erst zum klaren Bewußtsein ihres nationalen oder religiösen Wertes gelangten. Während die Seleukiden den Widerstand der Barbaren zu brechen hatten, mußten sie zugleich die syrischen Küstenländer gegen die immer von neuem geltend gemachten Ansprüche Ägyptens verteidigen. Dieser doppelten Aufgabe waren sie nicht gewachsen.



Oktadrachmon des Ptolemäus I.
(Berlin, Königl. Münzkabinett.) Nach Gipsabguß.

Aber die Kriege hätten wohl ein besseres Gesamtergebnis gezeitigt, wäre die Dynastie nicht über die Maßen verfault gewesen. In Sprache und Denkweise fanatische Hellenen, entwickelten sich die Seleukiden frühzeitig, was Schwelgerei und Sittenlosigkeit anbetrifft, zu echten Orientalen. Sie hatten das zwar mit den übrigen Diadochengeschlechtern gemein; aber das syrische Königshaus überbietet doch an Schamlosigkeit die anderen alle. Seleukus, der Begründer der Dynastie, trat seine Gattin an seinen Sohn ab, Antiochus der „Fromme" heiratete die eigene Mutter, und die Haremswirtschaft mancher Herrscher führte zu greuelvollen Bruderkriegen, in denen Gift und Dolch die Entscheidung brachten.

Als der festgefügteste Staat erwies sich Ägypten. Ptolemäus, des Lagus Sohn, schon von Alexander mit der Leitung des Niltales betraut, erwarb sich durch seine Duldsamkeit gegen die ägyptische und die jüdische Religion, durch eifrige Pflege der Künste und Wissenschaften, durch

die treffliche Verwaltung und die Sorge um die wirtschaftliche Hebung des Landes die Liebe seiner Untertanen. Ägypten wurde durch ihn das wichtigste Bindeglied zwischen dem südeuropäischen und dem arabisch-indischen Handel, Alexandrien der Mittelpunkt des Weltmarktes. Die reichen Einnahmen ermöglichten die Unterhaltung einer gewaltigen Kriegsmacht. Hierauf gestützt, konnte er nachdrücklich in die auswärtigen Angelegenheiten eingreifen. Aber als Realpolitiker jagte er weder dem Schlachtenruhm nach, noch holte er für andere die Kastanien aus dem Feuer. Deshalb überließ er den Entscheidungskampf gegen Antigonus den Statthaltern Thraziens und Babyloniens. Die Eroberungen, die er machte, — Kyrenaika und Cypern — dienten lediglich den Interessen des Staates. Die nächsten Könige, Ptolemäus Philadelphus und Ptolemäus Euergetes, folgten dem Beispiel des großen Ahnherrn, so daß sich Ägypten fast ein Jahrhundert einer außerordentlichen Blüte erfreute. Nur die Kriege, durch welche sie den Seleukiden syrische Gebiete zu entreißen suchten und vorübergehend wirklich entrissen, waren von fraglichem Werte und entsprachen weniger der bewährten Staatskunst des ersten Lagiden als vielmehr der Weltpolitik der alten Pharaonen.

Die Kultur in der mazedonischen Zeit.

Die hellenische Volkskraft siechte seit dem Peloponnesischen Kriege mehr und mehr dahin. Eine neue, bessere Zeit schien zwar heranzubrechen, als sich der Kampf um die Vorherrschaft zugunsten Mazedoniens entschied. Aber dadurch, daß Alexander, statt sich mit seinem stammstaatlichen Königtum und der Hegemonie Griechenlands zu begnügen, die Weltherrschaft errang, entschwand die letzte Hoffnung auf eine Gesundung der Verhältnisse. Nicht bei Chäronea, sondern bei Issus und Gaugamela erhielt das Hellenentum den Todesstoß. Seine politische Rolle war ausgespielt. Dasselbe Los traf seine in dem freien Bürgertum wurzelnde nationale Kultur.

Echt griechischer Geist flammt nur noch im Anfange dieser Periode auf, wo die Patrioten sich zum Kampf auf Leben und Tod gegen Mazedonien rüsteten. Ja, die attische Beredsamkeit gelangte damals zur Vollreife. Die den Hellenen angeborene Redegabe entwickelte sich in Sizilien zur Kunst der Rhetorik. Der Sophist Gorgias verpflanzte diese nach Athen, wo sie eifrige und sorgsame Pflege fand. Um ihre weitere Ausbildung machten sich namentlich Lysias und Isokrates verdient. Der eine schrieb für andere Prozeßreden — in Athen durfte man sich nicht durch Rechtsanwälte vertreten lassen, sondern mußte sich selbst vor Gericht verteidigen —, die sich durch natürliche Anmut, Klarheit und eine dem jeweiligen Stande der Angeklagten meisterhaft angepaßte Sprache auszeichnen. Der andere war der gefeiertste Lehrer der Rhetorik. Er verfaßte gleichsam als Musterbeispiele für seine Schüler, vielleicht auch um sein Können zu beweisen und auf die Politik einzuwirken, eine Reihe von Prunkreden. Sie wurden nicht sowohl wegen ihres Inhalts, der mehr oder weniger auf eine Begünstigung der mazedonischen Politik hinauslief, als wegen ihrer Form in den gebildeten Kreisen Griechenlands hochgeschätzt. Das tönende Pathos und der gezierte Stil des Isokrates will uns Neueren nicht gefallen, aber seinem Periodenbau müssen auch wir Anerkennung zollen. Das ganze Altertum wird von seiner Rhetorik beeinflußt, selbst die Männer, welche wie Cicero über den gekünstelten Schmuck seiner Rede witzeln.

Der jüngere Zeitgenosse des Isokrates war Demosthenes. Er wurde 384 als Sohn wohlhabender Eltern zu Athen geboren. Schon mit sieben Jahren verwaist und von unredlichen Vormündern fast um sein ganzes Erbteil betrogen, lernte er früh auf eigenen Füßen stehen und sein Recht verfechten. Zum Jüngling herangereift, widmete er sich der öffentlichen Beredsamkeit. Trotz umfassender Studien und fleißigster Vorbereitung erntete er wegen einiger seiner Sprache und Haltung anhaftender Mängel zunächst nur Spott und Hohn. Doch er ließ sich nicht entmutigen, und seiner Ausdauer gelang es, alle Schwierigkeiten zu überwinden, worauf er sich

steigender Beliebtheit erfreute. Um diese Zeit begann Philipp die im Innern gefestigte Macht Mazedoniens zur Gewinnung der Vorherrschaft in Griechenland zu benutzen. Demosthenes war der erste, der seine Mitbürger hierauf aufmerksam machte. Aber seine Worte blieben anfangs ohne Wirkung. Der Mißerfolg reizte nur die Energie des Redners. Er sah von nun an — 351 hielt er die erste Rede gegen Philipp — den Kampf gegen den nordischen König als seine Lebensaufgabe an, und sein nie rastender Feuereifer erreichte auch schließlich, freilich zu spät, was überhaupt zu erreichen war. Er verdankte dies neben seiner unvergleichlichen Sprachgewalt und Redekunst namentlich seiner lauteren Gesinnung und seinem glühenden Patriotismus. Die Athener wußten diese Tugenden wohl zu bewerten. Es fiel ihnen nicht ein, den Redner für das Unglück des Staates verantwortlich zu machen. Einer seiner Anhänger stellte 336 sogar den Antrag, man möge ihn wegen seiner Verdienste um das Vaterland mit einem goldenen Kranze ehren. Äschines, der Wortführer der mazedonischen Partei, erhob hiergegen Einsprache und verlangte richterliche Entscheidung. Nach sechs Jahren endeten die Verhandlungen mit einem glänzenden Siege des Demosthenes. Seine Kranzrede, durch welche er, seine Tätigkeit beleuchtend und rechtfertigend, in den Rechtsstreit eingriff, ist „ein wahrer Hochgesang freien, demokratischen Selbstgefühls, technisch ein unübertroffenes Meisterwerk, bei weitem das schönste Denkmal, das die antike Beredsamkeit uns hinterlassen". Die überwältigende Mehrheit der Geschworenen bekannte sich zu den politischen Grundsätzen des Demosthenes, dem endlich die zugedachte Belohnung zuteil ward. Nur zu bald sollte er das Trügerische der Volksgunst kennen lernen. Man klagte ihn an, er habe sich von Harpalus (S. 263) bestechen lassen, erklärte ihn, obwohl man ihm nichts nachweisen konnte, für überführt und verurteilte ihn zu einer hohen Geldstrafe. Zahlungsunfähig, wurde er in den Kerker geworfen, entkam aber und lebte bis zum Tode Alexanders in der Verbannung. Als dann der Freiheitsdrang die Athener wiederum die Waffen ergreifen ließ, kehrte er, durch einen ehrenvollen Beschluß seiner Mitbürger gerufen, in die Vaterstadt zurück und half durch die Macht seines Wortes das Feuer der patriotischen Begeisterung zu heller Lohe anfachen. Der Sieg Antipaters zwang ihn zur Flucht. Im Poseidontempel der argolischen Küsteninsel Kalauria glaubte er sich geborgen. Doch die mazedonischen Häscher drangen in das Heiligtum ein, um ihn, mit Verletzung des Asylrechtes, zu ergreifen. Da er wußte, was er zu gewärtigen hatte, nahm er Gift und hauchte am Altare sein Leben aus. Athen, an dem er bis zum letzten Atemzug mit jeder Faser seines Herzens hing, ehrte sein Andenken durch ein Erzstandbild (Abb. Seite 268) mit der treffenden Aufschrift:



Äschines.
Standbild im Nationalmuseum, Neapel.

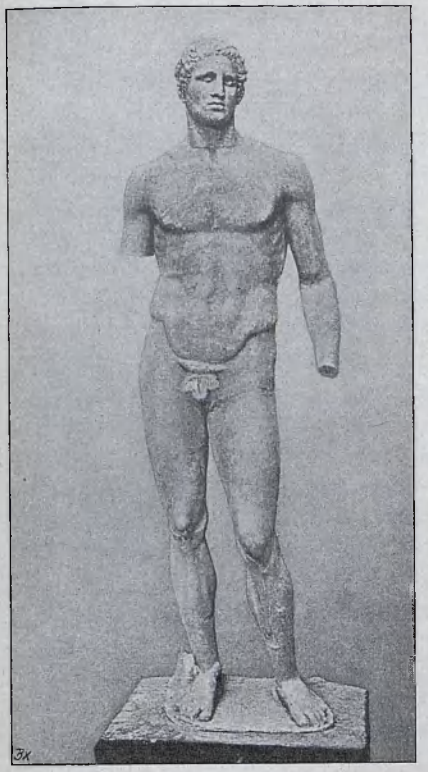
„Wenn du, Demosthenes, sowie Geist auch Stärke besaßest,
Nie den Hellenen gebot dann Mazedoniens Macht!"

Die Beredsamkeit welkt nach seinem Tode unter dem Einfluß asiatischer Geschmacklosigkeit dahin. Es gebricht den Rhetoren an der sittlichen Kraft, ohne die eine edle, markige Sprache nicht denkbar ist. Kunstfertigkeit, Wortfülle und Phrasenschwulst vermögen über diesen Mangel nicht hinwegzutäuschen.



Kopf des Hermes, von Praxiteles.

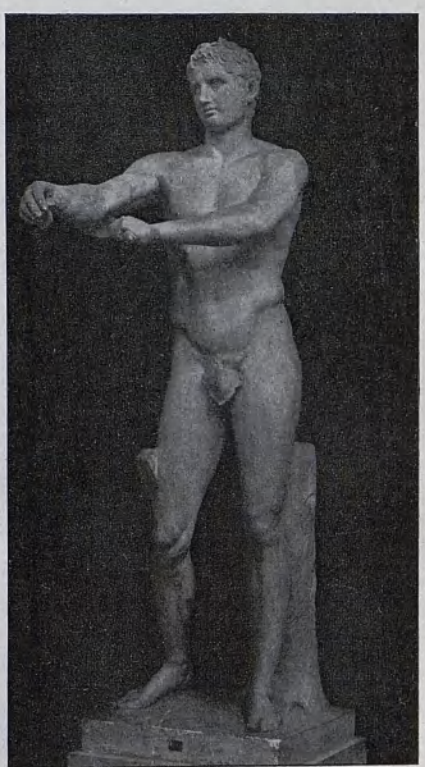
Das Standbild des Hermes von Praxiteles wurde am 8. Mai 1877 bei den deutschen Ausgrabungen in Olympia gefunden.



Statue eines Agias von Lysippus.
Marmor. In Delphi gefunden.
(Nach Bull. Corr. Hell.)

Auch die bildende Kunst hält sich eine Zeitlang noch auf der Höhe. Sterne ersten Ranges sind der Erzgießer Lysippus aus Sikyon, der Maler Apelles aus Kolophon und der Steinschneider Pyrgoteles, die einzigen Meister, welche der Sage nach Alexander den Großen darstellen durften.

Lysippus hat etwas Modernes an sich, indem er die Gegenstände nicht so wiedergibt wie sie sind, sondern wie sie sich dem Auge des Beschauers darbieten. Ein Fortschritt ist es, daß alle Seiten seiner Figuren mit gleicher Liebe und Genauigkeit behandelt sind, während die Vorgänger nur auf eine sorgfältige Ausführung der Vorderansicht Bedacht nehmen. Seine lebensprühenden Gestalten verbinden die Vorzüge der peloponnesischen und der attischen Schule und verraten das geläuterte Studium der Natur. Ruhe paart sich mit elastischer Beweglichkeit, und die Köpfe zeichnen sich durch porträtähnliche Deutlichkeit aus. Zu den besten Werken des Lysippus, die sich den Schöpfungen des Phidias und Polyklet ebenbürtig an die Seite stellen, gehörte der „Apoxyomenos" (Schaber), eine kraftstrotzende, sehnige Jünglingsfigur, die sich mit einer Striegel Öl, Schmutz und Schweiß der Palästra abreibt. Manche seiner zahlreichen Alexanderbilder atmeten die Luft des Hofes, mag sein königlicher Gönner mit dem Strahlenkranze Apollos auf dem Haupte oder mit den Blitzen des Zeus in der Hand erscheinen. Man sieht, auch der gottbegnadete Künstler schwimmt mit dem Strome. Bisher besaßen wir nur eine Reihe wohlgelungener Nachbildungen von Werken des gefeierten Erzgießers. Jüngst aber ist in der Figur eines Agias in Delphi anscheinend ein Originalwerk des Künstlers ausgegraben worden.



Apoxyomenos.
Marmorkopie nach der Erzstatue des Lysippus im Vatikanischen Museum, Rom.

Apelles galt vielen bis in die Neuzeit hinein als der größte Maler der Welt. Man rühmte an seinen Bildern die seelenvolle Auffassung, die Anmut der Darstellung und, obwohl nur vier Farben verwandt waren, den Liebreiz des Kolorits. Ein Alexander machte auf den König einen solchen Eindruck, daß er ausgerufen haben soll: „Es gibt zwei Alexander, den unbesiegbaren Sohn Philipps und den unnachahmbaren des Apelles." Sein schönstes Gemälde, das lange im Asklepiostempel zu Kos hing, war die „Anadyomene" (die aus dem Meeresschaum aufsteigende

Aphrodite). Großes Ansehen genoß auch seine Allegorie der Verleumdung, das älteste Bild dieser Art. Vielleicht stammt von ihm oder aus seiner Schule die „Schlacht bei Issus“ (Alexanderschlacht), die freilich nicht mit geschichtlicher Treue, aber mit wunderbarer Lebendigkeit den Augenblick veranschaulicht, wo Darius vor dem Ungestüm Alexanders die Flucht ergreift. Ist diese Vermutung richtig, so können wir uns von der Malerei des Apelles eine genügende Vorstellung machen. Denn in enger Anlehnung an das ältere Bild ist jenes herrliche Mosaik entstanden, das einst das Haus eines reichen Pompejaners schmückte. (Siehe die farbige Doppeltafel.)

Von der Kunst des Pyrgoteles ist uns leider nichts erhalten. Einen gewissen Ersatz bieten die Münzen und die erhaben geschnittenen Steine (Kameen). Wie hoch im allgemeinen die Steinskulptur stand, lehrt der sogenannte Alexandersarkophag. Da dieses „Meisterwerk polychromer Plastik“ in der Gräberstadt von Sidon aufgefunden worden ist, dürfte die Annahme als gerechtfertigt erscheinen, daß es die sterbliche Hülle des Fürsten barg, den Alexander zum Beherrscher jener phönizischen Handelsmetropole erhoben hat. Der Sarg ist aus pentelischem Marmor gearbeitet, und die ganze Art der Ausführung weist auf einen attischen Bildhauer hin. Die eigentliche Lade ist aufs reichste mit farbigen Reliefs geziert. Die eine Langseite enthält eine Jagdszene (siehe das farbige Tafelbild), die andere ein Schlachtbild. In beiden erkennen wir als eine der Hauptpersonen den König Alexander (Abb. Seite 260). Ähnlichen Schmuck tragen die Schmalseiten des Schreines und die Giebelfelder des Deckels, der die Form eines ionischen Tempeldaches hat.

Aber bald nach der Eroberung des Perserreiches mußte sich der Einfluß des Orients auf die Griechen geltend machen. Denn Alexander begnügte sich nicht damit, das Morgenland unterworfen zu haben, der Zeit die weitere Entwicklung überlassend. Ihm schwebte als höheres Ziel vor, eine geordnete Verwaltung zu schaffen, Handel und Verkehr zu heben, Kunst und Wissenschaft zu fördern, die verschiedenen Völker seiner Monarchie zu entnationalisieren und durch eine einheitliche Kultur zu verbinden. Bei dieser Arbeit war er auf die Kräfte Griechenlands angewiesen, mit dessen Geistesbildung er die Barbaren durchtränken wollte. So eröffnete sich für die Gelehrten, Techniker und Künstler von Hellas ein unermeßliches Feld gewinnreicher Tätigkeit. Sie entwarfen die Stadtpläne, bauten Festungen und Paläste, Straßen, Häfen und Kanäle, erschlossen neue Handelswege, wirkten als Vermessungsbeamte, stellten die zerfallenen Heiligtümer wieder her — besondere Erwähnung verdienen die Erneuerung des Artemistempels zu Ephesus, den Herostratus, um sich einen Namen zu machen, in Brand gesteckt hatte, und der beabsichtigte Wiederaufbau des von den Persern zerstörten Marduktempels zu Babylon — und schmückten die Kolonien des Königs mit herrlichen Kunstwerken. Im Gefolge Alexanders befanden sich Geschichtschreiber und Dichter, Bildhauer und Maler. Bei den großen Festen, an denen Alexander den vollen Glanz seines Königtums entfaltete, führten griechische Schauspielertruppen mitten im Barbarenlande die Dramen der attischen Tragiker auf und stritten griechische Athleten und Musiker um den Lorbeer. Kurz, der Eroberer ließ es sich angelegen sein, die Orientalen für die überlegene hellenische Kultur zu begeistern.

Die an den Knotenpunkten des Verkehrs gegründeten Pflanzstädte — Alexander erbaute deren an die siebzig — lockten Scharen griechischer Gewerbetreibender an, welche die günstige Weltlage wirtschaftlich auszunutzen suchten. Wie viele ihrer waren, wissen wir nicht. Aber die Tatsache, daß allein die Ansiedler in den östlichen Satrapien beim Tode Alexanders 20 000 Fußsoldaten und 3000 Reiter stellen konnten, rät, die Gesamtzahl nicht zu unterschätzen. Die Diadochen setzten die Kolonisation mit glücklichem Eifer fort, keiner in größerem Maßstabe als Seleukus I. Unter seinen fünfundsiebzig Neugründungen ragen besonders Seleukia am Tigris und Antiochia am Orontes hervor. Seleukia war in der Gestalt eines die Flügel ausbreitenden Adlers erbaut, zum Teil aus den Steinmassen Babylons, das als Hauptstadt aufgegeben wurde. Es stand durch einen schiffbaren Kanal mit dem Euphrat in Verbindung. Dank seiner vortrefflichen Lage wuchs es rasch zu einer der volksreichsten Städte empor und zählte in seiner

Alexander

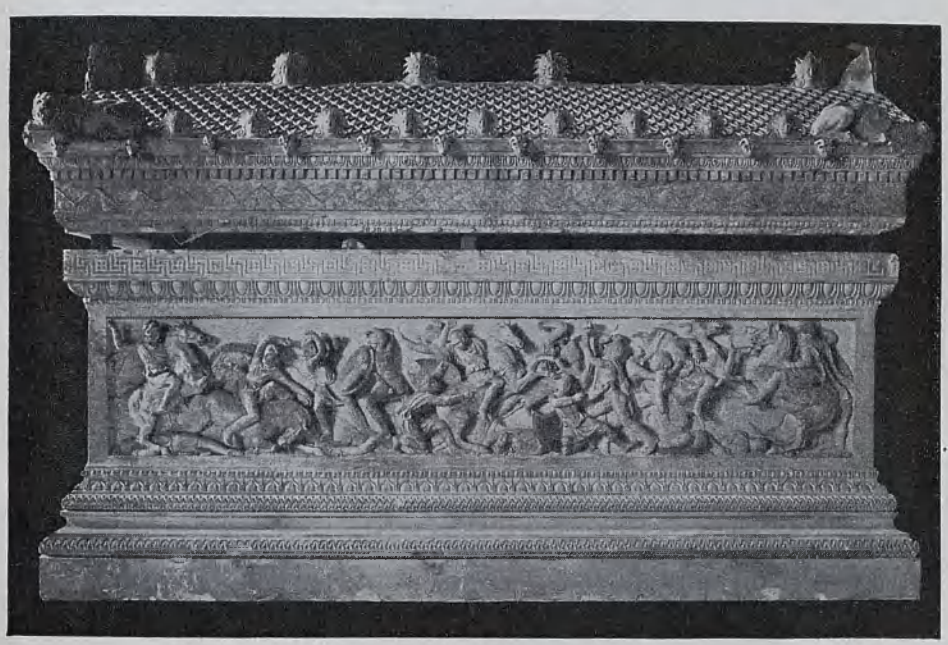
Darius



Die Schlacht bei Issos zwischen Alexander dem Großen und Darius.
Mosaik aus der casa del fauno in Pompeji, jetzt im Nationalmuseum zu Neapel.

Blütezeit über eine halbe Million Einwohner. Antiochia wurde von Seleukus I. zur Residenz erhoben. Es war ungefähr fünf Stunden vom Mittelmeere entfernt, dessen Vorteile ihm durch seinen Hafen Seleukia Pieria zugute kamen. Als Sitz eines prunkliebenden Hofes, Zentrum des westasiatischen Handels, und ein Brennpunkt der literarischen und künstlerischen Bestrebungen überflügelte es die meisten Städte des Altertums, nur hinter Alexandrien zurückstehend.

Die neugegründeten Kolonien waren zwar keine Republiken wie die Gemeinden des Mutterlandes, befaßten sich nicht mit Staatsangelegenheiten und kannten nicht die erbitterten Kämpfe zwischen Aristokratie und Demokratie. Es vertrug sich dies nicht mit dem Charakter der Monarchien. Auch drängten Jagd nach dem Gewinn und großstädtische Genußsucht die



Sogenannter „Alexander-Sarkophag" aus Sidon.
Im Kaiserl. Museum zu Konstantinopel.

Parteipolitik in den Hintergrund. Aber es entwickelte sich in ihnen doch ein Bürgertum so frei, wie der Orient es früher nie gekannt. Sie hatten eigene Verfassung, wurden von selbstgewählten Vorstehern verwaltet, und einige besaßen sogar das Münzrecht. Die städtischen Ordnungen blieben seitens der selbstherrlichen, allem Demokratischen abholden Fürsten unangetastet. Manche seleukidischen Könige hielten es nicht unter ihrer Würde, sich um Gemeindeämter in Antiochia zu bewerben. Während die Kolonien früher von einzelnen Städten ausgingen, nahmen jetzt die verschiedensten Stämme und Gaue zugleich teil — in Antiochia mischten sich Athener, Argiver, Kreter, Cyprioten, Mazedonier — und strömten aus der ganzen griechischen Welt von Sizilien bis an den Ostrand des Ägäischen Meeres in ihnen die Auswanderungslustigen zusammen. Deshalb gab es hier auch keine Mundart, und wer an dem liebgewordenen Heimatdialekt festhielt, mußte sich, wie wir aus einem Gedichte Theokrits erfahren, allerlei Bemerkungen gefallen lassen. Vielmehr herrschte überall das sogenannte Gemeingriechisch, ein verflachtes Attisch. Die Griechen bildeten aber höchstens die Hälfte der Bevölkerung. In Alexandrien waren an die 30 Prozent der Bewohner Juden; dazu kamen noch zahlreiche Ägypter und sogar Nubier — mehrere Erz- und Tonfigürchen nubischer Straßenverkäufer sind uns erhalten. Ähnliches gilt von den anderen Städten. Aber die fremden Elemente wurden völlig aufgesogen und die Landessprachen auch außerhalb

der griechischen Kolonien aus den höheren Gesellschaftskreisen verdrängt. Selbst die Fürsten der Eingeborenen erwiesen sich als Freunde und Förderer griechischer Bildung. Herodes gründete in Palästina griechische Städte mit heidnischen Tempeln, und die parthischen Könige nannten sich mit Stolz Philhellenen.

Dennoch wäre es verkehrt zu glauben, der Osten sei ein neues Hellas geworden. Die Griechen lebten trotz der vielen Kolonien gleichsam in der Diaspora, abgesehen von Kleinasien, das in den meisten Landschaften ganz hellenisiert wurde. Sie bildeten nur die Oberschicht; ihre Sprache und Kultur drangen in die breiten Volksmassen nicht ein. Anderseits konnten sie selbst sich dem Einfluß ihrer Umgebung nicht entziehen. Sie nahmen vieles Fremdartige in sich auf, wodurch sie ihre Eigenart verloren und ein kosmopolitisches, internationales Gepräge erhielten. Griechisch und gebildet wurden sich deckende Begriffe. Die hellenische Kultur wandelte sich in die nach Universalität strebende hellenistische um.



Nubischer Straßenverkäufer, seine Ware ausrufend. Terrakotta aus Alexandrien.

Mit dieser Veränderung ist in mancher Beziehung ein Rückschritt verbunden; doch treten auch die Lichtseiten stark hervor.

Erst während dieser Periode entwickeln sich, allerdings auf dem Boden des Orients, griechische Weltstädte, welche wohl zehnmal so groß waren wie die bedeutendsten Orte des Mutterlandes. Hier erwuchsen der Baupolizei und der Architektur ganz andere Aufgaben. Die Städte werden nach einheitlichem, großzügigem Plane angelegt. Die sich rechtwinklig kreuzenden Straßen sind schnurgerade und breit, die Hauptverkehrsadern bis zu 30 m und gepflastert. Man nimmt besonders auf die Wasserversorgung Bedacht, und alle Wohngebäude müssen an die Wasserleitung angeschlossen sein; Rathäuser, Gymnasien, Stadien, Theater sowie Basiliken, freistehende, dem Handel und der Rechtspflege dienende Hallenbauten, fehlen nirgends. In den wichtigsten Städten entstehen Hochschulen, öffentliche Büchereien und Gemäldesammlungen. Hier und da findet man schon zoologische und botanische Gärten.

Die Architektur trägt dem Geschmack der kosmopolitischen Großstädter Rechnung. Es wiegt zwar durchweg der ionische Stil vor, doch erkennt man in vielen Städten die Einwirkung des Morgenlandes und des gesteigerten Luxus. Die in Babylonien seit alters gebräuchliche Gewölbekonstruktion wird mit verbesserter Technik recht oft angewandt. Als Deckenstützen treten neben die ionischen solche mit Lotusknauf und Säulen in der Form schlanker Thyrsusstäbe und Palmen. Mit Glück ahmt man den Terrassenbau des Orients nach. Das schönste Beispiel hierfür bietet Pergamum, die Residenz der Attaliden. Auf der unteren Stufe lag der Markt mit dem Dionysiustempel und dem Theater. Weiter aufwärts erhob sich auf einem 30 m im Geviert messenden Unterbau der große Zeusaltar (vergl. das Tafelbild). Die folgende Terrasse trug das Heiligtum der Athene, und in spätrömischer Zeit krönte man die Kuppe des Berges mit dem Trajaneum, einem korinthischen Tempel, den man Rom und dem Kaiser zu Ehren erbaute. Asiatische Prunksucht, die sich besonders in der Vorliebe für Überladenes und Kolossales äußert, verdrängt die einfachen und reinen Bauformen der klassischen Zeit. Ein Vorläufer des neuen Stils, der Griechisches und Orientalisches verschmilzt, erscheint schon kurz nach der Mitte des vierten Jahrhunderts. Es ist das Grabmal des Fürsten Mausolus von Halikarnaß. Das majestätische Monument erreichte eine Höhe von 50 m. Auf wuchtigem Unterbau erhob sich eine tempelartige Halle, von 36 Säulen getragen. Eine abgeplattete Pyramide von 24 Stufen bildete das Dach. Auf der Spitze stand ein marmornes Viergespann mit den Riesenstatuen des



Der große Zeusaltar zu Pergamon.

In seiner Wiederherstellung im Pergamon-Museum zu Berlin.
(W. Titzenthaler phot.)

Mausolus und seiner Gattin Artemisia, die das für die Folgezeit typisch gewordene Denkmal hatte errichten lassen. Die namhaftesten Künstler wetteiferten in der Ausschmückung des „Mausoleums". Noch zu Lebzeiten Alexanders entwarf Stasikrates den wahnwitzigen Plan, aus dem Athosgebirge ein Standbild des Königs zu meißeln, das auf einer Hand eine Stadt von 10000 Einwohnern tragen sollte. Es blieb bei dem ungeheuerlichen Gedanken. Aber Alexander erteilte dem verwegenen Architekten den ehrenvollen Auftrag, den Scheiterhaufen für Hephästion auszuführen. Der fünfstöckige, mit Kostbarkeiten aller Art gezierte Bau war 60 m hoch. Mit einem Aufwand von mehreren Millionen hergestellt, hatte er keinen anderen Zweck, als mit der Leiche Hephästions in Flammen aufzugehen. Gleich verschwenderisch war der Leichenwagen Alexanders ausgestattet. Eine der gewaltigsten Schöpfungen war jener Steinriese auf der Alexandria vorgelagerten Insel Pharus. In viele säulengeschmückte Stockwerke gegliedert, ragte er 150 m empor. Hoch oben unterhielt man während der Nacht ein weithin sichtbares Feuer, um die Schiffahrt vor den durch Untiefen und Klippen drohenden Gefahren zu behüten. Dieser älteste Leuchtturm, mit Recht als ein Wunderwerk im Altertum gepriesen, war von Sostrates aus Knidus erbaut, dem Ptolemäus hierzu $3\frac{1}{2}$ Millionen Mark zur Verfügung gestellt hatte. Er wurde gewöhnlich nach der Insel genannt, auf der er stand, ein Name, der in der allgemeinen Bedeutung Leuchtturm ins Lateinische und in die romanischen Sprachen übergegangen ist. 1600 Jahre hielt der Pharus des Sostrates getreulich am Hafeneingang Alexandrias Wache; dann scheint er gewaltsam zerstört worden zu sein. Die Königspaläste nahmen einen Umfang an, daß sie Stadtteile für sich bildeten. Das Residenzschloß der Ptolemäer bedeckte ein Drittel der Bodenfläche Alexandrias. Die Häuser der reichen Privatleute fielen durch ihre Türmchen und Erker, ihre ein- oder zweistöckigen Säulenhallen und Balkone auf. Aus der Pracht, die im Innern herrschte, seien die Marmor- oder Erztäfelungen der Wände, die Wandgemälde sowie die aus Tausenden von buntfarbigen Stiften zusammengesetzten Fußbodenmosaiken hervorgehoben.



Mausolus, Fürst von Carien (377—353).
Statue von seinem Denkmal. Im Britischen Museum, London.



Kupfermünze von Alexandria in Ägypten mit der Isis vor dem Leuchtturm (Pharus), unter Kaiser Pius geprägt. (Berlin, Königl. Münzkabinett.) Nach Gipsabguß.

Dieselbe Großartigkeit des Maßstabes und Kühnheit der Auffassung, die wir an den Leistungen der Architektur bewundern, zeichneten auch zahlreiche Werke der Plastik aus. Chares aus Lindus, ein Schüler des Lysippus, goß die größte antike Statue, ein Erzbild Apollos, das am kleinen Hafen von Rhodos stand. Sie war über 70 m hoch, und die Finger überragten an Länge die meisten Bildsäulen. Im Innern führte eine Wendeltreppe zum Kopfe. Der Künstler hatte zwölf Jahre nötig, um den Koloß von Rhodos zu vollenden. Noch nicht 60 Jahre nach seiner Aufstellung fiel der eherne Apoll in Trümmer. Im Mittelalter kaufte ein Jude das Metall, das 900 Kamellasten betragen haben soll. Ähnliche Kolosse gab es allein in Rhodos noch hundert. Auch Alexandrien war reich an Riesenstatuen, deren Ptolemäus Philadelphus bei einer Bacchusprozession eine ganze Reihe durch die Stadt ziehen ließ. Aus der rhodischen Schule ging auch

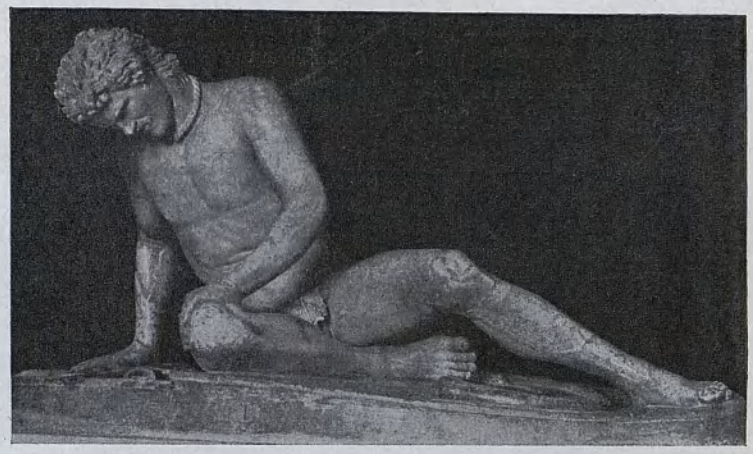
der sogenannte Farnesische Stier hervor, die gewaltigste Gruppe, die das Altertum geschaffen hat. Ein Jünglingspaar, die böotischen Dioskuren Amphion und Zethus, ist im Begriffe, Dirke, die Peinigerin seiner Mutter Antiope, an die Hörner eines wilden Stieres zu binden, damit sie von diesem zu Tode geschleift werde. Die Brüder Apollonius und Tauriskus aus Tralles fertigten das Bild gegen Anfang des ersten vorchristlichen Jahrhunderts an. Es kam später nach Rom, blieb lange verschollen, bis man es um die Mitte des 16. Jahrhunderts in den Thermen des Kaisers Caracalla wieder entdeckte und im Palast der Familie Farnese aufstellte, wonach es heute genannt wird. Das beste Werk rhodischer Meister ist die bekannte Laokoongruppe. (Siehe Abb. Bd. II, S. 20.) Der trojanische Priester Laokoon bringt am Meeresgestade dem Gotte Poseidon ein Opfer dar. Neben ihm stehen seine beiden jugendlichen Söhne. Plötzlich schießen aus den Fluten zwei von Apollo gesandte Schlangen auf ihn los und erwürgen ihn samt seinen Kindern. Das Original, welches den Palast des Kaisers Titus schmückte, ist im Anfang des 16. Jahrhunderts fast unverletzt aufgefunden worden. Es gibt den Augenblick wieder, wo der jüngere Sohn den Umschnürungen der Bestien schon erliegt, der ältere gespannt zum Vater aufblickt, der nach vergeblichem Ringen gegen den Altar zurücksinkt und im Übermaß des Schmerzes mit der Rechten nach dem Hinterkopfe greift. Leider fehlt gerade diese rechte Hand, und die von einem Neueren herrührende Ergänzung paßt nicht zur Situation. Alexandrinische Arbeit ist der „Nil", die älteste allegorische Statue eines Flusses. Ein kräftiger Mann, Füllhorn und Ähren in den Händen, ruht halb aufgerichtet auf seinem Mantel. Unter ihm strömt aus verborgener Quelle Wasser hervor. Der Sphinx, an den er sich lehnt, weist auf Ägypten hin, und die sechzehn Knäbchen, die den Flußgott zutraulich umspielen, deuten die sechzehn Ellen an, um die der Nil zur Befruchtung des Landes im Sommer steigen muß.

Die pergamenischen Künstler verherrlichen hauptsächlich den ruhmreichen Krieg Attalus' I. gegen die Kelten. Bald glauben wir die überwundenen Hünen leibhaftig vor uns zu sehen, bald wird die Obmacht der Griechen über die rohe Stärke der nordischen Barbaren durch die Darstellung des Gigantenkampfes versinnbildlicht. Zur ersten Klasse gehören „der verwundete Gallier", „der sterbende Fechter", „der Gallier und sein Weib". Den Sieg der Lichtgottheiten über die ungeschlachte, halbtierische Brut der Erde feiern die prächtigen Hochreliefs an dem



Der Nil.
Marmorgruppe im Vatikanischen Museum, Rom.

Zeusaltar zu Pergamum. (Siehe Abb. S. 276 u. f.) Bei den meisten Skulpturen der hellenistischen Zeit vermissen wir allerdings den Adel schlichter Größe und jene keusche Anmut, welche den Werken der klassischen Periode eigen ist. „Die Kunst wird zum Kunststück", bei dem „das Berechnete einer mehr bühnenmäßigen Wirkung vorwiegt". Dennoch alle Achtung vor den rhodischen und pergamenischen Meistern! Sie scheinen mit spielender Leichtigkeit den spröden Stoff zu beseelen. Ihre Naturtreue ist kaum zu übertreffen, und im Bewußtsein ihres Könnens wagen sie sich an die schwierigsten Motive.



Sterbender Gallier (sogen. sterbender Fechter).
Im Kapitolinischen Museum, Rom.

Ganz anders sieht es in der Poesie aus. Die Wurzeln ihrer Kraft sind abgestorben. Vergebens sucht man ein kindlich frommes, national gesinntes Volk. Die Aufklärung hat der damaligen Menschheit die Religion aus dem Herzen gerissen. Die Gebildeten stehen durchweg auf dem Standpunkt des Euhemerus, der um das Jahr 300 vor Christi Geburt in seiner „heiligen Aufzeichnung" den alten Mythen eine freigeistig verwässerte Deutung gibt. Seine Ausführungen gipfeln in dem Satze, die Götter seien nichts anders als hervorragende Personen der Geschichte, welche die dankbare Nachwelt zu überirdischen Wesen gestempelt habe. Die niedern Klassen finden in der rein konventiellen Staatsreligion keine Befriedigung und verfallen mehr und mehr dem Aberglauben. Patriotismus ist kaum denkbar. Das verarmte und verödete Mutterland kommt für die Weltkultur nicht in Betracht, und die bunt zusammengewürfelte Bevölkerung der orientalischen Großstädte trägt nur das Gewand des Hellenentums.

Es wird zwar genug gedichtet. Die einen besingen die Ereignisse der Gegenwart, wie Chörilus, der in einem verloren gegangenen Epos die Taten Alexanders pries. Andere greifen zurück zu den längst verklungenen Mythen, so Appollonius aus Rhodos in seinen Argonautika. Einige wählen wissenschaftliche Gegenstände zur Behandlung. Unter ihnen genießt das größte Ansehen Aratus aus Soli, welcher ein Lehrgedicht über Astronomie (Phaenomena = Himmelserscheinungen) verfaßt hat. Besonderer Pflege erfreuen sich schon wegen ihrer Kürze Elegie und Epigramm. Denn „ein großes Buch ein großes Übel" ist der herrschende Grundsatz. Auch Schauspiele werden die Masse geschrieben, und an einem dramatischen Wettkampfe, den Ptolemäus II. veranstaltete, nehmen sieben als Glanzsterne gefeierte Tragiker teil. Der Durchschnitt der Leistungen ist äußerst minderwertig, und oft genug sind die untadlig gebauten, glatt dahinfließenden Verse das einzig Gute. Wo der Inhalt nicht an sich ledern ist, gibt sich die Mehrzahl die redlichste Mühe, dem Volke die Lektüre zu verleiden, und durch die Unnatur der Sprache, das angequälte Pathos und den gelehrten Wust, den sie mit unwiderstehlichem Drang auskramen, erreichen sie auch ihren Zweck. Sie schreiben eben für die Gebildeten, denen sie zu imponieren glauben, wenn sie ihnen mühsam aus entlegenen Quellen geschöpftes Wissen in dunklem, gespreiztem Stil verzapfen. Zur Erzielung des haut-goût, der in den Zeiten der Dekadenz nicht fehlen darf, flicht man pikante Liebesgeschichten ein. Nicht einmal Kallimachus aus Kyrene, das Haupt der Alexandriner und der Fürst der Elegie, bildet eine Ausnahme von

der Regel. Verdankt er doch seinen Dichterruhm, wie Ovid treffend bemerkt, nicht seinem Genius, sondern seiner technischen Gewandtheit. Höheren Wert haben die Epigramme und Komödien. Während das Epigramm früher seiner Grundbedeutung entsprechend nur als Aufschrift, meist auf Denkmälern, dient, wird es jetzt zum Sinn- und Gelegenheitsgedicht, worin man die Gedankenspäne niederlegt, kritisiert und räsonniert, beglückwünscht und tändelt. Was von diesen Kleinigkeiten mit gewählter Form geistreichen Witz oder feinsinniges Urteil verbindet, hat Meleager aus Gadara in Palästina um das Jahr 60 vor Christi Geburt in einer Blumenlese (Anthologie) gesammelt. Die neuere attische Komödie läßt sich, was Originalität anbetrifft, nicht im entferntesten mit der alten vergleichen. Aber sie ist geschickter aufgebaut, wahrt besser die Einheit der Handlung,



Zeus schleudert Blitze gegen die Giganten.
Bruchstück aus dem Gigantenkampf-Fries vom großen Zeusaltar zu Pergamon. (Pergamonmuseum, Berlin.)
(W. Titzenthaler, Berlin, phot.)

zeichnet die Charaktere schärfer, hält mehr auf anständigen Ton. Der Inhalt, in dem wirkliche Komik mit rührseligen Szenen wechselt, verfolgt keinen weiteren Zweck als den, die Zuhörer zu unterhalten. Deshalb meidet sie auch die Verirrungen der übrigen alexandrinischen Poesie, indem sie ihre typischen Personen (s. S. 226) der Wirklichkeit entlehnt und lebenswahr sprechen läßt.

Über alle genannten Dichtungsarten erhebt sich die bukolische Poesie (bukolos der Hirt, eigentlich der Rinderhirt). Sie ist in Sizilien zu Hause, dem einzigen Fleck Erde, wo noch verhältnismäßig kräftiges griechisches Leben pulsiert. Ihre Lieder, meist Wettgesänge und durch eine Art Kehrreim strophisch gegliedert, heißen Idylle. Sie stellen Szenen aus dem Landleben dar oder erzählen von dem schönen Göttersohn und Schäfer Daphnis, welcher der Sage nach wegen Untreue erblindete. Lange bleibt das Naturgewächs unbeachtet. Erst Theokrit, den wir in der ersten Hälfte des 3. Jahrhunderts an den Fürstenhöfen von Syrakus und Alexandrien finden, gestaltet es zur Kunstform. Es ist dies ein glücklicher Griff. Nun hat man doch etwas, was nicht nach der Studierlampe riecht, hört von Menschenkindern, die noch nicht von der Fäulnis

der Überkultur angesteckt sind. Theokrits Gedichte sind reizende Genrebildchen, jedes Idyll ein in sich abgeschlossenes Ganzes. Sie führen uns ohne Umschweife mitten in die Sachlage hinein und schildern im Ton echten Volksgesanges und mit dramatischer Lebendigkeit die kleinen Leiden und Freuden, die harmlosen Spiele und Feste der Landleute. Hier ist nichts gekünstelt. Die Personen sind wirkliche Hirten und Schnitter, treuherzig und bieder, mitunter derb, aber nie gemein. Sie sprechen einfach und natürlich in der kräftigen dorischen Mundart ihrer Heimat, und ihre Worte verraten, daß ihnen ein warm empfindendes Herz in der Brust schlägt. Ein erquickender Hauch weht uns aus den taufrischen Liedern entgegen, die unter den wenigen Perlen der alexandrinischen Poesie unstreitig die kostbarsten sind. Mit dem Tode Theokrits verschwindet das Hirtengedicht



Athena im Gigantenkampf.
Bruchstück aus dem Gigantenkampf-Fries vom großen Zeusaltar zu Pergamon. (Pergamonmuseum, Berlin.)
(W. Titzenthaler, Berlin, phot.)

zwar noch nicht aus der Literatur, aber seinen Nachahmern fehlt die Innigkeit und Natürlichkeit des Gefühls, und süßliche Parfüms treten an die Stelle des würzigen Erdgeruchs.

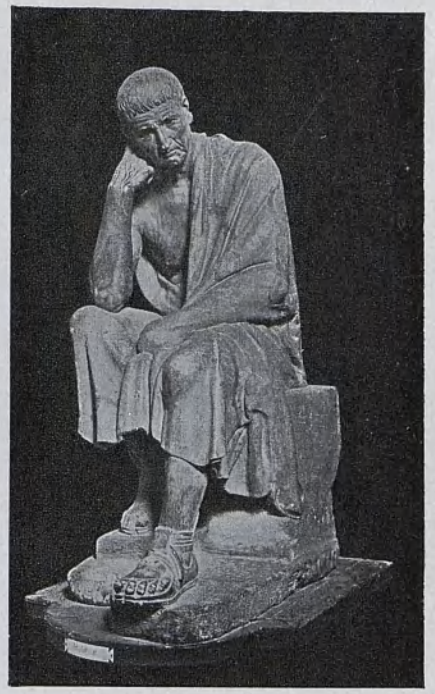
Wie die alexandrinische Zeit streng genommen nur einen Dichter hervorgebracht hat, so auch trotz der großen Zahl derer, die sich auf die Geschichtschreibung warfen, bloß einen wirklichen Historiker: Polybius. Er wurde um 210 zu Megalopolis in Arkadien geboren. Sein Vater Lykortas trat 183, zum Strategen gewählt, an die Spitze des achäischen Bundes. Er selbst bekleidete 14 Jahre später als Hipparch (Befehlshaber der Reiterei) das zweithöchste Amt in diesem Staatswesen. Damals tobte ein Krieg zwischen Rom und Mazedonien. Polybius wirkte mit dafür, daß die Achäer sich jeder Einmischung enthielten. Als aber der Antigonide Perseus bei Pydna geschlagen war, wurde er dennoch mit vielen Vornehmen von den Siegern nach Italien verwiesen, wo er 17 Jahre in der Verbannung lebte. Er war zu nüchtern und einsichtsvoll, um sich wegen dieses Verhängnisses in eine blinde Wut hineinzukochen. Sein klarer Blick und seine staatsmännische und militärische Begabung ließen ihn bald die Vorzüge der Römer erkennen. Der Verkehr in den Kreisen des Adels und die enge Freundschaft mit

der Familie des Siegers von Pydna taten das übrige, ihn zu einem begeisterten Bewunderer des weltbeherrschenden Volkes zu machen. Während seine Leidensgefährten, in die Heimat zurückgekehrt, den Haß gegen die Barbaren schürten, verkündete Polybius das Lob Roms, rühmte seine Verfassung und Verwaltung, die Tugenden seiner Bürger, die Zucht und Tapferkeit seiner Heere. Selbst die Vernichtung des achäischen Bundes und die Zerstörung Korinths vermochten sein Urteil nicht zu ändern. Doch fühlte er patriotisch genug, um seinen Einfluß bei den Siegern zugunsten seiner Landsleute zu verwenden. Sein Geschichtswerk umfaßt die Zeit von 264—146, in der Rom die Weltherrschaft errang. Nachdem er in der Einleitung (Bd. 1 und 2) einen gedrängten Überblick über die Ereignisse bis zum zweiten Punischen Kriege gegeben hat, behandelt er in dem Hauptteil (Bd. 3—30) die Entwicklung des römischen Weltreiches, das 168 nach der Niederwerfung Mazedoniens in seiner Machtstellung gesichert ist. Wie es sich bis zum Jahre 146 erweitert und befestigt, erfahren wir aus dem nachträglich hinzugefügten Anhange (Bd. 31—40). Polybius sieht weniger in der Feststellung als in der inneren Begründung und Verknüpfung der Tatsachen die wesentliche Aufgabe des Historikers. Infolge dieser pragmatischen Geschichtsauffassung, die eigentlich erst mit ihm anhebt, erörtert er alle für die Gestaltung der politischen Lage maßgebenden Einflüsse, bespricht eingehend Klima, Bodenbeschaffenheit, allgemeinen Kulturzustand, staatliche Einrichtungen und widmet der römischen Verfassung sowie der Erdkunde je ein besonderes Buch. Fleißigste Forschung, gewissenhafteste Berichterstattung, strengste Sachlichkeit und scharfes, gesundes Urteil hat er mit Thukydides gemein. Daß er jeden Idealismus verwirft, die göttliche Fügung durch ein blindwaltendes Geschick ersetzt, dem man aber mannhaft begegnen muß, daß er die Religion nur als ein Zuchtmittel für die ungebildeten Massen erachtet, dürfen wir ihm als einem Kinde seiner Zeit zugute halten. Leider sind uns von dem groß angelegten Werke, einer unserer zuverlässigsten Geschichtsquellen, nur die ersten fünf Bücher vollständig erhalten.

Selbst die Philosophie, die eigenartigste Blüte der griechischen Kultur, welkt bald nach dem Untergang der nationalen Selbständigkeit dahin. An der Pforte der neuen Zeit steht noch einer der besten Vertreter antiker Weisheit: Aristoteles. Man rechnet ihn gewöhnlich zu der vorhergehenden, rein hellenischen Periode. Meines Erachtens nicht mit Recht. Aus den Zügen Alexanders fließt ihm schätzenswertes Material zu seinen Untersuchungen zu. Partikularismus und Parteifanatismus, ohne die wir uns einen Griechen von altem Schrot und Korn kaum denken können, liegen ihm fern. Obwohl er zwischen Hellenen und Barbaren einen Unterschied macht (siehe S. 260), spricht er mit derselben Unbefangenheit von Athen und Sparta, urteilt er gleich objektiv über Aristokratie und Demokratie. Endlich ist er der erste streng wissenschaftliche Denker, welcher alle Verstiegenheiten und Phantastereien, wie wir sie selbst bei Pythagoras und Plato finden, von der Hand weist.

Aristoteles wurde 384 zu Stagira in Chalzidize geboren. Seinem Vater, der Leibarzt des mazedonischen Königs Amyntas II. war, verdankte er die Liebe zur Natur und die Beziehungen zum argeadischen Fürstenhause. Als Jüngling begab er sich nach Athen, wo er zwanzig Jahre studierte, einer der eifrigsten Schüler Platos. Nachdem er sodann einige Zeit bei seinem Freunde Hermeias, einem kleinen Dynasten in Mysien, zugebracht hatte, berief ihn Philipp an seinen Hof und vertraute ihm die Erziehung seines Sohnes Alexander an. Aristoteles blieb auch nach Beendigung dieser unterrichtlichen Tätigkeit vorab in Mazedonien. Erst 335 kehrte er wieder nach Athen zurück und eröffnete im Lyceum, dem Gymnasium des Apollo Lykeios, eine eigene Schule für Philosophie und Rhetorik. Hier sprach er des Abends vor einem größeren Kreise, zu dem jeder Zutritt hatte, in leicht faßlicher Form über Gegenstände von mehr allgemeinem Interesse. Des Morgens unterwies er eine kleine Schar auserlesener Jünglinge, welche genügende Vorbildung und Begabung mit Liebe und Lust zum Studium verbanden. Da er auf- und abgehend (peripatôn) seine Vorträge hielt, hieß er der „Wandelnde", Peripatetiker, ein Name, den man auch auf seine Schüler übertrug. Dreizehn Jahre blieb er unangefochten.

Die Kunde von dem Tode Alexanders entfesselte die Volkswut gegen ihn. Man beschuldigte ihn der Gottlosigkeit und fand in einem harmlosen Gedicht über den von den Persern ermordeten Hereimas die gewünschte Handhabe zur Anklage. Aristoteles wollte der verblendeten Menge nicht die Gelegenheit geben, sich zum zweiten Male an der Philosophie zu versündigen. Deshalb floh er nach Chalzis, wo er 322 starb.



Sogenannte Aristoteles-Statue im Palazzo Spada, Rom.
Nach einer Photographie.

Aristoteles bleibt im großen und ganzen der Lehre Platos treu. Wodurch er sich von ihm unterscheidet, ist vornehmlich der Weg der Forschung, den er einschlägt. Plato will die Welt der Erscheinungen aus den nach seiner Meinung vor und außer ihr existierenden Ideen erklären, Aristoteles umgekehrt das Allgemeine aus dem Besondern. Er geht also von dem wirklich Gegebenen aus, vergleicht die unter sich verwandten Einzeldinge, ordnet sie nach ihren wesentlichen Merkmalen zu Gruppen, Arten, Gattungen, und indem er aufwärts steigend dasselbe Verfahren wiederholt, immer eine Klasse in die nächsthöhere einschachtelt, gelangt er zu einem einheitlichen, das Universum umfassenden System, dem ersten und vollendetsten der antiken Philosophie. Sein Lehrgebäude ruht im letzten Grunde auf den Einzelbeobachtungen, und die Festigkeit seines Fundamentes hängt von der Fülle des untersuchten Stoffes ab. Daher war die nächste Sorge des Philosophen, ein möglichst vollständiges Material herbeizuschaffen. Besonders umfangreich waren seine naturwissenschaftlichen Sammlungen. Um aus den gegebenen Tatsachen und Erscheinungen richtige Begriffe konstruieren und aus diesen durch Urteile und Schlüsse das Warum, die Ursachen, ausfindig machen zu können, bedarf der Mensch eines klaren, besonnen abwägenden und scharf zergliedernden Verstandes. Gibt ihm die Erfahrung den Stoff, so ist ihm die logische Schulung das Mittel und Werkzeug zur kritischen Forschung. Aristoteles ist nicht nur der erste, der — durch genauere Fassung, Bereicherung und Systematisierung der logischen Lehren Platos — die Logik zur Wissenschaft ausgebildet hat, sondern ihm gebührt auch das Verdienst, „die Gesetze der menschlichen Denkoperationen, die Wege des Erkennens und die Arten der Schlüsse für alle Zeiten festgelegt zu haben." Seine diesbezüglichen Schriften (Kategorien, Analytik und Topik) wurden daher von seinen Schülern mit Recht als „Organon" (Werkzeug) der philosophischen Untersuchung angesehen.

Nach so umfassenden Vorarbeiten behandelte Aristoteles zuerst eine Reihe naturwissenschaftlicher Fragen. Auf manchen Gebieten wurde er grundlegend und bahnbrechend, namentlich in der Zoologie und Botanik. Dann wandte er sich der Erforschung der „ersten Philosophie" zu. In ihr sucht er nach den höchsten Gründen des Seins. Er findet sie in Stoff und Form (Idee). Alle Einzeldinge sind aus diesen beiden zusammengesetzt, und in unserm Reich des sinnlich Wahrnehmbaren kommt weder der Stoff noch die Form getrennt für sich vor. Doch steht die Form über dem Stoff. Die Materie ist das völlig Unbestimmte, bloß Mögliche, die Form der jedem Ding innewohnende Endzweck, die Kraft und stete Bewegung, durch die es seinem Ziele zustrebt, die bewegende Ursache der Möglichkeit zur Wirklichkeit. Die Idee lebt nicht außer, sondern in den Dingen. Die reine, von allem Stofflichen freie Form ist Gott, das ewige Urprinzip der Bewegung, aber selbst unbewegt und unveränderlich, die höchste Vernunft,

der absolute Geist, die vollkommene Wahrheit, „das Denken des Denkens, die persönliche Einheit des Erkennenden und des Erkannten." Die Aristotelischen Darlegungen über die erste Philosophie sind lückenhaft und nicht überall klar. Zum Teil liegt das daran, daß das Werk, welches über sie handelt, von seiner Stellung hinter den naturwissenschaftlichen Büchern (meta physica) Metaphysik genannt, unvollendet geblieben ist. Doch räumt dieser Umstand nicht alle Schwierigkeiten hinweg, und es scheint, als ob der Verfasser über manche Punkte noch nicht mit sich selbst ins reine gekommen ist.

An Physik und Metaphysik schließen sich Ethik und Politik, gleichsam die Nutzanwendung der spekulativen Philosophie. Von den irdischen Wesen besitzt nur der Mensch Vernunft. Ernährung, Empfindung und Bewegung teilt er mit den Pflanzen bzw. den Tieren. Aber durch seine Intelligenz erhebt er sich über sie, und ist er der Gottheit verwandt. Sie verleiht ihm seine Würde, bestimmt seine Aufgabe. Durch vernunftgemäßes Handeln erfüllt er den Zweck seines Daseins, der in der Glückseligkeit besteht. Diese aber ist gleich der Tugend, die Aristoteles in der Einhaltung der richtigen Mitte zwischen zwei Extremen erblickt. Sie deckt sich nicht, wie Sokrates und Plato annehmen, mit dem Wissen, sondern wurzelt im Willen und wird durch Übung erworben. Die erste Voraussetzung ist eine gute Erziehung, für die der Staat sorgen muß. Dasjenige Gemeinwesen wird seiner Aufgabe am besten gerecht werden, in dem die Tugendhaftesten herrschen. Unbeschadet seiner Pflicht, die Bürger zu sittlich tüchtigen und dadurch glücklichen Menschen zu erziehen, darf der Staat nicht zu einer Zwangseinrichtung werden, vielmehr muß er das Naturrecht des einzelnen und der Familie, die seine Grundlage bildet, die individuelle Freiheit und das Eigentum schützen. Ist auch theoretisch die Monarchie oder Aristokratie der Tugend die beste Staatsform, so sind doch in der Praxis die gegebenen Verhältnisse, geschichtliche Entwicklung, wirtschaftliche Lage usw., zu berücksichtigen, so daß bald das Königtum, bald die Adels- oder Volksherrschaft die zweckmäßigste Verfassung ist.

Da eine gute Erziehung die beste Bürgschaft für das Glück des einzelnen wie der Gesamtheit bietet, so hätte es nahe gelegen, das ganze Unterrichts- und Bildungswesen systematisch zu behandeln. Hierzu ist Aristoteles zwar nicht gekommen, doch zeugen seine eingehenden Spezialschriften Rhetorik und Poetik, daß er sich der Wichtigkeit der Sache wohl bewußt war. Durch seine Rhetorik hat er befruchtend auf die grammatischen Studien eingewirkt, in seiner Poetik auch heute noch beachtenswerte Richtlinien der Dichtkunst, namentlich der tragischen Kunst, gezogen.

An Umfang und Tiefe der positiven Kenntnisse, sowie an Schärfe des Urteils reicht niemand im Altertum an Aristoteles heran. Seine Stärke liegt in seiner Gelehrsamkeit, und auf seiner wissenschaftlichen Methode beruht seine Bedeutung. Seine erste Philosophie und im Anschluß daran seine Ethik haben wenig Beachtung gefunden, und in der Weltanschauung der damaligen Zeit merkt man kaum irgend welchen Einfluß der peripatetischen Schule. Die Schuld liegt zum Teil an Aristoteles selbst. Er ist über manche Fragen der Metaphysik im unklaren. Dabei legt er zuviel Gewicht auf die gegebenen Verhältnisse, erblickt mitunter schon in dem bloßen Umstande, daß etwas da ist, seine Daseinsberechtigung und fällt infolgedessen selbst über Immoralitäten, die am Herkommen eine Stütze haben, ein sehr mildes Urteil. Seine Tugend der goldnen Mittelstraße hört sich als Theorie ganz nett an, aber in der Praxis ist sie nichts anderes als die dogmatisierte Unentschiedenheit. Mit solchen Lehren konnte man die entartete, jedes religiösen Haltes ermangelnde Zeit nicht bessern. Bei den späteren Peripatetikern wird die Sache noch schlimmer. Sie sind fast ausschließlich Naturwissenschaftler, vernachlässigen die Metaphysik und werden in ihren ethischen Anschauungen recht lax. Theophrast, der nach dem Tode des Aristoteles die Leitung der Schule übernimmt, ist vorwiegend Botaniker und Mineraloge — wir verdanken ihm das älteste gediegene Werk über Pflanzenkunde. Zur Kennzeichnung seines eigentlich philosophischen Standpunktes genügt sein Satz, daß das Geschick, nicht die Weisheit das Leben des Menschen lenke. Sein Nachfolger Strato leugnet sogar die Existenz der „Form" und betrachtet den Stoff als das einzige Prinzip des Seins. Damit fällt

Deckblatt zu der Tafel:

Aristoteles' Staat der Athener.

Col. 5 der einzig erhaltenen Handschrift im Britischen Museum, London.

Übersetzung:

Ich aber stand gleich einem Grenzstein in der Mitte zwischen ihnen. (Aus einem Gedichte Solons.) Aus diesen Gründen begab er sich auf Reisen. Während der Abwesenheit Solons dauerte die Verwirrung an. Nur vier Jahre lebte man in Ruhe. Im fünften aber nach Solons Archontat setzte man wegen des Zwistes keinen Archon ein, und wiederum im fünften Jahre war dieselbe Anarchie. Darauf regierte der in derselben Zeit zum Archon gewählte Damasias zwei Jahre und zwei Monate, bis er gewaltsam aus seinem Amte vertrieben wurde. Dann beschlossen sie, wegen des Zwistes zehn Archonten zu wählen, fünf aus den Eupatriden, drei aus den Bauern, zwei aus den Handwerkern, und diese regierten das Jahr nach Damasias. Hieraus ersieht man, daß der Archon die größte Macht hatte; denn offenbar stritten sie immer um dieses Amt. Überhaupt krankten sie in den gegenseitigen Verhältnissen andauernd, indem die einen die Schuldentilgung zum Grund und Vorwand [der Unzufriedenheit] nahmen (es hatte sie nämlich das Schicksal getroffen, arm zu sein), die andern über die große Verfassungsänderung ärgerlich wurden, einige auch aus gegenseitiger Streitsucht. Es gab aber drei Parteien; die eine war die der Paralier, an deren Spitze Alkmeons Sohn Megakles stand; diese schienen am meisten nach der gemäßigten Verfassung zu streben. Die zweite war die der Pediaker, welche die Oligarchie wollten; es führte sie Lykurgus. Die dritte war die der Diakrier, über die Pisistratus gesetzt war, welcher der größte Volksfreund zu sein schien. Diesen hatten sich aus Not die zugesellt, denen die Schulden erlassen waren, und aus Furcht die, welche unreiner Herkunft waren. Als Beweis diente die Tatsache, daß man nach dem Sturz der Tyrannen eine Prüfung des Bürgerrechts vorgenommen hatte, da viele daran Anteil hatten, obwohl es ihnen nicht zukam. Es hatte jede Partei ihren Namen von dem Ort, an dem sie wohnte. Pisistratus, welcher der populärste Mann zu sein schien und sich im Kriege gegen die Megarer sehr ausgezeichnet hatte, verwundete sich selbst und beredete das Volk, gleich als habe er dies von seinen Gegnern erlitten, ihm eine Leibwache zu geben, nachdem Ariston den schriftlichen Antrag gestellt hatte. Mit den sogenannten Keulenträgern erhob er sich gegen den Demos und besetzte im 32. Jahre nach der Gesetzgebung unter dem Archontat des Komeas die Burg. Als Pisistratus die Wache verlangte, soll Solon widersprochen und gesagt haben, er sei weiser als die einen, tapferer als die andern. Er sei nämlich weiser als alle die, welche nicht merkten, daß Pisistratus nach der Tyrannis strebte, tapferer als alle, die es wüßten und schwiegen. Aber er bestimmte sie durch seine Rede nicht. Daher brachte er seine Waffen vor die Haustür und erklärte, er selbst sei dem Vaterlande zu Hilfe gekommen, wie er vermöchte (denn er war schon sehr alt); er wünsche, daß die andern dasselbe täten. Solon erreichte nun nichts mit seinen Ermahnungen. Nachdem Pisistratus die Herrschaft bekommen hatte, leitete er das Gemeinwesen mehr als Staatsmann denn als Tyrann. Noch bevor seine Herrschaft festgewurzelt war, verständigten sich die Anhänger des Megakles und des Lykurgus und vertrieben ihn im sechsten Jahre nach der ersten Einsetzung unter dem Archontat des Hegesias. Im elften (?) Jahre darauf trat Megakles, durch die Parteien bedrängt, wieder in Unterhandlungen mit Pisistratus und führte ihn unter der Bedingung, daß er seine Tochter zur Frau nehme, in altertümlicher und recht einfältiger Weise zurück. Er streute nämlich das Gerücht aus, als ob Athene den Pisistratus heimführe. Nachdem er eine große, schöne Frau ausfindig gemacht hatte, wie Herodot sagt, aus dem Demos der Päanier, wie einige sagen, eine thrazische Kranzhändlerin aus dem Kolyttus mit Namen Phye, putzte er diese wie die Göttin auf und führte sie mit ihm hinein. Und Pisistratus fuhr auf einem Wagen hinein, während die Frau neben ihm stand. Die in der Stadt adorierten ihn und nahmen ihn voller Verwunderung auf. Die erste Rückkehr erfolgte in solcher Weise. Etwa im siebenten Jahre darauf wurde er zum zweiten Male verjagt. Weil er nämlich die Ehe mit der Tochter des Megakles nicht eingehen wollte, entwich er, beide Parteien fürchtend. Und zuerst gründete er am Thermaïschen Meerbusen einen Ort, der Rhäkelos genannt wird. Von dort zog er in die Gegend am Pangäon-Gebirge. Als er sich dort bereichert und sich Soldaten geworben hatte, kam er im elften Jahre wieder nach Eretria und versuchte zunächst mit Gewalt die Herrschaft sich wieder zu verschaffen, wobei ihm neben vielen andern am meisten die Thebaner und Lygdamis von Naxos, ferner die Ritter, die in Eretria die Staatsgewalt innehatten, bereitwillig halfen.



Aristoteles' Staat der Athener.

Col. 5 der einzigen erhaltenen Handschrift.

Im Britischen Museum, London.

jeder grundsätzliche Unterschied zwischen den Peripatetikern und den durch Zeno und Epikur begründeten neuen Richtungen in der Philosophie fort.

Zeno, um die Mitte des vierten Jahrhunderts in Kitium auf Cypern geboren, war bis in sein reiferes Alter hinein Kaufmann. Als er durch einen Schiffbruch zu längerem Verweilen in Athen genötigt wurde, lernte er die Schriften der Kyniker kennen und fühlte sich durch sie so zur Philosophie hingezogen, daß er seinen bisherigen Beruf aufgab und nach weiteren Studien eine Schule eröffnete, die von der Stoa (der bunten Halle s. S. 219), wo er seine Lehre vortrug, ihren Namen erhielt. Der Hauptsache nach in der Physik des Heraklit, in der Ethik des Antisthenes Anhänger, ist er wenig originell. Seine eigene Zutat beschränkt sich auf die Annahme, daß Gott und Materie identisch seien und die Naturnotwendigkeit als Weltvernunft alles beherrsche. Aber indem er mit tunlichstem Verzicht auf das rein Wissenschaftliche die Philosophie den praktischen Zwecken des Lebens dienstbar macht und in scheinbarem Widerspruch mit seiner pantheistischen Grundanschauung eine ernste Moral predigt, zieht er alle diejenigen Gebildeten an, die, von der Sittenverderbnis angewidert, das Bedürfnis größerer Verinnerlichung haben und doch zu sehr Kinder ihrer Zeit sind, als daß sie mit dem Materialismus brechen könnten. Sein höchstes Gebot, aus dem sich alle Pflichten ergeben, lautet: „Lebe in Übereinstimmung mit der Natur." In der Erkenntnis des Naturgemäßen besteht die Weisheit, die sich der Lehre des Sokrates entsprechend mit der Tugend deckt. Die Tugend allein ist gut, das, wodurch sie beeinträchtigt wird, schlecht. Dahin gehören nicht nur Laster und Leidenschaften, sondern sogar jede Lust. Die Dinge, welche das Glück der Toren ausmachen oder doch erhöhen, wie Macht, Reichtum und Gesundheit, haben an sich keinen Wert. Zwar braucht sich der Weise ihrer nicht zu entäußern, darf sie sogar, wenn ihm die Wahl gelassen wird, ihrem Gegenteil vorziehen, aber beileibe nicht erstreben, ihren Verlust nicht betrauern. Gleichmut in allen Lebenslagen ist der einzige, des Weisen würdige Seelenzustand. So verläuft des Stoikers Dasein freud- und reizlos. Was er Natur nennt, ist oft Unnatur, gegen die sich der gesunde Menschenverstand sträubt. Seine Tugend hat etwas Eckiges, Hartes an sich und artet leicht in grenzenlose Überhebung aus. Die ganze Lehre läßt sich nur verstehen, wenn man sie als Opposition gegen die zunehmende Entsittlichung auffaßt. Daraus erklärt sich auch jener pessimistische Zug, jener Lebensüberdruß, der nicht einmal vor dem Selbstmord zurückschrickt. Unter den Nachfolgern Zenos sind vor allem Kleanthes und Chrysippus zu erwähnen.



Zeno.
Antike Statue im Capitolinischen Museum, Rom.
(Anderson phot.)

Gleichzeitig mit Zeno lehrte in Athen der aus Samos von attischen Eltern stammende Epikur. Wie dieser verwarf er den Dualismus von Geist und Stoff, und wie dieser berief auch er sich auf die Natur als die beste Führerin auf dem Lebenswege. Nur war seine Philosophie, wenn auch nicht der Schale, so doch dem Kerne nach gröber und würdeloser. In der Physik folgte er der Lehre Demokrits aus Abdera, eines Zeitgenossen des Sokrates. Hiernach besteht die Welt aus kleinen, unteilbaren Körperchen (Atomen), die der bloße Zufall zusammenführt. Sie unterscheiden sich der Schwere, Größe und Gestalt, nicht der Substanz nach. Die feinsten und rundesten bilden die Seele,

welche, wenn der Mensch stirbt, aus dem Leibe fliegt und von den Winden so lange hin- und hergezaust wird, bis sie sich in ihre Bestandteile aufgelöst hat. Man braucht also vor dem, was nach dem Tode etwa geschehen kann, keine Angst zu haben, weil ja der Träger der Empfindungen als solcher dann nicht mehr existiert. In Einklang mit diesem krassen Materialismus stellt Epikur die von Zeno so verpönte Lust als das höchste Gut hin, wie es schon früher Aristippus (siehe S. 230) getan. Er findet allerdings die edelste Freude in der Gemütsruhe, dem dauernden Freisein von Schmerz und Furcht. Aber dadurch, daß er das Wohlbefinden zum Prinzip des Handelns erhebt und jede Art, jedes Maß von Vergnügungen, sofern keine üblen Folgen eintreten, für erlaubt erklärt, trägt er, obwohl persönlich genügsam und einfach, dazu bei, daß seine späteren Verehrer in der Pflege der Sinnenlust den Zweck des Lebens erblicken.

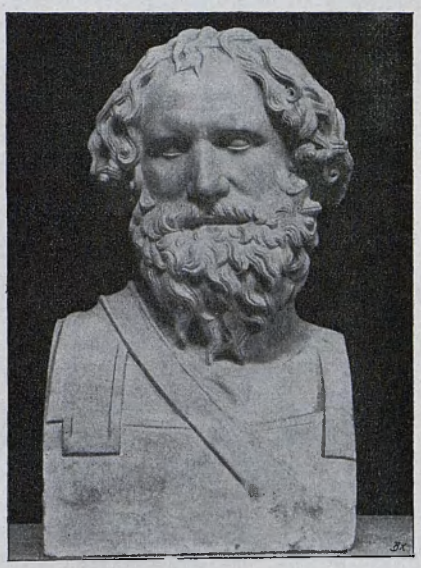
Auch in der Folgezeit erhob sich der Epikureismus nicht aus der Tiefe seiner wissenschaftlichen und moralischen Minderwertigkeit. Keiner der zahlreichen Anhänger versuchte es, die Lehre zu vertiefen oder auszubauen. Trotzdem blühte sie bis in die christliche Zeit hinein. Daneben bestand nicht nur die Stoa fort, sondern es behaupteten sich auch noch die Sekten der Akademiker, Kyniker und Peripatetiker. Der Hauptsitz aller Schulen war Athen, dessen Verfassung die nötige Bewegungsfreiheit gewährleistete. Von hier aus verbreiteten sie sich über die ganze hellenistische Welt. Unter ihren zahlreichen Vertretern gab es nur wenige tüchtige Gelehrte und ehrliche Forscher. Die Masse forderte durch die Art, wie sie die Gegner bekämpfte, und durch die Dreistigkeit, mit der sie ihre Ansichten als unfehlbare Wahrheiten anpriesen, den Spott heraus, der ihnen auch reichlich zuteil wurde. Manche der Schwadroneure verfügten nicht einmal über eine anständige Elementarbildung. Bei dem Tohuwabohu der Schulmeinungen und der Beschaffenheit ihrer Lehrer war es kein Wunder, daß die bisherige Philosophie überhaupt in weiten Kreisen an Kredit verlor. Man verlangte ein neues System, daß dem öden Wortgezänk ein Ende machte. Die schwierige Aufgabe löste durch ein Mittel à la Dr. Eisenbart Pyrrhon aus Elis (um 300), indem er jedwede Möglichkeit, die Wahrheit zu ermitteln, leugnete. Das einzig Vernünftige ist der Zweifel (Skepsis). Freilich gestattet er uns nie, ein bestimmtes Urteil zu fällen. Aber das ist eben das Gute an der Sache: „denn der Urteilslosigkeit folgt gleichsam als Gabe des Glücks wie ein Schatten die Unerschütterlichkeit des Gemüts.“ Damit war die Philosophie richtig am Bankrott angelangt.

Um so glänzender entfalteten sich die Wissenschaften. Ihre Blüte hing aufs engste mit der Eroberung des Orients zusammen. Die vielen Heerzüge Alexanders und seiner Generäle wurden zu ebenso vielen Forschungsreisen und Entdeckungsfahrten, welche die natur- und erdkundlichen Kenntnisse ungemein bereicherten. So erhielt Aristoteles von seinem königlichen Schüler alle seltsamen Pflanzen und Tiere, die im Bereiche der mazedonischen Herrschaft aufzutreiben waren, und verdankte man den Admiralen Nearch und Androsthenes näheren Aufschluß über die indisch-persische und die arabische Küste. Die alten Kulturvölker am Euphrat und am Nil kamen erst jetzt in innige Berührung mit den Griechen, denen sich dadurch die seit Jahrtausenden aufgespeicherten Geistesschätze erschlossen. Die Diadochen endlich taten alles, was in ihren Kräften stand, die Studien der Gelehrten zu fördern. Das größte Verdienst erwarben sich in dieser Beziehung die Ptolemäer. Schon der erste König dieses Hauses legte den Grund zur alexandrinischen Hochschule durch Schaffung von Bibliotheken und ähnlichen Bildungsinstituten, wobei ihm der Athener Demetrius von Phaleron, ein Staatsmann, Redner, Philosoph, Geschichtschreiber und Grammatiker zugleich, als Beirat diente. Ptolemäus II. vollendete das von seinem Vater begonnene Werk, indem er eine Anstalt ins Leben rief, die in der ganzen Welt nicht ihresgleichen hatte. Es war das Museum. Auf dem Gelände des Residenzpalastes erhob sich, von Gärten und Säulenhallen umgeben, eine Reihe weitläufiger Gebäude, die ihren gemeinsamen Namen dem Musentempel in ihrer Mitte verdankten. Hier standen den nach dem Vorbilde ägyptischer Priesterkollegien zu einer Art Körperschaft vereinigten Gelehrten Studierräume, Hörsäle und die mannigfachsten wissenschaftlichen Hilfsmittel zur Verfügung. Auch konnten sie die in der Nähe

gelegene Sternwarte und die von Ptolemäus I. begründete Bücherei benutzen, die rund 500 000 Schriftrollen umfaßte. Viele hatten im Museum sogar Wohnung und Verpflegung. Die anderen bezogen hohe, zum Teil fürstliche Gehälter. So belief sich die jährliche Besoldung eines gewissen Panaretus auf über 50 000 Mark. Die angesehenste Stellung bekleidete der Vorsteher der Bibliothek, dem rector magnificus unserer Universitäten vergleichbar, nur daß er, vom Hofe ernannt, so lange im Amte blieb, als er sich der Gunst des Königs erfreute. Der erste, der zu dieser Würde berufen wurde, war Zenodot aus Ephesus. Unter seinen Nachfolgern ragte besonders Eratosthenes hervor, ein Mann von allseitiger Bildung, der auf den verschiedensten Gebieten des Wissens Rühmliches leistete. Überhaupt zeichneten sich im Anfang der alexandrinischen Periode viele durch umfassende Gelehrsamkeit aus, und machten sich einige nebenbei noch durch ihre Dichtungen einen Namen, wie der schon erwähnte Kallimachus. Später traten die Fachstudien, vor allem das der Grammatik, in den Vordergrund. Ähnliche Einrichtungen wie in Alexandria gab es auch in Pergamum, Antiochia und zeitweise in Pella.

Was die einzelnen Disziplinen anbetrifft, so behauptet in der Erdkunde Eratosthenes (um 276—196) den ersten Platz. Auf altägyptische Messungen gestützt, berechnete er die rund 800 Kilometer betragende geographische Entfernung von Syene bis Alexandrien so genau, daß er sich kaum um einen Kilometer vertat. Auch bestimmte er die Länge der Mittagslinien, die Polhöhe einiger Orte und, freilich weniger richtig, die westöstliche Ausdehnung der bewohnten Welt. Die Ergebnisse seiner Forschungen verwertete er bei Anfertigung der die Kugelgestalt der Erde voraussetzenden Karte. Sie enthielt schon einige Meridiane und Parallelkreise, wodurch er der Schöpfer unseres Gradnetzes wurde.

Unter den Astronomen war Hipparch aus dem bithynischen Nikäa (um 250) der bedeutendste. An kühnem Gedankenflug stand er zwar hinter dem Samier Aristarch zurück und verwarf, in alten, fast für heilig gehaltenen Anschauungen befangen, dessen heliozentrische Lehre, wonach die Erde sich um die Sonne als den Mittelpunkt des Alls dreht. Aber seine scharfsinnigen Untersuchungen brachten die Himmelskunde um ein gut Stück weiter. Denn er bestimmte die Größe der Erde und ihre Entfernung von der Sonne, entdeckte das Vorrücken der Nachtgleichen und verfaßte ein Verzeichnis von nahezu 1100 Fixsternen. Unsere Bewunderung wird noch größer, wenn wir hören, daß er zu seinen Beobachtungen die Instrumente zum Teil selbst erfinden, die zu seinen Berechnungen erforderlichen Kenntnisse in der Trigonometrie erst begründen mußte.



Archimedes.
Antike Büste im Nationalmuseum, Neapel.
(Alinari phot.)

Als Mathematiker glänzten Euklides und Archimedes, die beide dem dritten Jahrhundert angehörten. Des Euklides Werk über die „Elemente" war während des Altertums und des Mittelalters das Hauptlehrbuch der Geometrie, Arithmetik und Stereometrie. Noch heute liegt es in England dem Unterricht zugrunde, und auch wir lehnen uns in vielen Punkten bis auf die Ausdrucksweise herab (z. B. Auf einer gegebenen begrenzten Geraden ein gleichseitiges Dreieck zu konstruieren. Gegeben sei die begrenzte Gerade AB) an den alten Meister an. Archimedes aus Syrakus bestimmte den Näherungswert für die Zahl π und das Verhältnis der Kugel zum umschriebenen Zylinder. Noch größeren Ruhm erwarb er sich als erfindungsreicher Physiker. Bekannt ist, daß er ein gewaltiges, auf der Werft liegendes Kriegsschiff vermittelst Flaschenzüge

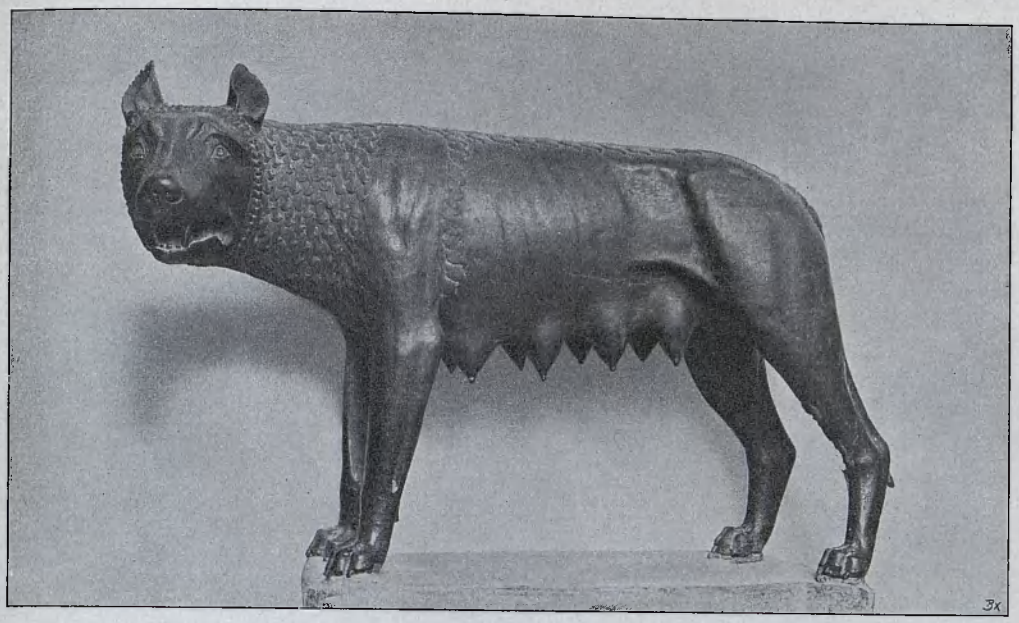
von der Stelle bewegte und seine von den Römern belagerte Vaterstadt durch seine Maschinen längere Zeit erfolgreich verteidigte. Heute denken wir bei seinem Namen vorzugsweise an das von ihm entdeckte Gesetz, daß jeder in eine Flüssigkeit getauchte Körper scheinbar so viel von seinem Gewicht verliert, wie das verdrängte Volumen Flüssigkeit wiegt.

Die Grammatiker beschäftigten sich nicht nur mit der Sprachwissenschaft im engeren Sinne des Wortes, sondern auch mit der Textkritik, Metrik, Literaturgeschichte, Mythologie, den Altertümern, kurz mit allem, was zur Erklärung der Schriftsteller und zum Verständnis des antiken Lebens diente. Daher wäre der Name Philologen passender gewesen, den sich Eratosthenes auch beilegte. Alexandrien und Pergamum waren die Hochsitze der Gelehrsamkeit. Seitdem in der Hauptstadt Ägyptens Aristarch, in der Residenz der Attaliden der Philosoph Krates aus Mallus an der Spitze der Grammatiker stand, herrschte zwischen den beiden Schulen ein gespanntes Verhältnis. Denn unter dem Einflusse Aristarchs vertraten die Alexandriner den Standpunkt der Regelmäßigkeit (Analogie) in der Formbildung, die Pergamener den der Gesetzwidrigkeit (Anomalie). Während in dieser Beziehung zu Pergamum ein freierer Wind wehte, drohte der dortigen Grammatiker Schematisierungssucht auf einem anderen Gebiete zur Verknöcherung der Studien zu führen. Nachdem nämlich die Alexandriner Verzeichnisse der besten Autoren jeder Gattung, Epiker, Tragiker, Elegiker usw., angelegt hatten, nahmen die Pergamener zum Teil mit Benutzung der alexandrinischen Kataloge in die einzelnen Klassen immer je zehn Schriftsteller auf, mochte es mehr oder weniger wirklich lesenswerte geben. Das Dezimalsystem wurde auch auf andere Gegenstände des Unterrichts übertragen, und es scheint fast, als ob in der Zehnzahl der Christenverfolgungen eine Nachwirkung des pergamenischen Schuleinflusses zu verspüren sei.

Eine erfreuliche Erscheinung war es, daß sich neben den Griechen auch viele eingeborene Orientalen am wissenschaftlichen Leben beteiligten. Der Belspriester Berosus schrieb die Geschichte der Babylonier, der Oberpriester Manetho zu Heliopolis die der Ägypter. Der Chaldäer Seleukus verfaßte ein astronomisches Werk, in welchem er die Lehre Aristarchs aus Samos zu beweisen suchte. Zeno, der Stifter der Stoa, sein Schüler Persäus, sowie der Epigrammendichter Antipater waren Phönizier. Zum selben Volke gehörte vielleicht auch der Mathematiker Euklides, da einige Tyrus seine Vaterstadt nennen. Der oben erwähnte Meleager stammte aus Gadara. Von vielen wird es sich kaum noch nachweisen lassen, ob sie griechischer oder barbarischer Herkunft waren.

Den größten Eifer zeigten die Juden. Jüdische Gelehrte übersetzten die Bibel ins Griechische, das für die Bücher der Makkabäer und das Buch der Weisheit die Ursprache bildet. In griechischer Sprache entstehen epische und dramatische Bearbeitungen der heiligen Geschichte, Erklärungen zu dem Mosaischen Gesetz, Sammlungen sibyllinischer Weissagungen. Eine Reihe jüdischer Historiker, deren ältester Demetrius, deren zuverlässigster Jason von Kyrene ist, bemühen sich, die Bedeutung des Volkes Israel ins rechte Licht zu rücken. Alle schreiben in der Absicht, die in der Zerstreuung wohnenden Brüder zu stärken und die Heiden zu belehren, und ergreifend ist die Wärme, mit der sie inmitten einer irreligiösen Welt dem Glauben an Jehova und der Hoffnung auf den verheißenen Erlöser Ausdruck verleihen. Die griechische Sprache verbreitet ihre Worte über den ganzen Erdball und trägt so dazu bei, daß in der umnachteten und verschmachtenden Menschheit das Verlangen nach Wahrheit und Gnade immer stärker wird. Doch bevor sich das Sehnen der Völker erfüllte, mußte die ganze antike Kulturwelt politisch geeint und selbst die herrschende Nation in der Erkenntnis der eigenen Ohnmacht von der Notwendigkeit der übernatürlichen Errettung überzeugt sein.

Die Römer.



Die römische Wölfin.
Etruskisches Bronzegußwerk im Conservatorenpalast, Rom.

Die Römer.

Italien und seine Bewohner.

Italien, das Rinderland, bezeichnet zunächst das Gebiet der Italer, einer kleinen Völkerschaft, die unter Führung eines vom Stammesgott gesandten Stieres die südwestliche Landzunge der mittleren südeuropäischen Halbinsel in Besitz nahm und sich selbst nach dem heiligen Tier nannte. Noch um 500 v. Chr. G. ist der Name auf das etwa 120 Geviertmeilen große Stück des alten Bruttien, des heutigen Calabrien, von der Straße von Messina bis an die beiden Busen von Eufemia (sinus Hipponiates) an der tyrrhenischen, Squillace (sinus Scylleticus) an der ionischen Küste beschränkt. Dann aber beginnt er sich immer weiter auszubreiten. 450 hat er bereits die Mündung des Basento überschritten, der bei den Ruinen der griechischen Kolonie Metapont in den Tarentinischen Golf fällt. Im folgenden Jahrhundert dringt er bis an den die Landschaften Lukanien und Campanien scheidenden Sele (Silarus). 270 umfaßt er ganz Großgriechenland im weitesten Sinne des Wortes. Ein Menschenalter später reicht er bis Pisa und Ancona. Unter Sulla (um 80 v. Chr. G.) rechnet man Italien bis zu den Küstenflüßchen Magra (Macra) und Rubikon, von denen der eine unfern der Bucht von Spezia (portus Veneris), der andere nördlich von Rimini (Ariminum) mündet. Bald darauf schiebt sich die Grenze bis an die Alpen, und gegen Ende des dritten nachchristlichen Jahrhunderts fügt der Kaiser Diocletian noch Sizilien, Sardinien, Corsica und die kleineren in der Nähe liegenden Inseln hinzu. In dieser erdkundlich auch heute geltenden Ausdehnung umfaßt das Land etwa 5700 Geviertmeilen und erstreckt sich — unter Berücksichtigung der äußersten Punkte — über 11 Breiten- und 12 Längengrade (46° 40′ n. B. bis 35° 40′ n. B., $6^1/_2$ östlich Greenwich bis $18^1/_2$).

Die Natur zerlegt Italien in drei scharf von einander getrennte Abschnitte, in Oberitalien oder das italische Festland, die Apenninen-Halbinsel, welche man in neuerer Zeit wenig poetisch mit einem Stiefel vergleicht, und die Inseln.

Das erstere reicht im allgemeinen vom 46. bis zum 44. Parallelkreise. Es wird im Westen, Norden und Nordosten von den nach der Innenseite steil und tief abfallenden Alpen, im Osten vom Adriatischen Meere, im Süden vom Apennin und dem Ligurischen Meere begrenzt. Den größten Teil nimmt eine durchschnittlich doppelt so lange wie breite, nach Osten und Süden sanft geneigte Ebene ein. In vorgeschichtlicher Zeit war hier ein Golf der Adria, von dem sich ansehnliche Reste in den vielen Seen am Südfuße der Alpen, „den Fjorden des Lombardischen Meeres" erhalten haben. Zur Verlandung haben hauptsächlich die Ablagerungen aus den Flüssen beigetragen, die alljährlich gewaltige Massen Erde und Steine aus den Gebirgen talwärts führen. Doch sind auch säkulare Hebungen, Moränenschutt und feuerspeiende Berge dabei beteiligt gewesen. Die Gletscher sind friedlicher geworden, die Vulkane völlig erloschen und statt der Lavaströme, welche einst bei Vicenza (Vicetia) die bericischen, bei Padua (Patavium) die euganeischen Hügel gebildet haben, bringen nur noch heiße Quellen aus dem Boden. Auch die Hebungen haben aufgehört, eher könnte man von einem Sinken des Landes sprechen. Dagegen dauern die Anschwemmungen fort und bewirken, daß die Küste in stetem Vorrücken begriffen ist. So liegt Ravenna, einer der wichtigsten Kriegshäfen in der römischen Kaiserzeit, bereits über eine Meile von dem Meere entfernt, und Adria, jene große etruskische Seestadt, die dem Meere den Namen gegeben hat, ist heute ein kleines Binnenörtchen, durch eine drei Meilen breite Ebene von der Küste getrennt. Die meiste landbildende Arbeit leistet der Po. Sein Gebiet macht über zwei Drittel des ganzen Tieflandes aus. Er entspringt auf dem Monte Viso (mons Vesulus), der über 3800 Meter ansteigenden Grenzscheide zwischen den Seealpen und den kottischen Alpen. Aus einer Höhe von 2000 Meter stürzt er kurzen Laufes nach Südosten, schwingt sich in weitem Bogen um das dem Apennin vorgelagerte Hügelland von Montferrat und strebt, von seinen rechten Nebenflüssen nach Norden gedrängt, von seinen linken stärker nach Süden gestoßen, in zahllosen Windungen dem Meere zu. Bei Turin (Augusta Taurinorum), wo die Dora Riparia mündet, trägt er schon kleine Boote. Nachdem er auf der rechten Seite den Tanaro (Tanarus), auf der linken die Dora Baltea, Sesia (Sesites) und den Tessin (Ticinus) empfangen hat, wird er so breit und tief, daß auch Dampfschiffe auf ihm fahren können. Stromabwärts erhält er nur von den Alpen regelmäßige Wasserzufuhr, teils durch die Adda (Addua), den Oglio (Ollius), Mincio (Mincius) und die sonstigen Nebenflüsse, teils durch unterirdische Adern. Die Bäche dagegen, welche von dem entforsteten Apennin kommen, sind nur in der Regenzeit wasserreich, führen aber dann so viel Geröll mit, daß sie dem Kulturland mehr schaden als nützen, während die Alpenflüsse vom Tessin an vor ihrem Eintritt in die Ebene die gröberen Sinkstoffe in läuternden Seebecken ablagern. So reinigt sich der Tessin im Langensee (lacus Verbanus), die Adda im Comersee (l. Larius), der Oglio im Iseosee (l. Sebinus), der Mincio im Gardasee (l. Benacus). Weit vor seiner Mündung gabelt sich der Po, und indem die einzelnen Teile sich wiederum spalten, erreicht er, Jahr für Jahr seinen Lauf um 70 Meter verlängernd, in sieben Armen das Meer. Der nördlichste ist 900 Meter breit und hat daher die Beinamen Grande (groß) und Maestro (Meister). Aber versandet und verschlammt, wird er als Fahrstraße nicht so benutzt wie der schmälere Po della Gnocca. Im Altertum diente der südliche Arm, der Po di Primaro (Padusa), am meisten dem Verkehr. Mit dem Po grande steht die Etsch in Verbindung, die aber in ihrem Oberlauf ein deutscher Fluß ist. Nachdem sie in den Veroneser Klausen die Alpen durchbrochen hat, nimmt sie allmählich die Richtung ihres größeren Nachbarn an. Die nördlichen Küstenflüsse, Brenta (Meduacus), Piave (Plavis), Tagliamento (Tilavemptus) und Isonzo (Sontius) treten als wilde Berggewässer in die Ebene ein. Der Schutt, den sie in die Adria wälzen, wird durch die Meeresströmung südwärts getragen und dann zu Nehrungen aufgestaut, hinter welchen die Haffe

(Lagunen) allmählich seichter werden, um schließlich ganz zu verschwinden, sofern nicht die Kunst des Menschen ihre Verlandung verhindert. Das Klima der oberitalischen Ebene bildet eine Übergangsstufe vom festländischen zu dem der eigentlichen Mittelmeerzone. Die Niederschläge verteilen sich zwar nicht so unregelmäßig über das Jahr wie bei uns, sondern fallen vorwiegend im Frühling und Herbst; aber es gibt keine regenfreie oder auch nur regenarme Zeit, da im Sommer starke Gewitter nicht selten sind. Die Juliwärme unterscheidet sich nur wenig von der Siziliens. Doch die Winter sind, wenn auch nicht so lang, so doch sicherlich ebenso kalt, wie am Niederrhein. Daher fehlen auch die der Mittelmeerflora eigentümlichen Gewächse. Erst im



Oberitalienische Vegetation: Cadenabbia (Villa Carlotta) am Comer See.
(Alinari phot.)

Mittelalter hat man den Maulbeerbaum, Reis und Mais eingebürgert. Einen besonders bevorzugten Streifen Landes bilden die durch den hohen Gebirgswall gegen alle scharfen Nord- und Ostwinde geschützten Gestade der oberitalischen Alpenseen.

Die hohe Temperatur, in solchen Breiten ohnegleichen, läßt im Verein mit fast tropischem Regen die edelsten Früchte reifen. Hier wachsen bereits Feigen, Oliven und die dem Altertum mehr oder weniger unbekannten Agrumen (Zitronen, Apfelsinen usw.). Die lachenden Ufer, heute wegen des milden Klimas beliebte Winterkurorte, waren schon in römischer Zeit mit Villen besät. Auf dem weit in den Gardasee vorspringenden Sermione (Sirmio) lag eine Besitzung des Dichters Catull, der die reizende Landzunge als das „Äuglein" aller Halbinseln und Inseln preist. Gleich gesegnet wie der Südfuß der Mittelalpen ist in Oberitalien nur noch der ligurische Strand (die Riviera), obwohl der Sommer weit trockner und auch heißer ist. Die Küste fällt in Form eines stumpfen, nach Süden geöffneten Winkels steil zum Meere ab, das mit seinen

vortrefflichen Häfen von je her Schiffahrt und Handel begünstigt hat. Auf dem engen, für die Siedelungen gelassenen Raume entwickelt sich eine Flora, wie wir sie erst in Unteritalien wieder finden. Denn schroff aufsteigende Berge umspannen schützend den ganzen Golf. Im Westen sind es die ligurischen Alpen, die an die Seealpen angelehnt bis zum Col di Altare reichen. Ihre östliche Fortsetzung bildet der Apennin, ein junges Sedimentgebilde, dessen Schichten anfangs in abgerundete, später in zerrissene Falten zusammengepreßt sind. Bei der Magramündung verläßt er die Westseite Italiens und streicht quer zur Adria hin, nicht nur die Wasser-, sondern auch die Wetterscheide zwischen Poebene und Mittelitalien.

Von den Quellen des Arno (Arnus) an durchmißt er in einer west-östlichen Ausdehnung von etwa sieben Meilen die ganze, durchschnittlich beinahe viermal so breite Halbinsel bis zu ihren südlichsten Punkten, den beiden unter rund 38° n. B. gelegenen Vorgebirgen dell' Armi (Leucopetra) und Spartivento (Heracleum promunturium). Ja, er zieht sich bis an die Westspitze Siziliens, da die Straße von Messina (Fretum Siculum) zu den in geologisch später Zeit entstandenen Einbrüchen gehört, deren es im Mittelmeergebiet, der größten Bruchzone der alten Welt, so viele gibt. Bis zu den Quellen des Volturno (Volturnus) bestimmt der Apennin die Richtung der Adria, an welche die Ausläufer des Gebirges so dicht herantreten, daß zwischen ihnen und der See nur ein schmaler sandiger Saum übrig bleibt. Stellenweise fehlt dieser kaum ein Kilometer breite Streifen sogar, und stürzen die Felsen jäh zum Meere herab, wie bei Ancona der annähernd 600 Meter hohe Monte Conero. Den Hauptkamm begleiten rechts und links durch Längstäler geschiedene Nebenketten. Diese werden nach Süden immer zahlreicher, bis sie in den Abruzzen wohl die Hälfte der Halbinselbreite anfüllen. Hier erhebt sich der Apennin mit dem Gran Sasso d'Italia (Mons Fiscellus) bis hart an die Grenze des ewigen Schnees. Das höchste Horn (Monte Corno) des Bergriesen steht nur wenig hinter dem griechischen Olymp zurück. Auf drei Seiten umschlingt den gewaltigen Felsenstock die Pescara (Aternus), der größte Fluß, den der Apennin zum Adriatischen Meere entsendet. Westlich von seinem südlichsten Knie liegt inmitten einer schaurigen Wildnis der See von Celano (lacus Fucinus), „der Nabel Italiens". Es ist eine wahrscheinlich durch Einsturz gebildete Senke. Die in dem Becken sich sammelnden Bergwässer wurden in unterirdischen Kanälen — in Griechenland Katabothren genannt, s. S. 107 — abgeleitet, bewirkten aber nicht selten, wenn Verstopfung den Abfluß verhinderte, daß die Gegend weithin versumpfte. Deshalb wurde in der Kaiserzeit ein künstlicher Abzugsgraben nach dem Garigliano (Liris) angelegt. Von den Volturnoquellen an nähert sich der Apennin wieder dem Tyrrhenischen Meere. Doch streicht der bisherigen Richtung des Gebirges folgend eine niedrige Kreidetafel, die apulische Scholle, die in verhältnismäßig junger Zeit aus dem Meeresboden gestiegen und durch Schwemmland mit der Halbinsel verwachsen ist. Sie endigt in dem Absatz Italiens, dem Vorgebirge Santa Maria di Leuca (promunturium Japygium oder Sallentinum). Im Norden begrenzt sie der stark 1000 Meter hohe Monte Gargano (Garganus), der ebenfalls erst nachträglich angesetzte Sporn. Weit vorspringend, unterbricht er die Langeweile der geradlinigen Küste und bildet die treffliche Bucht von Manfredonia (nahe bei dem alten Sipontum). Der isolierte Fels hing ursprünglich mit den dalmatinischen Alpen zusammen, und die aus der Tiefe des Meeres aufragenden Eilande, die öden Tremiten (Diomedeae insulae) schlagen die Brücke zu diesem Gebirge. Apulien ist trotz des wildschäumenden Ofanto (Aufidus) eine dürre, steppenartige Ebene, „wo der wasserarme Daunus über Bauernvölker geherrscht hat". Aber es besitzt viele gute Ankerplätze. Außer dem erwähnten Manfredonia liegen an der Ostseite Bari (Barium), Brindisi (Brundisium) und Otranto (Hydruntum). Obgleich Italien sich bei der letztgenannten Stadt bis auf 10 Meilen der Balkanhalbinsel nähert — Meerenge von Otranto Verbindungsstraße des Adriatischen und Jonischen Meeres —, nimmt doch Brindisi die wichtigste Stelle unter den Häfen ein. Es war in der Römerzeit die Endstation der Appia via, der Hauptheerstraße, und Ausgangspunkt für die Fahrt nach Griechenland. Bei günstigem Winde konnte man die gegenüberliegenden Städte

Apollonia (heute Pollina) und Epidamnus oder Dyrrhachium (Durazzo) in fünf Stunden erreichen. Zwischen der nach Südost verlaufenden Kalkplatte Apuliens und dem genau südwärts gewandten Apennin breitet sich der mächtige Meerbusen von Tarent aus. Er hat seinen Namen von der im innersten Winkel des Golfes gelegenen altgriechischen Siedelung, dem besten Hafen an der ganzen Südküste Italiens. Im Gegensatz zu der einfachen Tektonik der Ostseite ist der Aufbau des vom Apennin im Halbkreis umgürteten Westens sehr verwickelt. Niedrige Hochflächen wechseln mit Hügellandschaften und Alluvialebenen. Dazwischen finden sich von der ligurischen Küste bis nach Sizilien sehr viele vulkanische Gebilde. Bald zeigt nur die Art des Gesteines (Tuff, Lava), daß sie Ausbrüchen aus dem Erdinnern ihre Entstehung verdanken; bald erkennen wir auch an der Form den Charakter der feuerspeienden Berge. Die Eruptivmassen bedecken ein Gebiet von über 150 Geviertmeilen. Mehr als ein Dutzend Vulkane sind in geschichtlicher Zeit tätig gewesen, und Vesuv, Lipari, Vulcano, Stromboli, Ätna, Pantellaria (Insel zwischen Sizilien und Afrika) haben ihre unheimliche Arbeit auch jetzt noch nicht eingestellt. Die meisten der gefährlichen Schlote liegen da, wo sich durch Einbrüche tiefe Spalten in der Erdoberfläche gebildet haben. Es ist nämlich im Westen Italiens ein gewaltiges Rumpfgebirge in die Tiefe gesunken. Beträchtliche Reste haben sich an vielen Teilen der Küste erhalten. Zu den wertvollsten gehört das toskanische Erzgebirge. Es schließt im Süden mit dem über 600 Meter hohen Monte Argentario (Argentarius) ab. Auch einige Inseln sind Rückstände des vom Tyrrhenischen Meer verschlungenen Landes, so namentlich Elba (Ilva) mit den ergiebigsten Eisengruben des gesamten Mittelmeergebiets. Zu der geologischen Mannigfaltigkeit tritt eine ziemliche horizontale Gliederung. Die bedeutendsten Golfe sind die von Gioja und Eufemia



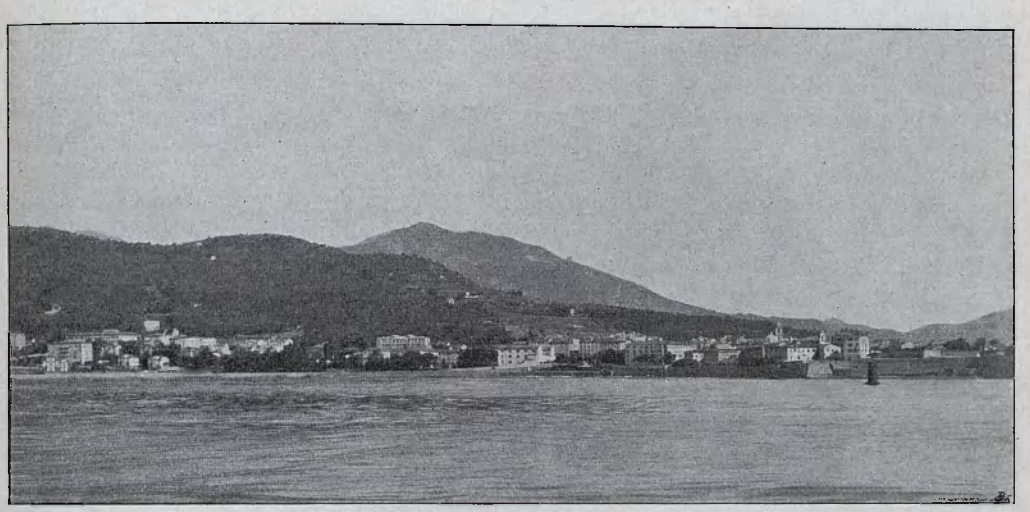
Der Vesuv von Pompeji aus; im Vordergrunde das Forum Triangulare.
Brogi phot.)

am Fuß des Stiefels, die von Policastro (Buxentum), Salerno, Neapel und Gaëta am Schaft. Unter diesen zeigt der Neapolitanische (sinus Cumanus) eine besonders feine Modellierung. Nur seine Ostseite, in deren Mitte der Lava- und Aschenkegel des Vesuv seine rauchumhüllten Zinnen emporreckt, ist wenig geschweift. Am Nordrande, wo sich die mit Trümmern erloschener Feuer-

schlünde bedeckten Brandfelder (campi Phlegraei) ausbreiten, werden durch zwei mächtige Felsvorsprünge die beiden herrlichen Buchten von Neapel und Pozzuoli (Puteoli) geschaffen. Der eine erinnert durch seinen Namen Posilippo an die Villa Pausilypum (Ohnesorge), die ein römischer Ritter dem Kaiser Augustus vermachte. Auf dem andern liegt in einem ausgebrannten Krater der Averner See. Ringsum haucht der Boden schädliche Schwefeldämpfe aus, was im Altertum zu dem Mythus Veranlassung gab, daß hier der Eingang zur Unterwelt sei. Nicht weit von dem See entstand gegen Ende der römischen Republik das üppige Bad Bajä. Die Landzunge endet im Kap Miseno, bei dem sich der größte Kriegshafen der Kaiserzeit befand. Ein schmaler Sund trennt die Halbinsel von dem vulkanischen Eiland Procida (Prochyta), und weiter westlich erhebt sich, von dem feuerspeienden Monte Epomeo überragt, das anmutige Ischia (Aenaria). Im Süden sperrt den Golf von Neapel der fast senkrecht aufragende Querriegel der wild zerklüfteten und von Gießbächen durchfurchten Sorrentiner Berge. Sie finden ihre Fortsetzung in dem höhlenberühmten Capri (Capreae), dem Lieblingsaufenthalt des Kaisers Tiberius. In vorgeschichtlicher Zeit war die Küste noch mehr von tief einschneidenden Buchten ausgezackt. So zog sich durch das nördliche Etrurien ein Golf bogenförmig bis zum Trasimenischen See, und lagen große Teile von Latium und Kampanien unter Wasser. Die fleißigsten Erdarbeiter der Natur, die Flüsse, haben sie, zum Teil mit Hilfe der Vulkane, ausgefüllt. Der Arno hat das nordtoskanische Tiefland, der Tiber ein mit Rom als Spitze beginnendes Dreieck, der Volturno die Ebene von Kapua aufgeschüttet. Die Flüsse leisten an der tyrrhenischen Seite mehr als ihre Brüder an der Adria, weil sie sich besser entwickeln können. Auf ihrem Oberlauf durchziehen sie, weite Gebiete entwässernd, Längstäler, biegen dann fast in rechtem Winkel um und eilen dem großen Senkungsfelde zu. Wo das Gefälle zu gering ist oder Dünenketten den Zugang zum Meere verhindern, ist ihnen die völlige Trockenlegung der Ebenen nicht gelungen, wie dies aufs deutlichste die Pontinischen Sümpfe in Latium zeigen, um deren Beseitigung man sich schon über zwei Jahrtausende umsonst bemüht. Arno, Tiber und Volturno können auf ihrem Unterlaufe von Booten befahren werden. Im Altertum war besonders der Tiber von Rom abwärts eine wichtige Verkehrsstraße. Alle diese Momente, der vielgestaltige Aufbau, die breiten Ebenen, die wasserreichen, zum Teil schiffbaren Flüsse, die Menge der das Land erschließenden Buchten bewirkten, daß der Westen, die Stirnseite der Halbinsel, der Hauptsitz der Kultur und des staatlichen Lebens wurde.

Die großen Inseln machen das Tyrrhenische Meer fast zu einem italischen Binnensee. Im Westen schließen es Korsika und Sardinien ein, rund 600 Geviertmeilen groß, wovon stark ein Viertel auf die nördliche der Schwestern fällt. Sie werden durch die verhältnismäßig schmale und seichte Straße von Bonifacio (Fretum Gallicum) getrennt. Ursprünglich bildeten sie ein zusammenhängendes Ganzes. Denn sie sind Überbleibsel desselben der Masse nach untergegangenen Landes, als dessen Reste auch Elba und der Monte Argentario aufragen. Später haben sich um den alten Kern jüngere Faltengebirge gelegt, Ausläufer der den Seealpen auf der italischen und der französischen Seite vorgelagerten Nebenketten. Korsika ist ganz gebirgig. Der meridional streichende Hauptstamm wird von westwärts ziehenden Ästen durchbrochen. Hieraus erklärt sich die Unzugänglichkeit des Innern, die wiederum der Grund für die geringe Gesittung der Bewohner ist. Mit seinen über 2500 Meter hohen Gipfeln und seiner kantonalen Zersplitterung ähnelt es den Abruzzen, mit denen es auch auf derselben Breite liegt. Die Ostseite ist geradlinig und flach. Nur im Norden und Süden, da, wo sich heute die Städte Bastia und Porto Vecchio befinden, sind einige geschützte Golfe. Dennoch haben sich im Altertum auf dieser von der Natur zurückgesetzten Küste die wenigen Städte der Insel, Aleria und Mariana, entwickelt, während die gegenüberliegende, von tiefen Buchten gespaltene, erst in neuerer Zeit eine namhafte Siedelung, Ajaccio, hat entstehen lassen. In Sardinien sind die Gebirge niedriger. Die bedeutendste Erhebung, der Monte Gennargentu, erreicht noch nicht die Höhe von 1800 Metern. Tiefe und breite Täler erleichtern den Verkehr. Ein beträchtlicher Teil der Bodenfläche ist

Schwemmlandebene. Die größte, das heutige Campidano, öffnet sich in einer weiten Bucht nach Süden. Hier liegt die Hauptstadt der Insel, Cagliari (Caralis). Lange Zeit hat man Umfang und Wert Sardiniens überschätzt. Die Griechen hielten es für die größte aller Mittelmeerinseln, obwohl es von Sizilien um nahezu 40 Geviertmeilen übertroffen wird. Bias von Priene, der den kleinasiatischen Griechen riet, dorthin auszuwandern, glaubte, daß sie durch die Besitzergreifung



Korsika: Hafen von Ajaccio.

des Eilandes nicht nur ihre Freiheit behaupten könnten, sondern sogar ein mächtiges, über andere herrschendes Volk würden. Allerdings spielte sie früher eine andere Rolle als in der Gegenwart. Sie war eine der wichtigsten Kornkammern Italiens, in der etwa ein Dutzend städtische Gemeinwesen lagen; Polybius, ein gewiß nüchterner Beurteiler, rühmt außer ihrer Größe die Menge der Bewohner und den Reichtum der Erzeugnisse. Aber von hoher Bedeutung war sie niemals. Die Römer benutzten sie sogar als Verbannungsort. Jetzt ist sie ein schlecht bebautes, ungesundes, dünnbevölkertes und in der Kultur zurückgebliebenes Land, woran freilich nicht sowohl die Natur als vielmehr jahrhundertlange Vernachlässigung die Schuld trägt.

Die Königin unter den Inseln der alten Welt ist Sizilien. Es hat die Gestalt eines gleichschenkeligen Dreiecks, weshalb es auch diese geometrische Figur als Münzwappen führte und in ältester Zeit Trinakria (Dreispitz) hieß. Die heutige Bezeichnung verdankt es dem Volke der Sikuler, das der Überlieferung nach von den Lokrern aus Bruttien vertrieben wurde und sich dann des Eilandes bemächtigte. Die Spitze des Dreiecks, Kap Boeo (Lilybaeum), ist Afrika zugekehrt. Mit der Grundlinie, die sich zwischen den Vorgebirgen Peloro (Pelorum) — wegen des dortigen Leuchtturmes auch Faro genannt — und Passaro (Pachynum) fast 30 Meilen lang erstreckt, wendet es sich nach Italien. Daß es ein Anhängsel der Apenninen-Halbinsel ist und geologisch zu dieser gehört, hat man schon frühzeitig erkannt. Daher leitete man den Namen der Stadt Reggio (Rhegium), die auf der festländischen Seite der Bruchlinie liegt, von rhegnynai (= brechen, reißen) ab, und nennt Eratosthenes die Insel einen Absplitz Italiens. Der Riß, durch welchen sich das Meer zwängt, ist noch nicht eine Drittelmeile breit. Die Enge erzeugt zwischen den Felsvorsprüngen unbedeutende Wirbel. Peitscht ein heftiger Südweststurm die See, so können die Strudel kleine Schiffe gefährden. Das griechische Märchen verwandelte die meist harmlosen Strömungen in scheußliche Schreckgestalten. An der italischen Seite hauste die sechsköpfige Skylla. Bei der Klippe, in die sie erstarrte, liegt das Städtchen Sciglia. Auf dem gegenüberliegenden Gestade drohte dicht bei dem Kap Peloro die Charybdis den Vorbei-

fahrenden Verderben. Sizilien ist ein nach Südwest geneigtes Hochland aus demselben Gestein wie der Apennin. Im Nordosten lagert sich ihm ein leicht verwitternder kristallinischer Rücken vor. In der Mitte des Gebirges befindet sich eine tiefe Senkung. Durch diese führt die natürliche Verbindungsstraße zwischen der Nord- und der Südseite der Insel. An ihren Endpunkten erblühten die Städte Girgenti (Agrigentum) und Termini (Thermae). An der Ostküste thront majestätisch der Ätna, der höchste Vulkan Europas (3278 Meter). Da sein Kegel mit Ausnahme der Seeseite sanft geböscht aufsteigt, bedeckt sein Fuß etwa 25 Geviertmeilen. An seinem Südabhang liegt die lachende Ebene von Katania (Catana), von dem Simeto (Symaethus), dem größten Flusse der Insel, durchschlängelt. Nach dem Meere fällt das Land im allgemeinen steil ab. Deshalb finden sich an den Küsten tiefe, für den Handel wie geschaffene Buchten. Nur der Süden hat flachen Strand und ermangelt der natürlichen Häfen, weshalb hier bis in die Neuzeit hinein der Verkehr während der stürmischen Wintermonate völlig stockte.

Sizilien wird auf drei Seiten von kleineren Eilanden umgeben. Diese zerfallen ihrer geologischen Beschaffenheit nach in zwei Klassen. Die eine umfaßt alle, die sich durch ihren Bau als losgerissene Stücke der Hauptinsel erweisen. Am deutlichsten erkennt man die Zugehörigkeit zu Sizilien an den Inseln, welche die abgestumpfte Westspitze umsäumen. Mehrere flankieren die Landzunge, deren Sichelform der Stadt Trapani (Drepanum) ihren Namen gegeben hat. Etwas südlicher schmücken, einer Perlenschnur vergleichbar, die niedrigen Stagnone das Gestade. Auf einer derselben gründeten die Phönizier Motye, die älteste semitische Niederlassung an der sizilischen Küste. An die Stagnone reihen sich die Ägatischen Inseln. Der Sieg, den hier der römische Feldherr Lutatius Catulus erfocht, brach auf immer die Seemacht der Karthager. Wie der Westspitze, so ist auch — freilich in größerer Entfernung — der Südecke eine Inselgruppe vorgelagert. Zu ihr gehören Malta (Melite), Gozzo (Gaulos) und mitten zwischen beiden Comino. Wegen der günstigen Lage und des sicheren Hafens ist Malta seit unvordenklicher Zeit eine der wichtigsten Stationen für den Durchgangsverkehr zwischen Europa, Afrika und Asien. Daher wohnen auf den kaum sechs Geviertmeilen an die 200 000 Menschen, ein seltsames Völkergemisch, in dem aber seit der ersten Besiedelung durch die Phönizier der semitische Typus überwiegt. Die Inseln der zweiten Klasse sind vulkanischer Natur, und noch jetzt sind einige Feuerschlote an der Arbeit. Nahe bei dem Pelorischen Vorgebirge ragt steil aus dem Meere die Liparische Gruppe auf. Auf dem Lavaboden wächst trotz der spärlichen Bewässerung ein feuriger Wein. Die hafenreichen Eilande bildeten im Altertum eine einzige Gemeinde, deren Bewohner als kühne Seefahrer und Piraten von sich reden machten. Weit abseits liegt nach Westen hin das kleine Ustika, das man gewöhnlich der Liparischen Gruppe zuzählt. Endlich erheben sich auf der Grenze zwischen Sizilien und Afrika mehrere öde Eilande, unter denen Pantellaria (Cossyra) das größte ist.

Das Klima Halbinsel- und Inselitaliens stimmt im allgemeinen mit dem Griechenlands überein. Die Niederschlagmenge erreicht im mittleren Apennin mit stark 1000 Millimeter ihr Maximum. Sie nimmt zugleich mit der Bewölkung und dem Feuchtigkeitsgehalte der Luft langsam von Norden nach Süden und von Westen nach Osten ab, um in Sizilien, wo es fast nur in den drei Wintermonaten regnet, auf das Mindestmaß von kaum 500 Millimeter herabzusinken. Die Temperatur schwankt je nach der Breite im Jahresmittel zwischen 15° C (Ancona) und 19° C (Malta). Die Winter sind sehr milde. Doch gibt es außer Malta wohl keinen Punkt, an dem nicht gelegentlich Nachtfröste und leichte Schneefälle vorkämen. In den Gebirgen bleibt der Schnee ziemlich lange liegen — in den Apenninen, die der Tiber entwässert, bis in den Februar —, und auf den Hochgipfeln schmilzt er erst im Juli. Italien hat auch denselben Entwicklungsgang in der Bodenkultur durchgemacht wie Hellas, und die Tierwelt beider Länder zeigt nur geringe Unterschiede (s. S. 113 f.). Hier wie da sind die Wasserverhältnisse durch die unsinnige Entforstung sehr ungünstig beeinflußt worden. Viele Bäche, für die man den Namen Fiumare (Trockenflüsse) geprägt hat, schwellen bei einem Gewitter verheerend und den Verkehr

unterbindend an. Bald darauf sind sie völlig wasserlos. Dazu kommt, daß in Italien das Gebirge auf der Abbruchseite schnell verwittert, die obere Schicht bei der Sommerhitze leicht birst und so der Regen mühelos die losgebröckelten Stücke wegschwemmen kann. Dieser Prozeß wird durch die Erdbeben noch befördert. Schwankungen des Bodens sind im ganzen Mittelmeergebiet häufig, aber nirgends häufiger als in Italien. Es vergeht wohl kaum ein Tag, an dem nicht irgendwo eine Erschütterung wahrgenommen wird. Manche Städte werden regelmäßig in jedem Jahrhundert einmal durch Erdbeben zerstört. Starke Stöße haben beträchtliche Verschiebung der Oberfläche zur Folge. So sank in der Nähe von Monte Cassino die Erde über 100 Meter in die Tiefe. Aber trotz alledem sind nur vereinzelte Teile des Apennins verkarstet, während in Griechenland die meisten Höhenzüge beinahe den Charakter der Steinwüste tragen. Die italienischen Gebirge haben nämlich den Vorzug, daß sie mit einem dicken Mantel nährstoffhaltiger Tone und



Ätna mit den Monti Rossi.
(Alinari phot.)

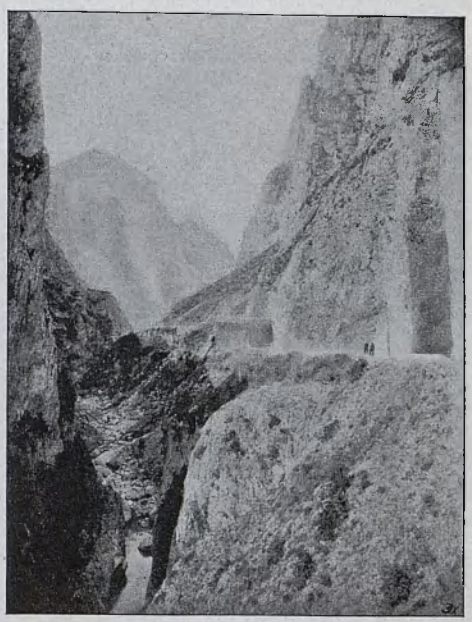
Mergel bekleidet sind, die das Wasser nicht durchsickern lassen. Dies macht den Boden recht ergiebig. Dabei steigt die Anbaufähigkeit bis zum Kamme des Apennins auf. Noch besser eignen sich für die Landwirtschaft die Alluvialebenen. Auf der vulkanischen Erde vollends gedeihen die Pflanzen bei genügender Berieselung wie in einem Treibhause, zumal nach heftigen Regengüssen Ströme fruchtbarsten Schlammes sich aus den Ringwällen der Krater ergießen. Deshalb drängt sich hier Stadt an Stadt, wie oft auch die Ausbrüche der feuerspeienden Berge die Bewohner verscheuchen. Zählte man doch am Ätna auf der Geviertmeile schon bis zu 30 000 Menschen. Nicht viel geringer muß zur Römerzeit die Volksdichte in einigen Gegenden Latiums und Campaniens gewesen sein. Denn die armen Plebejer, die man als Kolonisten dort hinschickte, erhielten bisweilen nur fünf Morgen Land, so daß man auf einer Geviertmeile 4000 Familien unterbringen konnte. Dies macht, jeden Hausstand zu sieben Köpfen gerechnet — es werden Eltern von 16 Söhnen erwähnt — 28 000 Personen. Für die Gesamtbevölkerung der Apenninenhalbinsel im Altertum läßt sich nur ein Näherungswert bestimmen. Einen Anhaltspunkt bieten uns die Listen der Waffenfähigen. Als kurz vor dem zweiten punischen Kriege ein Einfall der Gallier das Land in Schrecken setzte, vermochte Rom mit seinen Bundesgenossen über 700 000 Streiter zu stellen. Hierbei waren die Aufgebote der Bruttier sowie der unteritalischen Griechenstädte nicht mit eingerechnet. Ebenso fehlen in dieser Zahl außer den Kranken und Gebrechlichen die über 45 Jahre alten, vom Felddienst befreiten Bürger und die Unfreien, deren Menge derjenigen der Freien nahezu gleichkam. Es belief sich somit die Gesamtheit der

erwachsenen männlichen Bevölkerung auf anderthalb bis zwei Millionen, die aller Bewohner auf sechs bis sieben Millionen. Freilich herrschten damals gesunde Zustände. Als später einerseits das Latifundienwesen, anderseits die Entsittlichung immer mehr um sich griff, ging die Bevölkerung stetig zurück, obwohl man jährlich 200 000 Sklaven nach Italien schleppte. Heute liegen weite Strecken, die sich bei zweckmäßiger Regulierung des Wassers in gutes Ackerland verwandeln ließen, versumpft und verödet da. Die Umgebung Roms ist sozusagen menschenleer. Die Malaria treibt die Bewohner aus den Niederungen und hindert den Anbau. Dennoch leben auf der Halbinsel rund 10 Millionen, im ganzen Königreich 33 Millionen. Die große Mehrheit beschäftigt sich im Altertum wie jetzt mit der Landwirtschaft. Auf dem wehrhaften Bauernstande beruhte das Übergewicht der Römer. Die gewerbliche Tätigkeit trat hinter dem Ackerbau sehr zurück. Sie beschränkte sich in den meisten Landschaften auf Weberei, Töpferei und Färberei. Den Küstenbewohnern bringt der Fischfang reichlichen Gewinn. Tunfische, Sardellen, Austern, Schwämme und Korallen bilden die wichtigste Beute. An manchen Gestaden sind ertragreiche Salzgärten, so namentlich südlich vom Gargano und an der Westspitze Siziliens. Daneben gibt es hier und da auch mächtige Steinsalzlager. Bruttien und Korsika, wo sich heute noch Urwälder befinden, lieferten den Römern treffliches Schiffsbauholz, und in Etrurien blühten Bergbau und Schmiedekunst. In vielen Gegenden gibt es vorzügliche Marmorarten, die besten nördlich vom Arno in den Apuaner Alpen, wo nahe bei dem alten Luna das weltberühmte Carrara liegt. Wichtiger als die Handwerke war zu allen Zeiten der Handel. Zwar ist Italien nicht so gegliedert wie Hellas. Aber für diesen Mangel wird es in mehrfacher Hinsicht entschädigt. Zunächst ist der Landverkehr wenig gehindert. Selbst der Apennin bildet bei einer durchschnittlichen Paßhöhe von nur 900 Metern im Vergleich zu den griechischen Gebirgen keine nennens-



Die Marmorbrüche von Carrara.
Nach einer Photographie.

werte Wegeschranke. Dadurch wurde es den Römern möglich, die ganze Halbinsel mit einem weit verästelten, engmaschigen Straßennetze zu überspannen. Dann ist Italien gewissermaßen das Herz des Mittelmeergebietes. Mit der tyrrhenischen Seite öffnet es sich nach den Inseln Sizilien, Sardinien und Korsika sowie nach Afrika und Spanien, mit der ionischen nach Griechenland, mit der nordadriatischen nach dem Donautieflande. Rom ist gleich weit von Marseille und von Karthago, von Alexandria und von Konstantinopel entfernt. In Genua, Neapel, Messina, Malta und Brindisi kreuzen sich die Hauptschiffahrtslinien. Zudem steht Italien durch die Poebene mit Mitteleuropa in inniger Wechselbeziehung, indem Handelsstraßen strahlenförmig über die Alpen nach Frankreich und Deutschland gehen. Wenn es den Römern im Laufe der Zeit gelungen ist, die seefahrenden Phönizier und Hellenen von dem Weltmarkt zu verdrängen, so ist das nicht lediglich durch die brutale Rücksichtslosigkeit ihrer Politik — Zerstörung Karthagos und Korinths — zu erklären, sondern ebenso sehr durch die zentrale Lage der Apenninenhalbinsel. Im Altertum, wo die Geschicke der Menschheit sich an den Gestaden des Mittelmeers abspielten, war Italien naturgemäß zur Herrschaft berufen.



Furlopaß im Apennin,
in dem die „Via Flaminia" das Gebirge überstieg.

Bevor es aber den antiken Völkern Gesetze vorschreiben konnte, mußte es erst geeint sein. Die Schwierigkeit der staatlichen Zusammenfassung war weniger in der Beschaffenheit des Landes, wie bei den Hellenen, als vielmehr in der nationalen Verschiedenheit der Bewohner begründet. Seit unvordenklichen Zeiten bis tief in das Mittelalter hinein zog es die Völker nach dem sonnigen Süden. Leicht sind die Alpen von auswärts zu übersteigen, und schnell ist die Adria durchquert. So finden wir denn schon in grauer Vorzeit ein buntes Gemisch von Stämmen und Rassen, die sich den Besitz des Landes streitig machen. Nichtindogermanische Völker scheinen die ältesten Bewohner gewesen zu sein. Zu ihnen gehörten die Ligurer, die später an dem nach ihnen genannten Meerbusen und mit Kelten gemischt im heutigen Piemont saßen, ferner die Korsen, Sarden und im westlichen Sizilien die Elymer. Vielleicht waren sie unter sich und mit den Iberern, der Urbevölkerung Spaniens, verwandt. Doch können wir über ihre Nationalität nichts sagen. Denn sie haben es nie zu selbständiger Kultur gebracht, keine Schriftdenkmäler hinterlassen.

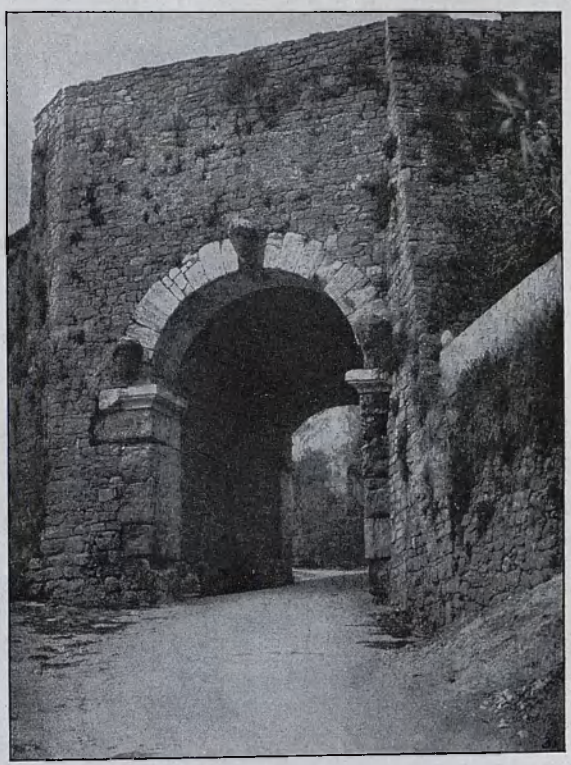
Vorarisch waren auch die Etrusker oder Tusker, die Tyrrhener der Hellenen. Sie selbst nannten sich Rasenä. Nach den Berichten der griechischen Geschichtschreiber stammten sie von den Lydern oder von den Pelasgern ab, d. h. von dem Volke, das in ältester Zeit den Westen Kleinasiens innehatte (s. S. 115). Es liegt kein Grund vor, an dieser Überlieferung zu zweifeln. Bei der Einwanderung der Hellenen kann leicht ein Teil der früheren Bewohner, um der Knechtschaft zu entgehen, nach der Apenninenhalbinsel gezogen sein. Jedenfalls weist alles, was wir von den Etruskern wissen, auf das semitischem Einfluß unterstehende Morgenland hin. Ihre finstere Religion mit ihrem Zauberspuk und Beschwörungshokuspokus trägt viele Züge, die wir bei den Babyloniern finden. An diese denken wir auch unwillkürlich bei der Kunst und Architektur, besonders dem Gewölbebau und den Entwässerungsanlagen, sowie bei dem



Etruskische Krieger.
Flachrelief im Museum Egiziano, Florenz. (Brogi phot.)

Duodezimalsystem der Etrusker, das uns ebenso in den beiden Kreisen der zwölf oberen und der zwölf untern Götter wie in ihren politischen Organisationen begegnet. Auch die Prunksucht und das Zeremonielle der Etrusker ist den europäischen Völkern fremd. Über Sprache und Nationalität der Tyrrhener vermögen wir keinen genügenden Aufschluß zu geben, obwohl wir ein reiches Inschriftenmaterial besitzen und manche Vasen und Grabsteine zugleich oskische oder lateinische Übersetzungen tragen. Nach ihrer Ankunft in Italien setzten sich die Etrusker zuerst in der Poebene fest, wo sie einen Bund von zwölf Städten gründeten. Ihre älteste Niederlassung war Spina an der Mündung des südlichsten Poarmes, der deshalb auch der spinetische hieß. Der spurlos verschwundene Ort entwickelte sich zu einem mächtigen Handelsemporium. Seine Beziehungen reichten im Norden bis zum Baltischen Meere, von wo er den viel begehrten, dem Golde gleichgeachteten Bernstein bezog. Für seinen lebhaften Verkehr mit Griechenland spricht schon der Umstand, daß er in Delphi ein eigenes Schatzhaus hatte. Neben Spina verdienen noch Melpum (vielleicht = Mailand), Felsina (Bologna), Adria und Mantua Erwähnung. Von der oberitalischen Ebene aus überstiegen die Etrusker den Apennin und bemächtigten sich des Landes bis zum Tiber, des eigentlichen Etrurien, das auch durch seine jetzige Bezeichnung Toskana die Erinnerung an die alten Tusker bewahrt. Hier entstanden ebenfalls zwölf Gemeinden, die durch ein loses Band zusammengehalten wurden. Die angesehensten waren Arezzo (Arretium), Volterra (Volaterrae), Cortona, Perugia (Perusia), Chiusi (Clusium), Tarchino (Tarquinii) und Cervetri (Caere). Die meist kleinen Städte — nur Volaterrä bedeckt eine größere Fläche — lagen auf hohen, schwer zugänglichen Felsen. Sie hatten, soweit es die Bergkuppen gestatteten, die Gestalt eines Vierecks. Gewaltige Mauern, die bei manchen fast ganz erhalten sind, erhöhten die natürliche Festigkeit. Sie bestehen aus regelmäßig behauenen, wagerecht geschichteten Blöcken, die Torwölbungen aus keilförmig geschnittenen Steinen. Innerhalb der Umwallungen wohnten vor-

nehmlich die Lukumonen, der Herrenstand. Er war allein im Vollbesitz der staatlichen Rechte, während die Masse aus unterworfenen Leibeigenen und gekauften Knechten sich zusammensetzte. Der Adel bekleidete auch die höchsten Priesterwürden. In der Zeit des Verfalles riß er die ganze Macht an sich, indem er die ursprünglich monarchische Verfassung in aristokratischem Sinne umgestaltete. Nur an der Spitze des Bundes blieb ein aus den Lukumonen gewählter König. Lange entfalteten die Etrusker eine große Kraft. Schon im zweiten Jahrtausend nahmen sie als verwegene Korsaren an den Plünderungszügen teil, welche Ägypten heimsuchten (s. S. 40). Später wehrten sie im Verein mit den Karthagern erfolgreich dem Vordringen der Griechen. Sie eroberten Elba, brachten das nahe Korsika in ihre Gewalt, unterwarfen Latium, wo sie auf weithin sichtbarer Höhe des Albanergebirges Tusculum (bei Frascati) erbauten, und dehnten ihre Herrschaft über einen großen Teil Campaniens aus. Damals wurde die See westlich von Italien zum Tyrrhenischen Meer. Etruskische Piraten wagten sich bis in die griechischen Gewässer hinein. Gegen Anfang des 5. Jahrhunderts begann ein unaufhaltsamer Rückgang. Epochemachend war der Sieg, den 474 der Tyrann Aristodemus von Kyme erfocht. Über eine halbe Million Barbaren soll hier geschlagen worden sein. Bald darauf fielen Samniten aus dem Apennin in Campanien ein, eroberten Capua und rotteten den etruskischen Adel aus. Latium schüttelte das Joch der Fremdherrschaft ab. Über die Alpen kamen die Kelten, erstürmten Melpum und rissen die ganze Poebene an sich. Nur in wenigen Städten, wie Felsina, behaupteten sich die Etrusker. Endlich wurde das durch Schwelgerei und Sittenlosigkeit entartete Volk auch in Etrurien besiegt und zur Anerkennung der römischen Oberhoheit gezwungen. Der etruskische Bund sank zu einer bloßen Opfergemeinschaft herab, erhielt sich aber als solche ebenso wie die etruskische Sprache bis in die Kaiserzeit hinein.



Etruskische Mauer mit Tor in Volterra.
(Alinari phot.)

Die übrigen Bewohner gehörten der indogermanischen Familie an. Sie teilten sich in drei Hauptvölker. Das wichtigste, das den Kelten am nächsten stand, pflegen wir das italische zu nennen. Es zerfiel in zwei große Äste, die beide sich in mehrere Zweige gliederten. Der eine umfaßte die Umbrer und Sabeller. Die Umbrer saßen am Adriatischen Meere zwischen Po und Esino (Aesis), der unweit Ancona mündet. Nach dem Binnenlande zu erstreckte sich ihr Gebiet bis an den Tiber und seinen linken Nebenfluß Nera (Nar). Die Etrusker vertrieben sie aus Oberitalien und die Gallier entrissen ihnen die ganze Küste. So geschwächt und in etwa vierzig selbständige Gemeinden ohne inneren Zusammenhang zersplittert, verloren sie nach kurzem Kampfe mit den Römern ihre Unabhängigkeit. Über ihre Sprache sind wir durch die sieben Iguvinischen oder nach mittelalterlichem Ausdruck Eugubinischen Erztafeln, welche man im 15. Jahrhundert zu Gubbio (Iguvium) gefunden hat, ziemlich gut unterrichtet. Sie

enthalten längere Urkunden über Opfergebräuche. Die älteren sind in etruskischer, die jüngeren in lateinischer Schrift verfaßt. An die Umbrer stießen die Sabeller. Den ältesten Teil dieses Volkes bildeten die Sabiner. Sie wohnten zuerst am oberen Aternus, breiteten sich aber später bis an den Tiber aus. Ihre Hauptstadt war Rieti (Reate). Aus ihnen ging durch die Sitte des „heiligen Frühlings“ (ver sacrum) eine Fülle von Stämmen hervor, die beinahe die Hälfte der Halbinsel an sich rissen. Drohte nämlich dem Lande Verderben, so gelobte man zur Abwendung der Gefahr alles den Göttern, was der nächste Lenz hervorbringe. Die Ernte und das Jungvieh des kommenden Jahres opferte man sofort den Himmlischen. Die neugeborenen Kinder ließ man bis zur Volljährigkeit heranwachsen, dann aber sandte man sie aus, damit sie sich neue Wohnsitze erkämpften. Unter Führung eines heiligen Tieres verließ die den Göttern verpfändete Jugend die Heimat. So wanderten, von einem Specht (picus) geleitet, die Picenter nach Picenum, südlich vom Äsis, und daran sich anschließend die Vestiner und Marruciner nach der vom Unterlauf des Aternus durchflossenen Küste. Westwärts in den Abruzzen saßen die Päligner (um Corfinium), die Marser und Äquer (um den Fucinussee). Der kräftigste der sabellischen Stämme waren die Samniten. Ihre schlecht organisierte Eidgenossenschaft umfaßte vier Völkerschaften. Zwei waren dem Stier des Mars in die neue Heimat gefolgt. Deshalb nannten sie auch die Vororte ihrer Gaue Bovianum (von bos = Rind). Die dritte Völkerschaft hieß nach hirpus (Wolf) Hirpiner. Ihre Hauptstadt war Maluentum. Man hat das Wort bald als „Schafreich“, bald als „Schlechtwind“ erklärt. Die Römer faßten es als malus eventus (böser Ausgang) und änderten den Namen der Vorbedeutung wegen in Beneventum um. An der Grenze nach Campanien hin wohnten die Kaudiner. Ihr Vorort hieß Caudium. Die Stadt lag am Eingang des wichtigen Engpasses (Furculae Caudinae, nahe bei dem heutigen Dorfe Forchia), durch den der bequemste Weg in die Ebene am unteren Volturnus führte. Auf dieser Straße brachen die Samniten in den Garten Italiens ein, stürzten die etruskische Herrschaft und nahmen den Griechen Kyme (Cumae). Aus der Vermischung mit den alten Bewohnern entstand das Volk der Campaner, die unter dem lachenden Himmel bald die rauhen Sitten der Hirten ablegten und sich hellenische Kultur aneigneten. Auch der fruchtbare Küstenstrich nordöstlich von Samnium wurde eine Beute der Samniten. Doch gingen die Bewohner als selbständiger Stamm der Frentaner, deren Gebiet der Fortore (Frento) von Apulien schied, schon kurz nach der Besitzergreifung ihre eigenen Wege, und als das Mutterland mit den Römern auf Tod und Leben um Freiheit und Vorherrschaft kämpfte, schlossen sie sich feige dem Feinde an. Ähnlich handelten die Lukaner und Bretter oder Brutter, die sich ebenfalls von den Samniten abzweigten. Sie eroberten den ganzen Südwesten der Halbinsel. Ihre Gebiete, die jedes eine Gesamtgemeinde bildeten, wurden von den Küstenflüßchen Crati (Crathis) und Lao (Laus) getrennt, von welchen der eine in den Busen von Tarent, der eine in das Tyrrhenische Meer mündet. Die Sprache der Sabeller war das Oskische. Es unterschied sich zwar mehr von



Vorderschild des Bronzewagens von Monteleone.
(New York, Metropolitanmuseum.)
Vgl. das Deckblatt zu dem Tafelbild: Bronzewagen von Monteleone.

Deckblatt zu der Tafel:

Bronzewagen von Monteleone.

New York, Metropolitan-Museum.

Der jetzt im Metropolitan-Museum zu New York befindliche Bronzewagen ist der Kriegswagen eines italienischen Fürsten des 6. Jahrhunderts, dem er vermutlich in das Grab mitgegeben wurde. Gefunden ist der Wagen im Anfang des Jahres 1902 in Monteleone di Spoleto, einem Orte südwestlich von Norcia, im nordöstlichen Sabinergebiet. Die einzelnen Stücke wurden im New Yorker Museum zusammengesetzt und es ist dabei nichts anderes ergänzt worden, als die verlorenen Holzteile. Die Metallteile sind getriebenes Bronzeblech, das eine wundervolle Goldfarbe zeigt und an den oxydierten Stellen tief grün ist.

Der Wagen, welcher als ein Werk archäisch-griechischer Kunst anzusehen ist, wurde wahrscheinlich von eingewanderten Griechen (Phokäern) in Italien selbst gearbeitet. Das vordere Schild, von dem wir im Text auf Seite 300 eine besondere Abbildung geben, zeigt einen bärtigen Krieger, der von einer Frau Helm und einen mit Medusen und Löwenmaske geschmückten Schild empfängt. Zwei Raubvögel stoßen aus der Luft herab auf ein unterhalb der Gruppe liegendes Reh. Das linke Seitenschild zeigt uns den Helden siegreich im Kampfe, ein Gegner liegt bereits von ihm getötet am Boden, einem zweiten ist er im Begriff, die Lanze durch die Brust zu stoßen. Das rechte Nebenschild wird als die Verklärung des Helden gedeutet: Wir sehen ihn ohne Waffen auf einem Kriegswagen ein Zweigespann lenkend, das gen Himmel stürmt, über eine wahrscheinlich die Erde personifizierende Frauengestalt hinweg.

Der Bronzewagen von Monteleone gehört zu dem Besten altgriechischer Kunst und ist das größte und vollständigste Werk, das in getriebener Metallarbeit uns erhalten geblieben.

(Nach A. Furtwängler in den Denkmälern griechischer und römischer Skulptur.)



Bronzewagen von Monteleone.

New York, Metropolitan-Museum. (Nach einer Photographie des Metropolitan-Museums, New York.)

dem Lateinischen wie die Mundarten der Griechen untereinander, stand ihm jedoch so nahe, daß es leicht von ihm verdrängt wurde. Seine Sprachdenkmäler erstrecken sich über ein Gebiet von 1000 Geviertmeilen. Über Wortschatz und grammatischen Bau gibt uns den besten Aufschluß eine Erztafel, auf welcher das Stadtrecht der kleinen lukanischen Gemeinde Bantia eingegraben ist. Um Christi Geburt war das Oskische bereits ausgestorben.



Lago di Nemi (Lacus Nemorensis).

Der Nemisee in den Vorbergen des Albanergebirges ist ein ehemaliger Krater. 1895 wurden in ihm die Reste römischer Schiffe mit reichen Bronzeverzierungen entdeckt und teilweise gehoben.

Für den zweiten Hauptstamm der Italiker fehlt uns ein gemeinsamer Name. Er scheint anfangs den ganzen Westen der Halbinsel bewohnt zu haben. Die Etrusker warfen ihn auf den Tiber zurück. Doch erhielten sich nördlich von diesem Flusse unter etruskischer Herrschaft die Falisker, nach Falerii, dem Mittelpunkt ihres Gebietes, genannt. Ihre Sprache wich nur wenig vom Lateinischen ab, wie die spärlichen Reste zeigen. Im Süden der Halbinsel wohnten die Sikuler. Schon um 1000 v. Chr. Geburt beginnen Scharen derselben über die Straße von Messina zu setzen und sich auf Trinakria niederzulassen. Verspätete Nachzügler flohen mehrere Jahrhunderte später vor den Lokrern ebendorthin. Doch auch auf der Insel vermochten sie Freiheit und Eigenart nicht zu wahren. Denn bald landeten Hellenen an der Küste, gründeten eine Stadt nach der anderen und suchten die Alteingesessenen unter ihr Joch zu bringen. Vergebens griffen die Sikuler unter Führung des Ducetius zu den Waffen. Trotz aller Tapferkeit erlagen sie den Heeren der Syrakusaner. Bevor sie aber im Hellenentum völlig aufgingen, drangen in die dorische Mundart der dortigen Griechen viele den Sikulern entlehnte Wörter, welche deren Verwandtschaft mit den Latinern klar beweisen. Nur an der tyrrhenischen Seite der mittleren Apenninenhalbinsel behaupteten sich die Westitaliker, obwohl die etruskische und

sabellische Flut auch sie wegzuspülen drohte. Sie zerfielen in zwei Stämme, die Latiner und die Aurunker. Latium, das Land der Latiner, erstreckte sich vom unteren Tiber bis zum Kap der Zauberin Circe, das den Golf von Gaëta im Westen abschließt. Binnenwärts reichte es in die Flußgebiete des Aniene (Anio), der in den Tiber, und des Sacco (Tolerus), der in den Liris mündet. In der Mitte erhebt sich, etwa fünf Geviertmeilen bedeckend, das Albanergebirge, ein nach der See geöffneter Ringwall, und darin der fast bis zu 1000 Meter ansteigende Kraterkegel Monte Cavo (mons Albanus) sowie mehrere kleine Seen. Darum gruppierten sich die zu einem Bunde vereinigten Latinerstädte, wie die Sage meldet, 30 an der Zahl. Die angesehenste war Alba longa am Fuße des Monte Cavo. Es hatte den Oberbefehl im Kriege, führte den Vorsitz auf den Tagsatzungen, die am nahen Quell Ferentina stattfanden, und brachte bei dem gemeinsamen Feste der feriae Latinae Juppiter Latiaris als dem stammeshütenden Gotte das Bundesopfer dar. Neben Alba longa ragten an der Küste Lavinium, Anzio (Antium), Ardea, Circei und Terracina, landeinwärts Tusculum, Palestrina (Praeneste), Tivoli (Tibur) und vor allem Rom hervor. Während die Sabeller als Hirten in offenen, weit zerstreuten Weilern wohnten und daher an ihren uralten Einrichtungen zäh festhielten, entwickelte sich auf dem fruchtbaren Alluvial- und Lavaboden Latiums der Ackerbau zu hoher Blüte. Die Lage am Meere und an dem schiffbaren Tiber förderte Handel und Verkehr. Beides führte zur Städtegründung, wobei auch auswärtige, namentlich etruskische Einflüsse mitgewirkt haben mögen. Für die Sabiner und Äquer war Latium das Hauptabsatzgebiet, wo sie gegen ihre Landesprodukte Erzeugnisse einer fortgeschrittenen Kultur eintauschten. So geriet ein Teil der Sabeller in wirtschaftliche Abhängigkeit von den Latinern, deren festgefügter Verband den kleinen Kantonen auch militärisch überlegen war. Die Aurunker hatten den schmalen Küstensaum inne, der etwas östlich von Terracina beginnt und beinahe bis an den Volturnus reicht. Der Kreiderücken des Massikergebirges, später die Grenze zwischen Latium und Campanien, halbiert die Landschaft. Auf der einen Seite wohnten die eigentlichen Aurunker mit den Städten Minturnae und Sinuessa, auf der andern die Sidiciner mit Teano (Teanum). Beider Gebiet war durch seine Weine (Cäcuber, Falerner, Massiker und Calener) hochberühmt. Zwischen die Latiner und die Aurunker hatten sich die Volsker und die Herniker geschoben. Ob diese den Latinern oder den Sabellern näher standen, läßt sich nicht mehr ermitteln, da sie frühzeitig latinisiert wurden.

Das zweite arische Volk Italiens war illyrischer Herkunft. Ein Teil, den Urhellenen verwandt, setzte vielleicht zu der Zeit, als nach dem Einfall der Dorier die große griechische Wanderung nach Asien erfolgte, über die Adria und ließ sich im südöstlichen Italien, vom Frento bis zum Kap di Leuca, nieder. Man faßt sie unter dem Namen Japygier zusammen. Sie zerfielen in die drei Stämme der Daunier, Pödikuler und Messapier oder Sallentiner, die bis in den Peloponnesischen Krieg hinein jeder von einem Könige regiert wurden. Die beiden ersten bewohnten Apulien, der dritte Calabrien. Ein andrer Teil, die Veneter, welche dem heutigen Venedig den Namen gegeben haben, war zu Lande nach Oberitalien gezogen und hatte sich auf Kosten der Etrusker bis an den unteren Po ausgebreitet. Ein illyrischer Volkssplitter, die Liburner, saß in Picenum, bevor die Landschaft von den sabellischen Picenern erobert wurde.

Zuletzt fielen die Kelten in Italien ein. Nach Livius zogen sie von Gallien her über die Westalpen. Neuere Forscher lassen sie von Süddeutschland aus über die Mittelalpen kommen. Die nordischen Barbaren drängten die Ligurer bis zum Apennin zurück — mit den im heutigen Piemont zurückbleibenden vermischten sie sich zu dem Volke der Tauriner —, entrissen den Etruskern die Poebene und das rechte Ufer des Arnus, so daß selbst Pisa (Pisae) und Fiesole (Faesulae) keltisch wurden, und schnitten die Umbrer vom Meere ab. Nördlich vom Po waren die Salasser, Insubrer und Cenomanen, südlich die Bojer, Lingonen und Senonen die Hauptstämme.

Die Musterkarte an Rassen, Nationen und Stämmen wird durch die fremden Ansiedler vervollständigt. Semiten lassen sich auf Pantellaria, Malta, der Westspitze Siziliens und einigen Punkten Sardiniens nieder. Hellenen gründen an den Gestaden Unteritaliens, in Ancona, ver-

einzelten Orten des unteren Pogebietes, auf den Liparischen Inseln und Sizilien Kolonien. Die letztgenannte Insel wird im Laufe der Zeit völlig gräzisiert, so daß nicht nur die Sikuler, sondern auch die Elymer und Phönizier sprachlich verschwinden. Die Griechenstädte Italiens dagegen gehen eine nach der andern an die Sabeller verloren. Vergebens greifen der Spartanerkönig Kleonymus und die Epirotenfürsten Alexander und Pyrrhus zugunsten ihrer Landsleute ein. Erst die Römer werfen die Sabeller zurück.

Unter allen Völkern ist das latinische das wichtigste. Nachdem Rom in Latium die Hegemonie errungen hat, dringt unter seiner Führung das latinische Element unaufhaltsam vor, alle übrigen auffaugend oder sich angleichend. Die Entwicklung ruht nicht eher, bis die Bevölkerung Italiens eine nationale Einheit geworden ist. Die Geschichte Roms als des Hauptes der Latiner tritt immer stärker in den Vordergrund. Die Bedeutung der übrigen staatlichen Gebilde hängt entweder von dem Maße ihres Widerstandes gegen die römischen Waffen oder von ihrem kulturellen Einfluß ab.

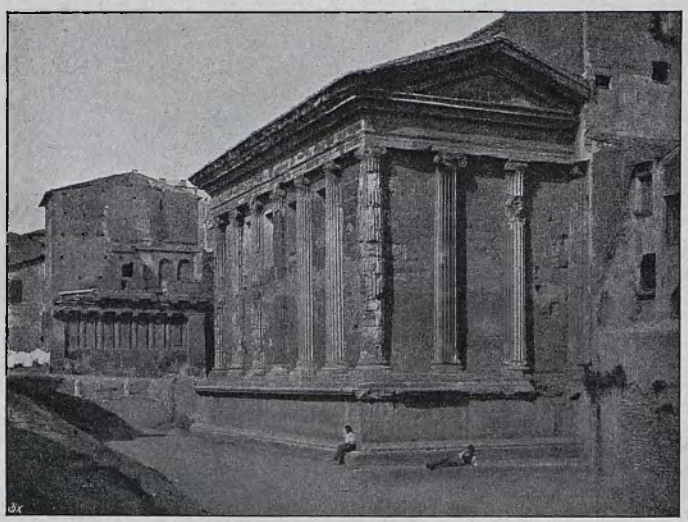
Die Religion der Römer.

Da Griechen und Römer (Italiker) nach Ausweis ihrer Sprachen sich erst in verhältnismäßig später Zeit getrennt haben, so ist die Annahme berechtigt, daß ihre Religionen sehr ähnlich gewesen sind. Das Seite 122ff. Gesagte gilt demnach im großen und ganzen von den römischen Gottheiten. Die Unterschiede wurzeln in der Eigenart beider Völker. Die Hellenen geben sich als künstlerische und philosophische Naturen. Ihre Phantasie gestaltet die angebeteten Kräfte zu Wesen, die bei aller Überlegenheit über die Sterblichen doch deutlich an Körper und Geist die Züge der Menschen tragen, und ihre Spekulation sucht anfangs die Beziehungen der Olympier zueinander und zur Welt zu ergründen, nachher die vermenschlichten Götter zu sittlichen Mächten zu erheben. Die Römer sind nüchterne, nur auf das Nützliche bedachte Bauern. Ihr streng gesetzlicher Sinn spricht sich in dem genau vorgeschriebenen und mit peinlicher Gewissenhaftigkeit beobachteten Ritual aus. Ihre berechnende Klugheit verschmäht es, über theogonische und kosmogonische Fragen nachzugrübeln. Sie unterscheiden zwar männliche und weibliche Gottheiten; doch sind sie bei der Personifizierung derselben auf halbem Wege stehen geblieben. Sie kennen keine Mythen, die ihnen die Himmlischen faßbar nahe bringen, keine Seherinnen, keine Bilder der Ewigen, denen sie mithin auch keine Wohnungen zu bauen brauchen. Ihre Götter zeigen in viel höherem Maße als die griechischen ernste Würde. Sie halten sich in gemessener Entfernung von dem profanen Blick der Sterblichen. Daher verhüllen die Römer auch ihr Antlitz beim Gebet, während die Hellenen unbefangen ihre Augen zu den Himmlischen erheben (siehe Bild S. 123).

Leider hat die römische Religion schon vor der Zeit, aus der uns Schriftdenkmäler erhalten sind, viel von ihrem ursprünglichen Charakter verloren, und es ist unmöglich, in jedem einzelnen Falle festzustellen, was auf uritalische Überlieferung zurückgeht, was fremder Einfluß hinzugefügt hat. Nur so viel läßt sich im allgemeinen sagen: Auf die Äußerlichkeiten haben die Etrusker, auf die innere Umbildung die Griechen vorzugsweise eingewirkt. Aus der Fremde entlehnten die Römer auch die Sitte, den Göttern Statuen und Tempel zu errichten. Das älteste Bild war das der Diana auf dem Aventin, das unteritalische Griechen verfertigt hatten (etwa im 6. Jahrhundert). Etruskische Werkleute bauten auf der höchsten Spitze des Kapitols, des römischen Burghügels, den Tempel des Juppiter, und das Standbild des Gottes sowie ein Viergespann auf dem Dache des Heiligtums, beide aus Ton, waren in dem etruskischen Veji bestellt worden.

An der Spitze der Götter steht Juppiter (Diespiter = Vater Zeus). Er ist der Herr des Himmels und der Erde, der Vater der Menschen und Götter, der Lenker des Schicksals.

Er sendet Sonnenschein und Regen, Schnee und Hagel, bewirkt den Wechsel der Jahreszeiten, und wenn er mit zuckendem Wetterstrahl das Gewölk zerteilt, erbebt die Erde in ihren Grundfesten. Um nicht von seinen Donnerkeilen getroffen zu werden, opfert man ihm Zwiebel- und Mohnköpfe, die den Blitz auf sich ablenken sollen. Er fördert das Wohl der einzelnen und der Gesamtheit. Daher erfleht man von ihm die Abwendung schlimmer Vorzeichen und den Beistand bei allen Unternehmungen. Unter seinem Schutze stehen Äcker, Herden und jegliches Eigentum. Hat man entwendetes Gut zurückerhalten, so gebührt ihm der Zehnte, den man auf der ara maxima (S. 131) niederlegt. Vor allem ist er der Schirmherr des römischen Staates und des latinischen Bundes. Um seinen Segen auf das Gemeinwesen herabzuflehen, begeben sich die Konsuln am Tage ihres Amtsantritts in feierlicher Prozession aufs Kapitol und schlachten an dem vor dem Tempel befindlichen Altare, auf dem die Opferflamme emporlodert, weiße, noch nicht zur Arbeit benutzte Farren. Die erste Senatssitzung im neuen Jahr findet in der cella des Juppiter statt. Ziehen die Feldherren in den Krieg, so beten sie zu ihm um Hilfe. Haben sie dem feindlichen Heerführer im Kampfe die Rüstung abgenommen, so weihen sie „die fette Beute" dem kapitolinischen Gotte. Auf die Knie seiner Statue legt der Triumphator den Lorbeerkranz, der seine Siegerstirne schmückte. Zu seiner Ehre veranstaltet der Staat die römischen Spiele, die mit einem feierlichen Mahle (epulum Jovis) beginnen, der Latinerbund die feriae Latinae.



Tempel im jonischen Stil der Fortuna virilis in Rom, jetzt in die Kirche S. Maria Egizicaca umgewandelt.
(Anderson phot.)

Die weibliche Ergänzung Juppiters ist die Himmelskönigin Juno. Ihr Name erinnert an die mit Hera wesensgleiche Dione (S. 123). Ihrer Huld erfreut sich von der Wiege bis zur Bahre das weibliche Geschlecht. Daher nennt man auch die den Frauen innewohnenden Schutzgeister Junones. Sie hat zwar nicht die Ehe gestiftet, die vielmehr als staatliche Einrichtung erscheint, indem sie, wie die römische Sage meldet, von Romulus, dem ersten römischen Könige, nach dem Raub der Sabinerinnen eingeführt ist. Aber jede rechtmäßige Verbindung steht unter dem Schutze der Göttin. Juno segnet die Neuvermählten, geleitet das junge Paar in die Wohnung des Gatten und achtet darauf, daß die Pfosten der Haustüre zum Zeichen der Jungfräulichkeit der Braut gesalbt und mit Bändern umwunden sind. Als Lucina verleiht sie den Müttern in den Nöten der Geburt Kraft und Trost, nimmt sich der Neugeborenen an, deren Erhaltung man ihr verdankt. Die Frauen opfern ihr am Geburtstage und ziehen am 1. März, dem Feste der Matronalien, blumenbekränzt zu ihrem Tempel auf dem Esquilin. Eine ähnliche Feier, bei der die Sklavinnen besondere Freiheiten genossen, fand im Juli statt. Der Juni war der Göttin geweiht, und die zweite Hälfte des Monats galt für Eheschließungen als glückverheißend. Unter ihren vielen Tempeln zu Rom verdient der auf der nördlichen Kuppe des Kapitols Erwähnung. Das Heiligtum, an dessen Stelle sich heute die Kirche S. Maria in Araceli erhebt, war der Juno Moneta gewidmet. Da sich hier die Prägestätte befand, entwickelte

sich das Wort Moneta allmählich zur Bedeutung Münze. Außerhalb Roms verehrte man Juno vor allem in Lanuvium, wo sie als Retterin (Sospita) angerufen wurde.

Da Juppiter über Himmel und Erde gebietet, lag es bei der Vergröberung der religiösen Anschauungen nahe, aus den beiden Hauptseiten seiner Wirksamkeit besondere Götter zu konstruieren. Der irdische Gott wurde Mars. Wie wenig er ursprünglich von Juppiter verschieden war, ersieht man daraus, daß er ebenso wie dieser als oberster Gott galt. Er verleiht den Familien, der Pflanzen- und Tierwelt Gedeihen. Als Mehrer der Früchte und des Viehs heißt er auch Silvanus (von vilva = Wald). Die Tiere des Waldes, besonders Specht und Wolf, sind ihm heilig. Da die Macht Roms durch die beständigen Kämpfe zunahm, machte man den Förderer des Wachstums zum Kriegsgott. In dieser Eigenschaft führt er den Beinamen Quirinus (= Lanzenschwinger). Ihm war der große Platz nordwestlich der Stadt, der campus Martius, geweiht. In der Mitte des Feldes stand der Altar des Gottes. In der Nähe fanden Ende Februar Wagenrennen (Equirria) statt. Lanzen und Schilde des Mars wurden in einer Kapelle der alten Königsburg (regia) aufbewahrt. Dorthin begaben sich die Feldherren vor Beginn des Krieges, und indem sie die heiligen Waffen bewegten, sagten sie: „Mars, wache!" Die Priesterschaft der Saliner holte die Schilde während des nach Mars benannten Monates März aus der Regia und zog nach Art der Springprozession mehrere Tage unter Preisliedern auf den kriegerischen Beschützer der Stadt durch die Straßen. Silvanus wurde jetzt zu einem besonderen Wesen. Differenzierungen des Gottes der Fruchtbarkeit sind Faunus und Saturnus. Der eine beschützt die Herden, bewahrt sie besonders vor Angriffen reißender Tiere und heißt aus diesem Grunde auch Lupercus (Wolfsabwehrer). Im Februar begeht man ihm zu Ehren die Feier der Lupercalien, die Hirten und Vieh sühnen sollen. Sie erhielt sich bis ans Ende des 5. Jahrhunderts, wo der Papst Gelasius I. sie als den letzten Rest des Heidentums durch das Fest Maria Reinigung (Lichtmeß) verdrängte. Saturnus ist der Gott der Saaten. Alle Gartenarbeiten, besonders Obst-, Wein- und Ölbau hat er die Menschen gelehrt und, indem er sie durch diese Beschäftigungen an milde Sitten gewöhnte, eine Zeit paradiesischen Glückes herbeigeführt. Nach beendeter Ernte feiert man um Dezember die Saturnalien, wo jede Arbeit ruht, keine Senatssitzung stattfindet, keine Strafe verhängt wird und zum Andenken daran, daß unter seiner Herrschaft die Menschen gleich waren, die Sklaven sich ausgelassener Freude hingeben durften, in Herrenkleidern umhergingen und von ihren Besitzern bedient wurden. In den am Fuße des kapitolinischen Hügels gelegenen Saturntempel befanden sich die Feldzeichen und die Staatskasse. Als Gehilfen der ländlichen Götter erscheinen Pilummus und Picummus. Von dem einen lernten die Menschen das Zerstoßen des Getreides, von dem anderen das Düngen.

Die weibliche Seite des alten Mars und der durch Arbeitsteilung aus ihm hervorgegangenen Wesen bilden Tellus (Erde), Ops und Ceres (Göttinnen des Getreides und Erntesegens), Fauna, Luperca, Pomona (Obstspenderin), Flora und Venus (Personifikationen des Frühlings) und — deutlich an Silvanus erinnernd — Silvia. Die Sage macht die letztere zu einer Priesterin der Vesta und läßt sie von Mars = Silvanus Mutter der Zwillinge Romulus und Remus, der mythischen Ahnherren des römischen Volkes, werden. Die Feste der Tellus, Ceres und Flora fanden im April kurz hintereinander statt. Der Erdgöttin opferte man eine trächtige Kuh. Die Cerealien und Floralien waren mit feierlichen Umzügen, Zirkusspielen und Schmausereien verbunden.

Der besondere Himmelsgott ist Janus, der Lichte (= Dianus von dem gleichen Wortstamme, der auch dem ersten Teil von Diespiter zugrunde liegt). Es deutet also schon der Name an, daß wir es nur mit einer Erscheinungsform Juppiters zu tun haben. Dies spiegelt sich auch in den frommen Bräuchen und Gesängen der Römer wieder. Bei Opfern, die allen Seligen dargebracht werden, erhält Janus die erste Spende; man ruft ihn gerade so wie Juppiter vor jeder Arbeit an, und in den Liedern der Salier (siehe S. 309) heißt er Gott der Götter. Als allsehendes Tagesgestirn schaut er, was vor ihm und was hinter ihm liegt.

Erhebt sich morgens die Sonne, so öffnet er die Tore des Himmels; geht sie zur Rüste, so schließt er sie. Er spielt somit die nämliche Rolle, welche die christliche Sage dem hl. Petrus zuweist. Da mit dem Eintritt der Helligkeit die Natur zu neuer Tätigkeit erwacht, so macht man ihn zum Gott jedes Anfangs, betet des Morgens zu ihm als dem Vater der Frühe (pater matutinus), weiht ihm den ersten Tag jedes Monats und beginnt seit dem Jahre 153 das amtliche Jahr mit dem ihm geheiligten Januar. Indem man, wie so oft, Ausdrücke, die in zeitlicher Hinsicht gebraucht werden, auf örtliche Verhältnisse überträgt, stempelt man ihn zum Schutzgeist des Eingangs und Ausgangs der Wohnungen (ianus der Durchgang, ianua die Haustüre). Sein Hauptheiligtum, eigentlich nur eine west-östlich gerichtete Torhalle, stand am Marktplatz (Forum Romanum). Sobald ein Krieg beschlossen war, öffnete der Konsul die Pforten nach beiden Seiten, und nicht eher wurde die Kapelle verriegelt, bis man den Frieden wiederhergestellt hatte. In dem aus uralter Zeit stammenden, angeblich vom zweiten römischen König erbauten Tempelchen befand sich das Bild des Gottes, eine Statue mit zwei Köpfen und einem Schlüssel in der Hand. Die Finger waren so gebogen, daß sie zusammen die Zahl 355 ergaben. Das römische Jahr hatte nämlich so viele Tage. Späterer Mythus machte Janus zum Erfinder des Ackerbaues, der Schiffahrt und der Münzen.

Die weibliche Form der Lichtgottheit ist Diana. Ihre Verwandtschaft mit Juno ergibt sich aus dem Umstande, daß beide in gleicher Weise als Helferinnen der Gebärenden verehrt werden und sich auch in den Beinamen Lucina teilen. Großes Ansehen genießt Diana bei den Plebejern und den Unfreien. Sie ist zudem eine der vornehmsten Beschirmerinnen der Latiner. Ihr gehörte der Hain an der Quelle Ferentina, und ihr berühmtes Heiligtum auf dem römischen Hügel Aventin, zugleich ein Zufluchtsort für entlaufene Sklaven, war latinischer Bundestempel.

Ob es sonst noch altitalische obere Götter gab, ist zweifelhaft. Von manchen später sehr gefeierten Wesen wissen wir bestimmt, daß ihr Kult aus der Fremde eingeführt war. Minerva kam aus Etrurien. Die Tusker verehrten unter andern die Dreiheit Tina, Kupra, Menrva. Die Römer, welche diesen Dienst übernahmen, setzten für die beiden ersten Namen die der italischen Götter Juppiter und Juno. Den dritten behielten sie mit geringer lautlicher Änderung bei, da ihnen in ihrer Religion Begriff und Wort fehlten. Das gemeinsame Heiligtum war der kapitolinische Tempel. Die mittlere der drei durch Zwischenwände getrennten Cellä erhielt Juppiter; rechts und links waren die Kultstätten Junos und Minervas. Apollo ist griechischen Ursprungs. Der Dienst dieses Lichtgottes war von dem des latinischen Janus zu verschieden, als daß man beide hätte identifizieren können. Die Griechen brachten auch Bakchus (Liber), Persephone (Proserpina), Leto (Latona) und Pluto nach Latium. Der letztere heißt bei den Römern bisweilen Dis (= dives, reich). Es ist dies nur eine Übersetzung des Wortes Pluto (plûtos, Reichtum). Selbst Vesta dürfte vielleicht den Hellenen entlehnt sein. Allmählich siedeln sich vornehmlich unter dem Einfluß der sibyllinischen Bücher alle Olympier am Tiber an. Die Römer übernehmen griechische Mythologie und Kosmogonie, pfropfen sie, so gut es geht, der einheimischen Religion auf und vernichten damit die natürliche Entwicklung ihres Göttersystems. Saturnus wird zu Kronos, Ops zu Rhea, Ceres zu Demeter, Diana zu Artemis, Venus zu Aphrodite usw. Man überträgt auf die Landesgottheiten alles, was die fromme Sage der Griechen von den Himmlischen zu berichten weiß, gibt ihnen in Übereinstimmung mit der fremden, aber in schroffem Gegensatz zu der altitalischen Anschauung Frauen, Kinder und Hofstaat, zu dessen Vervollständigung man oft genug Anleihen machen muß. Die selbständige Entwicklung der einheimischen Götterlehre wird dadurch völlig vernichtet. Einige dunkle Existenzen gelangen infolge der religiösen Neuerung zu hohem Ansehen, wie beispielsweise Mercurius. Wenn überhaupt seine Verehrung weit zurückreicht, so war er doch eine wenig bekannte Größe, wohl nicht viel mehr als der personifizierte Begriff des Handels (merx, die Ware, mercator, der Kaufmann). Jetzt aber wird er zu einem mächtigen Wesen. Man sieht in ihm den Boten der Götter, den Beschützer der Redekunst und der Palästra, den Erfinder der Laute, den Schirmherrn der Kauf-

leute und Diebe, den Geleiter der Abgestorbenen, genau wie die Hellenen ihren Hermes verehren. Ähnliches gilt von Neptun, der erst durch Gleichstellung mit Poseidon Bedeutung gewinnt. Andere Götter dagegen, die sich nicht in das griechische System hineinfügen lassen, schneiden beim Einzug der Olympier schlecht ab. Wenn man sich auch scheut, ihren Kult ganz einzustellen, so zeigt sich doch deutlich, daß sie zum alten Eisen geworfen sind; daher kennen wir von ihnen kaum mehr als die Namen, wie von Summanus, der schon den Alten ein Rätsel war.

Unter den niederen Gottheiten können wir drei Gruppen unterscheiden. Die eine umfaßt die bloßen Personifikationen. Doch läßt sich keine scharfe Grenze nach oben ziehen, da offenbar auch Ops (Fülle), Pomona (pomum, Obst), Flora (flos, Blumen), Mercur u. a. ursprünglich nichts weiter als Begriffsgottheiten sind. Zu den ältesten im engeren Sinne gehören Juventas (Jugend) und Terminus (Grenze). Es waren ihnen Altäre auf dem Kapitol geweiht. Bei der Erbauung des Juppitertempels sollten diese, da sie im Wege standen, entfernt werden. Aber die Götter weigerten sich, ihren Platz zu räumen, und weil ihre Festigkeit allen Gewaltmaßregeln spottete, mußte man sie zur Freude des Volkes in dem neuen Heiligtum belassen. Später wird eine ganze Reihe von Ideen vergöttert, namentlich Konkordia (Eintracht), Fides (Treue), Fortuna (Glück), Pax (Friede), Pudicitia (Schamhaftigkeit), Salus (Wohlfahrt), Spes (Hoffnung), Virtus (Mannesmut) und Roma. Die zweite Klasse bildet die Welt der Geister, welche die ganze Natur erfüllen. Beim Tode steigen die Seelen der Menschen hinab in das Schattenreich, den Orkus. Von den überlebenden Verwandten werden sie als Manen göttlich verehrt. Ihr Hauptfest sind die Feralia, gewissermaßen das antike Allerseelen. An ihm schmückt man die Grabdenkmäler mit Kränzen und stellt Schalen mit Speise und Trank darauf. Ciceros Zeitgenosse Varro, der beste Kenner der römischen Religion, hält die Manen für gleichbedeutend mit den Genien und Junonen. Andere erblicken in diesen als besondere Wesen gedachte Dämonen, die von Juppiter bzw. von der Himmelskönigin stammen, die Menschen hier auf Erden als Freunde und Beschützer begleiten und, wenn die Seelen in die Unterwelt fahren, zu den Göttern zurückkehren, denen sie ihre Entstehung verdanken. Jeder hat einen solchen Behüter, der Mann einen Genius, die Frau eine Juno. Man ist verpflichtet, ihn zu ehren, die Kinder auch den der Eltern, die Sklaven den der Herren. Wer die Hand gegen den Vater erhebt, den trifft der Fluch, und er verfällt der Rache des beleidigten Genius. Wie der einzelne, so hat auch der Staat einen Schutzgeist. Cassius, einem der Mörder Cäsars, erschien der öffentliche Genius in Gestalt eines Schreckgespenstes mit wirrem Bart und schwarzem, verzerrtem Gesicht. Vergötterte Menschenseelen waren auch die Laren. Als gute Erdgeister behüteten sie Haus und Hof, Feld und Straße, Stadt und Staat, so unzertrennlich mit dem Boden verwachsen, daß sie den Ort nicht verlassen, auch wenn die Besitzer wechseln. Ihnen nahe verwandt sind die Penaten, die aber mehr die Personen als das Eigentum schützen. Die Bilder der Laren und Penaten wurden in einem Schrein bei dem Herde aufbewahrt. Man gedenkt ihrer bei jedem Mahle, schmückt sie an Freudentagen mit Blumen, damit sie an dem Glück der Familie teilnehmen und unterhält den Penaten zu Ehren ein immerwährendes Feuer. Die öffentlichen Penaten hat der



Etruskische Priesterin.
Standbild in der Villa Albani, Rom.
(Anderson phot.)

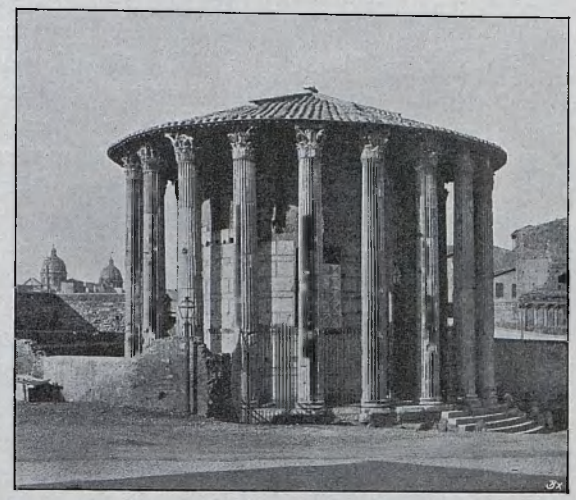
späteren Sage zufolge Äneas aus Troja nach Latium gerettet. Sie stehen im Tempel der Vesta, und die Flamme, die auf dem Staatsherd brennt, gilt auch ihnen. Frevler treiben nach ihrem Tode als skelettartige Spukgestalten ihr Unwesen. Es sind die Larven oder Lemuren. Zuweilen werden sie von den Göttern gesandt, die Übeltäter zu bestrafen und zu ängstigen. Das beste Mittel, sie zu bannen, sind Beschwörungen, die der Hausvater in drei Mainächten vornehmen muß. Zur letzten Reihe der niederen Gottheiten gehören die aus Hellas eingeführten. Hier und da kann man an einheimische Vorstellungen anknüpfen und die Importware mit italischem Mäntelchen bekleiden. So verwandelt man die Musen in Camenen (= Weissagerinnen), die Pane und Satyre, zwischen denen man keinen Unterschied macht, in Faune und Silvane. Bisweilen begnügt man sich mit Übersetzungen (Gratien = Chariten, Parzen = Manen) oder sucht durch Verballhornung die fremden Namen der römischen Zunge anzupassen (Pollux = Polydeukes, Catamitus = Ganymedes, der Mundschenk des Zeus). Einige, wie die Nymphen, werden samt der griechischen Bezeichnung übernommen.

Es erscheint auf den ersten Blick auffällig, daß die auf ihre Eigenart stolzen, an der Väter Sitten im übrigen treu hangenden Römer so bereitwillig das Fremde pflegten. Der tiefere Grund liegt in ihrem auf das Praktische gerichteten Charakter. Sie kümmern sich nicht um den Glaubensinhalt, versprechen sich von den religiösen Übungen auch kaum moralische Besserung, aber um so mehr baren Nutzen, und je größeren Vorteil ein Kultus zu bringen scheint, desto unbedenklicher verpflanzen sie ihn in ihr Land. Es entspricht aber ihrer formalistisch-juristischen Lebensauffassung, daß sie nur dann Gutes von einem frommen Dienst erhoffen, wenn die Äußerlichkeiten erledigt sind. Hierzu bedarf man eines geschulten Personals, das sich — zum Teil wegen der vielen Götter und der Verschiedenheit ihrer Kulte — in eine Menge von Körperschaften gliedert. Eine gewisse Oberleitung über das gesamte Religionswesen hat das Kollegium der Pontifices (eigentlich = Brückenbauer). Es besteht aus vier, später aus acht, seit Sulla gar aus fünfzehn Mitgliedern, die sich durch Kooptation ergänzen und aus ihrer Mitte den Oberpriester (**pontifex maximus**) wählen. Sie sind in der ältesten Zeit die Hüter des Rechts, das sich bei ihnen zur Wissenschaft entwickelt. Auch die Geschichtschreibung geht auf sie zurück. Sie haben die öffentlichen Weihen zu vollziehen, bei wichtigen, den Gottesdienst betreffenden Angelegenheiten ihr Gutachten abzugeben, bei allen sakralen Handlungen der Behörden sowie bei den kirchlichen Eheschließungen mitzuwirken, den Kalender zu führen und speziell den Kultus des Saturn, der Ops und der Vesta zu überwachen. Jedes Jahr zeichnen sie die Wundererscheinungen und was sich sonst Wichtiges ereignet, auf weißen Tafeln auf. Mit ihrer Körperschaft sind die Kollegien der Flamines und der Vestalinnen verbunden. Die Flamines, Eigenpriester bestimmter Gottheiten, haben ihren Namen vom Anblasen (flare) des heiligen Feuers. Die Darbringung der Brandopfer bildet ihre Haupttätigkeit. Der angesehenste ist der Juppiters, der Flamen Dialis. Er darf nur in erster Ehe leben, sich nicht scheiden lassen und muß beim Tode seiner Gemahlin seine Stellung niederlegen. Es ist ihm untersagt, eine Fessel zu tragen, sowohl im eigentlichen wie auch im bildlichen Sinne. Daher sind seine Kleider nur durch Spangen zusammengehalten, und hütet er sich vor jedem Schwur. Betritt ein Gefangener sein Haus, so ist er frei. Die Vestalinnen sind die dem Dienst der Vesta (S. 120) geweihten Priesterinnen, sechs an der Zahl. In dem kleinen Rundtempel der Göttin steht der Herd des



Vestalin.
Standbild im Museo Nazionale Rom.
(Anderson phot.)

Staates, den bei den Griechen das Prytaneion birgt (S. 138). Hier unterhalten die Vestalinnen das ewige Feuer. Vernachlässigen sie ihre Pflicht, so werden sie vom Pontifex Maximus gezüchtigt. Bei ihrer Einkleidung geloben sie für die Dauer ihres Dienstes — wenigstens 30 Jahre — Jungfräulichkeit. Lassen sie sich in dieser Beziehung etwas zuschulden kommen, so werden sie mit Ruten gepeitscht und lebendig eingemauert. Wegen ihrer makellosen Reinheit genießen sie das höchste Ansehen. Man räumt ihnen Ehrensitze bei allen Festlichkeiten ein, und jeder macht ihnen auf der Straße achtungsvoll Platz, selbst der Konsul, der sogar vom Pferde steigt, um seine Reverenz bezeugen zu können. Besondere Priestertümer sind ferner für die Götter des Wachstums eingerichtet, für Mars und seine weibliche Ergänzung, die Dea Dia, welche mit Ceres, Ops usw. zusammenfällt. Beide bestehen aus zwölf Personen. Den Dienst des Mars besorgen die Salier. Von den Schilden, die sie bei ihren Prozessionen tragen, ist einer der Sage nach zur Zeit des Königs Numa Pompilius vom Himmel gefallen. Nach seinem Muster hat der fromme Herrscher durch den mythischen Schmied Veturius Mamurius elf andere anfertigen lassen, damit bei etwaiger Entwendung eines Schildes der echte desto leichter mit einem nachgemachten verwechselt werde. Bei ihren Umzügen singen die Salier unter feierlichem Tanz und Dreischritt Lieder zu Ehren des Mars und Quirinus. Die Texte sind schon gegen Ende der republikanischen Zeit selbst den Priestern unverständlich; doch verbietet die religiöse Scheu jegliche Änderung. Reste dieser „axamenta“ haben sich erhalten. Der Kult der Dea Dia wird von den fratres arvales (Flurbrüder) verrichtet. Auch sie verehren die Gottheit durch Gesang und Tanz. Erhebliche Bruchstücke der Protokolle über die Zusammenkünfte der Bruderschaft sind zugleich mit dem Text eines Liedes auf uns gekommen. Wie es Körperschaften für besondere Götter gibt, so auch für besondere religiöse Handlungen. So bilden die Fetialen den kirchlichen Beirat im diplomatischen Verkehr mit dem Auslande. Sie haben, bevor der Staat das Heer zum Kampfe aufbietet, für das Unrecht, das die Römer erlitten zu haben vermeinen, Genugtuung zu fordern und, wenn diese verweigert wird, den Krieg zu erklären, wobei einer von ihnen unter bestimmten Gebräuchen eine Lanze ins feindliche Gebiet schleudert. Ist der Friede hergestellt, oder ein Bündnis geschlossen, so wirken sie mit, indem sie die herkömmlichen Gebete sprechen und zur Besiegelung des Vertrages ein Schwein schlachten. Drei Klassen von Priestern beschäftigen sich damit, den Willen der Götter zu erforschen. Den ersten Platz behaupten die Augurn. Um die Zukunft zu ermitteln, begibt sich der Augur, womöglich in mondheller Mitternacht, auf eine Anhöhe, fährt mit dem Krummstab zuerst von Süden nach Norden, dann von Osten nach Westen durch die Luft, macht dieselben Striche auf dem Boden, selbst im Schneidepunkte stehend, und zieht zu diesen Linien dergestalt Parallelen, daß er ein dem Quadrat sich näherndes Rechteck erhält. Auf dem so umgrenzten und geweihten Raume, Templum genannt, baut er ein nur nach einer Seite geöffnetes Zelt, in dem er nach Gebet und Opfer, das Gesicht gen Mittag gewandt, die Zeichen (Auspizien) der Götter erwartet. Diese senden bald Blitze, Donner oder Wetterleuchten, bald Vögel, die durch ihre Stimmen oder ihren Flug sich als Boten des Himmels ankündigen. Nur wenn die Erscheinungen, welche



Der Tempel der Vesta (?) in Rom.
Nach einer Photographie.

gleichsam die Orakelsprüche der Hellenen vertreten, von Osten kommen, ist das Gelingen des geplanten Unternehmens verbürgt. Stellen sich dagegen die Zeichen auf der westlichen Seite ein, wo das Schattenreich liegt, so muß das Vorhaben aufgegeben werden. Da die Römer nichts Wichtiges beginnen, ohne sich vorher der Zustimmung der Ewigen vergewissert zu haben, so wird das ganze öffentliche Leben von dem Auguralwesen beherrscht. Hieraus erklärt sich auch, daß uns fast auf Schritt und Tritt Templa begegnen. Ein Templum ist das alte Rom (Roma quadrata), ein Templum jede Pflanzstadt. Nur in einem Templum darf der Rat der Alten (Senat) seine Sitzungen abhalten, das Heer sich lagern. Von einem Templum aus spricht der Konsul zum Volke, der Feldherr zu den Soldaten. Templa sind die meisten Gotteshäuser, wodurch sich das Wort zu der heutigen Bedeutung verengt hat. In vielen Fällen ist auch den Behörden und Heerführern die Beobachtung der Himmelszeichen erlaubt. Begleitet kein Augur die in den Krieg ziehenden Mannschaften, so ersieht man den Ausgang der Schlacht aus dem Fressen der heiligen Hühner, die man zu diesem Zwecke mitnimmt. Fallen sie gierig über das Futter her, so ist der Sieg gewiß; verschmähen sie es, so hat man sich vor dem Kampfe zu hüten.

Wenn schlimme Ereignisse eintreten, etwa eine Seuche die Bevölkerung hinwegrafft, oder wenn Unglück verheißende Zeichen gemeldet werden, so läßt die Regierung die sibyllinischen Bücher aufschlagen oder befragt die Haruspices. Die Sprüche der cumanischen Seherin füllten, so heißt es, ursprünglich neun Bücher. Eine alte Frau bot sie dem letzten römischen Könige zum Kauf an. Wegen des fabelhaften Preises wies er das Weib zurück. Als die Alte aber zweimal je drei Bände verbrannt hatte und für den Rest dieselbe Summe verlangte, wurde der König stutzig und zahlte. Die Sammlung wurde im Keller des kapitolinischen Juppitertempels aufbewahrt. Im Jahre 83 ging sie bei dem Brande des Heiligtums zugrunde; doch wußte man den Verlust bald wieder zu ersetzen. Mit der Einsichtnahme der griechisch verfaßten Schicksalsbücher ist ein Ausschuß von mehreren Personen betraut, die für ihre Mühewaltung durch Erträgnisse aus größerem Landbesitz entschädigt werden. Im Auftrage des Senates rollen sie aufs Geratewohl die Schriften auf und lesen aus den Versen, auf die ihr Blick von ungefähr fällt, wie der Zorn der Himmlischen zu beschwichtigen ist. Die Haruspices kommen aus Etrurien, wo das Weissagen frühzeitig sich zur Wissenschaft entwickelt und schulmäßig betrieben wird. Der aus einer Ackerfurche gestiegene Zwerg Tages, ein Enkel Juppiters, ist der Urheber der göttlichen Lehre. Lateinische Übersetzungen ermöglichen auch den Römern das Studium seiner Disziplin, die sich hauptsächlich mit der Deutung der Eingeweide von Tieren und der Sühnung von Blitzschäden befaßt. Doch scheut man sich am Tiber vor der praktischen Ausübung der seltsamen Künste, und wenn der Wetterstrahl in einen bekannten Ort einschlägt, so beruft man kundige Haruspices aus dem nördlichen Nachbarlande. Die vollziehen eine regelrechte Bestattung des Blitzes, indem sie sein Symbol, einen Feuerstein, an der getroffenen Stelle begraben, die sie nach Darbringung eines blutigen Opfers mit einem Brunnenrande umgeben.

Jahrhundertelang nehmen es die Römer ernst mit dem Kultus, und wenn sie auch vielfach fremde Götter nach fremdem Ritus verehren, die Sorgfalt, mit der sie des Himmels vermeintliche Gebote erfüllen, entspringt ihrer eigenen Frömmigkeit. Noch um die Wende des 3. und 2. vorchristlichen Jahrhunderts erweisen sie sich als ein kindlich gläubiges Volk. Damals holen sie auf den Rat der sibyllinischen Bücher das Idol der großen Mutter Kybele (S. 128) aus dem phrygischen Pessinus nach der Hauptstadt. Zur Erinnerung an ihre Ankunft findet in jedem April ein mehrtägiges Fest statt. Eine widerliche Prozession leitet die Feier ein, indem verschnittene Priester, die phrygischen Stammes sein müssen, unter Paukenschlag und wüstem Geheul bettelnd das Bild der Göttin durch die Straßen führen. Zirkusspiele, Theatervorstellungen und schwelgerische Gelage der Adligen schließen sich an den Umzug an. Aber eben haben die Römer, wie sie wähnen, durch den Beistand der Himmlischen die Weltherrschaft errungen, da hält die Aufklärung ihren Einzug. Sie gewinnt in den Kreisen

der Gebildeten um so leichter an Boden, als die Religionsmengerei den Gottesbegriff völlig verdunkelt hat und Sinn und Wesen der Zeremonien sowie der Personen, denen sie gelten, kaum einer zu deuten weiß. Die Strenge des Ritus läßt nach, einige Priestertümer bleiben längere Zeit unbesetzt, selbst ein Pontifex zieht sich eine Klage wegen Vernachlässigung seiner sakralen Pflichten zu, die Augurn betrachten ihre Kunst als Schwindel, und ein verschmitztes Lächeln umspielt ihre Lippen, wenn sie einander begegnen. Die höhere Gesellschaft wird durchweg ungläubig, und selbst ein Mann wie Cicero, der sich so gern in den Mantel altrömischer Religiosität hüllt, leistet dem Materialismus Vorschub, indem er das Werk über die Epikureische Philosophie herausgibt, das der Selbstmörder Lucretius unvollendet hinterlassen hat. Niemand gibt sich die Mühe, die Tempel in würdigem Zustand zu erhalten, so daß allein in Rom deren mehr als 80 verfallen. Die niederen Klassen werfen sich den exotischen Kulten in die Arme. Seeräuber

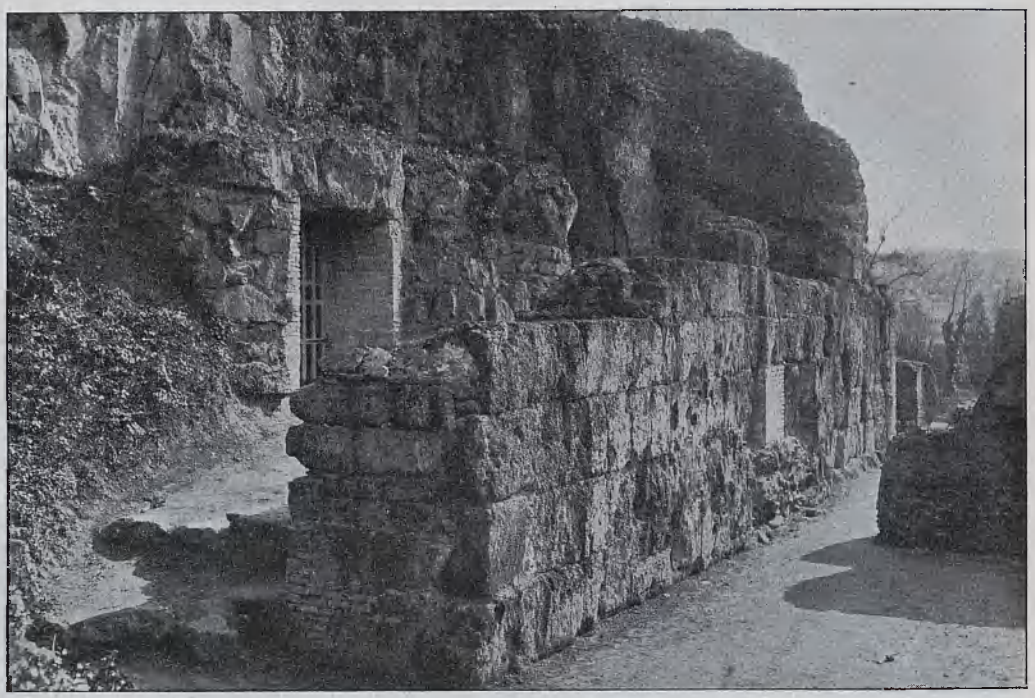


Opfer an einem Grabe. Römische Mosaik im Britischen Museum, London.

verbreiten den Dienst des Mithras (S. 93), dem bald die ägyptischen Götzen folgen. Bei Beginn der Kaiserzeit scheint sich ein Umschwung anzubahnen. Augustus sucht durch Gesetze und Verordnungen die in Vergessenheit und Mißkredit geratenen Formen zu neuem Dasein zu erwecken. Die Gotteshäuser werden wiederhergestellt und die heiligen Feste mit großem Pomp gefeiert. Alles umsonst. Unglaube und Aberglaube wuchern weiter, und der glänzende Firnis vermag die innere Fäulnis nicht zu verdecken. Aber um dieselbe Zeit, wo der Träger der staatlichen Gewalt das Alte und Morsche zu stützen unternimmt, wird das himmlische Licht geboren. Nach langem Kampfe erliegt das Heidentum der siegenden Kraft der christlichen Lehre. Die Welt lernt erst jetzt Gott im Geist und in der Wahrheit anbeten, lernt durch das den antiken Völkern unbekannte Gefühl sittlicher Verantwortlichkeit Leben und Glauben in Übereinstimmung bringen.

Rom in der Königszeit.

Das antike Rom lag auf dem linken Ufer des unteren Tiber, nur wenige Meilen von der Küste entfernt, so daß es alle Vorteile genoß, welche die Nähe des Meeres zu bieten vermag, ohne aber unvermuteten Überfällen verwegener Seeräuber ausgesetzt zu sein. Die Stadt breitete sich über sieben, durchschnittlich 40 m hohe Hügel aus. Sechs davon gruppieren sich zu einem nach dem Flusse zu etwas geöffneten Kranze, als siebenter ragt in der Mitte steil, fast senkrecht der isolierte Palatin empor. Die Erbauung und die ersten Erweiterungen Roms sind in un-

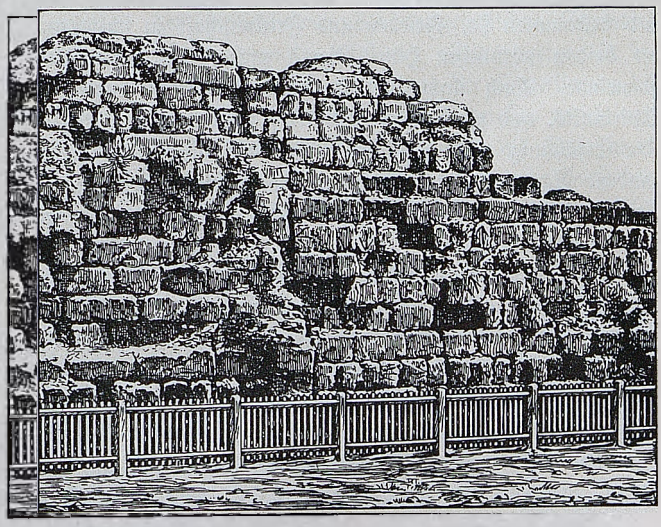


Lupercal. Im Palazzo dei Cesari, Rom. (Anderson phot.)

durchdringliches Dunkel gehüllt. Es fehlt sogar an einer alten Volkssage; die später allgemein anerkannte Überlieferung ist frühestens im dritten Jahrhundert v. Chr. Geburt entstanden, und zwar unter dem Einfluß der Griechen, die ein Interesse daran hatten, die Herkunft des mächtigen Volkes mit ihren Sagen in Beziehung zu bringen. Meistens handelt es sich um Erfindungen, die den Zweck haben, vorhandene Namen und Einrichtungen zu erklären. Ebenso wertlos wie die legendarischen Gründungsberichte sind die Versuche, das Datum der Erbauung zu ermitteln. Weil man von der Annahme ausging, daß die ersten Bewohner der Stadt Hirten gewesen seien, erblickte man im 21. April, an dem das Fest der Hirtengöttin Pales gefeiert wurde, den Geburtstag Roms. Das Jahr der Gründung berechnete man nach den völlig ungeschichtlichen Regierungszeiten der römischen Könige. Kleineren Schwankungen, die sich hierbei ergaben, machte die Autorität des Terentius Varro ein Ende, nach dem die Stadt 753 v. Chr. Geburt erbaut worden ist. Nicht einmal der älteste Name des Gemeinwesens scheint über allen Zweifel erhaben zu sein. Neuere Forscher glauben nämlich, Roma (= Flußstadt) sei aus Palatium (= Palatinstadt) erwachsen. Es bleibt somit nicht viel übrig, was vor jeder Kritik standhält. Sicher ist, daß die ersten Ansiedler dem latinischen Stamme angehörten. In Rom hat man immer lateinisch gesprochen, und wie stark auch die fremden Elemente gewesen sein mögen, das Idiom der Bevölkerung ist durch sie nicht beeinflußt worden. Ebensowenig läßt sich an der Tatsache rütteln, daß die Wiege des römischen Staates auf dem „Palatin" gestanden hat. Dies wird durch die Überlieferung bezeugt, durch die Ausgrabungen bestätigt. Die Kuppe der trotzigen Felsenburg empfahl sich wegen ihrer natürlichen Festigkeit und ihrer die ganze Umgebung beherrschenden Lage von selbst zur Niederlassung. Vielleicht hatte man bei ihrer Besetzung den Zweck im Auge, ein Bollwerk gegen die von Norden drohenden Etrusker zu schaffen. Die Stadt war nach Art des templum angelegt und hieß später auch Roma quadrata, obwohl sie eher einem Trapez als einem regelmäßigen Viereck glich. Hier zeigte man die Höhle, in der Romulus und Remus, die angeblichen Gründer, von einer Wölfin sollten gesäugt worden sein.

Von dieser Grotte (Lupercal) aus liefen an den Lupercalien (S. 305) halbnackte, nur mit einem Ziegenfell umgürtete Priester um den Palatin und bewahrten durch den seltsamen Brauch die Erinnerung an die Kindheit der Stadt.

Für die durch natürliche Vermehrung, Einwanderung und gewaltsame Verpflanzung besiegter Feinde stetig zunehmende Volksmenge erwies sich die kaum vierzig Morgen messende Fläche der Roma quadrata allmählich als zu klein. Viele siedelten sich außerhalb der Mauern an. Im Verlaufe der Zeit wurden die stark bewohnten Vororte eingemeindet. Wir besitzen über diese Entwicklung keine zuverlässige Kunde. Doch gestatten uns Kulthandlungen einer späteren Periode Rückschlüsse auf die damaligen Vorgänge, wenn auch die aus religiösen Sitten gezogenen Folgerungen weit davon entfernt sind, als unumstößliche Wahrheiten gelten zu können. Es scheint, daß man zunächst nach Osten die Grenzen vorschob, indem man die beiden Anhöhen Cälius und Esquilin zum Stadtgebiete schlug. Diese bildeten nämlich zusammen mit dem Palatin eine noch im zweiten christlichen Jahrhundert erwähnte Opfergemeinschaft. Darauf kamen die nördlichen Hügel, der Quirinalis und der Viminalis, an die Reihe. Im März jedes Jahres brachten die Pontifizes an der Spitze einer feierlichen Prozession Strohmänner in die Kapellen der sogenannten Argeer. Mitte Mai holte man die Puppen wieder heraus, trug sie an den Tiber und ließ sie durch die vestalischen Jungfrauen in den Fluß werfen. Argeertempelchen gab es nur innerhalb des Geländes der bisher genannten Berge, ein Umstand, welcher auf deren einstige Zusammengehörigkeit hindeutet. Zuletzt wurde im Südwesten der Aventin, im Nordwesten der Kapitolin in das Weichbild einbezogen und die Siebenhügelstadt mit einer Mauer umgeben. Die Befestigung war aus mächtigen Tuffquadern erbaut, die ohne Bindemittel übereinander geschichtet lagen. Besondere Stärke erforderten die Strecken, die nicht durch die Berge oder das Flußufer geschützt waren, während man sich an den schroffsten Abhängen mit Anbringung von Brustwehren begnügte. Beträchtliche Reste des Bauwerkes haben sich bis heute erhalten. Innerhalb der Umwallung, die auch nach Osten über die alten Grenzen hinausging, nahmen die unbewohnten Flächen etwa die Hälfte des ganzen Areals ein. Gemeindewiesen und Staatsforsten bedeckten einen großen Teil des Geländes, namentlich den Aventin, der erst um 450 für die Bebauung freigegeben wurde. Jahrhunderte hindurch konnte sich die Stadt ausdehnen, ohne daß die Ringmauer überschritten zu werden brauchte. Freilich hat man sich bei der umfassenden Erweiterung wohl wenig von solchen Gesichtspunkten leiten lassen. Vielmehr bildeten fortifikatorische Gründe das entscheidende Moment. Führte man die Mauer dicht um das städtisch bebaute Gebiet, so boten die unmittelbar davor liegenden Höhen einem feindlichen Heere eine vortreffliche Angriffsbasis. Dies zu verhüten, zog man die nächsten Berge in den Festungsgürtel hinein. Da man die Hauptgefahr von den Etruskern zu fürchten hatte, galt es vor allem, den Kapitolin und den Aventin zu sichern und durch ihre Besetzung die Stadt nach der Flußseite zu decken. Der erste der beiden Hügel wurde



Servianermauer in Rom, etwa im 2. Jahrhundert v. Chr. erneuert. Nach einer Photographie.

in eine besondere Festung umgewandelt. Sie zerfiel in zwei durch eine Mauer getrennte Teile. Die nördliche Kuppe, auf der beim Nahen des Feindes und bei Versammlungen der waffenfähigen Bürger die rote Kriegsfahne gehißt wurde, war die Burg (arx). Hier befand sich auch das Auguraculum, wo der Augur nach der Wahl eines Königs an Juppiter die Bitte richtete, durch deutliche Zeichen den Herrscher zu bestätigen. An der südlichen Kuppe, welche das Heiligtum der stadthütenden Götterdreiheit trug, haftete speziell der Name Kapitol. Der Fels galt als uneinnehmbar, und in der Tat hat während des ganzen Altertums kein Feind als Sieger den Berg bestiegen. Den Verkehr mit dem rechten Tiberufer vermittelte eine Pfahlbrücke, die sich in Gefahren leicht abbrechen ließ. Erst im 2. Jahrhundert, als schon der Erdkreis dem Machtgebote Roms gehorchte, wagte man es, eine Steinbrücke über den Fluß zu bauen. Ob auch das hart am rechten Stromufer aufragende Janiculum damals eine Befestigung erhielt, ist fraglich.

Rom war der Vorort eines größeren latinischen Gaues, der mit den anderen Staaten Latiums unter Albas Führung zu einem Bunde vereinigt war. Er zog sich, etwas östlich der Stadt beginnend, in geringer Breite auf beiden Seiten des Tiber bis zum Meere hin und zerfiel in eine Reihe von Dorfschaften (pagi), für die später die Bezeichnung Tribus aufkam. Wie der Stamm, der die Landschaft bewohnte, ursprünglich hieß, ist unbekannt. Nachdem die Hauptstadt zu einer gewissen Machtstellung gelangt war, ging der Name Römer auf die Bürger des ganzen Staates über. Daneben war in bestimmten Formeln und in der Anrede an die Volksversammlung noch das Wort Quiriten in Gebrauch. Über seine Entstehung erzählen die Alten folgendes: Als Romulus mit den ihm befreundeten Hirten und dem aus aller Herren Ländern zusammengeströmten Gesindel die Stadt gegründet hatte, fehlte es an Frauen. Deshalb lud man die benachbarten Sabiner mit Weib und Kind zu einem Feste ein, überfiel plötzlich die nichtsahnenden Gäste und bemächtigte sich ihrer Gattinnen und Töchter. Nach geraumer Zeit rückten die Sabiner, den Schimpf zu rächen, mit einem Heere gegen Rom. Ein mörderischer Kampf entbrannte, und schon neigte sich der Sieg auf die Seite der Angreifer, da warfen sich die geraubten, inzwischen mit ihrem Schicksal ausgesöhnten Frauen zwischen die Streitenden und bestimmten sie, Frieden und Freundschaft zu schließen. Die Sabiner ließen sich auf einem der beiden nördlichen Hügel Roms nieder und vereinigten sich mit der Palatinstadt zu einer Gemeinde. Nach ihrer Heimat, dem sabinischen Cures, erhielt der besetzte Berg den Namen Quirinalis, und nannten sie sich selbst Quiriten, eine Bezeichnung, welche die Römer adoptierten. Die Erzählung mag als Beleg für das oben Gesagte dienen, daß man in späterer Zeit vorhandene Namen durch erfundene Geschichtchen zu deuten versuchte. Andere Erklärungen sind gleich unbefriedigend. Am ansprechendsten klingt die Vermutung, Quiriten sei die alte Stammesbezeichnung der Römer.

Die Bevölkerung teilte sich von Anfang an in wenigstens zwei scharf voneinander geschiedene Stände. Den ersten bildeten die Patrizier, den Eupatriden der Griechen vergleichbar. Sie zerfielen in 30 Gemeinden (curiae) von je zehn Sippen (gentes), die wiederum zehn Familien umfaßten. Den Adligen gehörte der Grund und Boden, weshalb auch manche Tribus nach einem patrizischen Geschlechte benannt wurde. Sie allein waren im Vollbesitz der bürgerlichen Rechte. Nur sie konnten Ratsherren und Richter, Priester und Offiziere werden; nur in ihren Familien erbte sich die Kenntnis des göttlichen und menschlichen Rechtes weiter. Aber sie waren keine in sich abgeschlossene Kaste. Auf ihren Gütern saßen hörige Bauern (clientes), kein Privatbesitz des einzelnen, wie etwa gekaufte Sklaven, sondern Eigentum der Sippe. Ein enges Band, dem die Religion eine höhere Weihe gab, verknüpfte die Patrizier mit ihren erbuntertänigen Leuten. Sie mußten als väterliche Beschützer (patroni) für sie sorgen, sie gleichsam als Glieder der Familie behandeln, sie an ihren Opfern teilnehmen lassen und vor Gericht für sie eintreten. Verletzte ein Adliger seine Pflicht, so konnte der bürgerlich rechtlose Klient ihn zwar nicht belangen; aber der Grundherr, der einem seiner Hörigen Schaden zufügte, verfiel der Rache der Götter. Umgekehrt hatten die Hintersassen ihren Patron wie ihren Vater

zu ehren, ihn bei notwendigem Aufwand zu unterstützen, ihm in den Krieg zu folgen und in jeder Not und Gefahr beizustehen. Andernfalls erging es ihnen ebenso wie dem ungetreuen Herrn. Die wirtschaftliche und politische Entwicklung Roms führte zwar zur Beseitigung der patriarchalischen Zustände, insofern die Hörigen berechtigte Bürger wurden, aber das alte Pietätsverhältnis zwischen Patriziern und Klienten erhielt sich bis an die Schwelle der christlichen Zeit. Als dritte Klasse begegnen uns persönlich freie Bewohner ohne politische Rechte. Später nennt man sie Plebejer von Plebs (Fülle). Diese Bezeichnung kann erst aufgekommen sein, als sie tatsächlich die Masse der Bevölkerung ausmachten. Wann dies geschehen, und wie sich der dritte Stand gebildet, ist noch immer eine vielumstrittene Frage. Die Überlieferung nimmt an, er habe von jeher existiert, indem sie ihn wie das Patriziat auf Romulus zurückführt. Da aber der herrschende Adel die Plebs bis tief in die geschichtliche Zeit hinein als Fremde und Eindringlinge ansah, mit ihr wie mit Landesfeinden Verträge abschloß, so ist an einen späteren Ursprung zu denken. Wahrscheinlich bildeten die Bewohner unterworfener Nachbargemeinden den Grundstock des dritten Standes, der durch Einwanderung, Lösung des Klientelverhältnisses und in republikanischer Zeit auch durch Freilassung der Sklaven beständig zunahm. Er ermangelt jeder Organisation, ist von der Teilnahme an allen öffentlichen Geschäften ausgeschlossen, besitzt keine Ehegemeinschaft (conubium) mit den Patriziern, hat aber auch keinerlei Verpflichtung dem Staate gegenüber. Dagegen genießt er in privatrechtlicher Beziehung volle Freiheit.

Der römische Staat entwickelt sich aus der Familie, so daß das Familienrecht Voraussetzung und Grundlage der Staatsverfassung ist. An der Spitze der Familie steht der Hausvater. Frau, Kinder und Gesinde sind in gleicher Weise sein Eigentum wie die bewegliche und unbewegliche Habe. Er kann über sie nach Belieben verfügen, sie züchtigen, verkaufen und töten. Aus der Familie geht das Geschlecht hervor, dessen Mitglieder aber nicht alle von demselben Ahnherrn abzustammen brauchen, da es auch andere Möglichkeiten gibt, in eine Familie aufgenommen zu werden. Das äußere Kennzeichen der Zugehörigkeit zu einer gens ist der Gentilname, der — aus dem Genetiv des tatsächlichen oder vermeintlichen Erzvaters entstanden — regelmäßig auf ius endigt (Aemilius, Cornelius, Julius). Die Zweige, in die sie zerfällt, sind durch Beinamen unterschieden. So teilt sich das Haus der Kornelier in die Linien Cossi, Rufini, Scipiones, Sullae usw. Das Band, das alle Geschlechtsgenossen umschlingt, ist der gemeinsame Opferdienst, indem jede Sippe einen bestimmten Heros als Schutzherrn verehrt. Zehn gentes bilden eine Kurie. Auch sie hat einen eigenen Kultus, für den ihr Vorsteher, der curio, zu sorgen hat. Aus dem Zusammenschluß der Kurien erwächst der Staat. Als Weiterentwicklung der Familie wird er naturgemäß monarchisch regiert. Sein Leiter geht aus den Patriziern hervor. Ist er ernannt, so muß zunächst ein Augur durch Beobachtung der Auspizien feststellen, daß Juppiter die Wahl billigt. Erst dann wird ihm durch einen in der Versammlung der Kurien (comitia curiata) gefaßten Beschluß die Fülle der Gewalt übertragen, die der Macht des Hausherrn ähnelt und sich im großen und ganzen mit den Befugnissen der alten griechischen Könige deckt. Seine alle überragende Würde ersieht man schon aus seiner Tracht; denn er ist mit einem purpurnen, seidengestickten Obergewande (toga) bekleidet. Ein goldener Eichenkranz schmückt sein Haupt. Zwölf Diener (Liktoren) schreiten ihm mit Beilen und Rutenbündeln voran. In Ausübung seines Amtes sitzt er auf elfenbeinernem Sessel, mit dem von einem Adler, dem Vogel Juppiters, gekrönten Herrscherstabe in der Hand. Als oberster Kriegsherr verfügt und überwacht er die Aushebung, ernennt die Offiziere, unter welchen der Befehlshaber der Reiterei (tribunus celerum) der wichtigste ist, führt den Heerbann gegen den Feind, schließt unter dem Beistande der Fetialen (S. 309) Waffenstillstand, Frieden und Bündnis, verteilt die Beute und trifft Anordnungen über die Besiegten und ihr Land. Im Besitze der



Republikanischer Denar mit dem elfenbein. Sessel (sella curulis). (Berlin, Königl. Münzkabinett.) Nach Gipsabguß.

höchsten Gerichtsbarkeit ist er ermächtigt, gegen die Verurteilten auf körperliche Züchtigungen zu erkennen und selbst die Todesstrafe über sie zu verhängen. Überhaupt sind seiner Macht, da es auf Erden keine Instanz über ihm gibt, keine Schranken gezogen. Daß seine Herrschaft in ein Willkürregiment ausartet, verhindert hauptsächlich die Einwirkung der Religion. Der Staat steht unter dem Schutze der Götter; seine Gesetze und Einrichtungen sind geheiligt. Wer sie mißachtet, versündigt sich gegen den Himmel selbst, der den Frevel nicht ungeahndet läßt. Doppelt schwer vergeht sich durch Übergriffe der König; denn er ist der Hohepriester, der dazu berufen ist, für die genaue Beobachtung des Rechts zu sorgen. Tullus Hostilius, der dritte König der Römer, der seine religiösen Pflichten verabsäumte und durch unaufhörliche Kriege die Kraft des Staates erschöpfte, wurde von Juppiter durch einen Blitz erschlagen.



Republikanischer Denar mit Beil und Rutenbündel (fasces) der Liktoren. (Berlin, Königl. Münzkabinett.) Nach Gipsabguß.

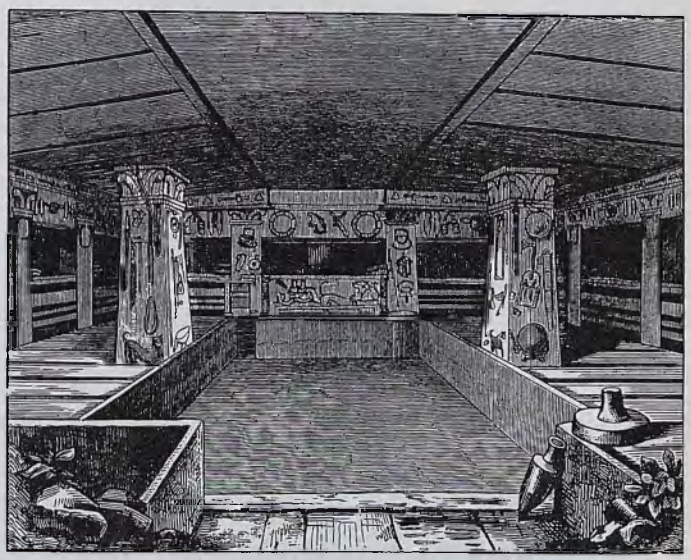
Wenn auch der Herrscher vom Standpunkt des formellen Rechts aus nach keinem Menschen zu fragen hat, so gebietet ihm doch die Vorsicht, den Willen des Volkes zu achten und in Übereinstimmung mit ihm zu regieren. Daher wird von guten Königen bei allen wichtigen Angelegenheiten, zumal wo es sich um religiöse Fragen und solche der auswärtigen Politik handelt, der Senat zu Rate gezogen. Diese Körperschaft setzt sich aus Patriziern gereiften Alters zusammen. Gewöhnlich nimmt man an, es seien ihrer anfangs hundert gewesen. Man stützt sich hierbei auf die Überlieferung, nach welcher der römische Staat aus der Vereinigung dreier Stämme entstanden ist. Bei der Gründung der Stadt habe es nur einen, den der eigentlichen Römer (Ramnes), gegeben. Dann seien die auf dem Quirinalis angesiedelten Sabiner (Tities) und zuletzt die bald als Etrusker, bald als Albaner ausgegebenen Luceres hinzugekommen. Jeder der drei Teile habe hundert Senatoren gestellt. Aber die an sich schon unglaubwürdigen Nachrichten der Alten sind gerade, was die vorliegende Frage anbetrifft, so voller Widersprüche, daß wir selbst auf den Versuch, die Wahrheit zu ergründen, verzichten müssen. Die durch den Tod in den Senat gerissenen Lücken werden durch den König ausgefüllt. Hierbei berücksichtigte er in der Regel die angesehensten Adelsgeschlechter. Aber er kann sogar in das Patriziat aufgenommene Plebejer zu Ratsherren ernennen.

Nach dem Tode des Herrschers geht die Leitung des Staates vorläufig auf Zwischenkönige über, die von den Kurien die erforderliche Vollmacht erhalten. Der erste bleibt nur bis zur Beisetzung des Verstorbenen im Amte. Der folgende, der nur fünf Tage die Regierungsgeschäfte führen darf, ist mit der Vorbereitung zur Wahl des neuen Oberhauptes betraut. Er hat die durch Adel und persönliche Tüchtigkeit geeignetste und zugleich auch beliebteste Persönlichkeit zu ermitteln. Gelingt ihm dies in der festgesetzten Frist nicht, so macht er einem andern Zwischenkönig Platz, und so geht es weiter, bis der Erwünschte gefunden ist. Erst dann beruft der Zwischenkönig die Volksversammlung (comitia curiata), die den von ihm Vorgeschlagenen wählt. Das Weitere vollzieht sich in der früher geschilderten Weise. So folgten, wie die Sage meldet, auf Romulus der Reihe nach Numa Pompilius, Tullus Hostilius, Ancus Marcius. Von diesen sollen einem Abkommen gemäß der Gründer der Stadt und Tullus Hostilius Ramnes, die beiden andern Tities gewesen sein. Die Namen der angeblichen Könige sind, abgesehen von Romulus, zweifelsohne echt und uralt. Ob aber ihre Träger wirklich regiert haben und die ältesten Herrscher gewesen sind, entzieht sich unserer Kenntnis.

Dem Romulus wird die Gründung der Stadt, die Einteilung des Volkes in Kurien und Geschlechter, die Einrichtung des Senates, des Heeres und Ritterstandes, dem Numa Pompilius die Regelung des Gottesdienstes und die Stiftung der Priesterkollegien zugeschrieben. Sie gelten als die eigentlichen Schöpfer des Staates, der eine nach der weltlichen, der andere nach der religiösen Seite hin. Wir können in ihnen gleichsam die Verkörperung der Urzeit, die Träger einer Entwicklung sehen, die vielleicht Jahrhunderte gedauert hat. Nachdem die Organisation zum Abschluß gelangt, das Volk durch sie gefestigt ist, wird die Bahn der Eroberung betreten.

Zum Vertreter dieser Politik macht die Sage den König Tullus Hostilius. Der wichtigste seiner Kriege richtet sich gegen Albalonga. Rom empfindet es im Bewußtsein seiner Kraft als eine Zurücksetzung, daß es mit den kleinstädtischen Gemeinden des latinischen Bundes auf gleicher Stufe stehen, sich von diesen majorisieren lassen soll. Der Vorort wird besiegt und zur Heeresfolge genötigt. Sein Versuch, die Selbständigkeit wieder zu gewinnen, führt zur völligen Vernichtung seines Gemeinwesens, indem die Sieger die Stadt zerstören, die Feldmark dem römischen Staatsgebiet einverleiben, die Bevölkerung in die römische Bürgerschaft aufnehmen. Die Rechte, die Albalonga als Haupt der latinischen Eidgenossenschaft gehabt hat, gehen auf Rom über. Der Machtzuwachs wirkt auch auf die wirtschaftliche Entwicklung ein. Man überbrückt den Tiber und erbaut an der Mündung des Flusses die Hafenstadt Ostia. Als Repräsentant der mehr friedlichen Tätigkeit erscheint Ancus Marcius. Mit ihm schließt die früheste Periode der römischen Geschichte.

Von Norden stürmten die Ritterheere der Rasenä (S. 297) über Latium und Kampanien her. Beide Landschaften wurden eine Beute des mächtigen Herrenvolkes. In den wichtigsten Städten erhoben die Eroberer Fürsten aus ihrer Mitte auf den Thron. Die Regierung Roms übertrugen sie der Familie der Tarquinier. Die lichter werdende Überlieferung läßt den ersten König aus diesem Geschlechte, den L. Tarquinius Priscus, aus der etruskischen Stadt Cäre einwandern. Dort hat man auch in einer unterirdischen, zwölf Geviertmeter großen Kammer die Gräber der Tarchnas gefunden. Die Fremdherrschaft war für Rom ein wahrer Segen. Die überlegene etruskische Kultur wirkte auf allen Gebieten anregend und fördernd. Ihr wohltätiger Einfluß zeigte sich besonders in der inneren Politik. Das Patriziat hatte bisher die Plebs grundsätzlich vom öffentlichen Leben ferngehalten. Die neuen Machthaber sahen in dem Bürgertum mit Recht ihre beste Stütze, während der Adel nur der Not gehorchend sich in die veränderten Verhältnisse fügte. Schon Tarquinius Priscus trug sich mit dem Gedanken, das Übergewicht der alten Gentes zu brechen, indem er wenigstens für den angesehensten Teil der Plebejer eine der patrizischen entsprechende Organisation schaffen wollte. Sein Plan scheiterte, weil die in ihrer ausschlaggebenden Stellung bedrohten Geschlechter durch ihre Kenntnis des Sakralwesens dem frommen Könige die Überzeugung beizubringen wußten, daß die Götter sein Vorhaben mißbilligten. So begnügte er sich damit, die 300 patrizischen Gentes um eine gleiche Anzahl plebejischer zu vermehren und auch aus deren Reihen den Senat zu ergänzen. Selbst diese halbe Maßregel erregte den Unwillen des alten Adels. Die Sage erzählt, Tarquinius sei von den Söhnen des Ancus Marcius, die Ansprüche auf die Krone erhoben hätten, gewaltsam aus dem Wege geräumt worden. Mit dem Bubenstreich an sich dürfte es seine Richtigkeit haben; aber die Verantwortung trifft im letzten Grunde doch wohl die erbitterten Patrizier, denen es ja auch schließlich gelungen ist, das ihnen unbequem gewordene Königtum zu stürzen. Bei dem Tode des Tar-



Etruskische Grabkammer bei Cervetri (Caere).

quinius Priscus stand jedoch die Macht der Rasenä noch zu fest. Der etruskische Kriegsmann Mastarna (siehe das Tafelbild), von den Römern Servius Tullius genannt, der angebliche Schwiegersohn des Ermordeten, übernahm die Regierung. Er ist der späteren Zeit der weitblickende König und kühne Reformator, der durch weise Neuerungen den Ausgleich der feindlich sich gegenüberstehenden Stände angebahnt und dem Staate frische Kräfte zugeführt hat. Die groß angelegte Verfassung, als deren Urheber er gefeiert wird, baut sich, ähnlich dem beinahe gleichzeitigen Werke Solons, nach timokratischen Grundsätzen auf. Die seßhaften Bürger werden nach Maßgabe ihres Vermögens in fünf Klassen gegliedert. Die Mitglieder der ersten müssen mindestens 20 Morgen (5 ha) Ackerland besitzen, die der drei folgenden je fünf Morgen weniger, und für die unterste Gruppe genügen zwei oder zweieinhalb Morgen. Die Tagelöhner und ärmeren Gewerbetreibenden gehören keiner Klasse an. Die zur Zeit ausgebildeter Geldwirtschaft lebenden Geschichtschreiber, denen wir das Nähere über die sogenannte Servianische Verfassung verdanken, geben statt des Grundeigentums das Kapitalvermögen an, wonach sich die Mindestsätze für die einzelnen Stufen auf 100000, 75000, 50000, 25000, 11(12500) Asses stellen. (Der As ist die römische Münzeinheit. Sein Wert hat infolge mehrfacher Gewichtsherabsetzungen sehr geschwankt. Es sind hier wohl sechs bis sieben Pfennige anzunehmen.) Zur richtigen Führung der Bürgerlisten beruft der König alle fünf Jahre das Volk auf das außerhalb der Stadt zwischen Tiber, Kapitolin und Quirinal gelegene Marsfeld, wo Mann für Mann unter Eid seine Besitzverhältnisse darlegt. Nach Beendigung dieser „Schatzung" (census) wird in Gegenwart der militärisch organisierten Bürgerschaft auf demselben Platz das aus einem Schwein, einem Schaf und einem Stier (suovetaurile) bestehende Reinigungsopfer (lustrum) dargebracht. Nach dem Census richtet sich zunächst die Höhe der Grundsteuer. Sie beträgt für jeden Morgen Land fünf Asses. Ihre Erhebung zu erleichtern, teilt Servius Tullius, wie es heißt, das Staatsgebiet in 30 Verwaltungsbezirke (Tribus), deren 4 auf die Stadt, 26 auf das Land kommen. Auf dem Census beruht ferner die Wehrordnung. Aus den Mitgliedern der ersten Schatzungsklasse werden



Römischer As. (Berlin, Königl. Münzkabinett.) Nach Gipsabguß.

die reichsten zum Dienst in der Reiterei herangezogen. Diese umfaßt 18 Hundertschaften (centuriae). Die anderen Bürger derselben Gruppe stellen das schwergerüstete Fußvolk (achtzig Centurien). Sie tragen Helm und Schild, Brustpanzer und Beinschienen, Schwert und Lanze. Der Rest der Infanterie besteht aus den mittleren und kleineren Bauern, und zwar aus je 20 Centurien der zweiten, dritten und vierten, und aus 30 der letzten Klasse. Die Bewaffnung

Deckblatt zu der Tafel:

Etruskisches Wandgemälde.

Es ist die Befreiung des von den Römern gefangen gehaltenen etruskischen Heerführers Caile Vipinas, durch ein etruskisches Heer unter Macstrna dargestellt. Die Gestalt am weitesten links ist Caile Vipinas, dessen Handfesseln von dem ihm gegenüberstehenden Macstrna mit dem Schwert durchgeschnitten werden. In der Mitte sind Kampfszenen zwischen den Etruskern und den überfallenen Römern zu sehen. Der am weitesten rechts am Boden liegende ist der römische König Cn. Tarquinius (Tarquinius Priscus), der bei dem Überfall seinen Tod fand. Ihm folgte der Überlieferung nach als König Servius Tullius, der wahrscheinlich mit dem siegreichen etruskischen Heerführer Macstrna identisch ist.

(Nach Körte im Jahrbuch des Kaiserlich deutschen archäologischen Instituts, Band XII. — Die Abbildung nach R. Garruci, tavole fotografiche delle pitture vulcenti.)

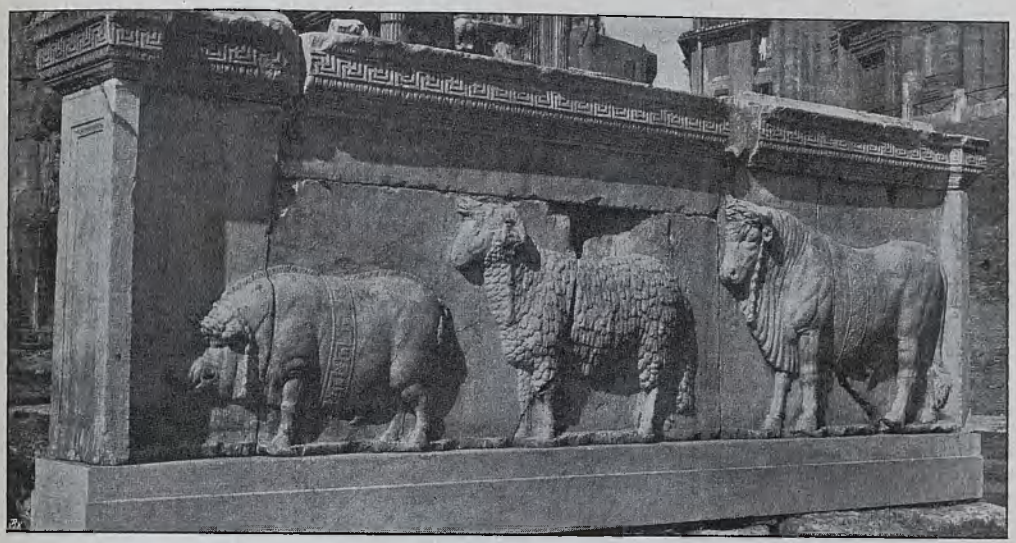


Etruskisches Wandgemälde.

Aus dem Grabe der Familie Saties in Vulci. (Anfang des vierten Jahrhunderts v. Chr.)

Im Museo Torlonia, Rom.

nimmt von Stufe zu Stufe ab. Die Soldaten der untersten Gruppe führen nur Schleudern. Die, welche weniger als zwei Morgen besitzen, sind der Mehrzahl nach von der Wehrpflicht befreit. Nur die Zimmerer, Schmiede und Musikanten dienen — vier Centurien stark — als Werk- und Spielleute. Demnach waren im ganzen 192 Centurien aufgeboten. Sie gliedern

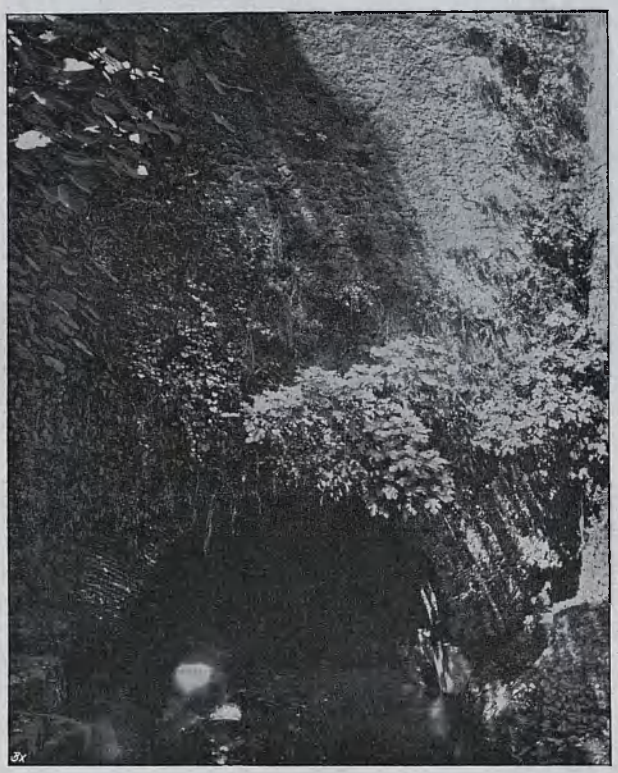


Suovetaurile. Marmorrelief von den Schranken des Forums, Rom. Nach Photographie.

sich in vier taktische Einheiten (Legionen), von denen später je zwei zu einem konsularischen Heere verbunden sind. Das militärpflichtige Alter beginnt mit dem 17. und endet mit dem 60. Lebensjahre. Aber nur die 28 jüngeren Jahrgänge rücken ins Feld. Mit dem vollendeten 45. Jahr tritt man zur Landwehr über, die bloß zur Verteidigung der Stadt verwandt wird. Von dem Census hängt endlich auch das Maß der bürgerlichen Rechte ab. Die gesellschaftlichen und religiösen Privilegien der Patrizier bleiben zwar unangetastet, aber wie bei der Einteilung in Vermögensklassen kein Unterschied zwischen Adel und Plebs gemacht wird, ebensowenig im politischen Leben. So oft der König sich der Zustimmung des Volkes versichern will, entbietet er die Bürgerschaft auf das Marsfeld. Militärisch geordnet treten die wehrhaften Männer wie zur Heerschau an. Darum weht auch, während die Versammlung (comitia centuriata) tagt, auf der Burg das rote Kriegsbanner. Die Armen (proletarii), die nicht in der Legion zu dienen brauchen, bilden eine besondere Centurie, woraus man schließen kann, daß sie im Notfall als Ersatz herangezogen werden. Der Fürst macht die Mannschaften mit seinen Vorschlägen bekannt und fragt sodann, ob sie mit dem Gehörten einverstanden sind oder nicht. Man antwortet centurienweise in der Reihenfolge der Klassen, und es geben von den Angehörigen der höchsten Klasse zunächst die Ritter ihr Votum ab. Jede Hundertschaft hat eine Stimme. Somit verfügen die reichsten Bürger, die ja auch, was Steuer und Kriegspflicht anbetrifft, die größten Lasten zu tragen haben, wenn sie einig sind, für sich allein über die Mehrheit. Aber das Stimmrecht der weniger Begüterten ist doch nicht völlig bedeutungslos. Halten sie zusammen, so genügen schon zwei Centurien der ersten Klasse, um ihnen die Majorität zu verschaffen. Allerdings ist der König weder gehalten, das Volk zu befragen, noch seine Wünsche zu berücksichtigen. Denn er steht den Centuriatkomitien als der mit unumschränkter Gewalt bekleidete Oberfeldherr gegenüber, der von dem Heere strikten Gehorsam verlangen kann. Aber weil er gegen die Patrizier, die infolge seiner Reformen schwerlich königstreuer geworden sind, eines Rückhaltes bedarf, wird er der Versammlung der Hundertschaften ohne Zweifel große Beachtung

geschenkt haben. Welche Befugnisse er ihr im einzelnen eingeräumt hat, wissen wir nicht. Zur vollen Bedeutung gelangen die Centuriatkomitien erst in der republikanischen Zeit.

An zweiter Stelle verdient die Bautätigkeit der etruskischen Könige Erwähnung. Außer dem Heiligtum des kapitolinischen Juppiter und der die sieben Hügel umschließenden Ringmauer nennt die Überlieferung die Kloaken, den großen Zirkus und den Dianatempel. Die Kloaken sind riesige, zu einem einheitlichen System verbundene Abzugsgräben, zum Teil kanalisierte Bäche. In ihnen sammeln sich die Wasser, die von den Bergen Roms herabfließen und früher die Niederungen der Stadt in Sümpfe verwandelten. Sie nehmen ferner allen Unrat auf, um ihn dem Tiber zuzuführen. Die Hauptader, in die alle andern Kanäle einmünden, ist die unter dem Forum herlaufende cloaca maxima. Die Gräben sind aus Tuffquadern erbaut und streckenweise in Rundbogenform überwölbt. Welche Mittel die Herstellung des gewaltigen Werkes erfordert hat, mag man daraus ermessen, daß eine einmalige Reinigung zur Zeit des Augustus $4^1/_2$ Million Mark kostete. Die Kanalisation hat nicht nur zur Besserung der gesundheitlichen Verhältnisse Roms wesentlich beigetragen, sondern auch gerade die früher unbewohnbare Gegend zwischen Kapitol und Palatin (Forum und Velabrum) trocken gelegt, in der sich in der Folge das öffentliche Leben und der Geschäftsverkehr konzentrierten. Der Zirkus, später zum Unterschiede von gleichartigen Gebäuden der große (maximus) genannt, liegt in dem Tale zwischen dem Palatin und dem Aventin. Hier befindet sich seit alters der Hauptspielplatz, auf dem die Wagenrennen und sonstigen Wettkämpfe stattfinden.



Die Ausflußöffnung der „cloaca maxima“ bei dem Arco di Giano Quadrifronte. (Anderson phot.)

Wie es scheint, begann schon Tarquinius die Bahn einzufriedigen und mit Sitzreihen zu umgeben. Sie war 600 Meter lang und 110 Meter breit. In der Richtung der Längsachse zog sich ein Mäuerchen hin, an dessen Enden je drei kegelförmige Säulen aufgestellt waren. An dem Ausbau und der Ausschmückung des Zirkus, der schließlich an 400 000 Zuschauern Raum gewährte, hat man bis tief in die Kaiserzeit hinein gearbeitet. Die Stiftung des Dianatempels auf dem Aventin hängt aufs engste mit der äußeren Politik zusammen.

Im Anfange der etruskischen Zeit zerfiel der latinische Bund. Kaum ein Drittel der Eidgenossenschaft blieb zusammen. Die Führung übernahm Aricia. Dadurch ward neben Juppiter Latiaris die im Gebiet des Vorortes am Nemisee (Abb. S. 301) verehrte Diana zur Bundesgottheit. Sobald Rom infolge der neuen Steuer- und Wehrverfassung gekräftigt war, forderte es die durch Tullus Hostilius begründete Hegemonie zurück, und nach langen Kämpfen gelang es ihm, seine frühere Macht nicht nur wiederaufzurichten, sondern auch zu erweitern und zu befestigen. Ganz Latium, an der Küste bis nach Terracina, im Binnenlande fast bis an den Garigliano,

erkannte seine Vorherrschaft an. Wie ehemals die Rechte Albas, so gingen jetzt die Aricias auf Rom über. Zum Zeichen dessen erbaute der König, der Überlieferung nach war es Servius Tullius, aus den Beiträgen der etwa 50 abhängigen Gemeinden der Aricinischen Diana ein Heiligtum auf dem Aventin, das gerade so wie der Juppitertempel auf dem Albaner Berge als gemeinsame Opferstätte galt, weshalb man hier auch die in Erz gegrabenen Bundesurkunden aufbewahrte.

Derselbe König, der die Stadt befestigt und verschönert, den Staat auf eine sichere Grundlage gestellt, den latinischen Stamm zusammengeschweißt hatte, fand, wie die Sage meldet, ein trauriges Ende. Sein eigener Eidam Tarquinius, der Sohn seines Vorgängers, bringt die von seinem Vater geadelten Geschlechter auf seine Seite und bemächtigt sich der Regierung. Servius Tullius tritt dem Verwegenen entgegen. Der aber schleudert den Greis die Treppe hinab, die ins Ratsgebäude (curia) führt, und läßt ihn durch gedungene Mörder niedermachen. Zur Herrschaft gelangt, gebärdet sich Tarquinius, später mit dem Beinamen Superbus (der Übermütige) gebrandmarkt, Adel, Volk und Bundesgenossen gegenüber als grausamer Wüterich. Als seine Frevel alles Maß übersteigen, sein ältester Sohn und voraussichtlicher Nachfolger ihn an Ruchlosigkeit noch überbietet, führt Junius Brutus, der Befehlshaber der Ritterschaft, seine Absetzung und den Sturz des Königtums herbei. In dieser Erzählung sind die Tatsachen geradezu auf den Kopf gestellt. Man kann sogar zweifeln, ob es überhaupt einen Tarquinius Superbus gegeben hat. Nur das eine steht fest: die Monarchie ist durch eine Empörung des Adels beseitigt worden. Um die Revolution gerechtfertigt erscheinen zu lassen, stempelt man den letzten Träger der Krone zum Usurpator und dichtet ihm alle möglichen Greuel an. Sein schlimmstes Verbrechen war offenbar seine Plebejerfreundlichkeit. Dadurch lud er eine Schuld auf sich, für die es keine Verzeihung gab. Daß die Patrizier durch ihren Haß gegen das Volk und seinen Beschützer den Staat an den Rand des Verderbens brachten, war für sie ein weiterer Grund, die Wahrheit zu verdunkeln. Nach der herkömmlichen Datierung fällt die Vertreibung der Tarquinier ins Jahr 510 v. Chr. Geburt.

Der römische Staat unter der Herrschaft der Patrizier.

1. Die nächsten Folgen der Revolution.

An die Stelle des Königtums trat die Republik. Ihre Grundlage bildete das von Junius Brutus vorgeschlagene Gesetz, welches jede lebenslängliche Magistratur verbot und die Leitung des Staates je zwei jährlich wechselnden Beamten übertrug. Diese waren die Erben der königlichen Macht. Aber ihre Gleichberechtigung, die kurze Dauer ihrer Regierung sowie der Umstand, daß sie nach ihrem Rücktritt ins Privatleben zur Verantwortung gezogen werden konnten, gestatteten ihnen nicht, von ihrer Gewalt denselben Gebrauch zu machen, wie es früher die Fürsten getan hatten. Außerdem nahm man ihnen die sakrale Würde und verlieh diese einem besonderen, auf Lebenszeit ernannten Priester, der unter dem Pontifex maximus stand und kein politisches Amt bekleiden durfte, trotzdem aber den Namen „König" (rex sacrorum) führte, so daß den Göttern gegenüber alles beim alten blieb. Bald nach der Errichtung der Republik wurden die Befugnisse der leitenden Beamten noch weiter geschmälert. Ein angeblich von dem Volksfreund („Poplicola") Publius Valerius beantragtes Gesetz bestimmte nämlich, daß alle, die innerhalb des Weichbildes der Stadt von der Behörde zum Tode oder zu Leibesstrafen verurteilt seien,



Römischer Denar mit den Abzeichen des Pontifex Maximus.
(Berlin, Königl. Münzkabinett.)
Nach Gipsabguß.

Berufung an die Centuriatkomitien einlegen dürften. Dadurch entzog man den Inhabern der Regierungsgewalt die Kriminaljustiz und ließ ihnen nur noch die niedere Gerichtsbarkeit, kraft deren sie Freiheits- und Geldstrafen verhängen konnten. Die obersten Beamten hießen anfangs Prätoren, seit der Mitte des fünften Jahrhunderts Konsuln. Sie wurden in der Versammlung der Centurien gewählt, erhielten ihre Macht aber erst durch einen Beschluß der Kuriatkomitien. Nur Patrizier waren wählbar. Der Tag des Amtsantrittes schwankte lange Zeit. Kurz vor dem zweiten Punischen Kriege wurde der 15. März, 153 v. Chr. Geburt der 1. Januar der regelmäßige Anfangstermin. Nach den Konsuln, die an dem gerade üblichen Tage die Regierung übernahmen, pflegte man das Jahr zu benennen, ohne Rücksicht darauf, ob sie bis zum Schlusse ihrer Amtszeit im Dienst blieben oder nicht. Wenn einer vor Ablauf seines Konsulates starb oder abdankte, wählte man für den Rest des Jahres einen Ersatzmann (consul suffectus). Die ersten, welchen die höchste Würde zuteil wurde, sollen Junius Brutus und Tarquinius Kollatinus gewesen sein. Als Tarquinius wegen seiner Verwandtschaft mit dem geächteten Königshause sein Amt nach wenigen Monaten niederlegte, wurde Valerius Poplicola consul suffectus.

Von der Staatsumwälzung hatten allein die Patrizier Vorteil, die sie ja auch ins Werk gesetzt hatten. Ihnen blieben alle Ehrenstellen vorbehalten; nur sie waren die Nutznießer des Gemeindelandes (ager publicus). Den Plebejern brachte die sogenannte Befreiung vom Joche der Tyrannen zu den Lasten und Pflichten, die ihnen die Servianische Verfassung auferlegt hatte, nichts als Not und Unterdrückung. Selbst nachdem die Konsulargewalt durch Valerius Poplicola beschränkt worden war, standen sie willkürlichen Aushebungen, Verhaftungen und sonstigen Rechtsbeugungen seitens der patrizischen Regierung völlig schutzlos gegenüber. Sie nahmen zwar an den Centuriatkomitien teil, welche die Beamten wählten, Gesetze gaben, über Krieg und Frieden, Bündnis- und Handelsverträge berieten. Aber die Beschlüsse dieser Versammlung hatten keine Gültigkeit, solange sie nicht von den patrizischen Kurien bestätigt waren. Es konnten somit alle Maßnahmen, die etwa die Centurien zugunsten des Volkes trafen, durch den Einspruch der Patrizier vereitelt werden. Kein Wunder, wenn sich die Plebejer nach den Tarquiniern zurücksehnten. Wie sich ihre Unzufriedenheit äußerte, verschweigt die Überlieferung. Der Adel muß aber in nicht geringer Sorge gewesen sein; darauf weisen die Anordnungen hin, durch die er dem Ausbruch des Unwillens vorbeugte. Die unteren Klassen wurden durch Verbilligung der Lebensmittel beschwichtigt; die reicheren Plebejer suchte man dadurch zu gewinnen, daß man eine beträchtliche Anzahl derselben in den Senat aufnahm. Im Gegensatz zu den patrizischen Ratsherren, die patres (Väter) hießen, nannte man die plebejischen Mitglieder conscripti (Beigeschriebene), weshalb man seit dieser Zeit die versammelten Senatoren patres conscripti (Väter und Beigeschriebene) anredete. Die Adligen behielten natürlich die Mehrheit in der einflußreichen Körperschaft, und sobald man keine Erhebung des Volkes mehr zu fürchten brauchte, sorgten die Konsuln bei der Ergänzung des Senats dafür, daß das patrizische Übergewicht noch weiter verstärkt wurde.

Eine ungleich größere Gefahr als von der Plebs drohte der neuen Ordnung der Dinge von einem Teil der Vornehmen. Besonders in der adligen Jugend hatte die glanzvolle Herrschaft der letzten Könige viele Bewunderer gefunden. Mit diesen setzten sich die Tarquinier durch die Boten in Verbindung, die sie zur Regelung ihrer Privatangelegenheiten in die Stadt sandten, und wußten sie für ein Komplott zu gewinnen, welches die Wiederherstellung der Monarchie bezweckte. Sogar die Söhne des Konsuls Brutus waren in die hochverräterischen Pläne verstrickt. Aber die Sache kam durch einen Sklaven heraus. Die Behörden ließen die Verschworenen sofort ergreifen und, nachdem ihre Schuld erwiesen war, mit Ruten peitschen und enthaupten. Die Boten des Königs wurden ausgewiesen, seine Güter, die man schon beschlossen hatte ihm zurückzugeben, den Plebejern zur Plünderung überlassen, damit die Teilnahme an dem Raube die letzten Bande zwischen Fürst und Volk zerreiße.

Die Tarquinier sollen sich jetzt nach Etrurien um Hilfe gewandt haben. Da die Revolution in Rom zugleich eine Auflehnung gegen die etruskische Oberherrschaft war, lag dieser Schritt nahe. Der König Porsena von Clusium erschien, wie die Sage meldet, mit einem gewaltigen Heere vor Rom, eroberte die Stadt und nötigte die Besiegten zu einem schimpflichen Frieden. Sie mußten sich unterwerfen, das Land rechts vom Tiber, ein Drittel ihres Gebietes, abtreten, die Waffen ausliefern und durften Eisen fortan nur zum Ackerbau gebrauchen. Die offizielle Überlieferung unterdrückt die beschämenden Bedingungen, unter denen man den Frieden erkaufte, und erzählt dafür Wunder von Tapferkeit und Heldenmut, so daß die Niederlage der Römer sich beinahe in einen Sieg verwandelt. Die größten Aufschneidereien knüpfen sich an die Namen Horatius Cocles, Mucius Scävola und Clölia an. Cocles, so heißt es, stand am Janiculum bei der Pfahlbrücke Posten, als die Etrusker, hinter den Römern herjagend, heranstürmten. Allein hielt er dem Angriff der Feinde stand, bis die Brücke hinter ihm abgebrochen war. Dann sprang er in den Fluß und rettete sich schwimmend an das andere Ufer. Die Bürgerschaft setzte dem kühnen Jüngling nahe bei dem Forum ein Standbild, das noch im ersten christlichen Jahrhundert vorhanden war. Die Sage berichtet von Mucius noch größeren Heroismus. Als die Stadt von den Etruskern eingeschlossen wurde, schlich er sich ins feindliche Lager, um Porsena zu töten. Ergriffen und mit qualvollem Tode bedroht, streckte er die rechte Hand zum Zeichen seiner Gleichgültigkeit gegen körperlichen Schmerz in ein Kohlenfeuer und ließ sie sich, ohne mit der Wimper zu zucken, abbrennen. Der König begnadigte ihn daraufhin. Aus Dankbarkeit verriet ihm Mucius, daß noch 300 Jünglinge, ebenso mutig und vaterlandsliebend wie er, einen Mordanschlag gegen ihn vorhätten. Voller Angst schloß Porsena einen für Rom ehrenvollen Frieden und zog eiligst ab. Mucius erhielt den Beinamen Scävola (Linkhand), der auch auf seine Nachkommen überging, und der Staat verlieh ihm zum Lohn die „Mucischen Wiesen“ auf der rechten Tiberseite. Clölia endlich war eine der Geiseln, die man den Etruskern hatte stellen müssen. Sie täuschte die Wächter und floh mit allen andern Jungfrauen, den Tiber durchschwimmend, nach Rom zurück. Porsena bestand auf ihrer Auslieferung, schenkte ihr aber, als sie in die Gefangenschaft zurückgekehrt war, die Freiheit, da er ihre Tat über die des Cocles und Mucius stellte. Die Römer errichteten ihr eine Statue an der sacra via (nördlich vom Palatin). Die Flunkereien sind der Tradition patrizischer Geschlechter entlehnt, denen die Namen Scävola und Mucische Wiese, sowie die erwähnten Denkmäler erwünschten Anlaß zur Verherrlichung ihrer Vorfahren boten. Als die gens Cloelia ausstarb, erhoben die Valerier Anspruch auf die Statue der reitenden Jungfrau. Trotz der schweren Niederlage, welche die Römer erlitten, blieb die Republik bestehen. Die lückenhaften und dichterischen Nachrichten gewähren uns keinen Einblick in die Gründe, die den Sieger bewogen, von der Wiedereinsetzung der Tarquinier abzusehen. Aber man braucht wegen der auffallenden Tatsache nicht jeglichen Zusammenhang zwischen der Abschaffung des römischen Königtums und dem Zuge Porsenas zu leugnen. Wahrscheinlich wurden die Etrusker durch anderweitige Begebenheiten an der Ausnutzung ihres Sieges gehindert. Denn um diese Zeit beginnt der Rückgang der tyrrhenischen Macht, der nach zwei Menschenaltern damit seinen vorläufigen Abschluß findet, daß die einstigen Gebieter von Halbitalien ihre Seeherrschaft vernichtet, ihren Besitzstand auf Etrurien beschränkt sahen. (S. 299.) Der Gang der Ereignisse kam den Römern zugute. Schon wenige Jahre nach dem Abzuge Porsenas schüttelten sie das Joch der Knechtschaft ab. Hatten sie auch noch manchen Strauß mit den benachbarten Etruskerstädten zu bestehen, so drohte ihrer Unabhängigkeit doch von dieser Seite keine Gefahr mehr.

Inzwischen aber hatten sich die latinischen Städte der Hegemonie Roms entzogen. Die Römer waren zwar durch den Krieg mit den Etruskern sehr geschwächt; trotzdem gaben sie ihr Anrecht auf die Vorherrschaft nicht auf. Ihr Kampf gegen die unbotmäßigen Gemeinden verlief anfangs sehr unglücklich. Die Schuld maß man der Zweiteilung des Oberbefehls bei, welche schnelles und entscheidendes Handeln unmöglich machte, und glaubte, nur dadurch aus der

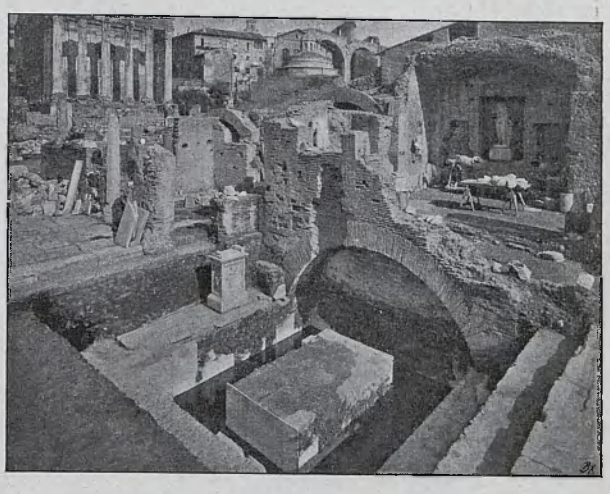
Bedrängnis befreit werden zu können, daß man die ganze Fülle der Gewalt einem einzigen übertrug. So schuf man unter dem Namen der Diktatur eine außerordentliche Behörde, deren Inhaber gleich einem Könige den Staat leitete. Seine Macht war unumschränkt, so daß selbst das Valerische Gesetz über die Berufung an die Centuriatkomitien außer Kraft trat, und er konnte auch nach Ablauf seiner Amtszeit für seine Regierungsakte nicht verantwortlich gemacht werden. Er herrschte aber nur sechs Monate und pflegte seine Stellung schon vor Ablauf dieser Frist niederzulegen, falls der Zweck, um dessentwillen man zu dem letzten Auskunftsmittel gegriffen hatte, erreicht war. Die Frage, ob die regelmäßigen Behörden der Lage gewachsen seien, entschied der Senat. Verneinte er sie, so betraute er einen der beiden Konsuln mit der Ernennung des Diktators. Der Beauftragte führte den Ratsbeschluß gleich in der nächsten Mitternacht aus. Er mußte einen Konsular (gewesenen Konsul) wählen; im übrigen konnte er die Würde verleihen, wem er wollte. Der von ihm ernannte Diktator erhielt seine Amtsgewalt von den Kuriatkomitien. Zum Gehilfen nahm er sich einen Reiteroberst (magister equitum), der sich in etwa mit dem tribunus celerum der Könige vergleichen läßt. Konsuln und sonstige Magistrate wurden suspendiert oder verwalteten ihr Amt als Diener des Diktators. Über die Person des ersten Diktators und das Jahr seiner Regierung wußte man schon im Altertum nicht genau Bescheid. Von seinen Leistungen erfahren wir gar nichts, vielleicht deshalb, weil der folgende Diktator, Aulus Postumius, seinen Ruhm verdunkelte. Dieser stieß im Jahre 496 bei dem (heute trocken gelegten) See Regillus, unweit von Tuskulum, auf das Heer der Latiner und schlug es nach hartnäckigem Kampfe in die Flucht. Der dichterisch ausgeschmückte Schlachtbericht ist unter griechischem Einfluß abgefaßt. Besonders die Erzählung von dem Eingreifen der Dioskuren (Castores) weist auf eine hellenische Vorlage hin. Die Zeussöhne fochten nämlich, so meldet die Sage, in den vordersten Reihen der Römer. Sobald sie den Feind hatten werfen helfen, verließen sie das blutgetränkte Schlachtfeld und sprengten in eiligem Ritt nach der Hauptstadt, um dem harrenden Volke die frohe Botschaft zu überbringen. Am Forum stiegen sie ab und führten die durstigen Rosse zum Brunnen Juturna. Postumius erbaute ihnen einige Jahre nachher den Tempel, den er im wilden Getümmel des Kampfes gelobt hatte, und die ritterliche Jugend wählte die reisigen Götter zu ihren Beschützern. Der heimkehrende Diktator aber durfte als Triumphator die Stadt betreten.

Diese Ehre ward nur dem Oberfeldherrn zuteil, der in regelrechtem Kriege die Grenzen des Staates erweitert hatte. Die Bewilligung stand dem Senat zu. An dem von ihm bestimmten Tage bewegte sich ein feierlicher Zug von dem Marsfelde aus nach dem Kapitol. Es eröffneten ihn die Wagen mit den erbeuteten Waffen und Schätzen. In langer Reihe folgten die Kriegsgefangenen, dahinter die Opferstiere. Darauf kamen die Liktoren mit lorbeerbekränzten Rutenbündeln, sowie Sänger und Musiker. Und nun erschien der Triumphator. Er saß auf vergoldetem, mit vier weißen Pferden bespanntem Wagen. Als irdisches Abbild Jupiters war er so gekleidet und sein Gesicht so gefärbt, wie die Tonstatue des Gottes im kapitolinischen Tempel. Rechts und links von seinem Wagen schritten seine Verwandten und Hörigen. Den Schluß bildeten die siegreichen Truppen im vollen Schmuck ihrer Waffen, bald unzählige Male io triumphe rufend, bald in buntem Wechsel Lob- und Spottlieder auf den Feldherrn singend. Eine vieltausendköpfige Menge umdrängte den Festzug oder schaute ihm von den Häusern und geöffneten Tempeln zu. Zunächst ging es aufs Forum, dann über das Velabrum in den großen Zirkus, von dort um den Palatin, über die heilige Straße wieder nach dem Forum und endlich nach dem Kapitol. Am Fuße des Hügels, wo sich die alte Opferstätte des Feuergottes befand, machte man Halt und wartete, bis im nahegelegenen Kerker die Kriegsgefangenen hingerichtet



Römischer Denar mit den Dioskuren, die nach der Schlacht am See Regillus ihre Rosse in der Quelle Juturna tränkten. (Berlin, Königl. Münzkabinett.) Nach Gipsabguß.

waren. Dann setzte man den Weg nach dem Juppitertempel fort. Hier harrten in weißen Gewändern die Senatoren, um den Triumphator zu empfangen. Der brachte dem höchsten Gotte das übliche Opfer dar, spendete ihm seinen Ehrenkranz und weihte ihm einen Teil der Beute. Darauf beschenkte und entließ er die Soldaten und fuhr zum Zirkus zurück, wo Festspiele die Feier beendigten.



Der Brunnen Juturna auf dem Forum in Rom, an dem, der Sage nach, die Dioskuren nach der Schlacht am See Regillus ihre Rosse tränkten. (Anderson phot.)

Wie glänzend auch der Sieg am Regillussee war, die Obmacht, die zur Zeit der Könige bestand, stellte er nicht wieder her. Innere Unruhen nötigten die Römer, auf ihre Ansprüche zu verzichten und Verhandlungen mit den Latinern anzuknüpfen. Im Jahre 493 kam es durch das Verdienst des Konsuls Spurius Cassius Viscellinus zu einer dauernden und engen Einigung. „Zwischen den Römern und allen latinischen Gemeinden soll Friede sein, solange Himmel und Erde bestehen werden." So lautet der Eingang der Urkunde. Die vertragschließenden Parteien gewähren einander gleiches Ehe- und Handelsrecht (conubium und commercium). Wird einer der beiden Teile von einer dritten Macht bekriegt, so zieht ihm der andere mit ganzem Aufgebot zu Hilfe. Die einzelnen Kontingente fechten unter ihren eigenen Offizieren. Der Oberbefehl über das Gesamtheer steht dem angegriffenen Staat zu. An der Beute und den Eroberungen haben beide gleichen Anteil. Änderungen des Vertrages dürfen nur in beiderseitigem Einverständnis gemacht werden. Sieben Jahre später, als Cassius wieder Konsul war, traten auch die Herniker dem Bunde bei. Ein Exemplar des Vertrages stand noch zur Zeit Ciceros auf der Rednerbühne, die sich zwischen dem Forum und dem nördlich daran stoßenden, zu Abstimmungen benutzten Platze, dem Komitium, befand. Die Einigung Latiums bildet einen der wichtigsten Marksteine in der römischen Geschichte. Der latinische Stamm stellt von jetzt an dem nationalen Feinde seine gemeinsame Kraft entgegen. Dadurch gelingt es Rom, der Nachbarvölker Herr zu werden und den Grund zu seiner Größe zu legen.

2. Der Ständekampf.

Während der letzten Ereignisse hatte sich der Gegensatz zwischen Patriziern und Plebejern in einer Weise verschärft, die den Staat an den Rand des Verderbens brachte. Die Last der Kriege, welche seit dem Sturz der Tarquinier jahrein, jahraus das Land heimsuchten und von den Römern allein geführt werden mußten, drückte vornehmlich die ärmeren Plebejer. Ihre Äckerchen reichten gerade hin, eine Familie zu ernähren, warfen aber nicht so viel ab, daß man große Vorräte aufspeichern konnte. Verwüstete der Feind die Felder, oder hinderte längerer Waffendienst den Besitzer an der Bestellung, so blieb nichts anderes übrig, als eine Hypothek aufzunehmen. Es fiel schon in Friedenszeiten dem Schuldner schwer, die hohen Zinsen zu bezahlen und das Kapital abzutragen. Wie sollte er in den Kriegsnöten, die ihn vielleicht wiederholt zu borgen zwangen, den übernommenen Verpflichtungen gerecht werden? Er durfte von Glück sagen, wenn man ihm bloß Haus und Hof nahm. Haftete er doch mit seiner Person und

seiner Familie für das Darlehen, und sahen nur zu viele die ihrigen als Sklaven ins Ausland verkauft, indes sie selbst als Schuldknechte unter Stockschlägen dem hartherzigen Gläubiger frondeten. Wut und Verzweiflung packte die Männer, die Gut und Blut für den Staat geopfert hatten, und denen man zum Lohn ihre Freiheit und ihre Lieben entriß. Die Erbitterung ergriff auch die übrigen Plebejer. Denn sie alle litten unter den traurigen Verhältnissen. Manche der Bessersituierten waren an den Bettelstab gebracht, und selbst die Wohlhabendsten fühlten sich den Patriziern gegenüber benachteiligt. Es fehlte der Menge eine starke Organisation, die dem einzelnen einen festen Rückhalt, der Gesamtheit rechtes Kraftgefühl geben konnte. Unsägliches Elend mußte erst über sie hereinbrechen, bevor sie einig und zum äußersten bereit war. Patrizische Heißsporne förderten, ohne es zu wollen, den Zusammenschluß der Plebejer. Einer der widerlichsten Scharfmacher war Appius Claudius, ein vor kurzem eingewanderter Sabiner, der mit seinen Klienten eine eigene Tribus bildete. Auf der anderen Seite fehlte es nicht an wohlwollenden, einsichtsvollen Edelleuten, die einem Entgegenkommen das Wort redeten. Aber im Senat, wo ihre Vorschläge beraten wurden, hatte die Partei der Unnachgiebigen Oberwasser. Das aufgeregte Volk drohte bereits mit der Verweigerung des Kriegsdienstes. Zweimal gelang es den zur Versöhnung geneigten Adligen, die Menge durch Versprechungen zu beschwichtigen und gegen den Feind zu führen. Als aber ihr Wort nach Beendigung des zweiten Feldzuges nicht eingelöst wurde, verließen die ausgehobenen Plebejer auf den Rat eines gewissen Sicinius Bellutus die Stadt und marschierten bewaffnet und militärisch geordnet nach einem Berge, der später der heilige hieß. Hier, auf dem rechten Ufer des unteren Aniene (Anio), in unheimlicher Nähe Roms, schlugen sie ein befestigtes Lager auf und machten Miene, ein eigenes Gemeinwesen zu gründen. Es ist der erste Massenausstand, von dem wir Kunde haben. Er sollte den Patriziern zum Bewußtsein bringen, daß das Volk sich fernerhin nicht mit schönen Redensarten wollte abspeisen lassen, sondern nach Taten verlangte. Und dieser Zweck wurde auch erreicht. In der Stadt war man ganz verblüfft. Die Patrizier, welche bisher die Plebs als Kanaille behandelt hatten, sahen ein, daß weiteres Beharren auf ihrem extremen Standpunkt den Staat aus den Angeln heben werde. Sie machten daher aus der Not eine Tugend und überließen die Führung der Geschäfte ihren gemäßigten Standesgenossen. Im Auftrage des Senats ging der bei der Plebs beliebte Menenius Agrippa nach dem heiligen Berge, um die Ausgewanderten zur Rückkehr zu bewegen. Seine Rede war ebenso kurz wie eindrucksvoll. „Zu der Zeit, als nicht wie jetzt alles im menschlichen Körper zu einer harmonischen Einheit verbunden war, sondern jedes Glied seinen eigenen Entschluß, seine eigene Sprache hatte, entrüsteten sich die anderen Teile darüber, daß alle ihre Sorge und Arbeit nur dem Magen zugute komme, der aber, ohne selbst etwas zu leisten, lediglich die ihm dargebotenen Vergnügungen genieße. Im Ärger hierüber verschworen sie sich gegen den Faulenzer. Die Hand führte keine Speise mehr zum Munde, der Mund wollte nichts aufnehmen, die Zähne weigerten sich zu kauen. Aber bald magerte der ganze Körper zum Gerippe ab. Da erkannte man, daß auch des Magens Tätigkeit nützlich sei, und daß gerade er dem Leibe Leben und Kraft verleihe, indem er die Nahrung verdaue und das Blut in alle Teile leite. In dieser Erkenntnis kehrten die Glieder zu ihren früheren Verrichtungen zurück. Euer Auszug, ihr Männer des Volkes, gleicht der Arbeitseinstellung der unzufriedenen Körperteile. Kommt auch ihr zur Einsicht und vereinigt euch wieder mit den Patriziern." Die Plebejer konnten im Ernst nicht daran denken, ihre Drohung zu verwirklichen. In zwei selbständige, dazu sich noch befehdende Gemeinden zerfallen, wäre Rom seinen Feinden nicht gewachsen gewesen, und sein Untergang hätte das Volk ebenso schwer getroffen wie den Adel. Derartige Erwägungen kühlten den Zorn ab. Man war bereit, einzulenken. Die versöhnliche Stimmung wurde durch das die Lage trefflich kennzeichnende Gleichnis des Menenius Agrippa noch gefördert. Und mehr als seine Worte wirkte die eidliche, im Namen des Senats gemachte Zusicherung, daß alle gegenwärtigen Schulden erlassen seien. Dankbar begrüßte die Plebs die Linderung der augenblicklichen Not. Aber in berechtigtem Mißtrauen gegen die

Patrizier forderte sie außerdem, abgesehen von einer allgemeinen Amnestie, die Einsetzung einer besonderen Schutzobrigkeit. Nachdem der Senat darauf eingegangen war, wurde der Friede mit derselben Feierlichkeit geschlossen, als handle es sich um einen Vertrag zwischen zwei feindlichen Völkern. Der eigens hiermit beauftragte Fetiale verlas die festgestellten Bedingungen, gab die Erklärung ab, daß alle treu das Bündnis halten würden, rief die Götter zu Zeugen an, erschlug mit einem heiligen Feuerstein ein Ferkel und warf dann den Stein mit der Verwünschung weg, daß Juppiter die Eidbrüchigen gerade so schlagen möge, wie jetzt das Schwein erschlagen sei. Darauf kehrte das Volk in die Stadt zurück. (Ende 494 oder Anfang 493.)



Römischer Denar mit Darstellung des Schweinsopfers. (Berlin, Königl. Münzkabinett.) Nach Gipsabguß.

So trat das Volkstribunat ins Leben. Die jährlich wechselnde Behörde war rein plebejisch; sie wurde aus der Plebs und für die Plebs, jedoch anfangs in den Centuriatkomitien gewählt. Wollte ein Patrizier sich um das Amt bewerben, so mußte er vorher in rechtsgültiger Weise Plebejer werden. Die Obmänner des Volkes (tribuni plebis) hatten zunächst nur die Befugnis der Hilfeleistung (ius auxilii), auf Grund deren sie jeden Übergriff, jede unbillige Entscheidung des Gerichtes, jede harte Maßnahme der Magistrate — mit alleiniger Ausnahme des Diktators — abwehren konnten. Aber ihre Macht reichte nicht über die Bannmeile Roms hinaus. Damit niemand sie an der Ausübung ihres Schirmrechtes hindere, galten sie während ihrer Amtsdauer als heilig und unverletzlich (sacrosancti), und es verstieß sogar gegen die Sitte, sie nachträglich zur Verantwortung zu ziehen. Wer sich an ihnen vergriff, wurde vom Volksgericht zum Tode verurteilt und vom Tarpejischen Felsen gestürzt. Entging er den Häschern, so war er als ein dem rächenden Juppiter verfallener Verbrecher vogelfrei und durfte von jedermann getötet werden. Seine ganze Habe, Liegenschaften, Mobiliar und Sklaven, wurde verkauft, und der Erlös floß in die Kasse des Cerestempels, der religiöser Mittelpunkt der Plebs war. Um ihren Schutzbefohlenen besser beistehen zu können, mußten die Tribunen stets in Rom weilen — nur die Teilnahme an den feriae Latinae entband sie von dieser Verpflichtung — und ihre Haustüren Tag und Nacht geöffnet lassen. Wie viele Tribunen in der ersten Zeit gewählt wurden, läßt sich nicht mit Sicherheit bestimmen. Seit dem Jahre 457 waren ihrer zehn. Bald darauf wurde der 10. Dezember der regelmäßige Termin ihres Amtsantrittes. Aus dem ius auxilii entwickelte sich allmählich eine Reihe weiterer Befugnisse. Die Tribunen erlangten das Recht, mit dem Volke zu verhandeln und zu diesem Zwecke Versammlungen anzuberaumen, Beamte, die sich vor ihrem Machtspruche nicht beugen wollten, zu verhaften, dem Senat beizuwohnen, ihn zu berufen und einen Ratsbeschluß herbeizuführen. Zugleich mit dem Tribunat wurde die Ädilität geschaffen. Die Ädilen, zwei an der Zahl, waren Gehilfen der plebejischen Obrigkeit. In deren Auftrag nahmen sie Verhaftungen vor, leiteten Voruntersuchungen ein, verhängten Geldstrafen und vollstreckten die von den Centuriatkomitien gefällten Urteile an solchen Verbrechern, die sich gegen das den Plebejern verbürgte Recht vergangen hatten. Ihr Name ist von dem obenerwähnten, nahe beim Zirkus gelegenen Tempel (aedes) der Ceres abzuleiten, wo sich ihr Amtslokal befand und die Urkunden der Plebs und die Senatsbeschlüsse aufbewahrt wurden.

Der Senat erkannte im ersten Augenblick, als er dem Volke das Tribunat einräumte, die Tragweite seiner Nachgiebigkeit nicht. Doch nur zu bald merkte er, welch scharfe Angriffswaffe er der Plebs in die Hand gedrückt hatte. Denn die Tribunen begnügten sich nicht damit, bedenkliche Anordnungen der Behörden hintanzuhalten, sondern gingen darauf aus, ihre Macht zu erweitern und sich nötigenfalls durch planmäßige Obstruktion ein Recht nach dem andern zu ertrotzen. Wenn sie sich hierbei immerhin durchweg in den Schranken der Mäßigung hielten und den Adel ihre Macht nur da fühlen ließen, wo das Gemeinwohl es erheischte, so zeugt dies

weniger von der Vortrefflichkeit der Institution, als von dem politischen Takt der Tribunen. Schon 492 verlangten sie, daß jeder vor ein Volksgericht gestellt werde, der es wage, ihren Vortrag zu unterbrechen. Jetzt schlug die Stimmung in den patrizischen Kreisen um, und erhielten im Senat die starren Aristokraten wieder die Mehrheit. Marcius Coriolanus wollte sogar eine Hungersnot, die damals herrschte, benutzen, der Plebs ihre Obmänner zu nehmen. Der Rat war damit einverstanden. Aber die Absicht, den eben beschworenen Vertrag zu verletzen, rief eine solche Aufregung im Volke hervor, daß man den Plan aufgab und Coriolan, der Rache der Menge zu entgehen, die Stadt verließ. 471 setzte der Tribun Publilius Volero es durch, daß die Plebs in der wahrscheinlich erst um diese Zeit eingerichteten Versammlung der Tribus (Tributkomitien) ihre Sonderbeamten wählen und über ihre Angelegenheiten Beschlüsse fassen durfte. Ob auch die Patrizier an diesen Komitien teilnahmen, ist noch eine offene Frage. Jedenfalls hatten die Plebejer, da in jeder Tribus nach Köpfen abgestimmt wurde, das erdrückende Übergewicht, so daß sie eine Opposition des Adels nicht zu fürchten brauchten. 456 überwies man auf Antrag des Tribunen Icilius den Plebejern den Aventin zur Bebauung. Es war das erste Stück Gemeindeland, das den ärmeren Bürgern überlassen wurde. Zwar gaben die Patrizier mit dem einmaligen Zugeständnis ihre grundsätzliche Auffassung bezüglich des ager publicus nicht auf. Aber die Plebs hatte doch Bresche in das Privileg des Adels gelegt und durfte hoffen, daß die gesetzliche Festlegung ihres Anrechtes auf Mitbenutzung der Staatsdomäne nunmehr nur eine Frage der Zeit sei.

Für jeden Erfolg, den das Volk im Ständekampf zu verzeichnen hatte, rächten sich die Konsuln vom Schlage des Appius Claudius durch grausame Handhabung der Kriegszucht und parteiliche Rechtsprechung. Hieraus erwuchs auf plebejischer Seite der lebhafte Wunsch nach genauer Umgrenzung der konsularischen Befugnisse, sowie nach zeitgemäßer Umgestaltung und schriftlicher Abfassung des veralteten Gewohnheitsrechtes. Bereits im Jahre 462 stellte der Tribun Terentilius Arsa einen dahinzielenden Antrag; doch war er unvernünftig genug, zu verlangen, daß lauter Plebejer mit der Ausarbeitung des Werkes betraut würden. Der Adel sträubte sich mit aller Entschiedenheit gegen die Forderung, und sie war für ihn in dieser Form auch unannehmbar. Die Tribunen aber ließen nicht locker. Der Antrag des Terentilius kehrte Jahr für Jahr wieder, allerdings mit der Abschwächung, daß ein gemischter Ausschuß das Gesetzbuch schreiben solle. Die Patrizier beharrten nichtsdestoweniger auf ihrem ablehnenden Standpunkt. Sie glaubten, das Volk werde sich beruhigen, wenn durch Beschränkung der konsularischen Strafgewalt dem dringendsten Bedürfnis abgeholfen sei. Deshalb brachten sie selbst ein Gesetz ein, welches den Konsuln verbot, bei Verhängung von Geldbußen eine bestimmte Höhe zu überschreiten (454). Als die Plebejer das nur als Abschlagszahlung buchten und hartnäckig an ihrer Forderung auf Kodifizierung des Rechtes festhielten, fügte sich schließlich der Adel, jedoch unter folgenden Bedingungen, welche den Sieg des Volkes wesentlich beeinträchtigten: „Die Gesetzgebungskommission besteht ausschließlich aus Patriziern. Sie ist die einzig rechtmäßige Obrigkeit, so daß neben ihr keine anderen Beamten, auch keine Tribunen gewählt werden dürfen. Ihre Macht ist unumschränkt, Berufung an die Centuriatkomitien unzulässig." Die Plebejer wollten die Erfüllung ihres Wunsches nicht durch Starrsinn länger verzögern und gaben ihre Zustimmung. So wurden im Jahre 451 zehn Männer (decemviri) gewählt, um die Gesetze zu schreiben. Die Frucht ihrer Tätigkeit war ein in zehn Tafeln niedergelegter Entwurf, der nach sorgfältiger Durchsicht von den Centuriat- und Kuriatkomitien gebilligt wurde und damit Gesetzeskraft erhielt. Da noch einige Materien zu erledigen waren, ernannte man für das Jahr 450 wieder Dezemvirn. Die neuen Zehnmänner vervollständigten die Sammlung durch Hinzufügung von zwei weiteren Tafeln. Das auf diese Weise zustande gekommene Corpus juris bildet die Grundlage für die römische und mittelbar auch für die moderne Rechtsentwicklung. Die ehernen Tafeln, in die es eingegraben wurde, stellte man zur allgemeinen Kenntnisnahme auf dem Forum auf, wo sie noch im dritten christlichen Jahrhundert standen. Was den Inhalt anbetrifft, so handelt es sich im

großen und ganzen um die uralten, angeblich von den Königen stammenden Gesetze. Einige Paragraphen sind uns aus Aufzeichnungen späterer Schriftsteller bekannt.

Sie zeigen aufs deutlichste die patrizisch-kapitalistische Anschauung, die dem Ganzen zugrunde liegt. Die harte Schuldknechtschaft wird nur insoweit gemildert, als der Gläubiger erst sechzig Tage, nachdem er ein rechtskräftiges Urteil erwirkt hat, mit der ganzen Schärfe des Gesetzes vorgehen darf und für eine genügende Ernährung des in seinen Besitz gelangten Schuldners sorgen muß. Dasselbe traurige Los wie den Zahlungsunfähigen trifft den auf frischer Tat ertappten Dieb. Wer nächtlicherweile etwas vom Felde stiehlt, und sei es auch nur um den



Porträtbüsten eines römischen Ehepaares. Im Kapitolinischen Museum, Rom.

Hunger zu stillen, büßt sein Vergehen mit dem Tode. Die gleiche Strafe ereilt den, welcher einen Mitbürger öffentlich beschimpft. Der nächtliche Einbrecher darf ohne weiteres niedergestochen werden. Scheinbar machen diese Bestimmungen keinen Unterschied zwischen hoch und niedrig, in Wirklichkeit aber richten sie sich so gut wie ausschließlich gegen die untern Stände. Noch offener tritt der Charakter des Klassenstaates in der Fortdauer des Verbotes der Ehegemeinschaft zwischen Adeligen und Bürgerlichen hervor, wodurch sich besonders die wohlhabenden Plebejer verletzt fühlen mußten. Der wesentliche Nutzen des Gesetzes lag darin, daß der Rechtsunsicherheit ein Ende gemacht, der Parteilichkeit der Richter durch scharfe Strafandrohungen in etwa ein Riegel vorgeschoben wurde. In formaler Hinsicht lehnte sich das Corpus juris an griechische Vorbilder an. Eine Gesandtschaft war, wie es heißt, nach Hellas geschickt worden, um das griechische, namentlich das athenische Recht zu studieren. Auch soll Hermodorus, ein von seinen Mitbürgern vertriebener Ephesier, den Zehnmännern bei der Abfassung der zwölf Tafeln geholfen haben.

Die Dezemvirn des Jahres 450 mußten nach Vollendung ihres Werkes, spätestens am Schlusse ihrer Amtszeit den ordentlichen Behörden Platz machen. Sie behaupteten sich jedoch

in ihrer Stellung, wohl nicht, um eine oligarchische Gewaltherrschaft aufzurichten, wie die Überlieferung berichtet, sondern um das Staatswesen in patrizischem Sinne umzugestalten und so mit dem rückständigen Landrecht in Einklang zu bringen. Ihr Führer war Appius Claudius, ein Enkel des eingewanderten Sabiners, in dessen Haus die junkerliche Überhebung wie ein Erbstück auf die Nachkommen überging. Er galt als Urheber arger Frevel, dergleichen auch den letzten Tarquiniern zur Last gelegt wurden. Der Verfassungsbruch der Dezemvirn rief selbst im Senat heftigen Widerspruch hervor. Aber der Einfluß der rechtlich denkenden Väter reichte nicht hin, die Usurpatoren zum Verzicht auf ihre angemaßte Macht zu bewegen. Erst eine Erhebung des Volkes ähnlich der des Jahres 494 führte den Sturz des Willkürregiments herbei. Die Plebejer hatten nur mit schwerem Herzen eingewilligt, daß für die rechtmäßige Regierungsdauer der Gesetzgeber keine Tribunen gewählt werden sollten, waren aber nicht gewillt, darüber hinaus ohne Schutzobrigkeit zu sein. Eine ruchlose Tat des Appius Claudius soll den nächsten Anstoß zu ihrem, auf die Wiederherstellung geordneter Zustände hinzielenden Vorgehen gegeben haben. Dieser Dezemvir gedachte, wie die halb sagenhaften Quellen erzählen, zur Befriedigung seiner gemeinen Lust eine plebejische Jungfrau, die Braut des früheren Tribuns Icilius, in seine Gewalt zu bringen. Als der Vater des Mädchens sah, daß er die Tochter nicht anders den Händen des Wüstlings entreißen könne, stieß er ihr, um sie vor Schande zu bewahren, ein Fleischermesser in die Brust. Mit dem Mordstahl in der Faust bahnte er sich einen Weg durch die Liktoren und eilte, von mehreren hundert Plebejern begleitet, in das Lager der gegen die Volsker und Äquer im Felde stehenden Legionen, indes Icilius sich zu dem gegen die Sabiner aufgebotenen Heere begab. Die Truppen wurden bald gewonnen. Sie marschierten nach Rom und besetzten den Aventin, gleichsam das Hauptquartier der Plebejer, wo sie eine abwartende Haltung beobachteten. Da der Senat, in welchem sich die Anhänger und die Gegner der Dezemvirn die Wage hielten, nicht zu einem klaren Beschluß kam, zogen sie nach dem heiligen Berg in der sicheren Erwartung, daß dadurch den endlosen Debatten der Väter ein Ziel gesetzt werde. Ihr entschiedenes Handeln hatte den gewünschten Erfolg. Die Zehnmänner dankten ab, die alte Verfassung trat wieder in Kraft. Darauf wurde es den Häuptern der gemäßigten Patrizier, Valerius Potitus und Horatius Barbatus, ein leichtes, die Plebejer zur Rückkehr zu bewegen. Appius Claudius und sein nichtswürdiger Kollege Spurius Oppius endeten im Gefängnis durch Selbstmord. Die andern Dezemvirn entzogen sich der verdienten Strafe, indem sie in die Verbannung gingen.

Die Friedensvermittler Valerius und Horatius wurden zu Konsuln gewählt. Um die Plebejer mit der staatlichen Ordnung auszusöhnen und so der Wiederkehr eines hart an Aufruhr streifenden Ausstandes vorzubeugen, beantragten sie eine Reihe bedeutsamer Gesetze, welche unter dem frischen Eindruck der hergestellten Eintracht glatt durchgingen. Das erste schärft aufs neue die Unverletzlichkeit der Tribunen und ihrer Gehilfen ein. Nach dem zweiten ist die Wahl einer Obrigkeit, gegen welche keine Berufung gestattet ist, bei Todesstrafe verboten, so daß man sich seitdem sogar von den Entscheidungen des Diktators an das Volksgericht der Zenturien wenden kann. Das dritte endlich verleiht den in den Tributkomitien gefaßten Beschlüssen allgemeine Gültigkeit.



Römischer Denar mit der Darstellung der Berufung ans Volk, PROVOCO. (Berlin, Königl. Münzkabinett.) Nach Gipsabguß.

Durch diese Sicherung und Erweiterung ihrer Rechte ermutigt, nahmen die Plebejer den Kampf um die Gleichstellung mit den Patriziern wieder nachdrücklich auf. Ihre Forderungen richteten sich einerseits auf gesetzliche Anerkennung der Mischehen zwischen Adeligen und Bürgerlichen (Conubium), andererseits auf Teilnahme am Konsulat. Die Patrizier wehrten sich hiergegen mit Händen und Füßen. Sie sahen in dem Verlangen der Plebejer einen Angriff auf die menschliche und göttliche Rechtsordnung und wollten lieber tausendmal sterben als zugeben, daß so etwas geschehe. Doch die Not machte sie gefügig. Es brachen zu gleicher Zeit Kriege

mit mehreren Nachbarvölkern aus, und die Tribunen erklärten, sie erlaubten nicht eher, daß die Truppen ausgehoben würden, bis ihre Forderungen bewilligt seien. So gaben die Patrizier zu dem von Canulejus beantragten und von den Tributkomitien angenommenen Gesetz über das Konubium ihre Zustimmung (445). Um so hartnäckiger wiesen sie die Ansprüche der Plebejer auf das Konsulat zurück, das nach ihrer Ansicht aus religiösen Gründen nur von Adeligen bekleidet werden dürfe. Schließlich aber mußten sie vor dem heftigen Drängen des Volkes einen Schritt zurückweichen und den Plebejern wenigstens im Prinzip das Recht auf Teilnahme an der Staatsverwaltung einräumen. Sie verklausulierten ihr Zugeständnis jedoch so, daß für die Bürgerlichen blutwenig dabei herauskam. Es durften nämlich an die Stelle der Konsuln Kriegstribunen mit konsularischer Gewalt treten und zu dieser Obrigkeit auch Plebejer gewählt werden. Aber erst im Jahre 400 gelangte ein Bürgerlicher zu der neuen Würde. Dazu war es dem Senat vorbehalten zu entscheiden, ob die eine oder die andere Art von Beamten den Staat leiten solle. Anfangs überwogen die Konsuln, bis seit dem Jahre 408 Militärtribunen die Regel bildeten. Eben hatten die Patrizier in so glänzender Weise ihre Nachgiebigkeit bewiesen, als sie der höchsten Behörde einen wichtigen Teil ihrer bisherigen Befugnisse entzogen, wodurch sie die karge Vergünstigung noch weiter schmälerten. Freilich war hierbei nicht allein die Besorgnis, daß man in absehbarer Zeit die Regierung mit den Plebejern teilen müsse, sondern auch die Überlastung der Konsuln maßgebend, welche bei der Zunahme der Bevölkerung, der Häufigkeit der Kriege und der Erweiterung des Staatsgebietes die Geschäfte nicht mehr bewältigen konnten. Aus beiden Gründen zweigte man von dem Konsulat die Zensur ab und übertrug diese zwei Patriziern (443). Sie wurden alle fünf Jahre gewählt, blieben aber seit 434 nur 18 Monate im Amte. Es waren durchweg frühere Konsuln, weshalb die Zensur als die höchste Würde galt. Abschätzung der Bürger, Aufstellung der Steuerlisten, Einteilung des Volkes in die verschiedenen Tribus und Vermögensklassen, Ergänzung des Senats und des Ritterstandes waren ihre Hauptaufgaben. Hieraus entwickelte sich eine Aufsicht über die Sitten. Wer seine religiösen Pflichten verabsäumte, sein Hauswesen vernachlässigte, seine Kinder oder Sklaven schlecht behandelte, als Verschwender lebte oder sonstwie Ärgernis gab, den konnten die Zensoren aus dem Senat oder dem Ritterstand stoßen, aus einer ländlichen Tribus in eine geringer bewertete städtische verweisen, je nachdem sogar ganz aus dem Verzeichnis der stimmfähigen Bürger streichen. Ihr Urteil mußte aber übereinstimmen und die Gründe der Maßregelung enthalten, ließ sich jedoch nicht anfechten oder umstoßen, es sei denn von den folgenden Zensoren. Endlich überließ man der neuen Behörde eine Fülle von Geschäften, welche eine genaue Kenntnis des Finanzwesens voraussetzten, da ihr die amtliche Tätigkeit die beste Gelegenheit bot, auf diesem Gebiete reiche Erfahrungen zu sammeln. Sie verpachteten das Gemeindeland, die staatlichen Bergwerke, Fischereien und Salinen, die indirekten Steuern und die Zölle, vergaben die öffentlichen Lieferungen und sorgten für Anlage oder Instandhaltung der Häfen, Brücken, Stadtmauern, Heerstraßen und Tempel. Den Zensus hielten sie in der sogenannten Villa publica ab, dem einzigen Gebäude, welches sich auf dem Marsfelde befand; im übrigen war der „Hof" der Freiheitsgöttin am Südwestfuß des Quirinals ihr Amtslokal.



Römischer Denar mit der Darstellung der Tätigkeit der Quästoren.
(Berlin, Königl. Münzkabinett.)
Nach Gipsabguß.

Die Häufung der Regierungsgeschäfte hatte mit dazu beigetragen, daß die Zensoren eingesetzt wurden. Sie nötigte einige Jahre später auch die Zahl der Quästoren zu vermehren. Deren gab es bis dahin zwei. Anfangs waren sie Diener der Könige, später der Konsuln und wurden von ihren Vorgesetzten ernannt. Ihr Name (quaestores parricidii, „Spürer des argen Mordes") weist darauf hin, daß sie ursprünglich als Strafrichter Verwendung fanden. In der republikanischen Zeit entwickelten sie sich mehr und mehr zu Finanzbeamten. 421 erhöhte man ihre Zahl auf Anregung der überbürdeten Konsuln auf vier und bestimmte, daß sie in den

Tributkomitien gewählt würden. Zwei sollten in Rom bleiben, um den Staatsschatz (aerarium) zu verwalten, zwei als Oberzahlmeister die in den Krieg ziehenden Feldherren begleiten. Doch behielten sie auch jetzt den Charakter einer untergeordneten Magistratur, da sie nur auf Anweisung des Senats oder der Konsuln handeln durften. Die Volkstribunen verlangten ungestüm ein Gesetz, welches die Hälfte der Stellen den Plebejern sicherte. Nach leidenschaftlich geführtem Kampfe erreichten sie, daß unterschiedslos Patrizier wie Bürgerliche gewählt werden könnten. Doch gelang es den Plebejern anfangs nicht, einen ihrer Kandidaten durchzubringen, was um so auffälliger ist, als die Wahl in den Tributkomitien vor sich ging.



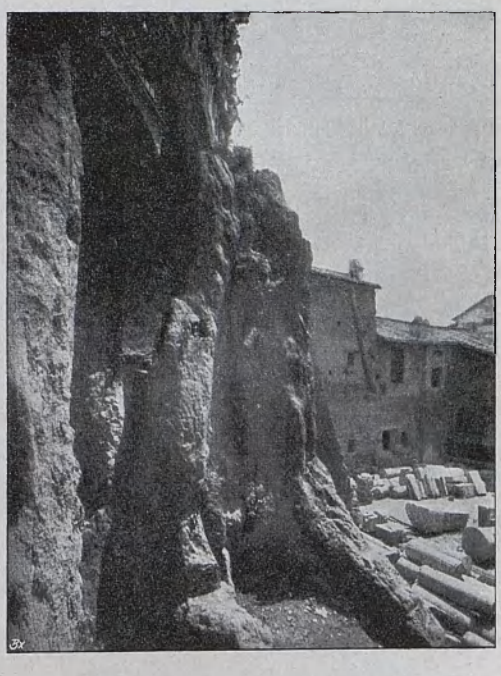
Römer in der Toga.
Standbild im Brit. Museum, London. (Mansell & Co. phot.)

Der Grund lag in der Teilnahmlosigkeit der Menge. Sie war erbittert darüber, daß die letzten Erfolge im Ständekampf den reichen Standesgenossen zugute kamen, während sie selbst leer ausging. Der Eitelkeit der plebejischen Großgrundbesitzer Vorspanndienste zu leisten, verspürten sie wenig Lust. Aus dem feindseligen Verhältnis zwischen den obern und untern Schichten des Plebs erklärt es sich auch, daß die Wahlen der Militärtribunen so überraschend günstig für die Patrizier ausfielen. Die Proletarier und Kleinbauern sehnten sich nach Besserung der wirtschaftlichen Verhältnisse. Ihre Losung war Milderung der Schuldgesetze und Landanweisung. Die Wohlhabenden strebten in ihrem Ehrgeiz nach Ämtern und Würden. Der soziale Abstand war durch das Gesetz des Canulejus noch vergrößert worden. Es hielt schwer, die an Besitz und gesellschaftlicher Stellung so verschiedenen Elemente unter einen Hut zu bringen. Aber die Macht der Tatsachen führte eine zu beredte Sprache. Man sah, daß unter dem Zerwürfnis beide Teile litten. Diese Erkenntnis weckte den Wunsch, einander näher zu treten. So kam es zu einer stillschweigenden Verständigung, deren Früchte nicht ausblieben. 409 gingen aus den Wahlen der Quästoren neben einem Adeligen drei Bürgerliche hervor. 406 wurde der Sold für den Kriegsdienst eingeführt. Das Jahr 400 sah den ersten plebejischen Militärtribun. Bald darauf half die Gründung mehrerer Pflanzstädte der drückenden Not wenigstens eines Teiles der Armen ab.

Eben begann das Volk aufzuatmen, da wurde es von einer schrecklichen Katastrophe heimgesucht. Um 390 brachen gallische Horden in die Apenninenhalbinsel ein und drangen bis nach Apulien vor. Mord und Brand, Verwüstung und Plünderung bezeichneten ihren Weg. Am schlimmsten hausten sie in Latium. Rom sank fast ganz in Schutt und Asche, und selbst der Bestand des Staates schien in Frage gestellt zu sein. Nachdem die Greuel des Krieges erschöpft waren, zog das Raubgesindel beutebeladen wieder nordwärts. Tausende und Abertausende Familien gerieten durch den Einfall der Barbaren in bitteres Elend. Den Jammer vollzumachen, sorgte die Härte der Schuldgesetze und der Gläubiger. Landanweisungen in dem den Nachbarvölkern entrissenen Gebiete, welche dem Unglück steuern sollten, wirkten bei der allgemeinen Not wie ein Tropfen auf einen heißen Stein. Die gegenwärtige Verarmung zu beseitigen, eine zukünftige zu verhüten, waren durchgreifende und umfassende Maßregeln nötig. Hierfür stimmten aber nur die unteren Klassen, die in den gesetzgebenden Versammlungen die Minderheit bildeten. Wollte man die Schäden der Zeit auf verfassungsmäßigem Wege heilen, so mußte man die reichen Plebejer gewinnen. Dies gelang den Volkstribunen Licinius Stolo und Sextius Laterānus. Ein von ihnen ausgearbeitetes Programm, welches die berechtigten Interessen der Wohlhabenden und der Unbemittelten in gleicher Weise berücksichtigte, führte zu einem förmlichen Kompromiß. Die Forderungen, die sie zuerst im Jahre 377 erhoben, lauteten: 1. den Schuldnern

werden die bereits entrichteten Zinsen als Abtragungen auf das Kapital gutgeschrieben. Den Rest bezahlen sie in drei jährigen Raten. 2. Niemand darf mehr als 500 Morgen vom Gemeindeland bewirtschaften, damit der Staat in der Lage ist, den Plebejern kleine Parzellen des Ager publicus zu überlassen. 3. Statt der Kriegstribunen werden wieder zwei Konsuln gewählt, von denen einer Plebejer sein muß.

Die Adeligen setzten diesen Anträgen den heftigsten Widerstand entgegen. Sie wollten unter keinen Umständen die Vorrechte und Vorteile aus der Hand geben, welche ihnen die Rechts- und Staatsordnung gewährte. Gegen den dritten Punkt machten sie hauptsächlich zwei Bedenken geltend. Einerseits war nach ihrer Ansicht keine Eintracht unter den Konsuln möglich, wenn dieser dem patrizischen, jener dem plebejischen Stande angehörte, anderseits stehe es keinem Manne aus dem Volke zu, durch Anstellung von Auspizien den Willen der Götter zu erforschen. In noch höherem Maße erregten die beiden ersten Paragraphen ihren Groll. Ihre radikale Mehrheit glaubte, für den Staat sei eine wirtschaftlich abhängige, durch gelegentliche Almosen den Vätern zu Dank verpflichtete Plebs das beste. Wer das Volk so kräftigen wolle, daß es nicht mehr auf Wohltaten angewiesen sei, verfolge unter dem Deckmantel der Menschenfreundlichkeit ehrgeizige Pläne. Das war von jeher ihre Meinung gewesen. Kassius Viscellinus wurde in demselben Jahre, in dem man ihm das Bündnis mit den Hernikern verdankte, als Hochverräter vom Tarpejischen Felsen gestürzt, weil er für die Plebejer in die Schranken getreten war. Ein Menschenalter später stach man den Ritter Spurius Mälius auf offener Straße nieder. Der Verwegene hatte bei einer Teuerung große Getreidevorräte aufgekauft, um sie unter die Notleidenden zu verteilen. In aller Erinnerung lebte das traurige Ende des Marcus Manlius. Er hatte zum Ruhm des Vaterlandes an zahllosen Kämpfen teilgenommen. Ehrenvolle Narben bedeckten seinen Leib. Vor allem, er war der Retter des Kapitols (S. 340). Aber er kaufte mit seinem eigenen Gelde Hunderte von Schuldknechten los. Dieses Verbrechen tilgte alle früheren Heldentaten. Der Haß der Patrizier ruhte nicht, bis der Staatsfeind den Tod erlitten hatte. Man mag ermessen, wie eine Partei, die nicht einmal vor dem Justizmord zurückschrak, wenn es galt, die Standesvorteile zu wahren, die Forderungen der Vorkämpfer des Volkes aufnahm. Sie ließ kein Mittel unbenutzt, die ihren Interessen zuwiderlaufenden Anträge zu Fall zu bringen. Bald spekulierte sie auf Mißhelligkeiten innerhalb des Plebs, bald bestach sie feile Tribunen, die sich nicht entblödeten, ihr Vetorecht gegen die eigenen Kollegen zu mißbrauchen. Zuletzt wurde zur Einschüchterung der Menge mehrmals ein Diktator ernannt. Alles vergebens. An der Einmütigkeit des Plebs und der skrupellosen Taktik seiner wackeren Beschützer zerschellten kleinliche Kunstgriffe und Androhung von Gewaltmaßregeln. Zehn Jahre hintereinander durch das Vertrauen des Volkes wiedergewählt, erneuerten Stolo und Lateranus regelmäßig ihre Vorschläge, und indem sie jede Beamtenwahl verhinderten, brachten sie die ganze Staatsmaschinerie zum Stocken. Rom begann einer völligen Anarchie anheimzufallen. Das Gemeinwohl forderte



Der Tarpejische Felsen in Rom.
(Anderson phot.)

gebieterisch die Beendigung des beiderseits mit unerhörter Hartnäckigkeit geführten Kampfes. Ermattet, ohne Aussicht auf Sieg und von dem Diktator Camillus selbst zur Nachgiebigkeit ermahnt, bequemte sich der Senat zu Verhandlungen. Die Tribunen ließen sich von den beiden ersten Paragraphen nichts abzwacken. Bei dem dritten machten sie den feilschenden Vätern insofern eine Konzession, als sie zur Schaffung einer neuen, nur den Adeligen zugänglichen Behörde ihre Zustimmung gaben. Hierbei wird die Notwendigkeit der Arbeitsteilung mit entscheidend gewesen sein. Wie vorher das Finanzwesen, so wurde jetzt die Rechtspflege vom Konsulat abgezweigt und diese einem den Konsuln an Rang nahestehenden Prätor übertragen. Seine Wahl erfolgte in den Centuriatkomitien. Als Leiter der bürgerlichen Gerichtsbarkeit bestellte er die Geschworenen, denen er die Untersuchung und Entscheidung des Prozesses überließ, verkündete das Urteil und sorgte für seine Vollstreckung. Anfangs gab es nur einen Prätor. Kurz nach der Mitte des dritten Jahrhunderts kam ein zweiter hinzu. Die beiden teilten sich dergestalt in die Geschäfte, daß der eine (praetor urbanus) nur bei Streitigkeiten unter Römern Recht sprach, während Prozesse, welche von oder mit Fremden geführt wurden, vor das Forum des andern (praetor peregrinus) gehörten. Die Gerichtssitzungen durften nur an bestimmten Spruchtagen (dies fasti) abgehalten werden. Sie fanden unter freiem Himmel statt, in ältester Zeit auf dem Komitium, später auf dem Forum. Da die Konsuln als Heerführer meist außerhalb der Stadt weilten, gingen auch manche ihrer Amtspflichten, die mit der richterlichen Tätigkeit nichts zu tun hatten, auf die Prätoren über, namentlich sakrale Handlungen. So lag ihnen während der ganzen Dauer des römischen Reiches die Leitung gewisser Spiele und Prozessionen ob. Eine Zeitlang betraute man sie sogar mit Truppenkommandos und Statthalterschaften, bis die Umgestaltung des Gerichtswesens ihre Anwesenheit in der Hauptstadt erheischte.

Der Ausgang des Kampfes erfüllte die Plebs mit aufrichtiger Freude und berechtigtem Stolze. War doch im wesentlichen das erreicht, worum man all die Jahre gestritten. Den Männern aber, die so unerschrocken die Rechte des Volkes verfochten hatten, wurde bei den nächsten Komitien die gebührende Anerkennung zuteil. 366 ging Sextius Lateranus als erster Plebejer aus den Konsulwahlen hervor. Zwei Jahre später gelangte sein wackerer Freund, Licinius Stolo, zu dem höchsten Amte. Selbst der Adel war froh, daß der unselige, alle Bande der Ordnung lösende Zwist aufhörte, Ruhe und Friede wieder ihren Einzug hielten. Den Gefühlen der Bürgerschaft würdigen Ausdruck zu verleihen, gelobte der Diktator Camillus, der sich persönlich um die Herstellung der Eintracht verdient gemacht hatte, der Göttin Concordia eine Kapelle. Das auf Staatskosten errichtete Heiligtum lag oberhalb des Forums, da wo man zum Kapitol emporstieg. Zugleich erhob der Senat die bisher außerordentliche Feier der römischen Spiele zu einer ständigen und erhöhte ihre Dauer von drei Tagen auf vier. Es war der fromme Dank für Juppiter, dessen Gnade man die Beendigung des Parteihaders zuschrieb. Im Mittelpunkt des Festes stand das dem himmlischen Beschützer zu Ehren veranstaltete Mahl, das am 13. September, dem Stiftungstage des Kapitolinischen Tempels, stattfand. Zirkusspiele reihten sich an, und seit 364 leiteten Theatervorstellungen die Feier ein. Die Abhaltung des Festes hätte zu den Obliegenheiten der Ädilen gehört, die aber weigerten sich der hohen Kosten wegen. Da erklärte sich die adelige Jugend, um der Götter willen, zur Übernahme bereit. Infolgedessen wählte man seit dem Jahre 366 neben den beiden plebejischen Ädilen noch zwei patrizische. Die Geschäfte der einen wie der anderen, welche zusammen eine einheitliche Körperschaft bildeten, waren so ziemlich dieselben und lassen sich — abgesehen von der Sorge um die öffentlichen Spiele — am besten mit denen der heutigen Polizeiverwaltung vergleichen. Doch hatten die adeligen Ädilen in der ersten Zeit vor ihren bürgerlichen Kollegen einige Vorrechte, was sich äußerlich in ihrer Tracht und ihrem elfenbeinernen Amtssessel kund gab.



Die erste Cerealienfeier der Ädilen. Römischer Denar. (Berlin, Königl. Münzkabinett.) Nach Gipsabguß.

Nachdem durch die Licinisch-Sextischen Gesetze die Hauptschranke zwischen den beiden Ständen gefallen war, wurde in rascher Folge auch mit den übrigen Privilegien der Patrizier aufgeräumt. 356 gelangten die Plebejer zur Diktatur, 351 zur Zensur, 337 zur Prätur. Am zähesten verteidigte der Adel die Priesterwürden gegen die Ansprüche der Bürgerlichen, und einige, wie die des Opferkönigs, der Salier, Fetialen und Flamines, blieben ihm immer vorbehalten. Zu den Kollegien der Auguren und Pontifices dagegen eröffnete den Plebejern das Gesetz der Volkstribunen Quintus und Gnäus Ogulnius Zutritt (300). Hand in Hand mit den staatsrechtlichen Erfolgen gingen wichtige privatrechtliche. Der von den Dezemvirn auf zehn Prozent festgesetzte Zinsfuß wurde um die Mitte des vierten Jahrhunderts auf die Hälfte ermäßigt. Bald darauf fielen die grausamen Schuldgesetze. Dem Gläubiger war es fortan nicht mehr erlaubt, den zahlungsunfähigen Schuldner samt seiner Familie zu Frondiensten zu zwingen, in Ketten zu legen, körperlich zu züchtigen oder in die Sklaverei zu verkaufen. Er durfte nur das Vermögen desselben mit Beschlag belegen. Die Personen blieben unangetastet. Die Aufhebung des früheren Rechts erschien den Plebejern als ein anderer Anfang der Freiheit. Gegen Ende des Jahrhunderts wurde das entgeltliche Ausleihen von Kapitalien ganz untersagt. Die Herabsetzung des Zinsfußes sowie das Verbot des Zinsnehmens beweisen besser als alles andere, wie gesund die sozialen Verhältnisse damals waren. Denn zu solchen Maßregeln konnte man sich nur entschließen, weil die Haus- und Grundbesitzer wenig verschuldet waren, daher nur selten Hypotheken aufgenommen wurden.



Römisches Ahnenbild.
Nach einem Grabdenkmal im Lateran.

Die politische Gleichberechtigung der beiden Stände wirkte in etwa auch auf die Zusammensetzung des Senats ein. Hing es vorher von dem guten Willen der mit der Aufstellung der Ratsherrenliste beauftragten Behörden ab, den einen oder andern Bürgerlichen zu berufen, so trafen nunmehr die Plebejer, welche Ädilen, Prätoren oder Konsuln gewesen waren, ebenso wie ihre patrizischen Kollegen gleich nach Ablauf ihres Amtsjahres und noch vor ihrer ordnungsmäßigen Aufnahme in die Körperschaft ein. Auch bildete sich die Sitte aus, bei der Ergänzung des Senates vornehmlich die reichsten Gutsbesitzer ohne Unterschied des Standes zu berücksichtigen. Dennoch wurde das bürgerliche Element nicht in dem Maße verstärkt, wie man es bei der erdrückenden Mehrheit der plebejischen Bevölkerung hätte erwarten sollen. Denn da die Römer in ihrer vorsichtigen, konservativen Sinnesart am liebsten für Männer aus altangesehenen Häusern stimmten, so beschränkte sich der Kreis der Plebejer, die auf Grund ihrer Stellung in den Senat gelangten, auf eine verhältnismäßig geringe Zahl von Familien. Die wenigen bildeten zusammen mit den Patriziern den besonderen Stand der „Nobiles“. Diese genossen mancherlei äußerliche Vorrechte, durch welche sie sich scharf von der Masse abhoben. Nur sie trugen Unterkleider mit breitem, eingewebtem Purpursaum, hochverschnürte, eigenartig verzierte Schuhe und goldenen Siegelring. Nur sie durften im Atrium, dem Hauptgemache des Hauses, die Wachsmasken ihrer Vorfahren zur Schau stellen und beim Begräbnis eines Familienangehörigen im Leichenzuge mitführen. Sie hielten gerade so zusammen wie früher die Patrizier und sahen es ungern, wenn der Träger eines weniger klangvollen Namens ein höheres Amt bekleidete. So ein „neuer Mann“ galt ihnen nicht als ihresgleichen; aber seine Kinder waren ebenbürtig.

Aus ihnen ging auch der größere Teil der zweiten Klasse von Senatoren hervor, welche wegen ihres Grundeigentums von den Zensoren aufgenommen wurden, so daß der Rat wie in früheren Zeiten die Vertretung der Aristokratie war. Bei dem bedeutenden Einfluß des Senates gereichte dies dem Staate zum Segen. Denn so wurde den Tribunen und Volksversammlungen, den berufenen Organen der Demokratie, die Wage gehalten. Eben darauf, daß beide gleichberechtigten Prinzipien nebeneinander zur Geltung kamen, beruhte die Stärke der römischen Verfassung, und die beiden Jahrhunderte (366—146), wo weder das eine noch das andere überwog, sind die Blütezeit der römischen Geschichte.

3. Auswärtige Kriege.

Die Römer waren seit ihrem Bündnis mit den Latinern und dem Rückgang der etruskischen Macht zwar die nächste Sorge um ihre Unabhängigkeit los. Aber der leidenschaftliche Haß, mit welchem sich die Bürger gegenseitig bekämpften, beschwor neues Unheil über sie herauf. Sabiner, Äquer und Volsker machten sich die Schwäche des einst gefürchteten Staates zunutze, indem sie plündernd in sein Gebiet eindrangen und vorübergehend sogar einige Grenzstriche an sich rissen. Die Zwietracht hinderte die Angegriffenen, die räuberischen Nachbarn durch wuchtige Schläge ein für allemal zur Ruhe zu bringen. Die Volkstribunen verzögerten nur zu oft im Augenblick der Gefahr die Aushebung, und die Plebejer werden bisweilen recht lässig gefochten haben, da ja die Vorteile der Siege nur ihren patrizischen Unterdrückern zufielen. Manche rabiate Adelige, die ihr gesetzwidriges Gebahren in die Verbannung getrieben hatte, schraken in ihrer Rachsucht nicht einmal vor unmittelbarer Unterstützung der Landesfeinde zurück. Unter den patrizischen Hochverrätern hat sich besonders der ob seiner Kriegstaten gefeierte Marcius Coriolanus einen Namen erworben. Als er den Senat zu schmählichem Treubruch gegen das Volk verleiten wollte (S. 328), luden ihn die Tribus vor ihr Gericht. Seiner Bestrafung gewiß, entwich er noch vor dem Verhandlungstage zu den Volskern. Der wutschnaubende Junker stachelte das fehdelustige Volk zu einem Heereszuge gegen die eigene Vaterstadt auf. Er selbst wurde an die Spitze der Truppen gestellt, die unter der Führung des kundigen Feldherrn in raschem Siegeslauf fast bis vor die Tore Roms rückten. Nachdem er ein festes Lager aufgeschlagen hatte, begann er die Äcker der Plebejer planmäßig zu verwüsten, während er die Besitzungen seiner Standesgenossen verschonte. Infolgedessen verlangten die Bürgerlichen je eher je lieber die Einstellung der Feindseligkeiten und setzten es gegen den Willen der Konsuln durch, daß der Senat Friedensboten an Coriolan abschickte. Aber maßlos waren die Forderungen, welche der ehr- und pflichtvergessene Römer stellte. Eine zweite Gesandtschaft, die günstigere Bedingungen erwirken sollte, ward gar nicht vorgelassen. Ebensowenig vermochten die Bitten der Priester, wie die Sage meldet, das harte Herz Coriolans zu rühren. Erst die Vorwürfe der hochbetagten Mutter, die Tränen der Gattin und der Kinder sollen ihn zum Rückzuge bewogen haben. Als bald darauf die Volsker wieder im Felde erschienen, erlitten sie eine schwere Niederlage. Aber die Römer mußten noch wiederholt mit dem trotzigen Stamme die Waffen kreuzen und es dauerte bis um das Jahr 400, bevor sie nach dieser Seite hin durch Eroberung Terracinas ihre alte Grenze wieder herstellten (S. 320).

Einen gleich schweren Stand hatten die Römer den Äquern gegenüber. Fast Jahr für Jahr brachen diese in die latinische Ebene ein, besetzten den Algidus, einen rauhen Höhenzug bei Tusculum, und durchstreiften von hier aus sengend und brennend die Umgegend. 459 gelang es ihnen sogar, das eine der konsularischen Heere einzuschließen, während die Sabiner das andere in Schach hielten. In Rom erachtete man die Gefahr für so groß, daß man den Quinctius Cincinnatus vom Pfluge zur Diktatur berief. Der neue Oberbefehlshaber rückte mit dem ganzen Rest der Wehrfähigen im Eilmarsche zum Entsatz heran und schlug die Äquer so aufs Haupt, daß sie, um nur das nackte Leben zu retten, Waffen, Lager, Vorräte preisgebend,

die Gnade des Siegers anflehten. Schonung ward ihnen gewährt. Aber ehe man sie in die Heimat entließ, mußten sie die schmachvollste Bedingung erfüllen, welche der Brauch jener Zeit kannte. Die Römer steckten zwei Lanzen in den Boden, legten eine dritte quer darüber, und unter dem so gebildeten „Joch" zogen die Feinde, einer hinter dem andern, gebeugten Rückens, wehrlos, kaum mit dem Notdürftigsten bekleidet. Bald darauf bekamen auch die Sabiner einen ordentlichen Denkzettel. Zehn Jahre blieben die Römer, kleinere Grenzstreitigkeiten abgerechnet, unbehelligt. Da weckten ihre bürgerlichen Wirren, welche das ungesetzliche Vorgehen der zweiten Dezemvirn hervorrief, in den Besiegten den Wunsch und die Hoffnung, die Scharte auszuwetzen. Wie auf ein verabredetes Zeichen eröffneten Sabiner, Äquer und Volsker den Krieg. Anfangs waren



Ruinen von Veji. Nach einer Photographie.

sie im Vorteil. Sobald aber Horatius und Valerius die Parteien ausgesöhnt hatten, wandte sich das Blatt. Die Sabiner wurden in einer Weise gedemütigt, die ihnen für zwei Jahrhunderte die Lust benahm, mit den Römern anzubinden. Auch gegen die beiden andern Völkerschaften focht man glücklich. Zwar errang man noch keinen entscheidenden Erfolg, hatte vielmehr wie vor der glänzenden Waffentat des Cincinnatus fast in jedem Jahr Kämpfe zu bestehen. Aber die Schlacht bezeichnete insofern einen Wendepunkt, als den Römern gegen Äquer und Volsker fortan der Sieg treu blieb und man, obwohl zunächst schrittweise, stetig Boden gewann. Je länger die Besserung der inneren Zustände andauerte, je festere und tiefere Wurzeln die Vaterlandsliebe in den Herzen aller Bürger schlug, um so bedeutsamer wurden die Fortschritte nach außen. 430 brach der Diktator Postumius Tubertus auf Jahrzehnte die Macht der Äquer und befreite dadurch ganz Latium von einem der lästigsten Feinde. Die Volsker, den letzten Störenfried im Zaum zu halten, erforderte keine große Anstrengung mehr.

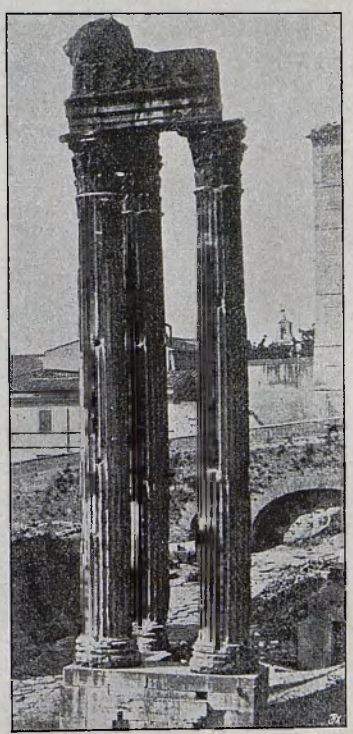
In dieser Zeit verhältnismäßiger Ruhe warfen sich die Römer mit voller Wucht auf ihre nördlichen Nachbarn. Mit Veji waren sie schon früher zusammengestoßen. Wie die Sage

erzählt, hatte sich damals das wegen seiner Hinneigung zur Plebs mit den übrigen Patriziern entzweite Geschlecht der Fabier freiwillig erboten, ihre allseitig bedrängte Vaterstadt aus eigener Kraft gegen die Vejenter zu schützen. Ihrer 306, lauter Adelige, lauter Glieder ein und derselben Familie, jeder würdig, ein Heer zu führen, waren sie ausgezogen, um nach ruhmvollen Kämpfen an der Cremera, einem kleinen, oberhalb Rom mündenden Bache, in einen Hinterhalt zu geraten und sämtlich erschlagen zu werden. Bald nach dem Untergang der Fabier hatte der Senat mit Veji einen vierzigjährigen Frieden geschlossen. Jetzt, nach Ablauf des Waffenstillstandes, gingen die Römer zunächst gegen Fidenä vor, die einzig etruskische Stadt am linken Tiberufer, nur eine Meile von Rom entfernt. Veji und Falerii leisteten den Stammesgenossen Beistand, Tolumnius, der vejentische König, führte in Person die ganze Streitmacht. Das Fußvolk nahm beim ersten Ansturm der Legionen Reißaus. Aber an der Ritterschaft prallte der Angriff ab. Da sprengte der Konsul Cornelius Cossus mit eingelegter Lanze gegen Tolumnius, hob ihn aus dem Sattel, spießte ihn an den Boden und beraubte ihn der Rüstung. Es war das erste geschichtliche Beispiel, daß ein römischer Oberfeldherr dem Höchstkommandierenden der Feinde Wehr und Waffen abnahm und so die „fette Beute" gewann. (Die kostbare Trophäe gebührte dem bildlos, unter dem Symbol eines Feuersteins verehrten Juppiter Feretrius, dessen uraltes Kapellchen am Fuße des kapitolinischen Tempels lag. Hier sah noch der Kaiser Oktavian den Leinenpanzer des Etruskerfürsten mit der Weihinschrift des siegreichen Konsuls.) Der Tod des Tolumnius besiegelte die Niederlage der Feinde und das Schicksal Fidenäs. Die Stadt ward zerstört, ihr Gebiet dem römischen Staate einverleibt, ihren Verbündeten ein längerer Friede bewilligt (428).

Eben hatte der Waffenstillstand sein Ende erreicht, da getrauten sich die Römer im stolzen Gefühl überlegener Kraft Veji selbst anzugreifen. Die eigentliche Stadt, weit größer als Rom, thronte auf schwer zugänglicher Felsenkuppe, und darüber lag die schützende Burg, welche den steilen Gipfel der dicht nebenan aufragenden Höhe krönte. Im offenen Felde siegten sofort Mut und Manneszucht der Römer. Aber die natürliche Festigkeit der Stadt spottete allem Ungestüm der Legionen. Halb enttäuscht schickte der Senat Gesandte an den delphischen Apollo, verschmähte auch nicht die Wahrsagekunst der Etrusker. Aber es half nicht. Es blieb nichts anders übrig, als Veji einzuschließen. Die Belagerung wurde entgegen der bisherigen Gepflogenheit nicht einmal während der schlechten Jahreszeit ausgesetzt; deshalb sah man sich genötigt, feste Winterlager zu bauen und den Sold einzuführen. Vergebens kamen Falerii und Capenä, die nächsten Nachbarn, den Belagerten zu Hilfe; ihre Entsatzungsversuche wurden blutig zurückgeschlagen. Vergebens stellten die Freunde Vejis auf der Bundesversammlung der Etrusker, die im Tempel der Voltumna bei Volsinii tagte, den Antrag, es möge ganz Etrurien gegen Rom mobil machen. Der Norden hatte seine Truppen selbst nötig. Denn mit Entsetzen hörte man von dem Vordringen der Gallier. Manche Gemeinden werden auch aus kleinlichem Haß den Beistand verweigert haben. Aller Hoffnung, aller Zufuhr beraubt, war Veji rettungslos verloren, zumal der tüchtigste Feldherr seiner Zeit, Furius Camillus, die Belagerung leitete. Nach zehnjährigem Widerstande ergab sich die ausgehungerte Stadt. Die Sieger kannten keine Gnade. Die trotzige Feste sank in Trümmer, die Bevölkerung ward in die Sklaverei verkauft, das Land, fast ganz Südetrurien, eingezogen. Nur die Königin Juno, die Schutzherrin Vejis, hatte den tiefen Fall ihrer Kultstätte nicht zu beklagen. Denn man brachte Dienst und Bild der Mächtigen mit ihrem Einverständnis nach dem Aventin, wo man ihr einen besonderen Tempel errichtete, und leitete damit die Sitte ein, den Gottheiten der besiegten Völker in Rom ein neues Heim zu gründen. Schnöden Undank erntete der ruhmgekrönte Feldherr, der durch seine Energie die Eroberung der stolzen Stadt herbeigeführt hatte. Einige Zeit, nachdem er den verdienten Triumph gefeiert hatte, beschuldigte ihn kleinlicher Haß der wankelmütigen Menge, einen Teil der reichen Beute veruntreut zu haben. Camillus merkte aus der Stimmung seiner eigenen Klienten, daß man ihn trotz seiner Unschuld nicht freisprechen wolle. Als er noch vor

seiner Verurteilung ärgerlich in die Verbannung ging, soll er zu den Göttern gebetet haben, die Bürgerschaft möchte sich, wenn ihm Unrecht widerfahren sei, bald nach ihm zurücksehnen.

Die Erfüllung des Wunsches ließ nicht lange auf sich warten. Eine neue Völkerflut drohte ganz Italien zu überschwemmen. Keltische Schwärme hatten im Poland die alten Staatsgebilde über den Haufen geworfen. Einer ihrer Stämme, die Senonen, wälzte sich mit überwältigendem Andrang nach Süden und streckte begehrend die Hände nach den lachenden Fluren Etruriens. Der Anblick der wilden Riesen, ihrer fremden Tracht und Bewaffnung, ihre markerschütternden, von gellendem Hörnerschall begleiteten Schlachtgesänge, der Ruf ihrer unwiderstehlichen Tapferkeit, alles das lähmte den Widerstand der Einheimischen. Als sie vor Clusium erschienen und stürmisch die Abtretung der Feldmark verlangten, riefen die erschreckten Einwohner die Hilfe der Römer an. Die Vormacht der latinischen Nation hatte eben durch die Einnahme Vejis eine glänzende Probe ihrer Ausdauer und Kriegskunst abgelegt. Wenn irgend jemand, so konnten die Römer mit den trotzigen Hünen fertig werden. Aber der Senat lehnte das Gesuch der Clusiner ab und begnügte sich damit, drei Gesandte zu schicken, welche die nordischen Krieger kennen lernen und womöglich zum friedlichen Abzug bewegen sollten. Doch die Römer entfachten, statt zu beschwichtigen und zu vermitteln, den schon beinahe erloschenen Kampfeseifer der Etrusker, beteiligten sich aller Sitte zuwider an dem nicht ohne ihre Schuld entbrennenden Gefecht, und einer von ihnen erschlug sogar einen gallischen Führer. Sogleich ritten Boten des Brennus (Häuptlings) der Senonen nach Rom, die Auslieferung der Schuldigen zu fordern. Übel beraten verweigerte der Senat jede Genugtuung. Die Bürgerschaft ging in ihrer Verhöhnung der Barbaren so weit, jene drei Gesandten für das nächste Jahr zu Konsulartribunen zu wählen. Das Benehmen der Römer versetzte die Kelten in maßlose Wut. Mit jäher Eile brachen sie auf, den Schimpf zu rächen. Stark zwei Meilen vor Rom, unweit der Mündung des Alliabaches, stießen sie auf das römische Heer, welches durch die plötzliche Ankunft der Feinde so überrascht war, daß es kaum Zeit fand, sich zur Schlacht zu ordnen. Sein Vordertreffen bildeten die jüngeren Jahrgänge. Sie standen in der Ebene nahe am Tiber. Um nicht von der Übermacht der Senonen umklammert zu werden, waren ihre Abteilungen in langer Frontstellung ausgedehnt, fast ohne Zusammenhang. Hinter ihnen hielt der Landsturm den ansteigenden Hügel besetzt. Gegen ihn richteten die Gallier von Westen anrückend und so den Weg nach Rom versperrend, ihren ersten Stoß. Als sie ihn durch einen Flankenangriff durchbrochen hatten, warfen sie sich auf die Kerntruppen des linken Flügels und des Zentrums. Diese machten nicht einmal den ernstlichen Versuch, sich zu wehren, sondern jagten in wilder Hast dem Flusse zu. Der Mehrzahl gelang es, das andere Ufer zu gewinnen und sich nach Veji zu retten. Aber die letzten wurden von den Galliern eingeholt und niedergemetzelt. Währenddem eilten die Leute des rechten Flügels, froh der Gefahr entronnen zu sein, in feiger Flucht nach Rom, wo sie kurz vor Sonnenuntergang wohlbehalten eintrafen.



Überreste des von Furius Camillus gegründeten Tempels der Concordia auf dem Forum in Rom.
(Moscioni phot.)

Die Nachricht von der schweren Niederlage rief in der Stadt unbeschreibliche Angst hervor. Alle Straßen hallten wieder von dem Wehgeschrei, man beklagte das Schicksal der Gefallenen, sah mit Schaudern der kommenden Nacht entgegen, wo man sich der Mordgier barbarischen Rache-

durftes preisgegeben glaubte, und der stete Gedanke an das nahe Verderben lastete wie ein Alpdruck auf dem ganzen Volk. Doch als der Morgen anbrach, ohne daß die Feinde sich in der Stadt zeigten, erwachte man aus der dumpfen Verzweiflung. Wegen der geringen Zahl der wehrfähigen Männer verzichtete man auf die Verteidigung der Mauern, brachte alle Waffen und Lebensmittel auf den kapitolinischen Hügel und vertraute den Tempel- und Burgberg dem Schutze der streitbaren Jugend und der rüstigen Senatoren an. Die meisten Heiligtümer wurden vergraben, die wertvollsten den Vestalinnen übergeben, welche damit nach dem befreundeten Cäre flüchteten. Greise, Frauen und Kinder rafften an beweglicher Habe zusammen, was sich eben fortschaffen ließ, und eilten über die Pfahlbrücke auf Veji zu. Nur einige vornehme Greise konnten sich nicht von der Stadt trennen. Sie begleiteten die Jünglinge aufs Kapitol, mahnten sie an ihre Pflicht gegen Götter und Vaterland und kehrten dann in ihre Wohnungen zurück. Nachdem sie sich mit den Kleidern und Abzeichen ihres hohen Standes geschmückt hatten, nahmen sie auf Amtssesseln im Vestibulum, dem Vorraum am Eingang des Hauses, Platz und erwarteten, zu sterben bereit, die Ankunft der Feinde. Drei Tage nach der Schlacht rückten die Senonen von Osten her durch das offenstehende Collinische Tor in das verödete Rom ein.

Staunend erblickten sie die edlen Gestalten, die in ihrer majestätischen Ruhe und Haltung den Göttern glichen. Um sich zu vergewissern, ob sie Wesen von Fleisch und Bein oder Bilder der Unsterblichen vor sich hätten, traten sie heran und zupfte einer dem ehrwürdigen Priester Papirius am Bart. Als der Beleidiger durch einen Schlag mit dem Elfenbeinstab zurechtgewiesen wurde, fielen die rohen Gesellen über die Greise her und hieben sie nieder. Darauf erbrachen sie die Häuser, plünderten was nicht niet- und nagelfest war, und steckten schließlich die Stadt an allen Ecken und Enden in Brand. Doch in ihrer Hoffnung, die Besatzung der Burg werde angesichts der rauchenden Trümmer entmutigt die Waffen strecken, sahen sie sich getäuscht. Deshalb unternahmen sie einen Sturm auf die Feste, wurden aber mit blutigen Köpfen heimgeschickt. Auch ein nächtlicher Überrumpelungsversuch scheiterte. Geräuschlos waren sie einer hinter dem andern auf halsbrecherischem Pfade den steilen Berg emporgeklettert. Die Wachen bemerkten nichts, obwohl es mondhell war, die Hunde schlugen nicht an. Da weckten die heiligen Gänse der Juno durch ihr Geschnatter den Titus Manlius, der rasch aufsprang und durch einen Stoß mit dem Schilde den vordersten der Gallier den Felsen hinabschleuderte. Im Sturz riß dieser die andern mit in den Abgrund. Das Kapitol war gerettet. Die Kelten hatten an diesem Überfall genug. Widerwillig ließen sie einen Teil ihrer Truppen zur Belagerung der römischen Burg zurück, indes die übrigen weit und breit die Gegend brandschatzten und verwüsteten. Sie begannen aber in dem ausgesogenen Gebiet bald Mangel zu leiden. Die Malaria, der noch so mancher Nordländer zum Opfer fallen sollte, räumte bedenklich unter ihnen auf. Versprengte Scharen wurden von der zum äußersten getriebenen Bevölkerung aufgerieben. Zuguterletzt bedrohten die Veneter die gallische Poebene. Unter solchen Umständen sahen die Senonen ein, daß in Latium ihres Bleibens nicht mehr sei. Bevor sie jedoch abzogen, erpreßten sie von der eingeschlossenen Besatzung, welche die eigene Leidenszeit abzukürzen wünschte und die Notlage der Feinde nicht in vollem Umfange kannte, tausend Pfund Gold. Die Summe wogen sie in Barren ab — Goldmünzen wurden erst gegen Ende des folgenden Jahrhunderts geprägt — und übervorteilten, wie die Überlieferung erzählt, dabei die Römer durch falsches Gewicht. Als sich die Geschädigten über den Betrug beklagten, warf der Brennus der Gallier noch obendrein sein Schwert in die Wagschale, indem er höhnisch ausrief: „Wehe den Besiegten." Gleich darauf erschien als Retter und Rächer der inzwischen zum Diktator ernannte Camillus, holte die Feinde kurz hinter Rom ein, stellte durch einen glänzenden Sieg die römische Waffenehre wieder her und jagte den frechen Räubern das ganze Lösegeld ab.

Obwohl die Schlacht an der Allia und die Einäscherung Roms selbst in der hellenischen Welt Aufsehen erregten, besitzen wir keine zuverlässige Datierung der Ereignisse. Polybius, dessen Angabe vielleicht auf gleichzeitige griechische Schriftsteller zurückgeht und wohl den Vorzug

verdient, verlegt die Vorgänge in das Jahr 387. Die römischen Historiker entscheiden sich für das Jahr 390. Besser sind wir über den Tag der Alliaschlacht unterrichtet. Es war der 18. Juli. Man erinnert sich nämlich leicht des Tages, an dem sich ein bedeutsamer Vorfall abgespielt hat, weil man an dem Kalender eine gute Stütze findet, während das betreffende Jahr bei dem Mangel eines ähnlichen Hilfsmittels nur zu schnell dem Gedächtnis entschwindet. Bei den Römern sorgte zudem der Senat dafür, daß Tage, an welchem der Staat von furchtbaren Schicksalsschlägen heimgesucht worden war, als dies atri (Unglückstage) nicht in Vergessenheit gerieten. Man durfte an ihnen wichtige Geschäfte nur vornehmen, wenn die äußerste Not dazu zwang. Besonders hütete man sich dann ängstlich, eine Ehe einzugehen, Komitien zu berufen oder eine Schlacht zu liefern. Kein Opfer wurde dargebracht, und die Tempel blieben verschlossen, damit man den Göttern den Anblick der allgemeinen Trauer erspare. Als ein solcher dies ater galt dem abergläubischen Sinn des Volkes noch bis in die spätesten Zeiten der Tag an der Allia.



Römisch-kampanischer Kupferbarren mit dem Stier, aus dem 4. Jahrhundert v. Chr.
(Berlin, Königl. Münzkabinett.) Nach Gipsabguß. Verkleinert.

Gleich nach dem Abzug der Gallier legte man Hand ans Werk, die Stadt aus der Asche wiedererstehen zu lassen. Die Plebs stimmte zwar dafür, daß man nach Veji übersiedele, wo sie sich schon behaglich eingerichtet hatte. Aber Camillus belehrte sie eines Bessern und erhielt dafür den ehrenden Beinamen eines zweiten Gründers der Stadt. Um den unbemittelten Bürgern unter die Arme zu greifen, stellte man auf Gemeindekosten die nötigen Ziegel und erlaubte jedem, umsonst Steine zu brechen und Holz zu fällen, wo er wollte, freilich unter der Bedingung, daß sein Haus binnen Jahresfrist fertig dastehe. Bei der Eile, mit der man vorging, wurden die Arbeiten recht nachlässig ausgeführt. Die Ädilen konnten nicht darüber wachen, daß man die baupolizeilichen Vorschriften beobachtete. Man kümmerte sich nicht einmal um die Fluchtlinien. So entstand eine häßliche Stadt, mit einem Gewirr enger, unregelmäßiger Straßen und Sackgassen, verbauten, schindelgedeckten Baracken, niedrigen und schmucklosen, aus billigem, vergipstem Material hergestellten Tempeln, eine Stadt, die, was Anlage, Kunst und Geschmack anbetrifft, unter den letzten Italiens rangierte. Noch gegen Ende der Republik machte Rom einen schlechten Eindruck. Allerdings hatte man triftige Gründe, den Aufbau zu beschleunigen. Denn alsbald meldeten sich wieder die alten Feinde: Volsker, Äquer und Etrusker. Sie glaubten um so leichteres Spiel zu haben, als die Römer in den Kämpfen mit den Galliern starke Verluste erlitten hatten und bei der großen Verarmung des Volkes nach der bisherigen Wehrordnung (S. 318) nicht mehr die genügende Zahl Kerntruppen aufbringen konnten. Es bedürfe daher nur eines festen Stoßes, die erschütterte Macht völlig zu zerschmettern. Aber die Römer änderten auf den Rat des Camillus wegen der Notlage der Bürger ihre Heeresverfassung, indem sie innerhalb der fünf Servianischen Steuerklassen alle auf das Vermögen gegründeten Unterschiede in der Ausrüstung der Fußsoldaten beseitigten. Mit dieser Neuerung hing eine weitere, tief einschneidende Reform zusammen, welche freilich viel später zum Abschluß gelangte. Hiernach gliederte sich die Legion in drei Bataillone, Hastati, Prinzipes und Triarii, jedes zu zehn Manipeln (Companien), die wieder in zwei Centurien (Züge) zerfielen. Der Manipel der beiden ersten Bataillone zählte 120, der des letzten 60 Mann. Neben einem in der Mitte



Römischer Legionar.
Modell im Museum zu Mainz.
(Prof. Neeb phot.)

und am Rande eisenbeschlagenen Holzschilde und einem kurzen, einschneidigen Schwerte führten die Hastati und Prinzipes einen übermannshohen Wurfspieß (pilum), die Triarii eine noch um ein Drittel längere Stoßlanze. Zu den 3000 Schwergerüsteten kamen außer 300 von den Reichsten gestellten Reitern 1200 Leichtbewaffnete (später Velites genannt). Das Alter entschied, in welchem Korps man diente; die jüngsten Leute gehörten zu den Velites, die ältesten zu den Triariern. In der Schlacht ging die Legion nicht mehr wie früher als festgeschlossene Phalanx vor, sondern die Bataillone bildeten besondere Treffen, und ihre Manipeln stellten sich in Abständen, die ihrer Frontlänge entsprachen, so auf, daß die Prinzipes hinter den Zwischenräumen der Hastati, die Triarier hinter denen der Prinzipes standen. Die Velites eröffneten den Kampf, indem sie den Feind mit einem Hagel leichter Speere überschütteten. Dann zogen sie sich zwischen die Abteilungen des ersten Treffens zurück, deren Flanken deckend. Die Hastati schleuderten zuerst ihr Pilum, das noch auf 30 Schritt Entfernung mit seiner langen Eisenspitze den Brustharnisch durchbohrte. Hierauf griffen sie zum Schwert. Wurden sie von dem überlegenen Feinde geworfen, so wichen sie in die Lücken der Prinzipes, die nunmehr den Kampf aufnahmen. Mußten auch sie das Feld räumen, so rückten, von den Geschlagenen unterstützt, die Veteranen mit gefällter Lanze vor. Die Zweckmäßigkeit der Gefechtsweise, bei der immer geübtere Mannschaften die weniger geübten, frische die ermüdeten ablösten, die Gliederung in kleine, leicht bewegliche Verbände sicherte den Römern auch im Kampfe mit numerisch überlegenen Gegnern den Sieg. Es war schon eine Seltenheit, wenn „die Sache an die Triarier kam", wie man zur Bezeichnung der höchsten Gefahr beinahe sprichwörtlich sagte.

Nach der Änderung der Wehrordnung vermochten die Römer sämtlichen Angreifern zu gleicher Zeit die Spitze zu bieten. Sie marschierten mit einem Drittel ihrer Streitkräfte nach Norden und schlugen die Etrusker bei Sutrium. Erst dadurch gelangten sie in den unumstrittenen Besitz des den Vejentern entrissenen Gebietes, welches sie auf Kosten der benachbarten Städte beträchtlich erweiterten. Hieraus bildeten sie vier neue Tribus, nachdem sie die ansässige stammverwandte Bevölkerung, die freiwillig zu ihnen übergegangen war, in die Bürgerschaft aufgenommen hatten. Auf dem eingezogenen Grund und Boden wurden arme Bauern angesiedelt und gemeinsam mit den Latinern und Hernikern, deren treue Bundeshilfe wesentliche Dienste leistete, die Pflanzstädte Sutrium und Nepete (Nepi) gegründet. Um dieselbe Zeit, wo man die Etrusker besiegte, züchtigte man die Äquer und Volsker. Namentlich die Volsker wurden geschwächt und wohl der Hälfte ihrer Feldmark beraubt. Auch hier entstanden neue Tribus und Kolonien. So gingen die Römer aus dem orkanartigen gallischen Sturme und seinen Nachwehen wider Erwarten gekräftigt hervor.

Die Blütezeit der römischen Republik.

A. Die Einigung Italiens.

1. Die Latiner- und Samniterkriege.

Die ruhmvollste Periode des römischen Freistaates hebt mit wild sich jagenden, wirr sich durchkreuzenden Kriegen an. Es ist unmöglich, ein anschauliches und wahrheitsgetreues Bild der Ereignisse zu entwerfen. So lückenhaft und verschwommen sind die Berichte der Alten. Aber eines tritt uns aus dem spärlich erhellten Dunkel ziemlich klar entgegen: die mehr berechnete als berechtigte Politik der Römer. Je mächtiger sie wurden, desto rücksichtsloser brachten sie ihre Überlegenheit zur Geltung. Alle Nachbarn hatten unter ihrer Herrschsucht zu leiden, selbst die Verbündeten. Die Latiner wurden arg verstimmt, mehrere Gemeinden sagten sich vom Kassischen Vertrage (S. 325) los, und die ganze Eidgenossenschaft geriet ins Wanken. Zugleich erneuerten sich die Kämpfe mit den Etruskern und, um die Lage noch zu verschlimmern, wurde Latium wieder von Kelten heimgesucht. Aber den Römern gelang es nicht nur, sich ihrer Gegner zu erwehren, sondern sogar ihre Macht zu befestigen und zu erweitern. Sie drückten die Latiner und Herniker in ein Untertänigkeitsverhältnis herab, verleibten Cäre ihrem Staate ein, indem sie ihm alle Lasten und Pflichten aufbürdeten, ohne es an den Rechten der Bürger teilnehmen zu lassen, zwangen Falerii zur Heeresfolge und schoben durch Unterwerfung der Aurunker (S. 302) die Grenzen ihres Reiches bis nach Kampanien vor.

Dadurch bereitete sich ein Zusammenstoß mit den Samniten vor, welche es auf diese Landschaft abgesehen hatten. Römer und Samniten, damals die mächtigsten und kriegstüchtigsten Völker Mittelitaliens, wurden schon durch ihre wirtschaftliche Lage auf die Bahn der Eroberungen gedrängt. Sie waren seit kurzem verbündet, und ihr Einvernehmen erleichterte es ihnen, sich auf Kosten der schwächeren Nachbaren auszubreiten. Aber sobald ihre Interessen kollidierten oder die Erstarkung des einen die Besorgnis des anderen weckte, war ein Konflikt unvermeidlich. Wie es zum Bruche kam, wissen wir nicht. Nach der Überlieferung gaben Einfälle der Samniten in das Gebiet der Sidiciner mittelbar Anlaß zum Kriege. Zu schwach sich selbst zu schützen, wandten sich die Angegriffenen an Capua. Die Bewohner dieser Stadt standen zwar durch Herkunft und Sprache (S. 300) den landlüsternen Sabellern des Gebirges recht nahe. Aber innerlich waren sie ihnen längst entfremdet; denn sie hatten die etruskisch-griechische Gesittung angenommen, während die Vettern in der alten Heimat noch treu an der rauhen Einfachheit der Vorfahren hingen. Mehr als dieser kulturelle Gegensatz ließ der Selbsterhaltungstrieb sie gemeinsame Sache mit den Sidicinern machen. Doch unter dem paradisischen Himmel der Volturnusebene verweichlicht, zeigten sie sich den kampferprobten, abgehärteten Scharen der Samniten nicht gewachsen und mußten wegen ihrer unbefugten Einmischung in den Kampf für Besitz und Freiheit fürchten. In ihrer Bedrängnis riefen sie den Beistand Roms an. Dem Senat schien die Sache anfangs zu heikel. Als aber die Bittsteller sich bereit erklärten, die Herrschaft ihrer Beschützer anzuerkennen, schwanden bei den Realpolitikern am Tiber die letzten Bedenken. Römische Gesandte forderten die Samniten auf, von den Kampanern, den Untertanen Roms, abzulassen. Der Weigerung der Samniten folgte die Kriegserklärung der Römer auf dem Fuße. Der erste Waffengang der rivalisierenden Völker dauerte von 343—341. Römische Tapferkeit und Taktik errang drei glänzende Siege, am Gaurusberge bei Cumä, in Samnium unweit der Kaudinischen Schlucht und bei der kampanischen Stadt Suessula, welche den Eingang in diesen Engpaß beherrschte. Nach dem dritten erbaten und erhielten die Samniten den Frieden, der ihnen das Land der Sidiciner überließ.

Mochte der Machtzuwachs der Römer auch bedeutend und der Anstrengung wert sein, es bleibt doch ein Rätsel, daß die in allen Schlachten unter schweren Verlusten unterlegenen Feinde

obendrein noch einen Kampfpreis davontrugen, welcher die Verbindung zwischen Latium und der neuen Erwerbung Roms unterbrach. Einige Forscher schließen aus diesen und anderen Widersprüchen, daß der ganze Krieg eine blanke Erfindung sei, während andere die Nachgiebigkeit der Römer auf die Furcht vor dem Aufstand der Latiner zurückführen.

Die Wahrheit dürfte in der Mitte liegen. Die Römer werden sich mit den Samniten über der Eroberung Kampaniens entzweit, aber wegen der tiefgehenden Unzufriedenheit ihrer



Samnitische Krieger. Wandmalerei aus Nuvo. Neapel, Nationalmuseum.

Verbündeten bald wieder verständigt haben. Die Samniten hingegen nahmen die Friedensvorschläge wohl deshalb bereitwilligst an, weil die Vorgänge in Süditalien ihnen Sorge bereiteten. Waren doch eben ihre lukanischen Stammesbrüder von dem spartanischen Kriegshelden Archidamus geschlagen worden (S. 261).

Die Latiner hatten bereits einen Teil ihrer Selbständigkeit eingebüßt. Der Vorort sah in ihnen keine gleichstehenden Bundesgenossen mehr, sondern heerespflichtige Untertanen. Als solche galten sie sogar offiziell in dem wenige Jahre vorher (348) zwischen Rom und Karthago abgeschlossenen Handelsvertrag. Jede fernere Zunahme der römischen Macht mußte ihre politische Lage verschlechtern. Wenn Rom Kampanien gewann und so die Bündner von zwei Seiten fassen konnte, fürchteten sie den letzten Rest der Freiheit zu verlieren. Daher berieten sie noch während des Samniterkrieges, wie sie dem drohenden Verderben vorbeugen sollten. Auf den Rat eines ihrer Bundesfeldherren richteten sie zunächst an die Römer eine Reihe von Forderungen, welche die Verschmelzung Roms und Latiums zu einem einheitlichen Staatswesen bezweckten. Sie wollten einen der beiden Konsuln, sowie die Hälfte der Senatoren stellen und Zutritt zu allen Ämtern haben. Als der Senat sie höhnisch abwies, ihr Verlangen geradezu als eine Lästerung Juppiters bezeichnend, griffen die meisten latinischen Gemeinden zu den Waffen (340). Die Volsker, Aurunker, Sidiciner und Campaner schlossen sich ihnen an. Die Römer erhielten zwar nicht nur von den Hernikern und anderen treugebliebenen Bundesgenossen, sondern auch von den Samniten tatkräftige Hilfe. Trotzdem kostete es ihnen die höchste Anstrengung, die gefährliche Bewegung niederzukämpfen. Besonders im Anfange des Latinerkrieges stand es recht schlimm um sie. Wenn wir der Sage glauben dürfen, gewannen sie die erste Schlacht (am Fuße des Vesuv) nur dank dem Opfertode des Konsuls Decius Mus. Als der linke Flügel des römischen Heeres ins Gedränge kam, bedurfte es nach Ansicht des Konsuls übernatürlicher Hilfe, sollten die Truppen vor Vernichtung bewahrt werden. Daher bat er verhüllten Hauptes in einer bestimmten, von einem Priester vorgesprochenen Formel die Götter, den Römern Obmacht

und Sieg zu verleihen, die Feinde aber mit Schrecken, Grausen und Tod zu schlagen. Dann weihte er sich und die Scharen der Gegner den Unterirdischen, schwang sich aufs Pferd und sprengte mitten ins wildeste Getümmel. Überall, wohin er sich wandte, wichen die Feinde entsetzt zurück und, als er gar von Geschossen durchbohrt zusammenbrach, befiel sie eine gespenstische Angst, welche den Römern den Sieg erringen half. Nachdem sie bei Sinuessa (Trifanum) im Aurunkerlande eine zweite schwere Niederlage erlitten hatten, unterwarfen sich die meisten Städte. Die übrigen wurden bis zum Ende des Jahres 338 der Reihe nach bezwungen. Alle hatten einen Teil ihrer Feldmark abzutreten, um Raum für römische Ansiedelungen zu schaffen, die Ackerbau- und Militärkolonien zugleich ebenso zur Versorgung armer Bürger wie zur Befestigung der Herrschaft dienten. Das seemächtige Antium mußte zudem seine Kriegsschiffe ausliefern.

Nach der Niederwerfung des Aufstandes begann die Tätigkeit der römischen Staatsmänner. Sie entledigten sich ihrer Aufgabe nicht weniger geschickt als die Feldherren. Die latinische Eidgenossenschaft blieb nur als sakrale Verbindung, die im Juppitertempel auf dem Albanerberg ihren Mittelpunkt hatte, bestehen und erhielt sich so bis tief in die Kaiserzeit hinein. Als staatliches Gebilde dagegen mit ihren Tagsatzungen im Hain der Ferentina löste sie sich auf. An ihre Stelle trat der römische Bund. Die Leitung der auswärtigen Angelegenheit lag allein in den Händen der Römer. Diese entschieden, ohne die anderen auch nur zu befragen, über Krieg und Frieden, über Bündnis- und Handelsverträge. Sie ernannten die Oberbefehlshaber, setzten ein für allemal die Höhe der Kriegsleistungen der Verbündeten fest, verteilten die Beute und das eroberte Land, gründeten Kolonien und bestimmten deren Verfassung. Endlich schlichteten sie die Zwistigkeiten unter den Bundesmitgliedern. In späterer Zeit übernahmen sie auch den Bau und die Unterhaltung der Heerstraßen und sorgten für eine einheitliche Münze. Die Rechte und Pflichten der einzelnen Bündner wurden besonders geregelt, indem jede Stadt für sich einen Vertrag mit Rom schloß. Die Gemeinden sollten eben bloß mit den Römern, nicht unter sich verbunden sein. Auf diese Weise hatten die Römer die Möglichkeit, den einen zu bevorzugen, den anderen zurückzusetzen. In der Verschiedenheit der Behandlung, die allzu geeignet war, Zwietracht zu säen, erblickte ihre Staatsweisheit ein vortreffliches Mittel, ihre Herrschaft zu sichern. Um die Bundesgenossen noch mehr zu vereinzeln, noch mehr an den Vorort zu fesseln, entzog man ihnen das conubium und das commercium mit andern außer mit Rom.



Römische Kupfermünze (Semis) mit Darstellung eines Schiffes, auf die Wegnahme der Flotte von Antium gedeutet.
(Berlin, Königl. Münzkabinett.) Nach Gipsabguß.

In die Verfassung und Verwaltung der Bundesstädte griffen die Römer im allgemeinen nicht ein, wenn es sich auch im Laufe der Zeit von selbst ergab, daß alle Gemeinden sich in ihren Einrichtungen mehr oder weniger dem führenden Staate anglichen. Die Bundesstädte waren also im Innern selbständige Republiken, hatten eigene Gesetze, eigene Gerichtsbarkeit, verfügten nach freiem Ermessen über ihre Einkünfte und wurden von selbstgewählten Beamten regiert. Im Kriege bildeten ihre Bürger gesonderte Korps unter eigenen Offizieren. Aus den Kontingenten mehrerer Städte unter einem römischen Führer vereinigte Abteilungen gab es nur bei der Reiterei. Hielten die

Bündner die den Römern geschworene Treue, so wurde an ihren Freiheiten nie gerüttelt. Andernfalls dagegen konnte es ihnen blühen, daß man sie aller staatlichen und kommunalen Rechte beraubte und ihre Gemeinde zu einer Dorfschaft (praefectura) herabdrückte, die ein römischer Beamter im Auftrage des Senates verwaltete. Zugleich mit den Verhältnissen der Latiner erfuhren auch die der anderen kleinen Völkerschaften eine Neuordnung. Nur die Herniker blieben im ungeschmälerten Besitz ihrer bisherigen Rechte. Capua und einige Nachbarorte wie Cumä, die erst damals in den römischen Bund eingetreten zu sein scheinen, wurden den meistbegünstigten Latinergemeinden gleichgestellt. Die Volsker und Aurunker erhielten das römische Bürgerrecht, jedoch in derselben Form, in welcher es der Stadt Cäre verliehen worden war (S. 343), so daß sie sich in nichts von Untertanen unterschieden.

Durch den Ausgang des Krieges und die Umgestaltung der Eidgenossenschaft wurde die Macht Roms außerordentlich gesteigert. Sein eigenes Gebiet vergrößerte sich um rund 50 Geviertmeilen, die Zahl seiner wehrpflichtigen Bürger nahm wohl um die Hälfte zu, und es verfügte in weit höherem Maße als vorher über die Kräfte der Verbündeten. Die bedeutenden Erfolge waren ihm nur Mittel und Ansporn, noch bedeutendere zu erringen. Hierbei standen ihm allein die Samniten im Wege. Sie wurden zwar in Unteritalien beschäftigt, wo nach dem Tode des Archidamus der Epirotenkönig Alexander das Hellenentum gegen den Ansturm der Sabeller verteidigte. Aber sie verfolgten mit begründetem Mißtrauen die Politik der Römer, mit denen der eigene Vorteil sie vorübergehend ein Bündnis hatte eingehen lassen. Rom war fest entschlossen, die ehemaligen Freunde gerade so zu zerschmettern wie jeden anderen, der seinen Siegeslauf zu hemmen wage. Doch stürzte es sich nicht blindlings in die Gefahr, da es die Stärke des Nebenbuhlers wohl kannte und genau wußte, daß der Krieg dem einen Teile die Hegemonie über Italien, dem anderen den Verlust der Unabhängigkeit bringen werde. Um sich den Rücken zu decken, vereinbarte es mit den Etruskern und den Galliern längere Waffenruhe. Dann knüpfte es freundschaftliche Beziehungen mit den süditalischen Griechen, vielleicht sogar mit Alexander dem Großen an, auf den die Westhellenen alle ihre Hoffnungen setzten (S. 261). Endlich gelang es seinem diplomatischen Geschick, die Lukaner und die Apuler in sein Interesse zu ziehen. Nachdem es so den Gegner eingekreist hatte, reizte es ihn offen zum Kampfe. Es gründete hart an der feindlichen Grenze als Ausfalltor gegen Samnium die starke Festung Fregellä (am Liris). Als die Samniten diese Herausforderung nicht mit der Kriegserklärung beantworteten, griff es unter kleinlichen Vorwänden Neapel an, obwohl eine samnitische Besatzung in der Stadt lag. Eine ihm ergebene Partei spielte ihm den wichtigen Platz in die Hände; die Samniten mußten abziehen, worauf die reiche Gemeinde in den römischen Bund aufgenommen wurde. Es war das Signal zum Kriege (326).



Silbernes Didrachmon des Epirotenkönigs Alexander.
(Berlin, Kgl. Münzkabinett.) Nach Gipsabguß.

Zwölf Jahre kämpfte man mit wechselndem Glücke. Manchmal schien es, als ob die ungebrochene Naturkraft der zersplitterten Bergstämme über die straffe Organisation des römischen Staates triumphieren werde. Besonders das Jahr 321 war für die Römer verhängnisvoll. Die Samniten sprengten das Gerücht aus, Luceria, die Hauptstadt der mit Rom verbündeten Apuler, werde von ihnen belagert. Um auf dem kürzesten Wege Entsatz zu bringen, wollten die beiden Konsuln Veturius Calvinus und Postumius Albinus quer durch Samnium marschieren. Eben waren sie in den Kaudinischen Engpaß eingerückt, als sie sich plötzlich von allen Seiten eingeschlossen und angegriffen sahen. Da sie nach wiederholten vergeblichen Versuchen, sich durchzuschlagen, erkannten, daß weiterer Widerstand zur völligen Vernichtung ihrer Streitmacht führen werde, streckten sie die Waffen. Nachdem sie einen von Gavius Pontius, dem Anführer der Feinde, entworfenen Vertrag unterzeichnet hatten, welcher die Römer zur Räumung Fregellä

und einiger anderer Orte verpflichtete, durften sie gegen Stellung von 600 Geiseln mit ihren Truppen unter dem Joche abziehen. Der Senat ließ sich die Rettung des Heeres gefallen, war aber trotz der Einsprache der Tribunen so schmutzig, dem Abkommen, dem man die Rettung verdankte, die Bestätigung zu versagen. Er begnügte sich damit, die Konsuln den Samniten auszuliefern. Aber der hochherzige Sinn des Naturvolkes verschmähte es, an den unglücklichen Offizieren oder den Geiseln Rache zu nehmen. Das unehrliche Benehmen nützte den Römern nichts; denn die Samniten gelangten doch in den Besitz des beanspruchten Gebietes und eroberten sogar die latinische Stadt Satricum und das apulische Luceria. Dann aber änderte sich das Bild. Die Spannkraft der Römer wurde durch die Verluste nur erhöht. Sie entrissen den Samniten schon im nächsten Jahre Satricum und Luceria. Und als sie bald darauf den sammitischen Stamm der Frentaner auf ihre Seite brachten und fast ganz Apulien gewannen, waren die Feinde froh, daß ihnen auf ihre flehentlichen Bitten ein zweijähriger Waffenstillstand bewilligt wurde. Nach Ablauf desselben trat wieder ein Umschwung ein. Die Samniten drängten die Römer in die Verteidigung. Ihre Fortschritte machten auf die römischen Bündner tiefen Eindruck: Sora ging zu den Feinden über. Die Lage erschien dem Senate so bedenklich, daß er die Ernennung eines Diktators anordnete. Dieser stieß bei Lautulä unweit Terracina auf die Samniten und erlitt eine böse Schlappe. Der Reiteroberst fiel, und nur der Einbruch der Nacht schützte das Heer vor vernichtender Niederlage. Auf die Nachricht hiervon erhoben die Aurunker die Fahne des Aufruhrs. Selbst in Capua erwog man den Anschluß an die Samniten. Ehe man jedoch den Gedanken in die Tat umsetzte, besaßen die Römer wieder das Übergewicht. Nach einem glänzenden Siege eroberten sie schnell die verlorenen Städte zurück und verhängten über die treubrüchigen Eidgenossen ein abschreckendes Strafgericht.

Wie die Ereignisse lehrten, war der Krieg mit bloßem Dreinschlagen nicht zu beenden. Man mußte nicht nur siegen, sondern auch das, was das Schwert errungen hatte, dauernd sichern. Als eines der besten Mittel hierzu erschien eine großzügige Kolonisation. Indem man den Überschuß der römisch-latinischen Volkskraft an den strategisch wichtigsten Punkten ansiedelte, hielt man die unzuverlässigen Bündner nieder, latinisierte die stammfremden Elemente und umgab Samnium mit einem Gürtel von Festungen, der das Bundesgebiet vor feindlichen Einfällen schützte. Allein in den Jahren 314—312 wanderten wohl über 100 000 Kolonisten in die neu gegründeten Pflanzstädte. So gingen 2500 Familien nach Luceria, 4000 nach Interamna am Liris. Ähnlich starke Plätze waren Fregellä, Suessa im Aurunkerlande und Saticula in Samnium nahe der kampanischen Grenze. Hand in Hand mit der Anlage der Kolonien ging der Bau der großen Kunststraßen. Sie verfolgten zunächst rein politisch-militärische Zwecke, indem sie zwischen Rom und den übrigen bedeutenden Städten eine gute Verbindung herstellen und eine rasche Beförderung der Truppen ermöglichen sollten. Daher liefen sie, wenn eben angängig, in gerader Richtung und gleicher Höhe. Ausgezeichnetes Material, Basaltlava für den durchweg sechs Meter breiten Fahrdamm, Tuffstein für die erhöhten Fußsteige, lieferten die erloschenen Vulkane. Die Hindernisse, welche das Gelände bereitete, wurden ohne Rücksicht auf Kosten und technische Schwierigkeiten überwunden. Die der Zeit und dem Range nach erste Heerstraße war die Appische, nach dem Zensor Appius Claudius genannt, der sie im Jahre 312 erbaute. Sie führte von Rom über Aricia nach Terracina, folgte von da bis zum Massicusgebirge der Küste, durchschnitt dann das nördliche Kampanien und endigte in Capua. Kurz bevor sie den Volturnus überschritt, nahm sie die Latinische Straße in sich auf, welche Rom über Tusculum und Fregellä mit Teanum, dem Hauptorte der Sidiciner, verband. Durch die Kolonisation und den Wegebau wurde die Pflege des Heerwesens nicht beeinträchtigt. Manche der oben (S. 341) erwähnten Neuerungen fallen gewiß in diese Zeit. Denn die Römer lernten von allen Gegnern, und jeder gefährliche Krieg gab zu militärischen Reformen Veranlassung. Bestimmt wissen wir, daß die Römer damals eine Flotte bauten, mit der sie den Etruskern Korsika zu entreißen suchten und Plünderungszüge gegen das südliche, den Samniten verbündete

Kampanien unternahmen. Zur Aufsicht über das Seewesen wurden zwei besondere Beamte eingesetzt. Noch wichtiger war es, daß sich die Konsuln allmählich zu hervorragenden Feldherren ausbildeten. Bei strenger Beobachtung der Verfassung, welche die Wahl eines unfähigen Bewerbers nicht verhindern konnte, die Wiederwahl eines tüchtigen erst nach zehn Jahren gestattete und nicht selten den Befehlshaber mitten aus seinem Wirken abberief, wäre es ganz unmöglich gewesen, immer den rechten Mann an die rechte Stelle zu setzen. Aber da die Römer trotz ihrer Gesetzlichkeit „im Kriege nur dem Nutzen gehorchten", übertrugen sie denen, welche sich bewährt hatten, die Leitung des Staates, so oft das Gemeinwohl es erheischte, oder ließen die Konsuln unter dem Titel Prokonsul (= stellvertretender Konsul) über ihre Amtszeit hinaus im Kommando. Daher begegnen uns fast immer dieselben Heerführer: Fabius Rullianus, Papirius Cursor und Publilius Philo, welche die Römer in verzeihlichem Nationalstolz Alexander dem Großen gleichstellten. So entfaltete das von opferfreudiger Vaterlandsliebe durchdrungene, von eiserner Willenskraft beseelte Volk zur selben Zeit die mannigfachsten Anlagen und wurde dadurch nach mehr als 20jährigem Ringen dem ritterlichen Feinde Meister (304).

Die Würfel wären schon früher gefallen, wenn nicht einige mittelitalische Stämme in begreiflicher Sorge um ihre Selbständigkeit die Partei der Samniten ergriffen hätten. Gerade als der Krieg eine für Rom entschieden günstige Wendung genommen hatte, traten mehrere etruskische Gemeinden auf den Plan. Sie kamen zwar nicht über die Belagerung Sutriums hinaus, nötigten aber die Römer zum Schutze der bedrohten Festung ihre Legionen aus Apulien heranzuziehen, wodurch sie den Samniten Luft machten. Fabius Rullianus bahnte sich zuerst durch den Ciminischen Urwald, welcher das römische Gebiet vom etruskischen schied, mühsam einen Weg und zwang die Feinde, die Belagerung Sutriums aufzuheben. Dann drang er wiederholt durch das befreundete Umbrien in das nördliche Etrurien ein und verbreitete solchen Schrecken, daß die angesehensten Städte sich zum Frieden mit Rom bequemten. An die Züchtigung



Partie von der Via Appia. Nach einer Photographie.

der Etrusker schloß sich die der Umbrer. Ein kurzer Feldzug genügte, sie zur Ergebung zu zwingen. Bald darauf brachte die Schilderhebung der Herniker und Äquer eine neue Verzögerung. Doch die kleinen Völkerschaften vermochten der bereits verlorenen Sache Samniums nicht mehr zum Siege zu verhelfen. Die Herniker unterwarfen sich schon wenige Wochen nach

dem Einrücken der römischen Truppen. Im Hinblick auf ihre frühere Treue behandelte man sie recht glimpflich. Ihr Bund ward gesprengt und Anagnia, ihre Hauptstadt, als politisch rechtlose Gemeinde dem römischen Staate einverleibt. Und nun warfen sich die Römer mit zermalmender Wucht auf den Hauptfeind. 305 brachen beide Konsuln in Samnium ein und



Römisch-kampanischer As mit Darstellung eines Rades, auf den Ausbau der Via Appia gedeutet. (Berlin, Königl. Münzkabinett.) Nach Gipsabguß.

erstürmten nach ruhmreichen Gefechten Bovianum, den Vorort der Pentrer. Als im nächsten Jahre wiederum das ganze Aufgebot der Römer sengend und brennend im Lande erschien, baten die Samniten erschöpft um Frieden. Sie mußten in den römischen Bund eintreten und einen beträchtlichen Teil ihres Gebietes abtreten, darunter alle ihre Besitzungen am Meere. Jetzt rechneten die Römer mit den Äquern ab. Der tiefeingewurzelte Haß gegen die alten Feinde trieb sie zu scheußlicher Rache an. Obwohl sie nirgends auf Widerstand stießen, brannten sie sämtliche Ortschaften der Äquer nieder und rotteten fast die ganze Bevölkerung aus. Erschreckt erkannten daraufhin die Marser, Marruciner, Päligner und Frentaner die römische Oberhoheit an.

Die Römer besaßen nun die Hegemonie fast ganz Mittelitaliens. Aber ihre Vorherrschaft stand noch auf schwachen Füßen, und sobald die niedergeworfenen Völker sich von dem starken Aderlaß erholt hatten, war ein Wiederausbruch des Krieges zu befürchten. Daher beeilten sich die Römer, ihrem Machtgebäude eine festere Grundlage zu geben. In kürzester Zeit erhoben sich vier gewaltige Zwingburgen, welche die eiserne Umklammerung der streitbaren Sabeller vervollständigten, eine im südlichen Umbrien, zwei im eingezogenen Äquerlande und eine hart an der Grenze der Marser und Samniten. Jedes der neueren Bollwerke erhielt eine durchschnittliche Besatzung von 5000 Kolonistenfamilien, was zusammen — Frauen und Kinder eingerechnet — wiederum mindestens 100 000 Ansiedler ausmachte. Verwundert fragt man sich, woher Rom nach einem langen, verlustreichen Kriege, der namentlich in die erwachsene männliche Bevölkerung breite Lücken gerissen hatte, alle die Menschen nahm. Die vielen römischen Städtegründungen haben schon im Altertum großes Aufsehen erregt. Der mazedonische König Philipp III. (221—179) glaubte, die Römer seien nur durch die Menge der Freilassungen zu einer solchen Kraftentfaltung imstande gewesen. Dieser Erklärungsversuch ist nicht von der Hand zu weisen, wenn er auch keine erschöpfende Antwort gibt. Es erhielten nämlich von der Mitte des 4. bis gegen Ende des 3. Jahrhunderts nach niedriger Schätzung jährlich 1200 Sklaven die Freiheit. Ihre Nachkommen gelangten in den Vollbesitz der staatsbürgerlichen Rechte und wurden demnach auch bei Landanweisungen berücksichtigt. In Zeiten der Not ging man noch weiter. Am freigebigsten verfuhr Appius Claudius, der während seiner Zensur die Freigelassenen

als stimmfähige Bürger auf sämtliche Tribus verteilte. Sodann war es den Fremden, die sich dauernd in Rom niederließen, ein leichtes, das Bürgerrecht zu erlangen. Die latinischen Städte und Kolonien handelten wohl nach gleichen Grundsätzen, so daß die Wunden, welche ein Krieg schlug, für die Römer schnell vernarbten.



Sarkophag des L. Cornelius Scipio Barbatus, Konsul 298 v. Chr., z. Z. der Samniterkriege, Urgroßvater des Scipio Africanus.
Gefunden 1780 in den Scipionengräbern an der Appischen Straße, Rom.

Mit herbem Schmerz gedachten die Samniten der verlorenen Freiheit, mit Ingrimm sahen sie die Erstarkung Roms. Ihre Erbitterung hätte sich je eher je lieber in einem Rachekriege Luft gemacht. Aber zu ermattet, als daß sie allein mit dem übermächtigen Gegner fertig werden konnten, suchten sie zunächst alle noch freien Völkerschaften Italiens zu einer antirömischen Koalition zu vereinigen. Anfangs fanden sie wenig Gegenliebe. Die Pizenter wiesen ihre Anträge zurück. Auch die Lukaner waren ihren Plänen abgeneigt. Als sie mit Gewalt zu einem Bündnis gezwungen werden sollten, schlossen sie eine Waffenverbrüderung mit Rom. Die Samniten kümmerten sich nicht darum, sondern setzten die Befehdung der Lukaner fort. Deswegen erschien ein römisches Heer im Herzen Samniums, eroberte Bovianum, rückte dann nach Apulien, das auf die Seite der Samniten getreten war, und errang auch hier namhafte Vorteile (296). In den nächsten Jahren führten die Römer einen förmlichen Vertilgungskrieg gegen die Feinde. Beide Konsuln brachen in Samnium ein und trugen die Greuel der Verwüstung von Ort zu Ort. An 150 Stellen schlugen sie nur zu dem Zwecke ihr Lager auf, die Umgegend weit und breit planmäßig zu verheeren. Trotzdem gaben die Samniten den Widerstand nicht auf, rüsteten sich vielmehr zu einem Kampf auf Leben und Tod. Mit dem letzten Aufgebot ihrer Kraft brachten sie drei Heere auf. Während das eine zum Schutze der Heimat im Lande blieb, das zweite plündernd in Kampanien einfiel, bahnte sich Gallius Egnatius an der Spitze des dritten einen Weg nach Norden und gewann durch seinen kühnen Zug die Etrusker und Gallier. Die Römer gerieten arg in die Klemme. Sie erlitten Schlappe auf Schlappe, so daß Soldaten und Führer das gegenseitige Vertrauen verloren. Bei Klusium wurde eine ganze Legion niedergehauen. Ein Teil der Umbrer verbündete sich mit den Samniten, die Sabiner fochten Schulter an Schulter mit ihren Brüdern und auch die Pizenter und Lukaner wechselten die Partei. Seltsame Naturerscheinungen, von der damaligen Welt als Zeichen der göttlichen Ungnade gedeutet, vermehrten den Schrecken, welchen die Hiobsposten in Rom verursachten. Zum Glück bewahrte der Senat seine Kaltblütigkeit. Nachdem er durch Anordnung von Bittgängen und Opfern den Zorn des Himmels abgewandt, die ängstlichen Gemüter beruhigt hatte, traf er alle zur nachdrücklichen Fortsetzung des Krieges erforderlichen Anstalten. Wer irgendwie zum Waffendienst tauglich war, selbst die Proletarier, die Freigelassenen und der Landsturm, wurde zu den Fahnen gerufen, Rom in Verteidigungszustand versetzt, Kampanien durch neue Kolonien gesichert und die treu gebliebene Eidgenossenschaft zur äußersten Anstrengung angehalten. Bald konnte man wieder zum Angriff übergehen.

Der alte Fabius Rullianus und des am Vesuv gefallenen Decius Mus Sohn, die besten Feldherren, über welche der Staat verfügte, brachen mit zwei Armeekorps nach Klusium auf, zogen die dort sich mühsam behauptenden Truppen an sich, überstiegen den Apennin und schlugen unfern der umbrischen Stadt Sentinum ein befestigtes Lager auf. Hier sammelten sich die Heerhaufen der Etrusker, Gallier, Umbrer und Samniten — man fabelt von einer Million Krieger. Sie wollten nach Überwältigung der Konsuln gemeinsam auf Rom losmarschieren. Um sich wenigstens einen Teil der Feinde vom Halse zu schaffen, ließen Fabius und Decius durch zwei bei Rom und Falerii aufgestellte Reservekorps Etrurien verwüsten und nötigten auf diese Weise die Etrusker, zur Verteidigung ihres eigenen Gebietes sich vom Hauptheere zu trennen. In deren Abwesenheit lieferten sie den drei anderen Völkern eine Schlacht. Fabius hatte es namentlich mit den Samniten zu tun, mit denen er schon in vielen Gefechten zusammengestoßen war. Vorsichtig hielt er einige Bataillone zurück, zog mit den anderen den Kampf so lange hin, bis die Feinde ermüdet waren, und entschied dann mit den noch frischen Scharen das Treffen. Schlimmer sah es auf dem Flügel aus, wo Decius gegen die Kelten befehligte. Als die gallischen Streitwagen rasselnd in die Schlacht stürmten, scheuten die Pferde der römischen Reiter. Ihre Verwirrung pflanzte sich auf das Fußvolk fort. Seine Reihen wankten, seine Glieder lösten sich auf: alles schien verloren. In diesem Augenblick der höchsten Gefahr weihte sich Decius, dem Beispiel seines Vaters folgend, den Todesgöttern. Sein Opfer rettete das Heer, die Fliehenden kehrten um, die Lässigen belebte neuer Mut, und als des Fabius siegreiche Kohorten eingriffen, wichen die Feinde entsetzt zurück. Die Schlacht war gewonnen, des Gegners Verlust ungeheuer; sollen doch allein 100 000 Gallier die Walstatt bedeckt haben (295). Zwar setzten die Samniten und ihre Bundesgenossen selbst nach dieser furchtbaren Niederlage den Krieg fort. Aber es war der Mut der Verzweiflung, nicht die Hoffnung auf Sieg, die sie weiterkämpfen ließ. Endlich, im Jahre 290, bequemten sich alle oskisch-sabellischen Stämme, welche sich gegen Rom aufgelehnt hatten, zur bedingungslosen Unterwerfung. Sie büßten einen großen Teil ihres Gebietes ein. Die Pizenter traten den Süden ihres Landes an die Kolonie Hatria ab. Die Sabiner verloren beinahe ihre ganze Feldmark. Da, wo Apulien, Lukanien und Samnium aneinander grenzten, erbauten die Römer die Riesenfestung Venusia, an deren 20 000 Ansiedlerfamilien die Nachbarvölker ein Gelände von über 40 Geviertmeilen abgeben mußten.

Nur einige Etruskergemeinden verharrten in ihrem Widerstande und riefen gegen Rom und die mit ihm verbündeten Tuskerstädte die Senonen herbei. Als die Gallier Arretium belagerten, schickte der Senat der bedrängten Stadt ein Heer zu Hilfe. Aber die von einem Prätor befehligten Legionen wurden geschlagen, die Gesandten, welche mit den Feinden verhandeln sollten, ermordet. Daher rückten die Römer in Umbrien ein, bezwangen die Barbaren, jagten sie, um ganze Arbeit zu machen, kurzerhand aus dem Lande und zogen den von ihnen bewohnten Küstenstrich als Staatsacker ein. Die Kolonie Sena Gallica (Sinigaglia) sicherte den neuen Besitz. Die Vergewaltigung der Senonen wäre den rücksichtslosen Siegern beinahe verderblich geworden. Denn die mächtige Völkerschaft der Bojer warf sich als Rächerin ihrer Nachbarn und Stammesgenossen auf. Die aufsässigen Etrusker schlossen sich freudig den Barbaren an. Schon zitterte man in Rom vor dem Ansturm der gewaltigen Massen. Doch die Feinde erlagen in den mörderischen Schlachten am Vadimonischen See (nordöstlich vom Ciminischen Wald) und bei Populonia (Elba gegenüber). Die Gallier schlossen Frieden, und die Etrusker waren so geschwächt, daß sie im Jahre 280 ihren Nacken unter das römische Joch beugten.



Kupfermünze von Venusia aus dem 3. Jahrh. v. Chr. (Berlin, Königl. Münzkabinett.) Nach Gipsabguß.

2. Der Krieg mit Tarent.

Im Jahre 289 starb der Tyrann Agathokles von Syrakus, der letzte griechische Fürst, welcher den Spuren des Epiroten Alexander folgend, dem Vordringen der Sabeller Einhalt gebot. Nach seinem Tode erneuerten die Lukaner den Kampf gegen die Hellenen. Das nächste Ziel ihres Angriffs war Thurii. Die Tarentiner, denen die Abwehr der Barbaren obgelegen hätte, spielten die Rolle des müßigen Zuschauers. Von ihnen im Stich gelassen, suchte Thurii die Aufnahme in den römischen Bund nach. Obgleich die Römer den Krieg gegen die Etrusker noch nicht beendigt hatten, gewährten sie doch die Bitte, begierig, sich auch im Süden festzusetzen. Der Konsul Fabricius schlug das lukanische Belagerungsheer von Thurii zurück und legte zum Schutze der Stadt eine Besatzung in die Burg. Die unteritalischen Staaten sahen mit schlecht verhehltem Ärger diesen ersten Schritt zur Begründung der römischen Herrschaft. Die größte Bestürzung herrschte in Tarent, dessen Gleichgültigkeit die Schuld an der Einmischung Roms trug. Ein geringfügiger Anlaß genügte, den verhaltenen Groll zu hellodernder Feindschaft anzufachen.

Die Römer durften nach einem Vertrage, den sie um 300 mit Tarent geschlossen hatten, nicht über das Lacinische Vorgebirge hinaussegeln. Ohne dieses Verbot zu beachten, vielleicht auch sich absichtlich darüber hinwegsetzend, schickten sie zehn Schiffe nach Thurii, um den dortigen Truppen Verstärkung zu bringen. Vom Sturm verschlagen lief das kleine Geschwader in den Hafen von Tarent ein. Die Bürger waren gerade im Theater versammelt, als sie von dem rechtswidrigen Landungsversuche der Römer hörten. Außer sich vor Wut überfielen sie die Flotte, bohrten einen Teil der Schiffe in den Grund, indes die andern glücklich entkamen, und richteten die Bemannung hin. Gleich darauf nahmen sie, von ihren Parteigängern unterstützt, Thurii ein und nötigten die Römer zum Abzug. In Rom war man über die Vorgänge mit Recht empört. Aber da man sich keine neue Kriegslast aufbürden wollte, verlangte man nur eine angemessene Genugtuung. Der tarentinische Pöbel, der das Regiment in der Hand hatte, wies jedoch die bescheidenen Forderungen zurück, verhöhnte obendrein den Führer der Gesandtschaft ob seines gebrochenen Griechisch und wußte sich vor Freude kaum zu halten, als ein roher Bursche sich den „Spaß" erlaubte, die Toga des Römers in unflätiger Weise zu beschmutzen. Den Flecken sollten die Tarentiner mit ihrem Blute auswaschen, wie der beleidigte Gesandte mit ernster Würde sagte; denn auf die freche Beschimpfung hin erklärte das römische Volk den Krieg (282).



Silberdidrachmon von Tarent aus der Zeit des Pyrrhus, auf den der kleine Elefant auf der Rückseite weist.
(Berlin, Königl. Münzkabinett.)
Nach Gipsabguß.

Hätte es sich nur um die Züchtigung der einen Gemeinde gehandelt, ein militärischer Spaziergang eines Konsuls wäre dazu ausreichend gewesen. Aber mit Ausnahme einiger hellenischer Städte, die sich an Rom anschlossen, erhob sich wie auf ein gegebenes Zeichen ganz Süditalien. Selbst Samnium wurde von der Bewegung ergriffen. Die Verbündeten vermochten mindestens 300 000 Mann zu stellen, die Tarentiner verfügten allein über 33 000 Streiter. Die Messapier, Lukaner und Samniten konnten noch 50 Jahre später, als die Entvölkerung Unteritaliens schon begonnen hatte und ein großer Teil des Landes von den Römern eingezogen war, 150 000 Fußsoldaten und 26 000 Reiter aufbringen. Dazu kam das Aufgebot der Brutier, über deren Stärke wir keine näheren Angaben besitzen. Trotz dieser gewaltigen Macht waren die Feinde Roms während der ersten Kriegsjahre so im Nachteil, daß sie sich nach weiterer Hilfe umsahen. Die Legionen verwüsteten schon die Gärten vor den Mauern Tarents, da traf die Nachricht ein, König Pyrrhus von Epirus sei bereit, gegen die Römer das Schwert zu ziehen.

Pyrrhus war einer der hervorragendsten Feldherren seiner Zeit, ein ritterlicher Charakter voll feurigen Mutes, wegen seiner gewinnenden Herzlichkeit allgemein beliebt. Als Jüngling seines angestammten Reiches beraubt, lernte er im Dienste des berühmten Städtebelagerers

Demetrius das Waffenhandwerk und zeichnete sich auf dessen Seite durch Tapferkeit in der Schlacht bei Ipsus aus. Bald nachher heiratete er eine Stieftochter Ptolemäus I. und gewann mit ägyptischen Truppen sein väterliches Erbe zurück. Seitdem lebte er fast in beständigen Fehden mit seinen Nachbarn; denn von brennendem Ehrgeiz getrieben, wollte er ein zweiter Alexander werden. Nach jahrelangen, mit wechselndem Glück geführten Kämpfen bestieg er den Thron Mazedoniens. Schließlich aber mußte er dem General Lysimachus weichen, der ihn wieder auf Epirus beschränkte. Da der friedliche Besitz der heimischen Herrschaft seinem Tatendrang nicht behagte, folgte er freudig dem Rufe der Tarentiner, in der stolzen Hoffnung, daß der Westen für seine hochfliegenden Pläne ein reicheres Feld sein werde. Die mazedonischen Fürsten sahen den unruhigen Geist gern in die Ferne ziehen und unterstützten ihn bereitwillig. Mit rund 25 000 Mann und 20 Elefanten landete er im Frühjahr 280 in Tarent.



Pyrrhus.
Standbild im Kapitolinischen Museum, Rom. (Anderson phot.)

An der Spitze dieser Truppen und der tarentinischen Miliz rückte er gegen den Konsul Valerius Lävinus, welcher den Lukanern hart zusetzte. Bei Heraklea, unweit der Mündung des Siris, trafen die feindlichen Heere zusammen. Es war das erste Mal, daß mazedonische und römische Kampfesweise um die Palme rangen. Nachdem die Legionen angesichts der Epiroten in musterhafter Ordnung den Fluß überschritten hatten, stürzten sie sich mit beispielloser Kühnheit auf die lanzenstarrenden Schlachthaufen des Königs. Die aber standen da wie die Mauern. Die Römer gingen von neuem vor, mit gleichem Ungestüm, mit gleichem Mißerfolg. Sie wiederholten ihren Ansturm. Ihre Tapferkeit prallte an der Festigkeit der Phalanx ab. Erst beim siebenten Vorstoß der Legionen begannen die Reihen der Gegner zu wanken. Pyrrhus selbst stürzte vom Pferde, das ihm unter dem Leibe von einem italischen Reiter durchbohrt wurde, und rettete nur mit Mühe sein Leben. Doch unerschrocken setzte er den Kampf fort, und da er die Gefahr, in der seine Leute schwebten, erkannte, ließ er endlich die Elefanten ins Treffen führen. Die Römer hatten diese „weißen Ochsen" nie zuvor gesehen. Der eigentümliche Geruch, den die Tiere verbreiteten, ihre Größe und Gestalt erschreckte die Pferde der Römer, so daß sie ängstlich auseinanderstoben. Auf die dadurch entblößten Flanken machte die treffliche thessalische Reiterei des Königs einen wuchtigen Angriff, der die Schlacht entschied. Die Römer räumten mit einem Verlust von 7000 Mann und unter Preisgabe ihres Lagers das Feld und mußten bald ganz aus Unteritalien heraus. Die paar Griechenstädte, die auf ihrer Seite standen, gingen zu Pyrrhus über, dessen Heer sich auch durch lukanischen und samnitischen Zuzug verstärkte. Den Sieg auszunutzen, marschierte der König nach Kampanien und Latium und näherte sich bis

auf wenige Meilen der feindlichen Hauptstadt. Aber er vermochte die Römer nicht einzuschüchtern. Die Eidgenossen außer den Samniten bewahrten ihnen die Treue. Wie sich kein Gefangener nach der Schlacht am Siris hatte bestimmen lassen, in den Dienst des Siegers zu treten, so öffnete man ihm jetzt nirgends die Tore. Dazu wurde die Niederlage bei Heraklea durch die Beendigung des Krieges in Etrurien reichlich aufgewogen. So ging denn Pyrrhus, ohne etwas erreicht zu haben, nach Tarent zurück. Im nächsten Frühjahr eröffnete er den Feldzug durch Eroberung mehrerer Plätze in Apulien. Als er vor Asculum stand, warfen sich ihm die Römer mit 70 000 Mann entgegen. Zwei Tage wurde gekämpft. Wieder erwies sich die Phalanx als unerschütterlicher Turm, wieder trugen die weißen Ochsen Schrecken und Verwirrung in die römischen Reihen. Pyrrhus behauptete die Walstatt. Aber der Kern seiner Truppen war so bedenklich zusammengeschrumpft und seine Verbündeten boten für die Verluste so ungenügenden Ersatz, daß er ausrief: „Noch ein solcher Sieg, und ich bin verloren". Ebenso machte die Niederlage auf die Römer den tiefsten Eindruck. Ein großer Teil des Senates sehnte sich ernstlich nach Frieden. Der Konsular Fabricius, dessen sittliche Größe in anmutigen Sagen



Römisch-kampanischer Kupferbarren mit Elefant und Schwein, auf die Schlacht bei Asculum bezüglich. (London, Britisches Museum.) Nach Photographie, verkleinert.

verherrlicht wird, ging zur Auswechselung der Gefangenen nach Tarent und scheint auch Friedensverhandlungen angeknüpft zu haben. Die von Pyrrhus vorgeschlagenen Bedingungen waren zwar recht hart. Rom sollte die Festungen Venusia und Luceria aufgeben und den abgefallenen Bündnern die Unabhängigkeit gewähren. Aber Kineas, der nach Rom entsandte Botschafter des Königs, wußte durch sein gewandtes Benehmen und seine bezaubernde Beredsamkeit den Ratsherren die bittere Pille so zu versüßen, daß die meisten sich bereit zeigten, die Bedingungen anzunehmen.

Die Kunde von der Kriegsmüdigkeit der Römer kam niemandem ungelegener als den Karthagern. Schloß Pyrrhus mit seinen Gegnern Frieden, so war ihr Besitzstand in Sizilien bedroht. Hier war der wilde Rassenkampf unter der Regierung des Agathokles mit erneuter Heftigkeit ausgebrochen. Die Griechen machten erhebliche Fortschritte und der Augenblick schien nicht mehr fern, wo der letzte Semit das Eiland verlassen müsse. Wurde doch sogar Karthago von dem gefürchteten Machthaber belagert und nicht durch die Tüchtigkeit seiner Bürger, sondern durch die Zwietracht der Hellenen gerettet. Nach dem Tode des Tyrannen erstand den Phöniziern wider Erwarten auf der Insel selbst ein Bundesgenosse. Agathokles hatte seine Herrschaft hauptsächlich auf Söldner gestützt. Unter diesen waren die kampanischen besonders geschätzt. Sie nannten sich Mamertiner (Söhne des Mars). Als der Fürst starb, wurden seine Miettruppen entlassen. Die Mamertiner überfielen auf dem Wege in die Heimat die Stadt Messana und gründeten nach Ermordung oder Vertreibung der männlichen Bewohner einen Raubstaat, unter dem die Umgegend weithin zu leiden hatte. Die Nachbarn wehrten die Mordbrenner nach Kräften ab, schwächten sich aber dadurch im Kampfe gegen die Karthager. Da sie sich nicht gegen zwei Gegner zugleich verteidigen konnten, wandten sie sich an Pyrrhus. Dieser war in zweiter

Ehe mit einer Tochter des Agathokles vermählt gewesen und durfte infolgedessen mit einem Schein von Berechtigung Ansprüche auf Sizilien geltend machen. Sodann brachte die Eroberung des reichen Eilandes ihn dem Ziel seiner Wünsche näher. Aus diesen Gründen willigte er ein, Feldhauptmann der bedrängten Griechen zu werden.



Kupfermünze der Mamertiner, d. i. der Marssöhne, mit dem Bilde des Ares-Mars auf der Vorderseite. (Berlin, Königl. Münzkabinett.) Nach Gipsabguß.

Um ihn von der Insel fernzuhalten, schickten die Karthager einen Bevollmächtigten nach Rom und boten ein Waffenbündnis gegen Pyrrhus an. Die sichere Aussicht auf wirksame Hilfe entfachte das schon erloschene Kriegsfeuer der Römer, und als in der entscheidenden Senatssitzung der erblindete Appius Claudius den Vätern scharf ins Gewissen redete, sie mit markigen, von edlem Zorn durchglühten Worten an den Ruhm der Republik gemahnte, jede Nachgiebigkeit gegen „den Schildknappen eines Leibwächters Alexanders" als unverzeihliche Schmach hinstellte, schlug die Stimmung in das Gegenteil um. Indem der Rat das Anerbieten der Karthager annahm, verwarf er den Frieden mit Pyrrhus und verwies Kineas mit dem Bescheid aus Rom, der Krieg werde nicht eher aufhören, bis der König Italien geräumt habe. Es war einer der bedeutsamsten Beschlüsse, welche die römischen Väter je gefaßt haben. Denn ohne ihn wäre die Apenninenhalbinsel vielleicht nie politisch und national geeint worden. Durch die bündige, den späteren Geschlechtern als Richtschnur geltende Erklärung, daß die Römer es ablehnten, mit einem in Italien stehenden Feinde über den Frieden zu verhandeln, erwies sich der Rat wirklich als eine Versammlung von Königen, wie Kineas bewundernd den Senat nannte.

Was die Karthager so gern hintertrieben hätten, geschah doch. Pyrrhus ließ eine ansehnliche Truppenmacht zum Schutze Tarents zurück und setzte mit dem Kern des Heeres nach Sizilien über (Sommer 276), in der Hoffnung, sich hier die Mittel zur nachdrücklichen Bekämpfung der Römer zu verschaffen. Mit Jubel begrüßt, versöhnte er die hadernden Parteien in den griechischen Städten, beschränkte die Mamertiner auf Messana und säuberte fast das ganze Eiland von den Phöniziern. Nur Lilybäum leistete erfolgreichen Widerstand. Erschreckt baten die Karthager um Frieden. Pyrrhus wollte ihn nur unter der Bedingung bewilligen, daß sie auf ihren letzten Stützpunkt verzichteten. Doch dieser Preis schien ihnen zu hoch. Sie gefügig zu machen, rüstete sich der König zu einem Angriff auf Karthago. Jetzt aber verließ ihn das Glück. Die Griechen verweigerten die Heeresfolge. Seine Gewaltmaßregeln brachten sie vollends gegen ihn auf. Der Abfall wurde allgemein und selbst sein Leben schwebte in Gefahr. Er sah, daß er in Sizilien keine Lorbeeren mehr pflücken könne. Deshalb willfahrte er mit Freuden dem dringenden Hilfegesuch seiner italischen Bundesgenossen, welche in seiner Abwesenheit von den Römern sehr in die Enge getrieben worden waren.



Goldstater des Pyrrhus, in Sizilien geprägt. (London, Brit. Museum.) Nach Gipsabguß.

Während seine Kriegsflotte in einer Schlacht mit den Karthagern den größten Teil der Schiffe einbüßte, gelangte er mit den Landtruppen wohlbehalten nach Lokri. Von dort marschierte er nach Tarent, und nachdem er sein Heer wieder auf eine beträchtliche Stärke gebracht hatte, rückte er gegen die Römer. Diese standen bei Benevent in Samnium. Ihr Anführer war Curius Dentatus, ein homo novus, der wegen des Adels seiner Gesinnung und wegen seiner persönlichen Tüchtigkeit schon zum zweiten Male das Konsulat bekleidete. Um die Legionen gegen die besten Waffen des Feindes zu schützen, griff er in einem bergigen Gelände an, wo Pyrrhus von der Reiterei keinen ausgiebigen Gebrauch machen konnte, und ließ die Elefanten durch eine Art Brandpfeile zurücktreiben. So konzentrierte sich der Kampf auf ein Ringen

zwischen römischem und epirotischem Fußvolk. Die römische Schlachtordnung gewann einen folgenschweren Sieg. Pyrrhus gab seine stolze Absicht, im Westen ein griechisches Großreich zu gründen, endgültig auf und segelte heim nach Epirus. Zwar tröstete er seine Anhänger in Italien mit dem Versprechen, er werde den Kampf bald wieder erneuern, und betraute bis zu seiner Rückkehr den General Milo mit der Führung des Krieges. Aber nach all den bitteren Erfahrungen nochmals mit dem Mut und der Zähigkeit der Römer anzubinden, konnte sein Ernst nicht sein. Vielmehr wollte er sich, auf seinen früheren Plan zurückgreifend, auf den Thron Mazedoniens schwingen. Dieses Wagnis kostete ihm das Leben. Zum Abenteurer herabgesunken, wurde er in einem Straßenkampf zu Argos durch einen Steinwurf getötet (272).

In demselben Jahre entschied sich das Schicksal Tarents. Als die Römer die Stadt belagerten, erschien eine karthagische Flotte, doch nicht um den Belagerern beizustehen, sondern in schnöder Verletzung des mit Rom geschlossenen Bündnisses das wichtige Handelsemporium in ihre Gewalt zu bringen. Milo aber übergab die Festung den Römern, die klug genug waren, die Bürger für ihren einstigen Frevel nicht zu hart zu bestrafen. Bald darauf unterwarfen sich die anderen Gemeinden und Völkerschaften, zuletzt die Messapier oder Sallentiner. Sie alle erkannten Roms Oberhoheit an und verpflichteten sich durch besondere Verträge zu bestimmten dauernden Leistungen. Einigen wurde auch neben der Zahlung von Kriegssteuern die Abtretung umfangreicher Gebietsteile auferlegt. So verloren die Samniten allein zur Ausstattung der neugegründeten Kolonie Benevent rund 40 Geviertmeilen. Im Jahre 266 stand Rom an der Spitze ganz Italiens.

3. Die italische Eidgenossenschaft.

Die Apenninenhalbinsel ist nunmehr zu einem Bundesstaat vereinigt, der aus etwa 150 mehr oder weniger selbständigen Gemeinden besteht. Auf den Verband überträgt man den bisher nur für den Süden gebräuchlichen Namen Italien. Hieraus entwickelt sich zur Bezeichnung der freien Bewohner allmählich, und zwar zunächst im Auslande, das Wort Italiker. Die gemeinsame Tracht der Männer bildet ein Kleidungsstück, das sich nur wenig von dem Obergewand der Griechen, desto mehr von dem der Nordländer unterscheidet. Es ist die Toga, ein rundlich zugeschnittenes weißes Wolltuch von 4 Meter Länge und $2^1/_2$ Meter Breite. Danach heißt der Italiker auch togatus (Togaträger), die Liste, welche die Namen aller Bundesgemeinden nebst den zu stellenden Truppenkontingenten enthält, formula togatorum (Verzeichnis der Togaträger). An die Stelle der Toga tritt im Kriege das Sagum, eine Art Mantel, der bis zu den Knien reicht und auf der rechten Schulter durch eine Spange gehalten wird. Ein weiteres die Gesamtheit umschließendes Band ist die einheitliche Münze. Nachdem nämlich Rom im Jahre 269 das Silbergeld eingeführt, müssen sich alle Bündner, denen die eigene Prägung gelassen ist, nach dem römischen Fuß richten. Die Einheit bildet der Denar; er kommt an Wert dem heutigen Frank nahe. Die Unterschiede in Sprache, Recht und Gesetz dauern noch über anderthalb Jahrhundert fort.

In politischer Hinsicht zerfallen die Italiker in drei Hauptklassen. Das herrschende Volk sind die Römer. Sie genießen kraft der mit den übrigen geschlossenen Verträge die schon oben (S. 345) erwähnten Vorrechte. Ihr Landbesitz umfaßt rund 500 Geviertmeilen, also ein Fünftel der Halbinsel. Er ist nicht in sich geschlossen, sondern bald in größeren, bald in kleineren Stücken fast über ganz Italien zerstreut. Die Masse liegt in und um Latium. Seit etwa 240 wird das Gebiet in 35 an Größe, Einwohnerzahl und Ansehen ungleiche Tribus geteilt. Die vier Bezirke, die auf das eigentliche Rom kommen, sind am geringsten bewertet, da sich das großstädtische Proletariat darin zusammendrängt. Über die freie männliche Bevölkerung geben uns die Zensuslisten einige Auskunft. Doch ist zu beachten, daß in ihnen nur die Bürger vom 17. bis 45. Jahre aufgeführt sind, soweit sie ein Vermögen von mindestens 4000 Assen (16 Asses = 1 Denar)

haben. Ihre Zahl hält sich lange auf 270 000 bis 280 000, sinkt infolge des zweiten punischen Krieges um mehr als 50 000 und erreicht erst nach einem Menschenalter wieder ihre frühere Höhe. Somit haben die Römer durch Umfang ihres Gebietes und die Menge der Wehrpflichtigen innerhalb der Eidgenossenschaft ein bedeutendes relatives Übergewicht. Die Bürger gliedern sich in zwei Gruppen. Die eine ist befugt, in den Centuriat- und Tributkomitien zu stimmen und hat Zutritt zu allen Ämtern. Ihre Städte, die Munizipien erster Klasse, sind im Innern selbständig, nur dürfen ihre Gesetze nicht im Gegensatz zu den römischen stehen. Die andere Gruppe trägt nur die Lasten der Staatsbürger. Es sind die Bewohner eingemeindeter Orte, denen man nicht sonderlich traut. Die unzuverlässigsten Städte werden von Rom aus verwaltet, so daß diese Art von Munizipien sich in nichts von Dörfern unterscheidet. Die besser gestellten haben wenigstens eigene Verwaltung. Rom hütet sich nämlich mit gutem Grund, staatsfeindlichen Elementen maßgebenden Einfluß auf die öffentlichen Angelegenheiten einzuräumen. Sobald aber solche Gemeinden, deren Bewohner „Cäriten" heißen (S. 343), in Sprache und Gesinnung ganz römisch geworden sind, gelangen sie auch in den Vollbesitz des römischen Bürgerrechts. So wird im Jahre 264 mit einem Schlage die gesamte Bevölkerung des 70 Geviertmeilen großen Sabinerlandes in die römische Bürgerschaft aufgenommen. Demnach ist die zweite Bürgergruppe in steter Abnahme begriffen. Dieselbe Vorsicht, welche Rom den eingemeindeten Städten gegenüber an den Tag legt, zeigt sich auch bei Behandlung der Freigelassenen. Appius Claudius hat sie freilich den Altbürgern gleichgestellt. Aber dieses Vorgehen wird als eine gefährliche, der Pöbelherrschaft Vorschub leistende Neuerung durchweg mißbilligt. Schon die nächsten Zensoren ändern die Anordnung dahin ab, daß sie die Freigelassenen, mit Ausnahme der Wohlhabendsten, in die vier städtischen Tribus verweisen.



Silbermünze von Signia. (Berlin, Kgl. Münzkabinett.) Nach Gipsabguß.

Den Römern zunächst stehen die Latiner. In der alten Zeit heißt so der in Latium ansässige Stamm. Dieser kommt aber nach der Einigung Italiens weniger in Frage, da der größte Teil desselben inzwischen das römische Bürgerrecht erhalten hat. Vielmehr handelt es sich hauptsächlich um die Bewohner der Städte, welche die Römer gemeinsam mit den Bundesgenossen gründen. Anfangs stellt dem Cassischen Vertrage gemäß jeder der drei Verbündeten, Römer, Latiner, Herniker, die gleiche Zahl Kolonisten. Nach Sprengung der latinischen Eidgenossenschaft (338) sind die meisten Ansiedler Römer. Die älteste latinische Kolonie ist Signia, auf ursprünglich volskischem Boden. Um die Mitte des dritten Jahrhunderts zählen wir annähernd dreißig latinische Pflanzstädte. Damals wird ihnen zwar das Recht, Silbergeld zu schlagen, genommen. Sonst aber genießen sie volle kommunale Selbständigkeit, haben untereinander und mit Rom conubium und commercium und können leicht das römische Bürgerrecht erlangen. So wird jeder mit diesem beschenkt, welcher das dem Konsulat entsprechende Amt der Duumvirn (Zweimänner) bekleidet hat. Auch tritt jeder Ansiedler, der früher römischer Bürger gewesen ist, bei seiner Rückwanderung in seine alten Rechte ein, falls er in der latinischen Kolonie einen Sohn zurückläßt. Dieses Privileg geht sogar auf seine Erben über. Durch die Gemeinsamkeit der Sprache, den regen Handelsverkehr und die verwandtschaftlichen Beziehungen entwickelt sich das Gefühl enger Zusammengehörigkeit. Dazu kommt, daß die latinischen Pflanzstädte in den fruchtbarsten Gegenden Italiens angelegt sind und jeder Kolonist mit einem ertragreichen Gütchen ausgestattet ist. Daher denken diese Gemeinden selbst bei dem schlimmsten Verhängnis, das Rom trifft, nicht daran, zu dem siegreichen Feinde überzugehen. Indem sie zusammen mit den römischen Bürgern den Kern des römischen Heeres stellen, haben sie an der Einigung Italiens und der Begründung der römischen Weltherrschaft hervorragenden Anteil. Allmählich wird die Latinität zu einem festen Rechtsbegriff. Rom verleiht sie als besondere Auszeichnung auch an nichtlatinische Gemeinden, welche dafür freilich zu den anderen Verpflichtungen noch die übernehmen, sich im amtlichen Verkehr nur der lateinischen Sprache zu bedienen.

Die dritte Klasse bilden die „Bundesgenossen“ im engeren Sinne des Wortes. Es sind im allgemeinen die stammfremden italischen Völkerschaften, also die Etrusker, Umbrer, Sabeller, Japygier, sowie die griechischen Städte. Auch hier sind zwei Arten zu unterscheiden. Die einen haben sich aus freien Stücken Rom angeschlossen. Diese stehen — anfangs wirklich, nachher bloß theoretisch — mit Rom auf gleichem Fuße. Infolgedessen brauchen sie nur, wenn die Römer angegriffen werden, Beistand zu leisten und können mit auswärtigen Staaten Krieg führen und Verträge jeder Art eingehen. Die anderen sind von Rom unterworfen und mit Gewalt gezwungen worden, ein Schutz- und Trutzbündnis zu schließen. Dadurch haben sie die Verpflichtung, in jedem Kriege Hilfstruppen zu stellen, in der Regel Spezialwaffen, da Rom sich nur auf die Ausbildung des Fußvolks verlegt. Meistens müssen sie auch einen Teil ihrer Feldmark abtreten, der entweder zum ager publicus geschlagen, an die Bündner überlassen oder zur Anlage einer Kolonie benutzt wird. Empören sie sich, so erleiden sie weitere Gebietsschmälerungen. Oft bestraft man sie auch, indem man ihren staatlichen Verband in eine Reihe kleinerer Gemeinden auflöst. So bildete sowohl Lukanien wie auch Bruttien lange Zeit eine politische Einheit. Als die Landschaften aber im zweiten punischen Kriege abfielen, wurde jede einzelne Stadt selbständig. Alle Bundesgenossen besitzen Selbstverwaltung, eigene Gerichtsbarkeit und Münzrecht. Im Kriege haben sie Anteil an der Beute, nicht nur an der beweglichen, Waffen, Kleidung, Vieh, Geld usw., sondern auch an dem Lande, das den Feinden entrissen wird. Dagegen fehlt ihnen gemeinsames Ehe- und Handelsrecht, es sei denn, daß ihnen dies durch ein besonderes Privileg gewährt worden ist. Je mehr sich die Herrschaft der Römer befestigt, desto mehr verwischt sich der Unterschied zwischen den beiden Arten von Bundesgenossen. Es zeigt sich dies deutlich bei der Anlage der großen Heerstraßen. Die ältesten, so die Appische, die über Benevent nach Brundisium weiter geführt wird, die das Sabinerland erschließende Salarische, die Flaminische, welche Umbrien durchquerend in Ariminum endigt und die längs der etruskischen Küste ziehende Aurelische, sie alle durchschneiden nur das Gebiet der Römer und der latinischen Kolonien, in deren Interesse sie gebaut werden. Nach dem Kriege mit Hannibal beginnt Rom als Herrin aufzutreten. Die seitdem gebauten Straßen benutzen Grund und Boden der Bündner, ohne daß diese um Erlaubnis gefragt oder entschädigt werden, so die Cassische, die über Sutrium, Clusium und Arretium nach Florenz geht, die Popilische, welche sich bei Capua von der Appischen abzweigt, um der Küste folgend nach der Südspitze Italiens zu laufen. Die Rücksichtslosigkeit, mit der man das Eigentumsrecht der Bundesgenossen verletzt, ist einer der Gründe, welche zu Anfang des ersten vorchristlichen Jahrhunderts einen die Existenz des römischen Staates gefährdenden Krieg heraufbeschwören. Zu den treuesten Eidgenossen gehören die Griechen. Sie sind Rom dankbar für den Schutz, den es ihnen gegen die Sabeller gewährt und erfreuen sich einer guten Behandlung, da die Römer im Seekriege auf ihre Hilfe angewiesen sind. Sie stellen nämlich Schiffe und Matrosen, weshalb sie auch „Seebündner“ heißen.

B. Die Begründung der Weltherrschaft.

1. Die Kämpfe im Westen.

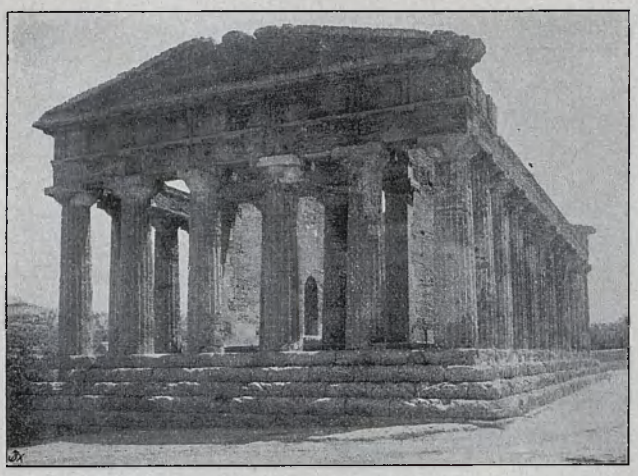
Eben war Pyrrhus aus Sizilien abgezogen, als sich in Syrakus Hiero, ein junger Offizier, durch glückliche Bekriegung der Mamertiner den Weg zum Throne bahnte. Seine weiteren Erfolge gegen Messana nötigten die dortigen Banditen, nach fremder Hilfe auszuschauen. Während eine Partei die Karthager herbeirief und ihnen die Burg übergab, setzte die andere es durch, daß man sich an die „stammverwandten“ Römer wandte. Der Senat wußte nicht recht, was er tun sollte. Er scheute, offen für das Raubgesindel einzutreten, wünschte einen Bruch mit den

ehemaligen Verbündeten zu vermeiden, hegte auch wohl Bedenken vor einem Unternehmen, das sich mit dem agrarischen Charakter des Staates wenig vertrug. Andererseits wollte er die Gelegenheit, Roms Macht und Einfluß zu heben, nicht leichthin verscherzen. Deshalb überließ er die Entscheidung dem Volke, welches das Gesuch der Mamertiner bewilligte (264). Es war das gleichbedeutend mit einer Kriegserklärung an die Karthager oder Punier (Poeni), wie sie als Phönizier bei den Römern hießen.

Karthago wurde gegen Ende des neunten Jahrhunderts auf einer afrikanischen Halbinsel zwischen dem 36. und 37. Breitengrad, nordöstlich vom heutigen Tunis erbaut. An der Grenze zweier Erdteile und auf dem Äquator der antiken Kulturwelt gelegen, im Besitze trefflicher Häfen und von rührigen Kaufleuten bewohnt, gedieh es in kurzer Zeit zu hoher Blüte. Schon im siebenten Jahrhundert konnte es in dem Kampfe der Semiten gegen die Hellenen die Führung übernehmen. Der erste Schritt, die gefährlichen Nebenbuhler an weiterem Vordringen zu hemmen, war die Gründung von Ebusus auf der gleichnamigen Insel (heute Ibiza) an der Ostküste Spaniens. Bald darauf stellten sich die phönizischen Städte Siziliens in seinen Schutz. Dann schlug es die Griechen, die sich auf Lilybäum niederlassen wollten, zurück, vertrieb sie aus Sardinien und Spanien, machte die alten Siedelungen der Tyrier und Sidonier, wie Utika und Malta von sich abhängig und brachte die ganze Nordküste Afrikas, von dem innersten Winkel der großen Syrte, wo der Altar der philänischen Brüder die Grenze nach dem Gebiete von Kyrene bildete, bis weit über die Säulen des Herkules hinaus, unter seine Botmäßigkeit. Kühne Entdeckungsfahrten bis nach Senegambien im Süden, England im Norden, halbwegs Amerika im Westen erschlossen neue Quellen des Reichtums. Verträge mit andern Völkern (mit den Römern bereits im sechsten Jahrhundert) sicherten und förderten den Verkehr. Um 450 unterwarf Karthago das libysche Hinterland, an dessen Fürsten es bislang einen jährlichen Bodenzins gezahlt hatte. Als die Macht der Etrusker zurückging, der attische Seebund sich auflöste, Tyrus in Trümmer sank, schwangen sich die Punier zum ersten Handelsstaate der Welt empor. Ihre Schiffe bedeckten alle Meere, und ihre geschäftlichen Beziehungen erstreckten sich bis in die fernsten Gegenden. Um die errungene Stellung zu behaupten, sorgten sie besonders für die Erhaltung und Verstärkung ihrer Marine. Dagegen schaffte man die Wehrpflicht, soweit sie bestanden hatte, ab, nicht sowohl weil die Einberufung zu den Fahnen dem Handel und der Industrie zu viele Kräfte entzogen hätte, sondern weil man den mittleren und unteren Klassen aus engherziger Furcht keine Waffen in die Hand geben wollte. Karthago war nämlich ein aristokratischer Staat. Politischen Einfluß besaßen nur die Reeder, Fabrikanten und Großkaufleute, wenn auch mitunter zum Schein das Volk versammelt wurde. Aus dem herrschenden Stande gingen die jährlich wechselnden Richter (Schofeten) hervor, welche die wichtigsten Geschäfte leiteten, die 28 Mitglieder des Rates und die Aufsichtsbehörde der Hundertmänner, welche die Beamten überwachten und jede freiere Regung im öffentlichen Leben unterdrückten. Nur die regierende Klasse übte sich in den Waffen und konnte eine auserlesene Schar von 2500 Mann stellen. Im übrigen war das Landheer ein von punischen Offizieren geführtes Kunterbunt aus allen Nationen: libyphönizischen Mischlingen aus der nächsten Umgebung, die zum Kriegsdienst gepreßt waren, Numidern (Beduinen aus dem heutigen Algerien), Spaniern, Galliern und Griechen. Eine Zeitlang hatten auch italische Söldner in ihren Reihen gefochten, bis die Hegemonie Roms der Reisläuferei ein Ende gemacht. Die gefürchtetsten Truppen bildeten, wie bei Pyrrhus, die Elefanten und die Reiterei. Wenn auch die schier unerschöpflichen Mittel des Staates es erlaubten, Mannschaften in beliebiger Stärke anzuwerben, so hielten die zusammengelaufenen Mietlinge doch keinen Vergleich aus mit dem nationalen römischen Fußvolk, „streitbarer Bauern mannhafter Zucht", wie sich bald zeigen sollte!



Goldmünze des Königs Hiero II. von Syrakus.
(Berlin, Königl. Münzkabinett.)
Nach Gipsabguß.



Tempel der Concordia in Agrigent (Girgenti).
(Brogi phot.)

Gleich nach dem Beschluß der Zenturiatkomitien traf man Anstalten, nach Sizilien überzusetzen. Der erste Versuch scheiterte. Großspurig soll da Hanno, der Befehlshaber der Karthagischen Besatzung in Messana, geäußert haben, wider seinen Willen könnten sich die Römer nicht einmal die Hände im Meere waschen. Einige Tage nachher stand der Kriegstribun Claudius vor der Stadt und nahm durch eine List Hanno gefangen, der in seiner Torheit seinen Leuten die Weisung gab, die Burg Messanas zu räumen. Kurz darauf traf Appius Claudius Caudex mit der Hauptmacht ein, ohne daß der Feind seine Landung zu hindern vermochte. Er schlug die Syrakusaner und die Karthager und gewann die meisten sizilischen Städte. Als im nächsten Jahre die Römer mit beiden konsularischen Heeren auf der Insel erschienen, schloß Hiero ein Bündnis mit ihnen und verpflichtete sich zur Entrichtung eines jährlichen Tributs von 1010 Talenten (450 000 M.), wogegen er als König von Syrakus anerkannt wurde. Mit seiner Unterstützung entriß man den Karthagern das feste Agrigent. Zugleich aber suchten die Feinde die italischen Küsten heim und taten den Römern auch sonst manchen Abbruch. Um dem meerbeherrschenden Gegner beizukommen, beschloß man in Rom eine Flotte zu bauen. Das Hauptverdienst, eine starke Marine geschaffen zu haben, gebührt den griechischen Bundesstädten. Sie stellten die Schiffe und die Seeleute, und ihnen verdankten es die römischen Landratten, daß sie auf dem ihnen fremden Element viel weniger Verluste erlitten als die mit der See vertrauten Punier! Die offizielle Überlieferung freilich, welche die Leistungen der Verbündeten geflissentlich verschweigt, erzählt das Märchen, den Römern habe ein gestrandetes karthagisches Schiff als Muster gedient und ihre Leute hätten sich auf dem Lande im Rudern geübt. In 60 Tagen waren 120 Fünfdecker fertig, jeder mit 300 Ruderknechten bemannt. Da aber die Römer sich nicht ganz der Geschicklichkeit der Griechen überlassen wollten, ersannen sie ein Mittel, welches ihnen die Möglichkeit bot, auch auf dem Wasser den Feinden mit der blanken Waffe entgegenzutreten. Es waren die sogenannten Raben, an den Masten angebrachte Enterbrücken, die auf die feindlichen Schiffe gelassen wurden und sich mit ihren spitzen Haken festklammerten, so daß die Legionäre, 120 auf jedem Fünfdeck, hinüberspringen und mit dem Schwert in der Faust den Kampf in eine Landschlacht verwandeln konnten. Dank dieser Erfindung errang der Konsul Duilius im Jahre 260 bei Mylä (westlich von Messana) über die weit stärkeren Karthager einen glänzenden Sieg, zu dessen dauerndem Gedenken eine mit den Schnäbeln erbeuteter Schiffe geschmückte Säule auf der Rednerbühne aufgestellt wurde. Aber trotz dieses überraschenden Erfolges und, obwohl die Römer ihre Flotte beinahe verdreifachten, nahm der Krieg einen schleppenden Gang und war ein Ende nicht abzusehen.

Deshalb gedachten die Römer den Stier bei den Hörnern zu fassen. 257 stachen die Konsuln Atilius Regulus und Manlius Vulso mit einer gewaltigen Flotte in See. An der Südspitze Siziliens stießen sie auf die Punier, die ihnen die Überfahrt nach Afrika verwehren wollten. Eine Seeschlacht entspann sich, wie ihrer die Geschichte nur wenige kennt. 700 Schiffe mit 300000 Mann an Bord, zur Hälfte Karthager, zur Hälfte Römer, rangen um den Sieg. Die Konsuln gewannen und landeten, ohne Widerstand zu finden, bei Klupea, südlich von Kap Bon, worauf Vulso mit dem

größten Teile des Heeres zurückkehrte. Regulus verwüstete mit Feuer und Schwert weithin die Umgegend, bemächtigte sich des wichtigen Tunis, schlug die Truppen der Karthager und brachte ihre geknechteten Untertanen zum Abfall. Erschreckt baten die Feinde um Frieden. Sie konnten ihn haben, aber nur, wenn sie sich den Römern unterwarfen. Die schimpfliche Bedingung war für sie unannehmbar, der Krieg dauerte fort. Xanthippus, ein spartanischer Söldnerführer in karthagischem Dienste, bot sich als Retter an. Man übertrug ihm den Oberbefehl, und nachdem er das Heer besser organisiert, ihm einen andern Geist eingehaucht hatte, zwang er die Römer in einem ebenen, für die Verwendung der Reiterei und der Elefanten günstigen Gelände zur Schlacht. Regulus wurde gefangen genommen, die Mehrzahl seiner Leute niedergehauen. Nur 2000 entkamen nach Klupea (256). Die Römer schickten auf die Kunde hiervon eine neue Flotte nach Afrika. Diese besiegte die Karthager, nahm die Trümmer des alten Heeres auf, wurde aber auf der Heimfahrt vom Sturm zerstört.

Nach diesem doppelten Mißgeschick beschränkten sich die Römer auf den Landkrieg in Sizilien. Hier hatten sie mehr Glück. 254 eroberten sie Panormus, die punische Hauptstadt der Insel, bald darauf die Liparischen Eilande. Doch wußte sich der karthagische Feldherr Hasdrubal — den Ausländer Xanthippus hatte man aus Besorgnis entlassen — im Westen Siziliens zu behaupten. Als er Panormus wiedergewinnen wollte, erlitt er gegen den Prokonsul Cäcilius Metellus eine so furchtbare Niederlage (250), daß die Karthager die Hoffnung aufgaben, als Sieger aus dem Kampfe hervorzugehen. Aber die Friedensverhandlungen zerschlugen sich. Die Römer schraubten eben ihre Forderungen zu hoch, indem sie mindestens die Räumung ganz Siziliens verlangten. Wahrscheinlich wurden sie in ihrem Verhalten durch den Rat des Regulus bestärkt, der nach einer ziemlich spät auftauchenden Nachricht die punischen Bevollmächtigten nach Rom begleitete und auch mit ihnen nach Karthago zurückkehrte. Was sonst noch über die Gesandtschaft des Regulus erzählt wird, ist dichterische Zutat. Die Punier sollen ihm entweder die Augenlider abgeschnitten und sein Gesicht den brennenden Sonnenstrahlen ausgesetzt oder ihn in ein nach innen mit Nägeln beschlagenes Faß gesteckt und dieses einen Berg hinabgerollt haben. Die herzzerreißende Geschichte von den semitischen Unmenschen ist eigens zu dem Zweck erdacht worden, die Barbarei der Römer zu vertuschen. Die Frau des Regulus behandelte nämlich die ihr überwiesenen Kriegsgefangenen so grausam, daß die Volkstribunen einschreiten mußten. Die Punier weigerten sich, das Westende der heißumstrittenen Insel abzutreten. Hier lagen ihre festesten Bollwerke, die noch immer vergebens berannt worden waren. Diese zur Übergabe zu zwingen, rückten die Römer mit 100 000 Mann heran. Als sie Lilybäum einschlossen, schützte der karthagische Admiral Adherbal die hart bedrängte Stadt und stellte ihre Verbindung mit der gleichfalls bedrohten Festung Drepana her, wodurch die Belagerer in große Not gerieten. Wohl oder übel beschlossen die Römer, sich nochmals auf die See zu wagen. Binnen kurzer Frist rüsteten sie zwei stattliche Flotten aus. Mit der einen griff der Konsul Claudius Pulcher das vor Drepana liegende Geschwader der Feinde an. Aber Adherbal schlug seinen unfähigen Gegner bis zur Vernichtung. Das Volk glaubte, die Gottlosigkeit des Konsuls sei an dem schlimmen Ausgang des Treffens schuld; denn als am Morgen des Schlachttages die um Rat gefragten heiligen Hühner (S. 310) das Futter zurückgewiesen hatten, da habe Pulcher dieses böse Vorzeichen nicht nur unbeachtet gelassen, sondern sogar die Unglücksprophetinnen mit höhnenden Worten ins Meer geworfen. Die andere, von dem Amtsgenossen des Frevlers befehligte Flotte ging durch Schiffbruch zugrunde (249). Kein Wunder, daß die Römer des kostspieligen Seekrieges wieder überdrüssig wurden. Die Folgen der schweren Verluste machten sich auch zu Lande fühlbar: Man sah sich genöthigt, die Belagerung Lilybäums aufzuheben. Die Karthager gewannen neuen Mut. Ihre Lage gestaltete sich noch vorteilhafter, als sie den jungen Hamilkar, mit dem Beinamen



Römischer Silberdenar aus der Zeit des Augustus mit Darstellung einer mit Schiffsschnäbeln geschmückten Säule (columna rostrata).
(Berlin, Königliches Münzkabinett.) Nach Gipsabguß.

Barkas (= Blitz) das Kommando in Sizilien anvertrauten. Der kaum dreißigjährige Feldherr bildete durch seine edle, kraftvolle Persönlichkeit aus den zusammengewürfelten Abenteurern und Taugenichtsen, die sich dem Höchstbietenden zu verkaufen pflegten, ein tüchtiges, dem Führer in Not und Tod ergebenes Heer. Mit genialem Blick besetzte er den isoliert aufsteigenden Herkte, einen mächtigen Kalkstock bei Panormus, und verwandelte ihn in eine uneinnehmbare Festung. Am Fuße des Berges breitet sich eine treffliche Bucht aus, die den Puniern erlaubte, auch zur See die Verbindung mit den karthagischen Städten aufrecht zu halten und kühne Beutezüge zu unternehmen. Bald war er der Schrecken der Feinde. Plündernd durchzog er das ganze Eiland, und seine Raubschiffe brandschatzten die Küsten bis nach Kampanien hin. Um den Römern, welche Drepana belagerten, noch mehr zu schaden, warf er sich mit seiner mutigen Schar auf den diese Stadt überragenden Eryx, einen 750 Meter hohen, auf drei Seiten steil abfallenden Felsen. Der Handstreich war um so verwegener, als auf der von dem berühmten Venustempel gekrönten Spitze des Berges eine feindliche Besatzung lag. Die Römer machten die verzweifeltsten Anstrengungen, sich des rastlosen, alle ihre Pläne durchkreuzenden Generals zu entledigen und die Festung zu erobern. Das eine wie das andere war nur möglich, wenn man das Meer beherrschte. Aber die Mittel des Staates waren erschöpft. Über 300000 Menschen hatten in dem heillosen Kriege den Tod gefunden, 700 Schiffe waren gescheitert, von den Feinden versenkt oder erbeutet. Trotz dieser Riesenopfer hatte man so gut wie nichts erreicht. Dennoch durfte man dem Kampfe nicht ruhmlos entsagen. Die Ehre des römischen Namens, ja die Existenz der römischen Republik stand auf dem Spiel. In dieser Verlegenheit schaffte der Patriotismus begüterter Bürger Rat. Sie brachten aus ihrem Privatvermögen so viel zusammen, daß man 200 Fünfdecker ausrüsten konnte. Mit diesen fuhr der Konsul Lutatius Catulus nach Sizilien und schnitt dem zu Lande eingeschlossenen Drepana auch von der Seeseite die



Der Berg Herkte (monte Pellegrino) bei Panormus (Palermo). (Brogi phot.)

Zufuhr ab. Ein karthagisches Geschwader sollte den Belagerten Lebensmittel und Verstärkungen bringen. Als es der Festung nahte, segelten ihm die Römer entgegen und griffen es bei den Ägatischen Inseln an. Die Schlacht mußte den langwierigen Krieg entscheiden, mochte gewinnen, wer wollte. Für die Römer bedeutete eine abermalige Niederlage den finanziellen Ruin des Staates. Aber auch die Punier standen an der äußersten Grenze ihrer Leistungsfähigkeit, und selbst wenn

sie eine neue Flotte bauen konnten, bis zu deren Ankunft ließ sich Drepana nicht halten. Die Römer siegten. Sie nahmen sämtliche Frachtschiffe und 70 Fünfruderer, 50 bohrten sie in den Grund (241). Sofort wurde Hamilkar ermächtigt, Frieden zu schließen. Er vereinbarte mit Lutatius Catulus folgende Bedingungen: „Die Karthager räumen Sizilien, liefern die Gefangenen ohne Lösegeld aus und zahlen in 20 Jahren 2200 Talente (rund 10 Millionen M.), bleiben aber selbständig. Hamilkar darf mit seinen Leuten abziehen, ohne die Waffen zu strecken." Das römische Volk, dem die Bestätigung des Friedens vorbehalten war, erhöhte die Kriegsentschädigung um 1000 Talente und bestimmte, daß auch die Liparischen Inseln abgetreten werden sollten. Zähneknirschend gab Hamilkar nach und verließ unbesiegt den Schauplatz seines Ruhmes.



Kupfermünze von Lipara.
(Berlin, Königl. Münzkabinett.)
Nach Gipsabguß.

So endete der Krieg um Sizilien, gleichsam die Exposition zu einer der erschütterndsten Tragödien, welche sich auf der Weltbühne abgespielt haben, der erste Gang in dem titanischen Ringen, das sich noch zweimal erneuerte, bis der eine der Gegner tot am Boden lag. Die Sieger gelüstete es, den Kampf ohne Unterbrechung fortzusetzen; aber fast ebenso müde und wund wie die Besiegten, gönnten auch sie sich eine Ruhepause, um frische Kräfte zu sammeln, vorläufig mit dem immerhin beträchtlichen Gewinn zufrieden.

Sizilien trat nicht in die italische Eidgenossenschaft ein, sondern wurde mit Ausnahme des Königreichs Syrakus die erste römische „Provinz". Dies Wort bedeutet zunächst Amtsverrichtung, dann Geschäftskreis, Verwaltungsbezirk und ist seit 241 stehende Bezeichnung für die von Rom erworbenen, außerhalb der Apenninenhalbinsel liegenden Länder. Die Römer übernehmen den militärischen Schutz der eroberten Gebiete, sorgen für Handhabung des Rechts und für geregelte Verwaltung. Zu diesem Zwecke entsenden sie Jahr für Jahr einen Statthalter dorthin, anfangs einen Prätor, später einen Prokonsul oder Proprätor. Er befehligt die dort stationierten Truppen und ist zugleich Gerichts- und Regierungspräsident. Ein Quästor als zweithöchster Beamter steht unter ihm dem Finanzwesen vor. Die Provinzen müssen die Ruhe und Ordnung, welche Rom ihnen bringt, teuer erkaufen. Vorab werden sie politisch abhängig und verlieren auch einen großen Teil ihrer Gemeindefreiheiten. Nur einige Städte, namentlich solche, welche sich dem Eroberer freiwillig angeschlossen haben, genießen gewisse Vergünstigungen. Sodann sind sie zu mancherlei Leistungen verpflichtet, haben im Kriege Hilfsvölker, meist Reiter und Leichtbewaffnete, zu stellen, den Unterhalt für die Besatzungen zu beschaffen und abgesehen von außerordentlichen Abgaben Zölle, Zehnten oder direkte Steuern zu entrichten. Die Gefälle werden vom Zensor auf je fünf Jahre, und zwar gegen Vorausbezahlung verpachtet. Die Einziehung der Beträge ist Sache der Pächter. Die Römer sind den Einheimischen gegenüber nicht nur in staatsbürgerlicher, sondern auch in privatrechtlicher Beziehung sehr bevorzugt. Vor allem sind sie ihnen wirtschaftlich überlegen, indem sie überall Handel treiben und Grundeigentum erwerben dürfen, während den einheimischen Gemeinden das commercium untereinander entzogen ist. Rom, sowohl der Staat wie die Privaten, zieht mithin großen Nutzen aus den Eroberungen, für deren Sicherheit und kulturelle Hebung es aus eigenen Mitteln nichts aufzuwenden braucht. Daher führen die Provinzen in der republikanischen Zeit auch den bezeichnenden Namen „Landgüter des römischen Volkes". Sobald die Römer die Annehmlichkeiten dieser Landgüter einmal gekostet hatten, richtete sich ihr Hauptbestreben darauf, ihre Zahl zu vermehren. Eben hatten sie sich in Sizilien häuslich eingerichtet, da besetzten sie Sardinien.

Die Insel gehörte den Karthagern. Nach Beendigung des ersten punischen Krieges konnten diese bei der gänzlichen Erschöpfung des Staates die von Sizilien nach Afrika hinübergeschafften Miettruppen nicht entlohnen. Daraufhin erhoben die Söldner die Fahne des Aufruhrs, welcher die unglückliche Stadt an den Rand des Verderbens brachte. Ihr Hauptquartier war

Tunis, von wo ihre Würgerbanden bis vor die Mauern Karthagos zogen. Bald rauchte das Land von dem unschuldig vergossenen Blute. Denn nachdem die entmenschten Rebellen Hunderte vornehmer Punier zu Tode gemartert hatten, faßten sie den furchtbaren Beschluß, alle Karthager, die in ihre Gewalt gerieten, ans Kreuz zu schlagen, allen Fremden in karthagischen Diensten die Hände abzuhauen, und nur zu gewissenhaft hielten sie Wort. Wer zur Milde riet, wurde von den eigenen Kameraden gesteinigt. Um sich von dem harten Druck der karthagischen Herrschaft zu befreien, empörten sich auch die Libyer und machten, 70 000 Mann stark, mit den Aufständigen gemeinsame Sache. Ebenso meuterten die Besatzungen in Sardinien. Aber sie vermochten sich gegen die durch ihre Gewalttätigkeiten zum äußersten getriebenen Insulaner nicht zu behaupten, und als sie sich vergebens an die Römer gewandt hatten, mußten sie nach Italien fliehen. Im vierten Jahre gelang es der Klugheit und Tatkraft Hamilkars, die Söldner zu bezwingen — ihrer 40 000 wurden niedergemetzelt —, die Libyer zu unterwerfen und Karthagos Macht in Afrika noch zu erweitern. Dann schickte er sich an, Sardinien zurückzugewinnen. Doch nun erklärte Rom den Krieg, indem es sich in seinem Machthunger nicht scheute, die mißliche Lage der schwer geprüften Stadt auszubeuten. Um den Frieden zu erhalten, mußten die Karthager nicht nur auf Sardinien verzichten, sondern dazu noch 1200 Talente zahlen. Bald darauf bemächtigten sich die Römer Korsikas und vereinigten es mit Sardinien zu einer Provinz. So waren sie in unbestrittenem Besitz der Tyrrhenischen See.

Um dieselbe Zeit befestigten sie ihre Herrschaft auf dem Adriatischen Meere. Störung des Handels durch illyrische Piraten bot dazu den erwünschten Anlaß. Der Senat verlangte Abstellung des Unwesens und Ersatz für den Schaden, den italische Kaufleute erlitten hatten. Teuta, die in Skodra (Skutari) residierende Königin des Korsarenstaates, erklärte den Seeraub für das gute Recht der Illyrier und ließ einen der Gesandten auf der Heimreise ermorden. Eine römische Flotte von 200 Schiffen brachte sie zur Vernunft. Sie verlor einen Teil ihres Gebietes, mußte Tribut zahlen und jeder Befehdung der See entsagen. Freudig schlossen mehrere Städte und Völkerschaften des westlichen Griechenlands mit den Römern ein Bündnis. Athen wie Korinth erwies den Beschützern der Kultur sogar die Ehre, sie als Hellenen anzuerkennen, indem ihnen das eine zu dem eleusinischen Geheimdienst, das andere zu den isthmischen Spielen Zutritt gewährte.

Kurz nachher hatten die Römer Gelegenheit, einen gleich edlen Gebrauch von ihrer militärischen Überlegenheit zu machen. Als sie das den Senonen entrissene, aber noch nicht aufgeteilte Gebiet an der umbrischen Küste ärmeren Bürgern zur Besiedelung überwiesen, brachte dies wiederum die Bojer in Bewegung. Auch die Insubrer glaubten sich bedroht. Beide Stämme nahmen die Gäsaten, beutelustige Krieger aus dem eigentlichen Gallien, in Sold und brachen nach deren Ankunft in Italien ein. Die Römer boten eiligst ihren Heerbann auf und erließen an alle Bündner den Befehl zu eifrigen Rüstungen. Im äußersten Notfalle vermochte die Eidgenossenschaft über 800 000 Mann den gefürchteten Horden entgegenzustellen. Aber bevor man die Apenninenpässe sperren konnte, standen die Kelten schon mit 50 000 Fußsoldaten und 20 000 Reitern und Wagenkämpfern vor Clusium. Die etruskische Miliz wurde von ihnen geschlagen. Da traf die Nachricht ein, daß einer der Konsuln von Umbrien aus mit mehr als 25 000 Mann heranrückte. Die Kelten wandten sich jetzt, um den Legionen auszuweichen, nach der Küste. Doch inzwischen war der andere Konsul mit einem ebenso starken Heere in Pisa gelandet und marschierte südwärts. Bei Telamon, unweit des Monte Argentario nahmen die beiden römischen Armeekorps den Feind in die Mitte und zahlten ihm die Verwüstung Etruriens gründlich heim. Nur ein Viertel der Gallier rettete sich. Die anderen blieben auf der Walstatt, wurden gefangen genommen oder gaben sich selbst den Tod. Die Römer warteten jetzt nicht ab, bis die Barbaren nochmals Italien mit Mord und Brand heimsuchten, sondern drangen in die Poebene ein, unterwarfen die Bojer und erbauten, um sie im Zaum zu halten, die Kolonie Mutina (Modena). Dann zogen sie im Verein mit den ihnen verbündeten Cenomanen gegen

die Insubrer. 222 kam es zu der entscheidenden Schlacht bei Clastidium, südlich von Pavia. Der Konsul Claudius Marcellus errang über die Insubrer und ihre gedungenen Hilfstruppen einen glänzenden Sieg, streckte einen der gallischen Heerkönige mit eigener Hand nieder und gewann dadurch die fette Beute (S. 304). Unter den geschlagenen Völkern wurden auch — das erste Mal in der römischen Geschichte — Germanen erwähnt. In demselben Jahre erstürmte des Claudius Amtsgenosse Mailand, die Hauptstadt der Insubrer. Zur Sicherung der Polinie erhoben sich bald die mächtigen Festungen Cremona und Placentia (Piacenza), jede mit 6000 Kolonistenfamilien belegt und mit 20 Geviertmeilen Ackerland ausgestattet.

Die Pflanzstädte waren noch nicht fertig, da baten Abgesandte aus dem spanischen Sagunt (nördlich von Valencia) den Senat um Hilfe gegen die Punier, die im Begriffe standen, die ganze Pyrenäische Halbinsel zu unterwerfen. Zu derselben Zeit, wo die Römer ihre neuen Provinzen einrichteten, die illyrischen Freibeuter züchtigten und die räuberischen Gallier bekämpften, errichtete das Heldengeschlecht der Barkiden im Lande „der untergehenden Sonne“ (Spanien vom phönizischen Wort zaphán = sich verbergen) ein mächtiges Kolonialreich. Der Gründer war Hamilkar Barkas. Sobald er den karthagischen Staat aus dem Verderben gerettet hatte, unterbreitete er der Regierung den Plan, als Ersatz für Sizilien und Sardinien das reiche Spanien zu erobern. Die herrschende Aristokratie versprach sich nicht viel von der Sache; aber da sie die geistige Überlegenheit des kühnen Generals und seine Beliebtheit beim Volke fürchtete, gab sie, um ihn loszuwerden, ihre Zustimmung, ernannte ihn zum Oberfeldherrn und übertrug ihm eine fast königliche Gewalt, ohne ihn indes materiell zu unterstützen. 236 setzte er mit einer Handvoll Libyer und Söldner über die Meerenge von Gades. Seine Söhne Hannibal, Hasdrubal und Mago, „die Löwenbrut“, sowie sein Eidam Hasdrubal begleiteten ihn und sogen in seinem Feldlager unauslöschlichen Haß gegen Rom ein, der sie Zeit ihres Lebens erfüllte. 8 Jahre kämpfte er gegen die Völkerschaften am Guadalquivir und Guadiana. Der ergiebige Minenbetrieb warf genug ab, um das Heer zu unterhalten und zu vermehren, und selbst die streitbaren Stämme der Halbinsel scharten sich gern um die Fahne des Eroberers. Schon dachte Hamilkar daran, den Rachekrieg gegen Rom zu eröffnen, da fand er den Tod auf dem Schlachtfelde. Die Truppen wählten seinen Schwiegersohn zum Nachfolger. Dieser erbaute als Hauptstützpunkt der karthagischen Macht die „Neustadt“ (Kartagena) mit dem besten Hafen an der Ostseite des Landes. Als er die Grenzen der punischen Herrschaft immer weiter vorschob, gerieten die Römer in Besorgnis. Obwohl sie wegen anderweitiger Unternehmungen nicht mit Waffengewalt eingreifen konnten, setzten sie es doch in einem Vertrage mit Hasdrubal durch, daß die Karthager den Ebro nicht überschreiten dürften. Ohne sich an die Vereinbarung, die sie selbst angeregt hatten, zu kehren, schlossen sie kurz darauf widerrechtlich ein Bündnis mit der südlich dieser Linie liegenden Stadt Sagunt und muteten den Puniern zu, deren



Etruskischer Krieger.
Nach einem Relief, gefunden in Faesulae.

Unabhängigkeit anzuerkennen. Sie wollten offenbar, sobald ihre Verhältnisse es zuließen, in Spanien einfallen und bedurften dazu eines passenden Landungsplatzes, aber die Karthager kamen ihnen zuvor. Hasdrubal wurde 221 von einem keltischen Sklaven ermordet. Das Kommando ging nun, wie wenn es sich um eine erbliche Würde handelte, an Hamilkars ältesten Sohn Hannibal über. Der neue Oberbefehlshaber belagerte Sagunt. Die Einwohner riefen den Schutz Roms an. Die Römer konnten ihrem Gesuche nicht sofort willfahren, denn es waren ihnen eben damals durch einen Krieg mit dem illyrischen Piratenfürsten Demetrius von Pharus (heute Lesina an der dalmatinischen Küste) die Hände gebunden. Während sie sich der Raubnester bemächtigten und den verwegenen Dynasten zur Flucht nach Mazedonien zwangen, schickten sie eine Gesandtschaft nach Spanien, welche Hannibal aufforderte, die römische Bundesstadt unbehelligt zu lassen. Der aber wies die Boten aus dem Lande und nahm Sagunt nach langwieriger Belagerung ein. Die Römer wandten sich jetzt beschwerdeführend an die karthagische Regierung. Sie betrachteten das Vorgehen gegen Sagunt als einen Bruch des Vertrages, den sie mit Hasdrubal geschlossen hatten, und machten die Erhaltung des Friedens unter anderm von der Bedingung abhängig, daß ihnen Hannibal ausgeliefert werde. War auch der Adel den Barkiden nicht gewogen, so empfand er doch das Ansinnen der Römer als eine Beleidigung der nationalen Ehre und lehnte mit großer Mehrheit die Forderung ab. Daraufhin schickte der Senat eine neue Gesandtschaft, welche fragte, ob Hannibal mit oder ohne Genehmigung des Staates gehandelt habe. Als man sich an einer klaren Antwort herumzudrücken suchte, raffte der Führer der Gesandtschaft seine Toga zu einem Bausch zusammen und rief in herrischem Tone: „Hier bringe ich euch Krieg und Frieden. Nehmt, was gefällt!“ „Gebt, was ihr wollt!“ tönte es trotzig zurück. „Da habt ihr den Krieg“, sagte der Römer, die Falten seines Gewandes glättend. „Wir nehmen ihn an“, war die einstimmige Antwort.

Der zweite punische Krieg heißt auch der Hannibalische, und dies mit Recht. Der älteste der Löwenbrut gehört zu den bedeutendsten Feldherren aller Zeiten. Unter den damaligen Heerführern, den karthagischen, wie den römischen, reicht keiner an ihn heran. Mit strategischer Begabung, die ihn auf den ersten Blick die Vorteile des Geländes und die schwache Seite des Gegners erkennen ließ, verband er als gelehriger Schüler seines Vaters und Berufssoldat genaueste Kenntnis in allen militärischen Fragen. Mutig, daß er vor keiner Gefahr erbebte, als der erste in die Schlacht zog, als der letzte aus dem Kampfe zurückkehrte, hütete er sich gleichwohl vor jeder Tollkühnheit. Bei aller, selbst das kleinste Versehen ahndender Strenge, war er gerecht und wie ein Vater um seine Truppen besorgt, und indem er die größten Strapazen mit seinen Leuten teilte, in Ausdauer und Genügsamkeit stets mit gutem Beispiel voranging, wurde er bald der Abgott des Heeres. Dabei leitete er allein den Krieg und behielt während der ganzen Dauer desselben, volle 17 Jahre, das Kommando. In ihm verkörperte sich der Haß der Karthager gegen die Römer, denen er schon als kleiner Knabe ewige Feindschaft geschworen hatte. Er ist der gefürchtetste Gegner der Römer gewesen. Sein bloßer Name wirkte wie ein Schreckgespenst, und noch nach Jahrhunderten lebte die Erinnerung an die Zeit fort, wo „der trotzige Afrer die italischen Städte wie die Flammen den Kienwald, wie der Oststurm das sizilische Meer durchtobte“. Endlich führte er durchweg mit eigenen Mitteln den Krieg. Daraus erklärt es sich auch, daß fast ausschließlich zu Lande gekämpft wurde, während bei dem ersten Zusammenstoß die Flotte den Ausschlag gab. Allerdings war die punische Seemacht im Jahre 218 nicht mehr das, was sie ein Menschenalter zuvor gewesen. Aber sie hätte noch gute Dienste geleistet.

Was die beiderseitigen Truppen anbetrifft, so hielten die karthagischen keinen Vergleich mit den römischen aus. Hier fochten Söldner, freilich tüchtiger als sonst Mietlinge zu sein pflegen, in ihrer Art vielleicht sogar ein Elitekorps. Dort stand ein Volk in Waffen, das für die heimischen Götter, für Vaterland und Freiheit, für Familie und Eigentum sein Herzblut opferte. Auch die Ausrüstung der Römer war besser, weshalb Hannibal im Laufe des Krieges

seine Soldaten mit römischen Lanzen und Schwertern bewehrte. Nur die afrikanischen Reiter, numidische Wüstensöhne, zeigten sich den italischen weit überlegen. Wenn die Römer in den ersten Jahren schwere Niederlagen erlitten, so lag die Schuld weniger an der Mannschaft als an den Führern. Wenn sie schließlich gewannen, so verdankten sie dies ihrer Wehrordnung. Die Kerntruppen Hannibals schmolzen mehr und mehr zusammen. Es fehlte ihm an genügendem und geeignetem Nachschub. Die Römer, die in ihrem und dem latinischen Bauernstande über das beste Menschenmaterial verfügten, konnten jede Lücke sofort aus ihren eigenen Bürgern und treuesten Bundesgenossen ausfüllen. Der endgültige Sieg der Römer über die Punier ist ein Sieg der allgemeinen Dienstpflicht über das Söldnertum. Nachdem Hannibal mit Libyern Spanien, mit Spaniern Afrika gedeckt hatte, brach er im Frühjahr 218 mit 90 000 Fußsoldaten, 12 000 Reitern und 37 Elefanten von Kartagena auf, eroberte das Land nördlich vom Ebro und ließ zum Schutze eine genügende Besatzung zurück. Die unzuverlässigen Truppen entsandte er in die Heimat. Dann überschritt er die Pyrenäen, erzwang sich den Durchmarsch durch Aquitanien und setzte über die Rhone. Die Römer waren aufs höchste überrascht. Sie hatten beabsichtigt, den Krieg auf punischem Gebiet zu führen. Von den Konsuln sollte Publius Cornelius Scipio nach Spanien, Tiberius Sempronius Longus nach Afrika gehen. Der eine war eben in dem befreundeten Massilia gelandet. Da er zu spät kam, um das Vorrücken Hannibals zu hindern, eilte er wieder nach Italien, während sein Heer unter dem Kommando seines Bruders Gnäus nach Spanien fuhr. Die Punier zogen anfangs die Rhone aufwärts, bogen dann nach Osten, erreichten nach schweren Kämpfen mit feindlichen Bergstämmen den Kamm der Alpen und überwanden zum Staunen der Welt alle Schrecken der Natur. Welchen Weg sie eingeschlagen haben, läßt sich nicht genau feststellen. Die meisten Forscher entscheiden sich für den kleinen St. Bernhard, dessen Paßhöhe 2200 Meter über dem Meeresspiegel liegt, und diese Ansicht entspricht auch am besten den Angaben des Polybius, unserer lautersten Geschichtsquelle für jene Periode. Mit 20 000 Mann zu Fuß und 6000 Reitern stieg Hannibal in das Tal der Dora Baltea hinab. Hier war er geborgen. Die gallischen Völkerschaften Oberitaliens, mit denen er schon von Spanien aus in Verbindung getreten war, jubelten ihm als den Befreier vom römischen Joch zu, lieferten ihm Vorräte und verstärkten sein Heer. Die Bojer hatten sich schon auf die Nachricht, daß er Kartagena verlassen habe, erhoben und auch die Insubrer aufgewiegelt, waren aber wieder unterworfen worden. Nach längerer Rast setzte Hannibal seinen Marsch fort. Am linken Ufer des Tessin empfingen ihn die Römer unter Publius Scipio, der mit frischen Truppen von Placentia aus stromaufwärts gezogen war. Der Konsul brannte vor Begierde, sich mit den Puniern zu messen. Ein Gefecht mit der numidischen Reiterei kühlte seinen Mut merklich ab. Besiegt und verwundet zog er sich über den Po zurück und erwartete in einem verschanzten Lager rechts der Trebia seinen Amtsgenossen. Sempronius wollte gerade von Lilybäum nach Afrika segeln, als ihm die Kunde ward, daß Hannibal in



Paß über den kleinen St. Bernhard.

Oberitalien eingebrochen sei. Ungesäumt fuhr er nach Ariminum und eilte von dort dem Kollegen zu Hilfe. Als sich die konsularischen Heere vereinigt hatten, ließ sich Sempronius aus falschem Ehrgeiz zur Schlacht verleiten. Gegen Scipios Rat gab er die feste Stellung auf und führte die Legionen bei naßkaltem Wetter durch die hochangeschwollene Trebia. Die Reiter und Leichtbewaffneten wurden beim ersten Angriff geworfen. Die Schwergerüsteten leisteten anfangs tapfer Widerstand. Als ihnen aber die numidischen Reiter von der Flanke zusetzten, Hannibals Bruder Mago aus dem Hinterhalte hervorbrach, mußten auch sie weichen (Dezember 218). Während jedoch die Masse des Heeres fiel oder zersprengt wurde, schlugen sie sich in einer Stärke von 10 000 Mann nach den kürzlich angelegten Festungen Placentia und Kremona durch, den einzigen Plätzen, in deren Besitz sich die Römer dauernd behaupteten. Alles übrige nördlich des Apennins ging ihnen verloren und wurde Hauptrekrutierungsgebiet für die Punier.

Die Römer wagten es jetzt nicht mehr, die Offensive zu ergreifen, sondern wollten nur die Halbinsel schützen. Leider begnügten sich die Konsuln des Jahres 217 mit der Deckung der wichtigsten Straßen, ohne durch Aufklärungstruppen die Absichten der Feinde auszukundschaften. So kam es, daß Hannibal ungehindert über den Apennin gehen und in Etrurien einfallen konnte. Hier freilich traten ihm fast unüberwindliche Hindernisse entgegen. Schneeschmelze und Regengüsse hatten die ganze Niederung des Arno in einen See verwandelt. Vier Tage dauerte es, bis sich das Heer aus dem Überschwemmungsgebiet herausgearbeitet hatte. Die Soldaten litten entsetzlich in dem grundlosen Morast, zumal sie sich nirgends von ihren Strapazen erholen konnten. Das Sumpffieber raffte Menschen und Tiere dahin. Der Feldherr verlor infolge einer Entzündung ein Auge. Aber er hatte seinen Zweck erreicht: der Weg ins Herz Italiens stand ihm offen. Nach kurzer Rast setzte er seinen Marsch fort, wobei er durch die Kelten und Numider die Umgegend ausplündern und verwüsten ließ. Erst jetzt erfuhr der Konsul Flaminius, der bei Arretium stand, seine Ankunft. Hals über Kopf zog er dem weit vorausgeeilten Feind nach, holte ihn am Trasimenischen See, südlich von Kortona, ein und ging arglos in die Falle, die ihm der schlaue Punier hier gestellt hatte. Als er beim Morgengrauen, während dichter Nebel die Aussicht benahm, in den Engpaß eingerückt war, den auf der einen Seite das Wasser, auf der anderen steil aufragende Berge einschließen, wurde er plötzlich überfallen. Im Augenblick sperrten die karthagischen Reiter den Eingang, und indes die Leichtbewaffneten von den Felsen herabstürmten, griff Hannibal mit dem Kern der Fußtruppen an. Die Römer wehrten sich mit gewohntem Heldenmut; aber durch die Unbesonnenheit des Konsuls war die Schlacht im voraus verloren. Fast das ganze Heer wurde vernichtet. Flaminius selbst fiel. 6000, welche die feindlichen Reihen glücklich durchbrochen hatten, mußten sich den sie verfolgenden Numidern ergeben. Der Konsul Servilius wollte von Ariminum aus dem Amtsgenossen zu Hilfe eilen. Da er nicht rechtzeitig eintreffen konnte, schickte er seine Reiterei voraus. Auch diese kam zu spät, wurde aber von den Puniern aufgehoben.

Ein solcher Schlag hatte die Römer seit dem Tage an der Allia nicht getroffen. Daher herrschte auch die größte Bestürzung in der Stadt, und wollte das Jammern kein Ende nehmen. Man sah in der Angst die Punier schon vor den Mauern, besserte schnell die schadhaft gewordenen Befestigungen aus und brach die armseligen Holzbrücken ab, welche über den Tiber führten. Besser als diese von der blassen Furcht diktierten Maßregeln war es, daß man neue Legionen aushob und einen alten, behutsamen Mann zum Diktator ernannte. Es war Fabius Maximus. Nicht durch waghalsiges Draufgehen, sondern durch kluges Vermeiden jeder Hauptschlacht führte er den Krieg. Denn er erkannte die Überlegenheit des punischen Feldherrn, wußte, daß dieser sich nur in ein Treffen einließ, wenn er alle Vorteile für sich hatte, und wollte die ihm anvertrauten Soldaten nicht mutwillig dem Verderben preisgeben. Indem er dem Feinde immer dicht auf den Fersen blieb, hinderte er ihn an bedeutenden Operationen und konnte jede Blöße, die er sich gab, ausnutzen. Durch seine besonnene Art erwarb er sich die größten Verdienste um den Staat. Zu spät würdigte man seine Tätigkeit und pries ihn als den Retter des

Vaterlandes. Damals aber dachte man anders. Man war ärgerlich, daß Hannibal ungestraft die blühendsten Landschaften verheerte, unbehelligt von Etrurien nach Umbrien und Picenum, dann durch Samnium nach Kampanien und endlich nach Apulien zog und gerade die römischen Ansiedlungen am meisten brandschatzte. Man verlangte handgreifliche Erfolge, und die vermochte „der Zauberer" nicht zu erzielen. Daher stellte man seinen Reiteroberſten Minucius, der den Feinden einigen Schaden zugefügt hatte, ihm im Range gleich und, auch als dieser durch selbstverschuldetes Unglück belehrt, sich freiwillig dem Diktator wieder unterordnete, hatte man für die in der gegenwärtigen Lage einzig richtige Kampfesweise kein Verständnis. Deshalb wählte man zu Konsuln für das Jahr 216 neben dem vorsichtigen Ämilius Paulus, dem Kandidaten der Vornehmen, den verwegenen Terentius Varro. Hierbei war zum Teil die Rücksicht auf die Bundesgenossen maßgebend. Hannibal spielte sich ihnen ebenso wie den Galliern gegenüber als Befreier auf, schickte ihnen die Kriegsgefangenen regelmäßig ohne Lösegeld zurück, schonte, so gut es ging, ihre Fluren und gab vor, er habe es nur mit den Römern zu tun. Bisher hatten sie seinen Lockungen widerstanden. Aber man durfte ihre Treue auf keine zu harte Probe stellen.



Hannibal.
Antike Büste, die der Überlieferung nach den karthagischen Feldherrn darstellen soll. Im Nationalmuseum, Neapel. (Alinari phot.)

Bei Beginn des Frühlings rückten die Römer mit acht Legionen ins Feld, einschließlich der eidgenössischen Kontingente 80 000—90 000 Mann. Der Senat gab den Konsuln den Auftrag, die Feinde aufzusuchen und zu schlagen. Dieser Weisung gemäß marschierten sie nach Apulien, wo die Karthager überwintert hatten, und fanden den Feind unweit Cannä auf dem rechten Ufer des Aufidus. Um ihn nicht entwischen zu lassen, lagerten sie sich in unmittelbarer Nähe, Ämilius auf derselben, Terentius auf der linken Seite des Flusses. Die Verproviantierung der Punier wurde dadurch sehr erschwert. Sie konnten sich nicht mehr lange halten, wenn ihnen nicht ein entscheidender Sieg Luft machte. Die unzeitige Kampfeslust der Römer befreite sie aus ihrer Not. In frohem Wagemut führte Varro an einem Tage, an dem er das ganze Heer befehligte, seine Leute aus dem Lager, rief auch den Amtsgenossen herüber und ordnete die Truppen zur Schlacht. Auf dem rechten Flügel hart am Flusse kommandierte er selbst die bündnerischen Reiter, in der Mitte standen die Legionen unter dem vorjährigen Konsul Servilius, den linken Flügel bildete die römische Reiterei unter Ämilius. Hannibal hatte nur 40 000 Mann, aber doppelt so viele Reiter wie der Gegner, und da das ebene Gelände der Entfaltung der Reiterei günstig war, ging er sofort über den Aufidus und nahm das angebotene Treffen an. Varro gegenüber stellten sich die Numider auf. An sie lehnten sich die Fußsoldaten. Diese standen in zwei Schlachtreihen, vorn die Spanier und Kelten, zu beiden Seiten etwas rückwärts die schwere libysche Infanterie. Auf dem rechten Flügel befehligte der Unterfeldherr Hasdrubal die spanischen und gallischen Reiter. Ämilius wird gleich zu Anfang des Gefechts geworfen. Mit den siegreichen Schwadronen sprengt Hasdrubal nach dem linken Flügel und hilft auch hier den Sieg erringen. Die Numider verfolgen den geschlagenen Feind. Inzwischen sind die Legionen gegen das spanisch-keltische Fußvolk vorgegangen, haben es mühelos überwältigt und

dringen unaufhaltsam vor. Da fassen die Libyer, rechts und links einschwenkend, sie in die Mitte, und als die Römer dem Flankenangriff schon zu erliegen drohen, fällt ihnen noch Hasdrubal in den Rücken. Jetzt nützt nicht Mut, nicht Geschicklichkeit. Reihenweise werden die Tapferen niedergemäht, bis der letzte sterbend zusammenbricht. 70 000 Streiter, ein Achtel der ganzen römisch-latinischen Wehrkraft, bedecken das Blachfeld, unter ihnen der Konsul Ämilius, an 30 Kriegsobersten, 60 Senatoren und Tausende aus der Ritterschaft (Juni 216).

Zu keiner Zeit strahlt das Römertum in hellerem Glanze als nach der Niederlage bei Cannä, der gräßlichsten und verhängnisvollsten von allen. Geradezu ins Riesenhafte wächst die Heldengröße des Volkes, das am Rande des Abgrundes den edlen Kampf für die heiligsten Güter fortsetzt und durch sein Leiden und Ringen seine nur zu oft unsaubere Politik entsühnt. Den letzten Nerv anspannend, hebt man 40 000 Mann aus. Darunter befinden sich 8000 auf Staatskosten gekaufte Sklaven, denen man durch Verheißung der Freiheit echten Bürgergeist einhaucht. Als der dem Blutbade entronnene Varro nach Rom kommt, gehen ihm die Väter entgegen und danken ihm dafür, daß er nicht an der Rettung des Vaterlandes verzweifelt. Dem karthagischen Gesandten, der Friedensvorschläge überbringt, verbietet der Senat, die Stadt zu betreten, und lehnt jede Verhandlung mit dem Feind ab. Unerbittlich weigert er sich, die Gefangenen loszukaufen oder auch nur auszuwechseln, da ein Römer nur die Wahl habe zwischen Sieg und Tod. Die feige aus dem Kampf entflohenen Soldaten müssen als mit dem Makel der Ehrlosigkeit behaftet in Sizilien Kriegsdienste leisten. Hannibal hatte recht, als er darauf verzichtete, gleich von Cannä aus gegen Rom zu ziehen; denn vor den Mauern dieser Stadt hätte ihn das Geschick sicher ereilt.

Die Festigkeit der Römer wankte auch da nicht, als die Katastrophe von Cannä Unglück über Unglück gebar. Abgesehen von einigen griechischen Gemeinden trat ganz Unteritalien auf die Seite der Punier. In Kampanien fiel unter anderen Städten das mächtige Capua ab. Zugleich starb König Hiero, der treueste Bundesgenosse. Sein Enkel und Nachfolger Hieronymus führte die Streitkräfte von Syrakus den Feinden zu. Eben hatte sich nach der Ermordung des leichtsinnigen Fürsten der römisch gesinnte Adel des Regiments bemächtigt, da riß der Demos die Herrschaft an sich und ging mit fliegenden Fahnen in das Lager der Karthager, die mit einem Heere auf Sizilien gelandet waren und Agrigent besetzt hielten. Endlich schloß König Philipp V. von Mazedonien ein Bündnis mit Hannibal und griff die römischen Besitzungen an der illyrischen Küste an.

Aber damit hatte das Ungemach seinen Höhepunkt erreicht. Als ein punisches Heer sich dem kampanischen Nola näherte, erfocht Claudius Marcellus, „das Schwert Roms", einen vielgefeierten Sieg. Diesem ersten Lichtstrahl folgten bald andere, und wenn auch den Römern noch manches Mißgeschick begegnete, Tarent und andere hellenische Städte durch Gewalt oder Verrat den Puniern in die Hände fielen, wenn auch noch Ströme von Blut vergossen, das letzte auf dem Altar des Vaterlandes geopfert werden mußte, so schritt doch die Besserung der Gesamtlage stetig vorwärts. 212 war man bereits stark genug, um gegen das eidbrüchige Capua vorzugehen. Da sich die Einwohner, des Beistandes der Karthager sicher, nicht unterwerfen wollten, ward die Stadt belagert. Hannibal eilte den Eingeschlossenen zu Hilfe, aber ohne etwas auszurichten. Er marschierte gegen Rom. Eisige Angst ergriff alle auf die Kunde, daß der Gefürchtete vor den Toren stehe. Trotzdem blieb Capua belagert. Ohne Hoffnung auf Entsatz ergab sich die ausgehungerte Bürgerschaft. Wer von den schuldbewußten Ratsherren nicht vorgezogen hatte, sich selbst das Leben zu nehmen, wurde enthauptet, die Mehrzahl der Bevölkerung in die Sklaverei verkauft, der Rest aller Gemeinderechte beraubt, so daß die früher so blühende Stadt zum Dorf herabsank, und die ganze Feldmark eingezogen. Ein heilsamer Schrecken fuhr nach diesem Strafgericht den Bundesgenossen in die Glieder, und das Vertrauen auf den Schutz Hannibals schwand. Als bald darauf von dem alten Fabius Tarent zurückerobert wurde, hatten die Römer auch im Süden das Übergewicht, woran selbst kleinere Nieder-

lagen wie die des Marcellus, welche dem mutigen Feldherrn das Leben kostete, nichts mehr zu ändern vermochten. Hannibal merkte, daß es mit ihm bergab ging, daß seine Kräfte mehr und mehr versagten. Um zu gewinnen, mußte er dem Gegner einen vernichtenden Schlag versetzen, ähnlich dem bei Cannä. Dazu war aber ein starkes Heer gutgeschulter Soldaten nötig, und das konnte ihm nicht das dünnbevölkerte Oberitalien, nicht das verödete Großgriechenland, nicht seine Vaterstadt aufbringen. Seine einzige Hoffnung war Spanien. Auf seine Bitte schlug sich denn auch sein Bruder Hasdrubal, den er dort als Statthalter zurückgelassen hatte, durch die auf der Halbinsel stehenden Römer mit auserlesenen Scharen nach den Pyrenäen durch, drang auf demselben Wege, wie einst Hannibal, nach der Poebene und verstärkte hier sein Heer durch Gallier und Ligurer. Tödlicher Schrecken ergriff die Römer bei der Nachricht von seiner Ankunft. Eine neue Katastrophe drohte dem Staat. Sie abzuwenden, wurde das Menschenmögliche geleistet. Sämtliche Wehrfähigen, sogar die gesetzlich vom Kriegsdienst befreiten, traten unter die Waffen. Der Konsul Livius Salinator erwartete bei Senagallica den Anmarsch Hasdrubals, sein Amtsgenosse Claudius Nero lagerte bei Canusium (oberhalb Cannä) Hannibal gegenüber. Es galt vor allem, die Vereinigung der beiden zu verhindern. Aufgefangene Boten belehrten Nero über die Absichten Hasdrubals. In der nächsten Nacht brach der Konsul mit dem Kern seiner Legionen nach Norden auf und traf rechtzeitig bei Livius ein. Als Hasdrubal seine Ankunft erfuhr, glaubte er, sein Bruder sei geschlagen, sein eigenes Kommen zwecklos. Er wollte den Rückzug antreten, verirrte sich und wurde von den ihm nachsetzenden Römern am Metaurus unweit seiner Mündung (bei Fano) gestellt. Die Kühnheit Neros entschied den lange schwankenden Kampf. An die 40 000 Punier lagen tot oder verwundet auf dem Schlachtfeld. Hasdrubal selbst fiel nach tapferster Gegenwehr. Claudius schändete in barbarischer Roheit die Leiche des feindlichen Heerführers, indem er ihr das Haupt abschlagen ließ. Als er dann in Gewaltmärschen nach Canusium zurückkehrte, befahl er zwei Kriegsgefangenen, den Kopf ins Lager der Punier zu werfen und diesen die Niederlage zu melden (207). Hannibal erkannte, daß nunmehr das Geschick Karthagos besiegelt sei. Entmutigt räumte er Apulien und beschränkte sich fortan auf die Verteidigung der bruttischen Halbinsel. Einen letzten Versuch, ihm Hilfe zu bringen, machte sein jüngster Bruder Mago. Er sammelte auf den Balearen ein Heer, setzte nach der Ligurischen Küste über und schlug sich drei Jahre mit den Römern in Italien herum, bis die karthagische Regierung ihn nach Afrika rief. Auf der Heimfahrt ereilte ihn der Tod.

In Sizilien folgte dem zweiten Abfall von Syrakus die Belagerung der Stadt auf dem Fuße. Anfangs gingen die Operationen schlecht von statten, obwohl der römische General, der Sieger von Nola, es an Tatkraft nicht fehlen ließ. Denn die festen Mauern wurden von mutigen Bürgern verteidigt, denen das Genie des Archimedes zur Abwehr der Feinde und zur Zerstörung ihrer Schiffe immer wirksamere Maschinen erfand, und die Karthager brachten von der Seeseite genügend Proviant. Monat um Monat verging, ohne daß die Römer ihrem Ziele auch nur einen Schritt näher kamen. Nichtsdestoweniger harrten sie aus, bis die Unachtsamkeit der syrakusanischen Wachen ihnen die Gelegenheit bot, Epipolä (S. 208) zu erstürmen. Als kurz nachher ein verräterischer Söldnerhauptmann ihnen die Insel (S. 137) in die Hände spielte, öffneten die Bürger freiwillig die Tore der noch nicht eroberten Stadtteile (212). Zum Dank entfesselte Marcellus gegen die unglücklichen Bewohner die Raub- und Mordgier der durch den langen Widerstand erbitterten Soldaten, von denen angeblich auch Archimedes erschlagen wurde. Syrakus erholte sich nie mehr von dem tiefen Falle. Es verlor natürlich seine Unabhängigkeit und wurde ein Teil der Provinz Sizilien, in deren völligen Besitz die Römer durch die Einnahme Agrigents gelangten (210).

Der Krieg mit Philipp V. war von geringer Bedeutung. Nachdem die Römer mit einer Flotte Apollonia geschützt hatten, fanden sie in Griechenland die Mittel zur weiteren Bekämpfung des Königs. Freilich erkannten die meisten hellenischen Stämme, daß das Heil des Vaterlandes

auf dem Anschluß an Mazedonien beruhe. In diesem Sinne wirkten namentlich Aratus und Philopömen, die größten Bundesfeldherren der Achäer. Aber es gab genug Staaten, denen das persönliche Interesse über dem nationalen stand. Zuerst stellten sich die Ätoler, die Nebenbuhler der Achäer, den Römern zur Verfügung. Ihrem Beispiel folgte Sparta, einst die führende Macht in Griechenland, jetzt nach vergeblichen Versuchen, die Verfassung des Lykurgus herzustellen, eine kleine Militärmonarchie, die sich mehr und mehr zu einem Raubstaat entwickelte. Eleer und Messenier schlossen sich an. Außerhalb Europas trat noch das Königreich Pergamum dem Bunde bei. Wiewohl die Staaten, die sich den Römern verschrieben, Philipp V. nicht gewachsen waren, hinderten sie ihn doch, zugunsten Hannibals in Italien einzugreifen. Zehn Jahre seufzte Griechenland unter dem „ersten mazedonischen Krieg". Dann machte man auf den Rat der unbeteiligten Rhodier dem zwecklosen Wüten ein Ende. Die Römer zeigten sich darüber ungehalten. Aber nach einigem Zögern schlossen auch sie unter Wahrung ihres illyrischen Besitzstandes mit Philipp Frieden.

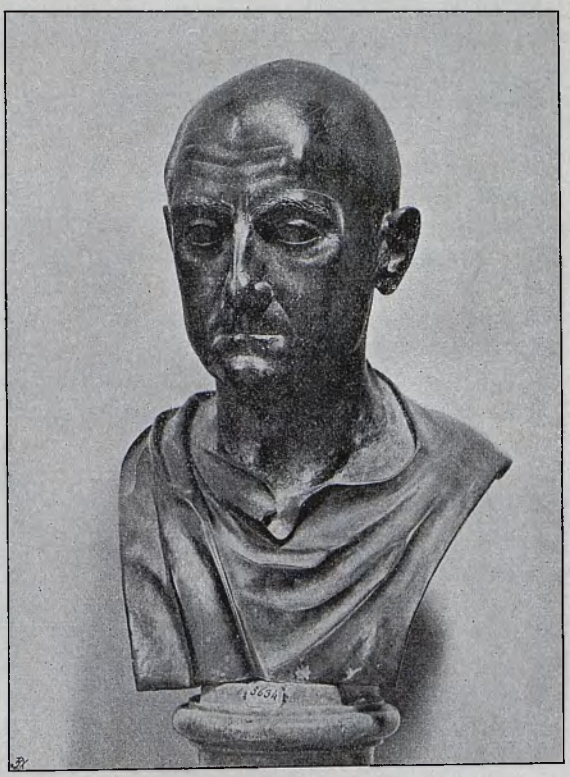


Silbertetradrachmon des mazedonischen Königs Philippus V.
(Berlin, Königl. Münzkabinett.) Nach Gipsabguß.

Der wichtigste Kriegsschauplatz war Spanien, die eigentliche Machtquelle der Karthager. Nur wenn es den Römern gelang, diese Quelle für den in Italien kämpfenden Barkiden zu verstopfen, hatten sie gegründete Aussicht, die Punier aus ihrem Lande herauszuschlagen. Deshalb richteten sie von Anfang an ihr Hauptaugenmerk auf die Eroberung der Pyrenäischen Halbinsel, und selbst als das Unheil ihren Staat zu vernichten drohte, als sie Sklaven in die Legionen einreihen mußten, dachten sie nicht daran, zur Ergänzung ihres Heeres die nach Spanien entsandten Truppen zurückzurufen. Schon 218 segelte Gnäus Scipio dorthin, wo er sich nördlich vom Ebro festsetzte, und noch in demselben Jahre führte ihm sein Bruder Publius weitere Streitkräfte zu, obgleich inzwischen Hannibal zwei Siege errungen hatte. Zuerst machten die Römer recht magere Fortschritte. Doch was mehr wert war als glänzende Erfolge, sie hielten Hamilkars zweiten Sohn Hasdrubal in Spanien fest. Nach einiger Zeit knüpften sie mit dem westnumidischen König Syphax Verbindungen an und reizten ihn zum Kriege gegen Karthago. Zu seiner Bekämpfung ging Hasdrubal mit einem Teil seines Heeres nach Afrika. Dadurch ward es den Scipionen möglich, weit über den Ebro nach Süden vorzudringen. Bevor sie aber ihre Stellung genügend befestigt hatten, war Syphax zum Frieden gezwungen und kehrte Hasdrubal nach Spanien zurück. Die Punier wußten nun die römischen Truppen zu trennen und einzeln zu schlagen. Beide Scipionen fielen (211). Nur mit Mühe konnten die Trümmer der Legionen die Ebrolinie behaupten. Die halbverlorene Sache wieder aufzurichten, betrauten Volk und Senat Publius Scipios gleichnamigen erst 24jährigen Sohn. Man hatte von ihm eine Gott weiß wie hohe Meinung, und die Masse glaubte steif und fest, er sei der auserkorene Liebling der Götter. Und in der Tat, er war kein gewöhnlicher Mensch. Seine feine Bildung stach vorteilhaft ab von dem derben, ungeschliffenen Wesen seiner Mitbürger. An Kühnheit und Unternehmungsgeist stand er keinem nach. Er wußte mit den Leuten umzugehen, und seine Milde und Leutseligkeit wurden von Freund und Feind anerkannt. Die Soldaten gingen für ihn durchs Feuer; denn sie schrieben ihm geheimnisvolle Kräfte zu, ein Aberglaube, den er aus Berechnung und Eitelkeit nährte, und ihren Ausschreitungen war er ein sehr gnädiger Richter. Das meiste verdankte er dem Glück, welches ihn in den Augen der Mit- und Nachwelt genial erscheinen ließ. Der Zufall half ihm gleich nach seiner Ankunft Kartagena erobern. Hier fand er neben unermeßlichen Kriegsvorräten die Geiseln der spanischen Völkerschaften. Diese sandte er beschenkt in die Heimat und gewann so die Herzen der Eingeborenen. Unter-

dessen hatte sich die Lage Hannibals derart verschlimmert, daß er dringend der Verstärkung bedurfte. Sobald Hasdrubal hiervon Kenntnis erhielt, schickte er sich an, mit dem Kern seines Heeres nach Italien zu ziehen. Er erlitt zwar eine Niederlage, konnte aber trotzdem sein Vorhaben zur Ausführung bringen, was gerade kein Beweis für die militärische Begabung des römischen Feldherrn ist. Aber der Abzug der besten punischen Truppen erleichterte es Scipio, den Feinden ganz Spanien zu entreißen. Als 206 Gades ihm die Tore öffnete, räumte Mago mit den letzten karthagischen Besatzungen die Halbinsel, um in Oberitalien sein Glück zu versuchen.

Die Römer wählten im Jahre 205 den General, der ihnen eine neue Provinz erworben hatte, als den Helden des Tages trotz seiner Jugend zum Konsul und wiesen ihm Sizilien als Wirkungskreis zu. Hier rüstete er im Einverständnis mit dem Senat zu einer Fahrt nach Afrika. Als er 204 mit 30 000 Mann in der Nähe Utikas landete, stieß der ostnumidische König Masinissa zu ihm, mit welchem er schon seit langem in Verbindung stand. In Karthago erzogen und mit einer vornehmen Karthagerin verlobt, war dieser Fürst eine Hauptstütze der punischen Herrschaft gewesen. Als man aber seine Braut an Syphax verschacherte, um Westnumidien für Karthago zu gewinnen, schlug seine Anhänglichkeit in glühenden Haß um. Obwohl er, durch seinen Nebenbuhler aus seinem Reiche vertrieben, nur wenige Reiter um sich scharen konnte, wurde er den Römern ein wertvoller Bundesgenosse. Von ihm unterstützt überfiel Scipio nächtlicherweile die feindlichen Lager, ließ Feuer auf die schilfgedeckten Zelte werfen und die dem Brand ahnungslos entfliehenden Soldaten zusammenhauen. Eine zweite Niederlage, nach welcher Syphax in die Gefangenschaft der Römer geriet und Masinissa sich ganz Numidiens bemächtigte, nötigte die Karthager um Frieden zu bitten. Sie mußten förmlich auf Spanien verzichten und Italien räumen. Man nahm die Bedingungen an und schickte Boten, die Söhne Hamilkars nach Afrika abzuberufen. Hannibal wußte, was er der Obrigkeit schuldete, wenn es ihm auch Überwindung kostete, dem Befehl zu gehorchen. Nachdem er im Heratempel auf dem Lacinischen Vorgebirge seine Taten durch eine in punischer und in griechischer Sprache abgefaßte Inschrift verewigt hatte, schiffte er seine Truppen ein und schied unter Tränen der Rührung und der Scham aus dem Lande, in welchem er seine beste Kraft nutzlos geopfert. Seine Ankunft in der Heimat erfüllte die Karthager mit neuer Hoffnung. Sie lehnten den eben beschworenen Frieden ab, und um die Römer zu reizen, ließen sie sich durch einen Angriff auf eine römische Gesandtschaft sogar zur Verletzung des Völkerrechts hinreißen. Ungesäumt rückte Scipio in das karthagische Gebiet ein. Bei Zama (genauer bei Naraggara) traf er auf das punische Heer. Vergebens bat ihn Hannibal vor der Schlacht um Ermäßigung der Forderungen. Aber das Unterfangen der Karthager gestattete keine Milde,



Publius Scipio Africanus, der Ältere.
Antike Bronzebüste im Nationalmuseum, Neapel. (Alinari phot.)

sondern heischte Sühne. Nur ein Sieg konnte die Rache der Römer abwenden, und der blieb aus. Nach heißem Streit, in welchem die Flüchtlinge von Cannä ihren befleckten Namen wieder zu Ehren brachten, wurde Hannibal geschlagen (202). Jetzt stellte man ganz andere Forderungen an die Unterlegenen als vorher. Die Karthager sollten alle ihre Kriegselefanten ausliefern und keine mehr halten, ihre Schlachtschiffe bis auf zehn verlieren, ihren gesamten Kolonialbesitz abtreten, Masinissa als König von Numidien anerkennen und ihm alles entrissene Gebiet herausgeben, ohne Erlaubnis der Römer keinen Krieg führen und 50 Jahre je eine Million Mark zahlen. Wie sehr sich auch der Stolz der Punier gegen einen Vertrag aufbäumte, durch den sie zu Vasallen der übermütigen Sieger herabsanken, es blieb ihnen keine Wahl, und da selbst Hannibal seinen Mitbürgern riet, sich in das Unvermeidliche zu fügen, so wurde 201 unter den so harten Bedingungen der Friede geschlossen. Der Sieger von Zama erhielt den ehrenden Beinamen Afrikanus.

Das war das Ende des siebzehnjährigen Kampfes, durch welchen die Punier ihre alte Stellung im Rate der Völker wiedererringen und Rom vernichten wollten. Jetzt stand die Tiberstadt stärker da als je zuvor, die erste Großmacht im ganzen Mittelmeergebiet. Sie hatte das Königreich Syrakus, Malta, die Inselgruppen der Balearen und Pithusen sowie ganz Spanien gewonnen, soweit es karthagisch gewesen, und war eng verbündet mit Numidien und den griechischen Städten an der Südküste Galliens. Nun wehe denen, welche im letzten Kriege dem Gegner geholfen hatten. Zunächst mußten die ungetreuen Eidgenossen daran glauben. Sie verloren mehrere hunderte Geviertmeilen Ackerland, auf denen etwa ein Dutzend Kolonien gegründet wurden. Hand in Hand mit den Gebietsschmälerungen gingen Verfassungsänderungen, indem Rom dafür sorgte, daß in allen Gemeinden die Vornehmen ans Ruder gelangten. Einige Länder wurden politisch sogar völlig entrechtet. Darauf kam die Reihe an die Gallier der Poebene. Die meisten beugten schnell ihren Nacken unter das Joch. Die freiheitliebenden Bojer fielen fast ganz der Ausrottung anheim, die wenigen, welche ihr Leben retteten, flohen zu ihren Stammverwandten in Böhmen, dessen Name noch heute an die ehemaligen keltischen Bewohner erinnert (Böhmen aus Bojohämum=Bojersheim entstanden). In dem von ihnen verlassenen Lande erhoben sich neben dem wiederhergestellten Mutina die neuen Festungen Bononia und Parma, alle drei an der Ämilischen Straße gelegen, die seit der Kaiserzeit der Landschaft den Namen gibt. Der Konsul Ämilius erbaute sie gleich nach der Vertreibung der Bojer, um Ariminum mit Placentia zu verbinden.

Nachdem Rom die gallische Poebene in seine Gewalt gebracht hatte, dehnte es in rascher Folge seine Herrschaft über die andern Teile Oberitaliens und das ihm schon in etwa botmäßige Illyrien aus. Es unterwarf mühelos die Veneter und legte an der äußersten Grenze ihres Gebietes die Stadt Aquileja an. Dieses Bollwerk war dazu bestimmt, die benachbarten Illyrier im Zaum zu halten, deren Land noch vor der Mitte des zweiten Jahrhunderts zu einer Provinz eingerichtet wurde, ohne daß dadurch die Kämpfe mit der räuberischen Bevölkerung ganz aufhörten. Große Anstrengungen erforderte es, die Ligurer zu bezwingen. Als aber einer ihrer Stämme in dem verödeten Samnium angesiedelt war und der Konsul Ämilius Paulus die an der westlichen Riviera wohnenden Piraten gezüchtigt hatte, konnte das Land als beruhigt gelten.

Um dieselbe Zeit erweiterte und befestigte sich der römische Besitz in Spanien. Die Eingeborenen lebten anfangs in dem guten Glauben, die Römer seien nach der Halbinsel gekommen, um sie von den Puniern zu befreien. In dieser Hoffnung getäuscht, suchten sie sich durch einen Aufstand der neuen Herren zu entledigen. Doch die energischen Maßnahmen des Konsuls Porcius Cato brachten sie wieder zum Gehorsam. Im Zusammenhang damit steht die Einteilung des Landes in zwei Provinzen: das diesseitige und das jenseitige Spanien. Die eine umfaßte die Ostküste mit den Städten Tarraco, Sagunt und Kartagena, die andere das heutige Andalusien und Granada mit Gades und mehreren latinischen Kolonien, deren älteste Italica (bei Sevilla), schon von Scipio gegründet worden war. Jede der beiden Provinzen wurde von einem Prätor

verwaltet, der mit Rücksicht auf den kriegerischen Charakter der Bevölkerung ein Armeekorps von 20 000 Mann befehligte. In ihrem Bestreben, auch die noch freien Stämme zu unterjochen, stießen die Römer auf hartnäckigen Widerstand. Die Statthalter mußten fast Jahr für Jahr zu Felde ziehen, und oft genug wurden ihre Heere in dem für die Guerillakämpfe wie geschaffenen Lande arg mitgenommen. Erst das segensreiche Wirken des Tiberius Sempronius Gracchus verschaffte den Provinzen auf lange hinaus Ruhe und Sicherheit (um 180). Um die Mitte des zweiten Jahrhunderts loderte die Empörung von neuem auf, woran allein die Willkür der Prätoren schuld war. Eben hatte man den Aufruhr gedämpft, da entfachte das wortbrüchige und grausame Benehmen des Statthalters Sulpicius Galba einen überaus gefährlichen Krieg. Zuerst erhoben sich die Lusitanier (im heutigen Portugal). Zu ihrem Führer schwang sich der Hirt und Räuber Viriathus empor. Kühn und verschlagen, von hoheitsvoller Gestalt und ritterlichem Wesen, war er bald der gefeierte Held der Nation. Von ihm für den Freiheitskampf begeistert, griffen auch die im Binnenlande wohnenden Keltiberer zu den Waffen. Acht Jahre hindurch (149—141) bannte Viriathus den Sieg an seine Fahne, und als er die besten römischen Generäle der Reihe nach geschlagen hatte, erkannte ihn der Senat als unabhängigen König der Lusitanier an. Wider den beschworenen Vertrag fielen schon im nächsten Jahre die Statthalter beider Provinzen in sein Gebiet ein. Viriathus war auf solche Treulosigkeit nicht gefaßt und daher auch nicht zur sofortigen Gegenwehr gerüstet. Während er sich in Unterhandlungen einließ, gelang es den Römern, einige seiner Leute als Meuchelmörder zu dingen, welche ihn nachts in seinem Zelte erdolchten. Sein Nachfolger war nicht der Mann, den Ermordeten zu ersetzen, und so wurden die Lusitanier bereits zwei Jahre nach dem Tode ihres großen Führers zur Unterwerfung gezwungen. Der größte Teil der Keltiberer hatte schon vorher die Waffen gestreckt. Nur die Stadt Numantia, auf unangreifbarem Felsen am oberen Duero gelegen, setzte den Krieg mit Glück fort. Die Römer holten sich vor der stolzen Feste Niederlage auf Niederlage, eine schimpflicher als die andere, da die Unfähigkeit ihrer Feldherren mit der Zuchtlosigkeit ihrer Heere wetteiferte. Der Konsul Hostilius Mancinus, der mit 50 000 Mann gegen die Felsenburg rückte, konnte seine Truppen nur dadurch vor völliger Vernichtung bewahren, daß er ein Bündnis mit Numantia schloß. Jetzt glaubten die tapferen Bewohner ihre Unabhängigkeit erstritten zu haben. Doch der Senat verwarf das von allen Offizieren des Mancinus beschworene Abkommen und lieferte den Konsul den Numantinern aus, die aber den Feigling den Meineid der römischen Regierung nicht entgelten ließen. Der Kampf entbrannte von neuem, und wiederum bedeckten sich die Legionen mit Schmach. Endlich schickte der Senat den einzigen tüchtigen General seiner Zeit, Scipio Ämilianus, den Adoptivenkel des Siegers von Zama, nach Spanien. Zuerst gewöhnte dieser die Soldaten an stramme Disziplin. Dann schloß er Numantia ringsum ein, schlug alle Ausfälle der Belagerten zurück, verhinderte jede Zufuhr und nötigte die dem Verhungern nahen Bürger zur bedingungslosen Übergabe. Viele töteten sich selbst, der Rest wurde in die Sklaverei verkauft, die Stadt zerstört (133). Nach dem Falle Numantias, welcher dem Sieger den Beinamen Numantinus eintrug, herrschten die Römer beinahe über ganz Spanien. Die Halbinsel erfreute sich nun einer langen Ruhe. Unter einem geordneten und verhältnismäßig milden Regiment latinisierten sich die Bewohner schnell und erblühten Landwirtschaft, Handel und Gewerbe. Die Statthalter verzichteten darauf, kriegerische Lorbeeren zu pflücken und ließen die noch selbständigen Kantabrer und Asturer (am Nordrande) unbehelligt. Erst gegen Ende der Republik hielt man es für geboten, diese Völkerschaften zu knechten. Doch dauerte es bis in den Anfang der Kaiserzeit hinein, bevor die letzten freien Stämme gebändigt waren.



Spanischer Denar
aus dem 2. Jahrhundert v. Chr. mit der keltiberischen Aufschrift Aregrat.
(Berlin, Königl. Münzkabinett.)
Nach Gipsabguß.

Bereits dreizehn Jahre vor der Zerstörung Numantias war Karthago in Trümmer gesunken. Als die Römer 201 den Puniern den Frieden diktierten, ließen sie ihnen noch einen

Schein von Selbständigkeit. Aber bald bereuten sie diese Großmut als Anwandlung krankhafter Schwäche. Die reiche Handelsstadt war den italischen Großkaufleuten ein Dorn im Auge. Sie sollte nicht nur politisch, sondern auch wirtschaftlich vernichtet werden. Mit Mißgunst sah man in Rom, wie Hannibal durch Sparsamkeit in der Verwaltung die zerrütteten Finanzen ordnete, so daß die Kriegsentschädigung pünktlich und ohne Anziehung der Steuerschraube gezahlt werden konnte. Der Ärger wuchs, als der Barkide durch eine Besserung der Verfassung die bisher brachliegenden Kräfte des Bürgertums für den Staat nutzbar zu machen wußte. Man ruhte daher nicht, bis Karthagos größter Sohn als Störenfried verbannt wurde. Dennoch erholte sich die ehemalige Beherrscherin des Meeres, dank ihrer günstigen Lage und der zähen Betriebsamkeit ihrer Bewohner zusehends von den tiefen Wunden, die ihr der zweite Krieg mit Rom geschlagen hatte. Jetzt suchte Masinissa, mit der Stimmung der Römer bekannt, vielleicht gar von ihnen aufgestachelt, den Aufschwung der verhaßten Stadt zu hemmen, indem er ihr ein Stück Land nach dem andern entriß. Die Karthager riefen den Schutz des Senates an. Dieser schickte zwar regelmäßig eine Abordnung nach Afrika, die so tat, als prüfe sie die Beschwerde und fälle ein unparteiisches Urteil. Aber ihre Entscheidung stand von vornherein fest und lautete immer, daß der Numiderkönig nur sein rechtmäßiges Eigentum besetzt habe. Bei einer der römischen Gesandtschaften befand sich auch Porcius Cato, der unverfälschte Typus des Römertums. Mit Schrecken sah er den Wohlstand des Landes, die Größe und Blüte der Stadt. Er war überzeugt, daß Rom nicht sicher sei, so lange die Nebenbuhlerin bestehe, und konnte fortan keine Rede halten, ohne mit den Worten zu schließen: „Im übrigen stimme ich für die Zerstörung Karthagos.“ Den römischen Kapitalisten, welche den Wettbewerb der geriebenen Semiten auszuschalten wünschten, kam der blinde Haß des einflußreichen Chauvinisten sehr gelegen, und bald übertönte das wilde Geschrei der Neider und der Eiferer die Stimmen der edel denkenden Männer, die auch dem Feinde gegenüber die Gesetze der Gerechtigkeit beobachtet wissen wollten. Die Karthager merkten, welche Bewandtnis es mit den römischen Untersuchungen ihrer Klagen hatte. Sie waren der Spiegelfechterei müde, und als Masinissa sich wiederum punisches Gebiet aneignete, griffen sie zu den Waffen, um dem Räuber die Beute abzujagen. Aber ihr Anführer Hasdrubal erlitt eine schwere Niederlage. Trotzdem erklärte ihnen Rom wegen ihres eigenmächtigen, den Bestimmungen des Scipionischen Friedens widersprechenden Handelns den Krieg, froh einen passenden Vorwand zum Losschlagen gefunden zu haben (149). Die Punier waren zu jeder Genugtung bereit, verzichteten auf die vom Numiderkönig beanspruchten Ortschaften, zwangen ihren General Hasdrubal durch ein Todesurteil zur Flucht und schickten Boten nach Rom, die für das Geschehene um Verzeihung flehten. Der Senat ließ ihnen sagen, sie sollten Geiseln stellen und den Weisungen der schon mit Heeresmacht aufgebrochenen Konsuln folgen. Diese landeten mit mehr als 80000 Mann in Utika, das freiwillig seine Unterwerfung angeboten hatte. Aus ihrem Munde vernahmen die zitternden Karthager, daß sie alles Kriegsmaterial abzuliefern hätten. In der törichten Hoffnung, durch Nachgiebigkeit das schlimmste von sich abzuwenden, gehorchten sie ohne Murren. Nachdem sie aber 200000 Rüstungen und 2000 Geschütze übergeben hatten, rückten die Konsuln mit der Hauptforderung heraus: Der Senat verlangt die Zerstörung Karthagos; die Bürger dürfen sich beliebig anderswo niederlassen, müssen jedoch mindestens 80 Stadien (etwa 2 Meilen) von der See fern bleiben. Der hartherzige Befehl löste unbeschreibliche Wut aus. Die eben noch sklavisch unterwürfigen Krämerseelen waren mit einem Zauberschlage in ein Heldenvolk voll wildesten Trotzes verwandelt. Lieber wollen wir uns unter dem Schutte der Stadt begraben lassen, als von dem für den Handel unentbehrlichen Meere wegziehen und die durch die Geschichte geheiligten Mauern verlassen, das war die allgemeine Losung. Bereit Gut und Blut für das Vaterland dahinzugeben, arbeitete man Tag und Nacht mit fieberhaftem Eifer an der Herstellung der Waffen. Die Sklaven erhielten die Freiheit, damit sie die Zahl der Streiter vermehrten. Der verbannte Hasdrubal vergaß das ihm angetane Unrecht und kehrte an der Spitze tapferer Kriegsscharen in die Vaterstadt zurück, um an dem letzten Verzweiflungskampf teilzunehmen. Die Konsuln versäumten gleich nach

Bekanntgabe des Senatsbeschlusses über die wehrlose Stadt herzufallen, da sie den trügerischen Worten der Karthager glaubten, es sei eine neue Gesandtschaft nach Rom unterwegs und man hoffe, mildere Bedingungen zu erwirken. Als sie endlich zur Belagerung schritten, fanden sie die gewaltigen Festungsmauern in bestem Verteidigungszustande und die fanatische Bevölkerung zu siegen oder zu sterben entschlossen. Beim Sturm auf die Umwallungen holten sich die Römer blutige Köpfe, und ohne die Umsicht des Kriegsobersten Scipio, des späteren Numantinus, wäre das ganze Heer vernichtet worden. Unverrichteter Sache kehrten die Konsuln nach Rom heim. Ihre Nachfolger leisteten noch weniger. Im offenen Felde besiegt und kaum imstande, den Unterhalt für die Truppen zu beschaffen, begnügten sie sich mit der Abwehr der feindlichen Angriffe. Ihre Lage begann recht bedenklich zu werden, als sich zwischen den Puniern und Numidern freundschaftliche Beziehungen anbahnten. Masinissa war überhaupt ein Gegner des Krieges, den er selbst heraufbeschworen hatte. Er träumte schon von einem nordafrikanischen Großreiche mit Karthago als Hauptstadt, und nun machte ihm der Senat einen Strich durch die Rechnung. Zum Glück starb der alte Ränkeschmied bald, und seine drei Söhne wurden von Scipio gewonnen. Dieser war der einzige fähige Offizier in dem ganzen römischen Heere. Das erkannte kein geringerer als Cato an, indem er den Vers Homers auf ihn anwandte: „Er allein ist ein Mann, die andern sind wandelnde Schatten". Es blieb den Römern nichts übrig, als Scipio für das nächste Jahr zum Konsul zu wählen und ihm den Oberbefehl gegen Karthago zu übertragen, obwohl er noch nicht das zur Bekleidung des höchsten Amtes erforderliche Alter hatte. Der jugendliche General sorgte zunächst für eine treffliche Manneszucht, indem er die Dirnen und Wahrsager aus dem Lager jagte und die Soldaten zu strengem Dienst und eifriger Arbeit anhielt. Darauf überrumpelte er die Außenstadt Karthagos und schnitt der inneren Stadt von der Land- wie von der Seeseite jede Zufuhr ab. Zwar gruben die Belagerten von ihrem Kriegshafen aus nach dem offenen Meere unbemerkt einen Kanal, aus dem sie plötzlich mit 50 Trieren im Rücken der abgetakelten römischen Flotte auftauchten. Aber mit der bloßen Bestürzung der Feinde zufrieden, ruderten sie zurück, ohne einen Kampf gewagt zu haben. Als sie sich einige Tage nachher zur Seeschlacht stellten, fanden sie die Römer gerüstet. Ihr Angriff wurde abgeschlagen, die neue Ausfahrt versperrt. Vergebens bemühten sie sich auch jetzt noch, die eiserne Umklammerung zu durchbrechen. Alle ihre Vorsicht scheiterte an der Wachsamkeit Scipios, der zugleich das ganze punische Gebiet unterwarf und die hier stehenden Truppen vernichtete. Bald begann Hunger und Pest ihre Ernte in der unglücklichen Bürgerschaft zu halten. Die Reihen der Verteidiger lichteten sich von Tag zu Tag. Man mußte einen Stadtteil nach dem anderen preisgeben. Zuletzt drehte sich der Kampf nur noch um die Byrsa. Es war dies der 60 Meter hohe Burgfelsen, ein Quadrat von 200 Meter Seitenlänge, auf dessen Spitze der Tempel des Heilgottes stand. Sechs Tage dauerte das Gemetzel in den zur Byrsa führenden Straßen. Als Scipio die Häuser einäschern ließ, entsank den zur Akropolis geflüchteten Bewohnern der Mut. Mit Ölzweigen in den Händen kamen sie, ein Bild des Jammers, in langem Zuge aus der Burg und baten kniefällig um Schonung. Sie ward ihnen gewährt. Nur Hasdrubal mit 900 römischen Überläufern verschmähte es, um Gnade zu flehen. Er verschanzte sich mit seinen Leuten im Tempel und trotzte noch mehrere Tage den wütenden Legionen. Wie aber der letzte Hoffnungsschimmer schwand und das Verderben ihn umdräute, fehlte ihm der Mut zu sterben. Er entwich heimlich und fiel dem Sieger zu Füßen. Indes zündeten seine Soldaten das Heiligtum an und stürzten sich in die lodernden Flammen, mit ihnen, den feigen Gatten verhöhnend, Hasdrubals Frau, in den Armen die Leichen ihrer Kinder, die sie mit eigener Hand ermordet hatte. Ein siebzehntägiger Brand legte die Königin unter den phönizischen Kolonien in Asche. Selbst gegen die rauchenden Trümmer und die Stätte, auf der Karthago gestanden, richtete sich die Wut der Sieger. Kein Stein ward auf dem anderen gelassen und der Boden auf ewig verflucht. So ging der sehnlichste Wunsch Catos in Erfüllung, ohne daß es dem Alten vergönnt gewesen wäre, den Freudentag zu erleben. Scipio aber, „der jüngere

Afrikaner", brach angesichts des gräßlichen Schauspiels in Tränen aus. Das Schicksal der Stadt ging ihm zu Herzen; es war ihm, als schaue er den Untergang Roms, und indem er sich an seinen Begleiter, den Geschichtschreiber Polybius, wandte, sprach er voll banger Ahnung die Worte Homers:

„Einst wird kommen der Tag, wo die heilige Ilios hinsinkt,
Priamus selbst und die Stadt des lanzenkundigen Königs."

Das karthagische Gebiet wurde unter dem Namen Afrika eine römische Provinz. Der Statthalter residierte in Utika, das in etwa die Erbschaft der entthronten Handelsfürstin antrat, während der Löwenanteil der römischen Großfinanz zufiel.

Der endgültige Sieg der Römer ist für unsere europäische Kultur ohne Zweifel ein unschätzbarer Gewinn, wenn nicht gar eine Notwendigkeit gewesen; denn Rom hat der Menschheit andere Bildungselemente übermittelt als das phönizische Ausbeutertum, und wie schwer auch seine Herrschaft auf den Völkern lastete, es bleibt doch selbst in den Zeiten seiner schlimmsten Entartung ein Hauch von Freiheit und Recht, wie er in keinem semitischen Großreiche geweht hat. Dennoch überkommt uns das Gefühl des Unbehagens, daß der letzte Akt des blutigen Dramas so widerlich abschließt, daß Rom sich nicht scheut, an der Bürgerschaft zum Henker zu werden, die schon wegen der Länge und Kraft ihres Widerstandes begründeten Anspruch auf Mitleid hatte.

2. Die Kämpfe im Osten.

Die Römer dachten bei der Unterdrückung des illyrischen Piratenunwesens nicht daran, die griechische Halbinsel zu unterwerfen. Gleichwohl wurde Philipp V. von Mazedonien durch ihr Vorgehen beunruhigt. Im Osten ihren Einfluß zu brechen, schloß er sich nach der Schlacht bei Cannä an Hannibal an. Da er aber bei dem Bündnis nicht seine Rechnung fand, knüpfte er Freundschaft mit Antiochus III. von Syrien und vereinbarte mit ihm eine Teilung Ägyptens, wo eben ein kleines Kind den Thron bestiegen hatte und unfähige Minister die Regierung führten. Der Verabredung gemäß sollten ihm die ägyptischen Besitzungen in Europa und Kleinasien zufallen, während die syrischen Nebenländer des Lagidenreiches für den Seleukiden bestimmt waren. Sofort eroberte er die unter dem Schutz der Ptolemäer stehenden Städte am Hellespont. Seine Erfolge weckten die Besorgnis der Rhodier, die sich mit Chios, Byzanz und Pergamum zur Abwehr der ihnen allen drohenden Gefahr vereinigten. Doch der König schritt unaufhaltsam auf seiner Siegeslaufbahn weiter, nahm die thrazische Küste in Besitz und gewann mehrere Inseln im Ägäischen Meer. Dadurch kühn gemacht, legte er es darauf an, die Römer herauszufordern, vergriff sich an ihren illyrischen Vasallenstaaten, schickte den Karthagern Hilfstruppen, die in der Schlacht bei Zama mitfochten, und veranlaßte die Akarnaner in Attika einzubrechen. Die Nation, welche gerade die punische Großmacht zertrümmert und die Herrschaft über den Westen errungen hatte, durfte sich das um so weniger bieten lassen, als eine athenische Gesandtschaft sie um Beistand anrief und die ägyptische Regierung sie bat, die Vormundschaft über den unmündigen König zu übernehmen. Der Senat beantragte denn auch, Philipp V. den Krieg zu erklären. Aber die breite Masse des Volkes sehnte sich nach Ruhe. An die 150 000 Bürger waren in dem furchtbaren Kampfe mit Karthago gefallen, Zehntausende zu Krüppeln geschlagen, von den Vermögensverlusten ganz zu schweigen. Eben erst hatte man die Rüstung abgelegt, an den Waffen klebte noch das Blut, und nun hieß es schon wieder marschieren. Die Centuriatkomitien verwarfen den Beschluß der Ratsherren. Doch die Väter wußten die Menge an der rechten Seite zu fassen. Sie malten eine Landung der Mazedonier in Italien mit all ihren schrecklichen Folgen in so grellen Farben an die Wand, daß es den guten Quiriten angst und bange wurde. So ließ sich das Volk umstimmen und beschloß in einer zweiten Versammlung den Krieg (200).

Sulpicius Galba setzte sogleich mit einem konsularischen Heer nach Apollonia über. Aber gegen Philipp, der, ein tüchtiger Feldherr, über tapfere Soldaten und genügende Geldmittel verfügte, auch von den Sympathien der national gesinnten Griechen getragen wurde, vermochte er nur wenig auszurichten. Sein Nachfolger führte den Krieg so matt, daß die geringen, bisher erzielten Vorteile wieder verloren gingen. Im Jahre 198 erhielt der Konsul Quinctius Flamininus den Oberbefehl. Er war ein begeisterter Freund der Griechen, deren Selbständigkeit wiederherzustellen er als seine Lebensaufgabe betrachtete. Nachdem er die Mazedonier umgangen und dadurch gezwungen hatte, ihre feste Stellung am Aous (heute Vojusa) aufzugeben und sich nach Thessalien zurückzuziehen, rief er die Hellenen zum Freiheitskampf auf, und es gelang ihm, zu den alten Bundesgenossen der Römer unter anderen die Achäer zu gewinnen. Philipp sah, daß es schlecht um ihn stand und war zum Frieden geneigt. Aber da man ihm Bedingungen vorschrieb, ähnlich denen, welche den Karthagern nach der Schlacht bei Zama gestellt waren, vertraute er noch einmal dem Glück der Waffen. Bei der Hügelkette der Hundsköpfe (Kynoskephalä) in Thessalien stießen die feindlichen Heere aufeinander. Nach einigem Schwanken endete die Schlacht mit einer völligen Niederlage der Mazedonier (197). Der König nahm jetzt den Frieden an, wie ihn die Römer diktierten. Er mußte Hellas räumen, seine jüngsten Eroberungen sowie Flotte und Elefanten herausgeben, sein Heer auf 5000 Mann herabsetzen, die man ihm nur als dem Grenzhüter gegen die Barbaren ließ, 4 500 000 Mark Kriegskosten zahlen und seinen Sohn Demetrius als Geisel stellen.



Goldstater des T. Quinctius Flamininus, des „Befreiers von Griechenland". (Berlin, Königl. Münzkabinett.) Nach Gipsabguß.

Rom verzichtete großmütig auf allen Landerwerb, selbst auf jene Fußfesseln Griechenlands, die Städte, in denen mazedonische Besatzungen gelegen hatten (S. 266), und verteilte mit freigebiger Hand, was es den Feinden entrissen, unter seine Bundesgenossen. Der schwärmerische Flamininus wußte den Senat zu dem hochherzigen Beschluß zu bestimmen, welcher allen hellenischen Gemeinden Freiheit und Unabhängigkeit verlieh. Die Nachricht wurde den zu den isthmischen Spielen herbeigeströmten Griechen feierlichst in Gegenwart des Siegers von Kynoskephalä mitgeteilt. Man traute seinen Ohren nicht. Der Herold mußte die Freudenbotschaft noch einmal verkünden. Dann aber brach ein Sturm des Jubels los, wie ihn die Zauberformel Freiheit nur in dem leicht entzündlichen Volk der Hellenen zu entfesseln vermochte. Man ließ Wettkämpfe Wettkämpfe sein, umdrängte, umarmte und küßte den Urheber des Gnadengeschenkes und berauschte sich an einem Wort, dessen wahren Sinn man niemals begriffen hatte (196). Den Wert des kostbaren Gutes, das ihnen ohne ihr Zutun in den Schoß gefallen war, vermochten sie auch jetzt nicht zu schätzen. Es schien, als ob die ekelhaften Stammesfeindschaften in der neuen Freiheit noch üppiger gediehen als vorher. Nabis, der Tyrann von Sparta, weigerte sich, dem von ihm besetzten Argos die Unabhängigkeit zuzugestehen. Er wurde zwar von Flamininus dazu gezwungen und verlor obendrein zur Strafe die Küstenstädte seines Landes. Aber er beruhigte sich nicht bei dieser Entscheidung, sondern schlug gleich nach dem Abzug der Römer wieder los. Nun entbrannte eine greuelvolle Fehde zwischen den Spartanern und den Achäern, welche für die Aufrechterhaltung der Ordnung eintraten. Schwer bedrängt, wandte sich Nabis an die Ätoler. Die raub- und raufluſtige Völkerschaft war mit der von Flamininus erwirkten Regelung der griechischen Verhältnisse noch unzufriedener als die Spartaner. Sie hatten für ihre Dienste in den beiden Kriegen gegen Philipp eine bedeutende Gebietserweiterung, wenn nicht gar die Hegemonie über Hellas erwartet und sahen sich durch den Senatsbeschluß, welcher die Freiheit der Griechen bestimmte, bitter enttäuscht. Mit ihrer Römerfreundlichkeit war es nun aus. Um sich schadlos zu halten, machten sie auf eigene Faust Geschäfte. Eben hatten sie sich in den Besitz von Demetrias gesetzt, da bat Nabis sie um Unterstützung. Das

Gesuch kam ihnen recht gelegen. Hofften sie doch durch einen kühnen Handstreich Lakonien vergewaltigen zu können. Sie schickten also etwa 1000 Mann als Hilfstruppen gegen die Achäer nach Lazedämon und ließen den Tyrannen durch den Anführer ihrer Kriegerschar ermorden. Aber sie erreichten ihren Zweck nicht; denn die ergrimmten Spartaner metzelten den Meuchler und seine Spießgesellen nieder, worauf die Stadt auf Philopömens Rat dem Achäischen Bunde beitrat. Die Ätoler schäumten vor Wut. So lange sie in ihrem Größenwahn nicht die erste Geige spielten, konnte Hellas unmöglich frei sein. Zum wahren Befreier ersahen sie Antiochus III., dem sie in prahlerischster Weise vorstellen, das ganze Land werde ihm als dem Erretter vom römischen Joche zujubeln. Um ihn zum Eingreifen moralisch zu zwingen, wählten sie ihn zu ihrem Feldherrn. Antiochus hatte während des Kampfes zwischen Rom und Mazedonien seinen ägyptischen Raub vermehrt, statt seinem Freunde Philipp beizuspringen. Der Senat ließ ihn gewähren.



Silbertetradrachmon des Antiochus III. mit einem Kriegselefanten auf der Rückseite. (Berlin, Königl. Münzkabinett.) Nach Gipsabguß.

Selbst als er seine Hand auf die kleinasiatische und thrazische Küste legte und den aus Karthago geflohenen Hannibal an seinem Hofe aufnahm, begnügte sich Rom, ihm durch Gesandtschaften Halt zu gebieten, obwohl der König Eumenes von Pergamum zu energischem Handeln mahnte. Auch Antiochus wollte einen Zusammenstoß vermeiden. Doch den ungeduldigen Ätolern dauerte das Zaudern zu lange. Ohne die Ankunft der Syrer abzuwarten, erklärten sie den Römern den Krieg (192). Jetzt hatte Antiochus keine Wahl. Hannibal riet ihm, die Römer in Italien anzugreifen und Mazedonien sowie die Griechen zu den Waffen zu rufen. Ein kühner Schritt werde ihm auch die Punier und die Spanier zuführen. Aber eitel und schwerfällig, verwarf der König den großzügigen Plan. Mit unzulänglichen Streitkräften setzte er nach Griechenland über, um hier zu merken, daß Hellenen und Mazedonier für seine Sache nicht zu haben seien. Nachdem er Chalzis eingenommen hatte, feierte er hier seine Hochzeit und verbrachte unter prunkvollen Festen den Winter. Im Frühjahr landeten die Römer bei Apollonia. Die Truppen befehligte Acilius Glabrio, unter dem Cato freiwillig als Offizier diente. Von Griechen und Mazedoniern verstärkt, rückten die Legionen gegen die Thermopylen, wo Antiochus eine feste Stellung innehatte. Während Glabrio den Feind von der Front angriff, fiel ihm Cato nach einem glücklichen Umgehungsmarsch in den Rücken. Die Syrer erlitten eine vernichtende Niederlage. Nur mit Mühe rettete sich Antiochus nach Chalzis und floh von dort, die Ätoler ihrem Schicksal überlassend, nach Ephesus (191). Im folgenden Jahre erhielt Lucius Cornelius Scipio das Kommando über das römische Heer. Sein kriegserfahrener Bruder Publius, der Afrikaner, begleitete ihn. Um keinen Feind im Rücken zu haben, gewährte Scipio den Ätolern einen längeren Waffenstillstand. Dann ging er mit den Legionen nach Asien hinüber, ohne von Antiochus gehindert zu werden, da inzwischen die syrische Flotte fast ganz zerstört worden war. Erschreckt trat der König mit den Römern in Unterhandlung. Er war bereit, Europa zu räumen und die griechischen Staaten Kleinasiens als unabhängig anzuerkennen. Hätte er sich früher zu diesen Bedingungen verstanden, so wäre ihm der Friede bewilligt worden. Nachdem die Römer bereits in Asien waren, erschien ihnen das Angebot zu gering, und da Antiochus keinen höheren Preis zahlen wollte, mußten noch einmal die Waffen entscheiden. Die Syrer stellten sich bei Magnesia unweit Sardes auf. An Zahl den Römern mindestens um das Doppelte überlegen, war ihr buntscheckig zusammengesetztes Heer wenig aktionsfähig. Neben mazedonisch gerüsteter Phalanx, schwerer Kavallerie und leichten Truppen gab es noch Kamelreiter, Elefanten und Sichelwagen. Die meisten stoben beim ersten Ansturm der Feinde auseinander; nur die Phalanx hielt eine Weile stand. Der Ruhm des Sieges gebührte vor allem

dem König Eumenes; denn Publius Scipio war krank, und sein Bruder gab nur den Namen her, wenn er auch nach seiner Heimkehr als „Asiatikus" gefeiert wurde. Antiochus nahm nun den Frieden an, wie ihn die Römer vorschrieben. Er verzichtete auf Kleinasien diesseits des Taurus, so daß er nur noch Cilicien behielt, lieferte seine Kriegselefanten sowie die Flotte bis auf zehn Schiffe aus, mit denen er nicht über das ihm verbleibende Gebiet hinausfahren durfte, entsagte jeder Einmischung in die europäischen Angelegenheiten, zahlte 70 000 000 M. und stellte seinen Sohn als Geisel. Mit den abgetretenen Landschaften beschenkten die Römer die Rhodier und Eumenes. Die einen bekamen Lycien und Carien; der König von Pergamum sah sein Reich um Mysien, Lydien, Phrygien und einen Teil Thraziens vergrößert. Die griechischen Seestädte wurden für frei erklärt, nur Bithynien, Galatien und Kappadokien behielten ihre Selbständigkeit (189). Um dieselbe Zeit wurden die Ätoler unterworfen. Sie verloren alle Eroberungen, hatten schwere Kriegssteuern zu entrichten und mußten die Oberhoheit Roms anerkennen.

Hannibal, der bei dem nunmehrigen „Freunde des römischen Volkes" nicht mehr bleiben konnte, floh zu dem König Prusias von Bithynien. Als Flamininus seine Auslieferung verlangte, nahm er Gift, um die Römer durch seinen Tod von ihrer Furcht zu befreien (183). In diesem Jahre starben auch Publius Scipio und Philopömen. Nach der Beendigung des syrischen Krieges beschuldigte Cato den Afrikaner, er habe öffentliche Gelder unterschlagen und sich von Antiochus bestechen lassen. In der Gerichtsverhandlung zerriß Scipio seine Rechnungsbücher, erinnerte das Volk, daß gerade der Jahrestag der Schlacht bei Zama sei, und bestieg das Kapitol, um Juppiter für die durch ihn vollbrachten Taten zu danken. Die Tribunen erneuerten zwar die Anklage, aber Scipio verließ vor dem Termin die Stadt und begab sich auf sein Landgut Liternum in Kampanien. Hier lebte er fern von dem politischen Getriebe. Rom war ihm so verekelt, daß er dort nicht einmal wollte begraben sein. Philopömen, der achtmal als Stratege an der Spitze der Achäer stand und den Bund zur höchsten Blüte brachte, wurde von den Messeniern in einem Gefecht gefangen genommen und trotz seiner 70 Jahre eingekerkert und vergiftet. Lykortas, der Vater des Polybius, rächte die Schandtat durch ein schreckliches Strafgericht, ließ die Gebeine „des letzten Hellenen" feierlich verbrennen und die Asche in seiner Vaterstadt Megalopolis beisetzen.

An dem Tode Philopömens waren die Römer nicht ganz ohne Schuld. Sie duldeten nur kleine, ohnmächtige Gemeinwesen, die sich ohne Widerstreben ihrer Leitung fügten. Der Achäische Bund war ihnen zu stark, da er dank der Tüchtigkeit Philopömens den ganzen Peloponnes umfaßte. Deshalb hörten sie nicht auf, die Messenier und Spartaner zum Abfall zu reizen. Aus demselben Grund gingen sie um jene Zeit auch gegen Mazedonien vor, indem sie Philipp zwangen, die Städte zu räumen, welche sie ihm wegen seiner treuen Bundeshilfe gegen Antiochus überlassen hatten. Weiteres Unheil wurde nur durch die Fürsprache seines Sohnes Demetrius abgewehrt. Als die Römer diesem Aussicht auf den Thron der Antigoniden machten, brach im mazedonischen Königshause ein verhängnisvoller Zwist zwischen Demetrius und seinem älteren, aber unebenbürtigen Bruder Perseus aus. Philipp bemerkte zu seinem Verdruß, daß sein zweiter Sohn während des Aufenthaltes in Rom ein Bewunderer fremder Art und Sitte geworden sei, und übertrug auf ihn den berechtigten Groll über Roms doppelzüngige Politik. Perseus hetzte und schürte, bis im Geist des Vaters der Entwurf zu einem Rachekrieg reifte und der Bruder dem Haß gegen Rom zum Opfer fiel. Zwei Jahre später überraschte der Tod den alternden König mitten in seinen Plänen und Rüstungen (179).



Silbertetradrachmon des Perseus.
(Berlin, Königl. Münzkabinett.) Nach Gipsabguß.

Perseus wurde der Erbe seiner Entschlüsse, doch nicht seiner Entschlossenheit. Nachdem er sich im Fluge die Herzen seiner Untertanen gewonnen hatte, erwarb er bald die Zuneigung der Griechen, besonders der demokratischen Partei, welche der ewigen Bevormundung durch Rom müde auf Mazedonien ihre letzte Hoffnung setzte. Auch mit dem Thrakerfürsten Kotys und dem König Gentius, der das südliche Illyrien (das heutige Albanien) regierte, schloß er Freundschaft und, indem er die Tochter Antiochus' III. ehelichte und die eigene Schwester an Prusias verheiratete, war er auf dem besten Wege das Haupt einer mächtigen Koalition zu werden. Je höher sein Einfluß stieg, desto mehr büßte Eumenes in der griechischen Welt an Ansehen und Beliebtheit ein. Um Thron und Leben bangend, reiste der Attalide nach Italien und hinterbrachte dem Senate, was er von den Umtrieben des Perseus wußte oder dachte. Als er auf der Rückkehr bei Delphi fast einem Mordanschlage erlegen wäre, maßen die Römer dem mazedonischen König die Schuld an dem Überfall bei und beschlossen seinem Reich ein Ende zu machen. Anstatt nun auf die unzweideutigen Anzeichen des nahen Verderbens hin dem Gegner zuvorzukommen und durch entschiedenes Vorgehen die Freunde mit fortzureißen, ließ er sich durch Scheinverhandlungen so lange hinhalten, bis die Römer mit ihren Rüstungen fertig waren. Kein Wunder, daß weder seine Schwäger noch die Griechen eine Hand für ihn regten. Nur die Epiroten, einige böotische Gemeinden und außerhalb Griechenlands König Gentius ergriffen für ihn Partei. Ein Gegenstück zu dem Mangel an Tatkraft war der Geiz des Perseus. Er besaß unzählige Millionen, mit denen er leicht an die 100 000 Mann mehrere Jahre hindurch unterhalten konnte. Aber es fiel ihm zu schwer, sich von seinen Schätzen zu trennen.

171 erklärte der Senat ihm offiziell den Krieg. Noch immer dieselbe Schlaffheit, dieselbe Knauserei. Obwohl sich sein Heer den von unfähigen Offizieren befehligten Truppen der Römer weit überlegen zeigte, wagte er es nicht, seine Siege auszunutzen, sondern eröffnete mitten im Kriege eitle Friedensverhandlungen. 20 000 Gallier waren bereit, in seinen Dienst zu treten. Aber als sie merkten, mit welch schmutzigem Filz sie sich eingelassen hatten, zogen sie wieder ab. Dem König Gentius waren Hilfsgelder versprochen worden. Er bekam nur 10 Talente und verspürte daher nicht die Lust, sich mit Feuereifer ins Zeug zu legen. So verstrichen bei der Schlaffheit beider Teile zwei ergebnislose Jahre, und es war noch gar kein Ende abzusehen. Die Rhodier wagten es schon, ihre Vermittlung anzubieten, da ihr Handel unter dem Kriege empfindlich litt. Da erhielt der betagte, aber schneidige Ämilius Paulus, der Sohn des bei Cannä gefallenen Konsuls, das Kommando über die römischen Streitkräfte. Mit einem Schlage änderte sich das Bild. Perseus mußte seine feste Stellung am Olymp räumen und sich bis unter die Mauern Pydnas zurückziehen. Hier wurde er am 22. Juni 168 angegriffen. Der Eintritt einer Mondfinsternis und die Deutung, welche die Naturerscheinung im Aberglauben erfuhr, nahm seinen Leuten den Mut. Binnen einer Stunde hatten die Römer gewonnen und, da der König, noch während die Schlacht im Gange war, seine Sache verloren gab und floh, um seine Schätze zu bergen, entschied diese eine Stunde über das Stammreich Alexanders des Großen. Perseus gelang es nicht, sich und sein Geld in Sicherheit zu bringen. In Samothrake vertraute er sich der Gnade des römischen Admirals an, der eben auf der Insel gelandet war. Dieser lieferte ihn samt seinem Gelde dem Konsul Ämilius aus, welcher ihn in Haft nahm, um ihn später gefesselt im Triumphzuge aufführen zu können. In einer italischen Landstadt verbrachte der entthronte Fürst den Rest seines Lebens, und dort starb sein Sohn, der letzte Antigonide, als Schreiber.

Mazedonien wurde in vier Republiken aufgelöst, denen conubium und commercium untereinander versagt war. Das Land hatte die Hälfte der bisher an den König entrichteten Grundsteuer an Rom zu zahlen. Die Bewohner wurden vom Kriegsdienst befreit, d. h. wehrlos gemacht. Den militärischen Schutz gegen die Barbaren übernahmen die Römer. In ähnlicher Weise teilte man das Reich des Gentius, zu dessen Überwältigung ein dreißigtägiger Feldzug hingereicht hatte, in drei kleine Staaten. Die härteste Strafe traf die Epiroten. 70 ihrer Städte wurden ausgeplündert und zerstört, 150 000 Menschen in die Sklaverei verkauft.

Die Schlacht bei Pydna bildet einen Wendepunkt in der Politik Roms. Vorher hatte es die Fürsten und Bürgerschaften des griechischen Ostens vielfach umschmeichelt, sich als die Befreierin aufgespielt, treue Dienste belohnt. Jetzt kehrte es schroff den Herrn und Gebieter heraus, der sich schon verletzt fühlt, wenn er einen Menschen mit Rückgrat vor sich sieht. Von nun an war jede Regung des Selbstbewußtseins verpönt, Liebedienerei die einzige erlaubte Tugend. Daher blieb nur der unbehelligt, der es in der Schweifwedelei zur Meisterschaft gebracht hatte, wie Prusias von Bithynien, der sich beim Eintritt in den Senat auf die Knie warf und „den rettenden Göttern" dankte. Die anderen wurden hochgenommen. Den Rhodiern entzog man, was man ihnen nach der Schlacht bei Magnesia überlassen hatte, und versetzte ihrem Handel einen tödlichen Schlag, indem man Delos zum Freihafen erhob. Den Thron des Eumenes gedachte man seinem Bruder Attalus zu geben. Es blieb bei der Absicht, da Attalus zu anständig war, auf den Plan einzugehen. 1000 vornehme Achäer, die im Verdacht standen, im Herzen mit Perseus gehalten zu haben, mußten nach Italien kommen, angeblich, um sich zu verantworten. Ein gerichtliches Verfahren wäre aber etwas umständlich, eine Beweisführung schwierig gewesen. So wies man ihnen italische Landstädte zum Aufenthalt an. Nachdem die meisten während einer siebzehnjährigen Gefangenschaft vor Gram gestorben waren, entließ man die Überlebenden in die Heimat, nicht um das Unrecht wieder gut zu machen, sondern weil es nichts verschlug, ob griechische oder römische Totengräber die dahinsiechenden Greise bestatteten, wie sich Cato geschmackvoll ausdrückte. Antiochus IV., der Schwager des Perseus, hatte bereits Alexandrien eingenommen und drohte ganz Ägypten an sich zu reißen. Ein Abgesandter des von den Ptolemäern um Hilfe angerufenen Senats befahl dem Seleukiden, alle ägyptischen Eroberungen herauszugeben. Der König wollte sich die Sache überlegen. Aber der Römer zog einen Kreis um ihn und herrschte ihn an, er müsse sich erklären, noch bevor er aus dem Kreise heraustrete. Erschreckt gehorchte Antiochus.

Die asiatischen Fürsten, die ja ihre Völker wie Sklaven zu behandeln gewohnt waren, fanden sich sonder Mühe in die Rolle von Lakaien. Doch in den Mazedoniern und Hellenen lebte trotz aller ihrer Entartung noch etwas vom Heldengeist ihrer Väter. Die einen waren erbittert über die Zerreißung des Landes und die ihnen aufgezwungene Verfassung. Ihre Unzufriedenheit benutzte ein Schwindler, Andriskus mit Namen, gab sich für einen Sohn des Perseus aus und wurde von dem Volk, das sich nach seiner angestammten Dynastie zurücksehnte, mit Jubel aufgenommen (149). Die römischen Heere, die in Mazedonien eindrangen, erlitten mehrere Niederlagen, bis der Konsul Metellus ihn besiegte und von einem Thrakerfürsten, bei dem der Abenteurer Zuflucht gefunden hatte, seine Auslieferung erzwang (148). Mazedonien ward nunmehr römische Provinz. In Griechenland tobte um diese Zeit ein Streit zwischen den Achäern und den Lazedämoniern. Sparta weigerte sich, länger dem Bunde anzugehören. In seinem Widerstreben wurde es durch die Römer bestärkt. Der Senat ordnete an, daß alle bedeutenden Städte außerhalb des eigentlichen Achaja aus der Eidgenossenschaft zu entlassen seien. Die Achäer waren schon durch die aufreizenden Reden der aus der Verbannung zurückgekehrten Landsleute in eine verbissene Stimmung versetzt worden. Ihrem Ärger machten sie zunächst dadurch Luft, daß sie einen ausgesprochenen Römerfeind zum Bundesfeldherrn ernannten. Die verletzende Verfügung des Senats, welche einen unerhörten Eingriff in ihre staatlichen Rechte bedeutete, steigerte ihren Haß zu maßloser Wut. Nun wollten sie erst recht Sparta mit Waffengewalt zur Pflicht zurückführen. In ihrer Verblendung ließen sie sich gar dazu hinreißen, die römischen



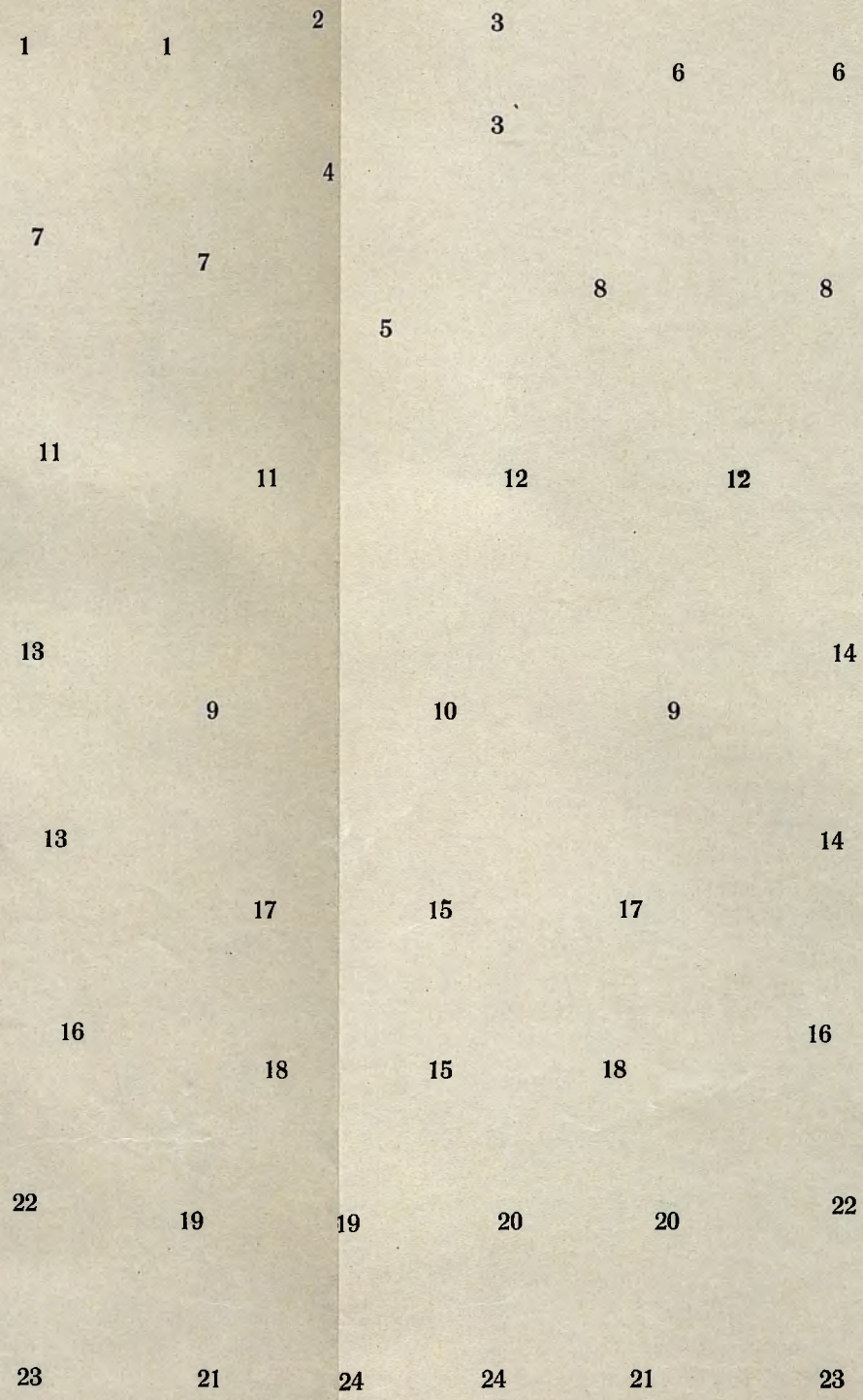
Silbertetradrachmon des falschen Philippus (Andriskus). (Berlin, Königl. Münzkabinett.) Nach Gipsabguß.

Gesandten zu beleidigen. Man bot ihnen einen Vergleich an; aber die erhitzten Leidenschaften kannten kein Zurück mehr. Metellus, „der Mazedonier", riet dringend zur Besonnenheit. Als seine gütlichen Vorstellungen nichts fruchteten, vielmehr die Bewegung immer weiter um sich griff und die Parteinahme für die Achäer als nationale Ehrenpflicht erschien, rückte er in Hellas ein und schlug die Achäer in Lokris, worauf sich Mittelgriechenland unterwarf. Die radikalen Führer des Bundes ließen sich durch die Niederlage nicht belehren. Um die verarmten Massen zum letzten Verzweiflungskampf zu begeistern, stellten sie ihnen Schuldenerlaß und Ackerverteilung in Aussicht, und die Reihen der Krieger zu füllen, bewaffneten sie die Sklaven. Alles umsonst. Was hätte auch der gepanzerte Zwerg gegen den römischen Riesen vermocht? Der Konsul Mummius, der Nachfolger des Metellus, erfocht auf dem Isthmus einen so glänzenden Sieg über die ungeübten und undisziplinierten Haufen der Achäer, daß niemand an weiteren Widerstand dachte; selbst das feste Korinth öffnete freiwillig den Legionen die Tore. Und nun feierte die Rache ihre scheußlichen Orgien. Man knechtete die wehrlosen Bürger oder ließ sie über die Klinge springen, gab nicht nur die Privathäuser, sondern auch die Tempel der Plünderung einer zügellosen Soldateska preis. Unverstand und Roheit zertrümmerte die herrlichsten Kunstschätze. Zum Schlusse wurde das blühendste Handelsemporium von Hellas, zugleich eines der ältesten Kulturzentren zerstört, seine Stätte verflucht, gerade so wie es mit Karthago geschah und in demselben Jahre (146). Auch mit andern Gemeinden rechnete man ab. Besonders das von Kassander (S. 264) wieder aufgebaute Theben, sowie Chalzis konnten davon ein Lied singen. Ganz Griechenland mußte die Oberhoheit Roms anerkennen, so daß jede auswärtige Politik verboten war. Alle Bünde, abgesehen von den Opfergemeinschaften, lösten sich auf. Die Städte behielten ihre kommunale Selbständigkeit. Aber überall wurde die Verfassung den wohlhabenden, römerfreundlichen Klassen auf den Leib zugeschnitten, die Herstellung der Demokratie unter Strafe gestellt. Die Gemeinden verloren dazu das Kommerzium untereinander, und die meisten hatten noch Abgaben an das herrschende Volk zu zahlen. Mit der Wahrnehmung der römischen Interessen betraute der Senat den Statthalter von Mazedonien, bis man gegen Ende der Republik Griechenland unter dem Namen Achaja zur Provinz erhob.

Im Jahre 146 v. Chr. G. ist die Weltherrschaft Roms vollendet. Der Senat bildet fortan den höchsten Gerichtshof, dessen Entscheidungen Völker und Fürsten sich zu fügen haben und auch willig fügen. Nur barbarische Stämme wagen es noch, seinem Gebot zu trotzen. Gegen diese die Grenzen des Kulturgebietes zu schützen, wäre die wichtigste Pflicht Roms gewesen. Aber der führende Staat nimmt es mit dieser Aufgabe nicht ernst. Die Römer sind nicht mehr das Volk in Waffen, welches die Verteidigung seines Landes mehr als eine Ehre denn als eine Last ansieht. Das Heerwesen geht zurück. Die letzten Kriege zeigen schon deutliche Spuren seines Verfalles. Die Marine verschwindet, da man nach Überwältigung der Karthager und der Illyrier zur See keinen Feind zu fürchten hat. Die Gründe liegen in dem verderblichen Einfluß der großen Eroberungen.

C. Zustände im Innern.

Die Römer, früher ein armes Bauernvolk, wurden durch die Kriege die reichste Nation der Welt. Abgesehen von sonstiger Beute, Waffen, Rüstungen, Geschützen, Elefanten, Pferden und dem zugehörigen Geschirr, Lebensmitteln aller Art, Schmuckgegenständen, kostbarem Hausrat, Kunstwerken, Büchern, brachten die Feldzüge in den Jahren 209 bis 168 an ungeprägtem Edelmetall 900 000 Pfund Silber und 110 000 Pfund Gold, an gemünztem Geld 60 Millionen Mark ein. Dazu kam wohl eine Million Gefangener, die man in die Knechtschaft verkaufte. Der Wert der Sklaven war natürlich verschieden. Neben solchen, die man spottbillig erstehen konnte, gab es andere, für welche man bis zu 8000 Mark zahlen mußte. Als Durchschnittspreis dürfen



Deckblatt zu der Tafel:

Münzen aus vorchristlicher Zeit.

1. Kleinasiatischer Elektronstater des 7. Jahrhunderts v. C. noch ohne Bild.
2. Elektronstater von Ephesus mit der griechischen Aufschrift „ich bin das Zeichen des Phanes".
3. Goldstater des Königs Croesus von Lydien.
4. Goldstater von Phocaea.
5. Elektronstater von Cyzicus mit dem Bilde der athenischen Tyrannenmörder.
6. Silberstater der Insel Aegina.
7. Silberstater von Corinth.
8. Incuser Silberstater von Metapontum in Unteritalien.
9. Silberstater von Cnossus auf Creta mit dem Bilde des Minotaurus und des Labyrinths.
10. Silberzehndrachmenstück von Syracus aus der Zeit nach der sizilischen Expedition der Athener, mit der Künstlersignatur des Cimon.
11. Silbervierdrachmenstück von Syracus mit dem Bilde der Quellnymphe Arethusa, aus derselben Zeit und mit derselben Künstlersignatur wie 10.
12. Silbervierdrachmenstück der Carthager auf Sizilien.
13. Silberstater der Messenier nach ihrer Befreiung durch Epaminondas.
14. Silberstater der Arcader nach ihrer Einigung durch Epaminondas.
15. Goldstater Philipps II. von Mazedonien mit dem Bilde seines in Olympia siegreichen Wagens.
16. Silbervierdrachmenstück Alexanders des Großen.
17. Silberstater der Römer für Campanien.
18. Römisches goldenes Sechzigsesterzenstück aus dem Notjahr 217 v. C.
19. Römischer Silberdenar mit den Dioskuren.
20. Römischer Silberdenar mit gezahntem Rande (serratus).
21. Römischer Silberdenar mit Darstellung der Münzwerkzeuge.
22. Römischer Silbersesterz.
23. Silberner Cistophorus von Cicero als Proconsul von Cilicien, in Apamea geschlagen.
24. Celtische Goldmünze, sog. Regenbogenschüsselchen, mit der Aufschrift CVR.

Aufgaben aus vorgeschrittener Zeit.

Dezember III. von C. Hoffmann.

1. Man berechne die Entfernung des 2. Hauptsternes a. C. von dem Zenit.

2. Berechnet den Stundenwinkel des Sternes Deneb, wenn sich der Stern 30° westlich vom Meridian befindet.

3. Berechnet die Höhe des Sternes Wega, wenn sich der Stern 45° westlich vom Meridian befindet.

4. Berechnet die Höhe des Sternes Atair, wenn sich der Stern 45° östlich vom Meridian befindet.

5. Berechnet die Höhe des Sternes Deneb, wenn sich der Stern 30° östlich vom Meridian befindet.

6. Berechnet die Höhe des Sternes Atair, wenn sich der Stern 30° westlich vom Meridian befindet.

7. Berechnet die Höhe des Sternes Wega, wenn sich der Stern 45° westlich vom Meridian befindet.

8. Berechnet die Höhe des Sternes Deneb, wenn sich der Stern 45° östlich vom Meridian befindet.

9. Berechnet die Höhe des Sternes Atair, wenn sich der Stern 30° östlich vom Meridian befindet.

10. Berechnet die Höhe des Sternes Wega, wenn sich der Stern 30° westlich vom Meridian befindet.

11. Berechnet die Höhe des Sternes Deneb, wenn sich der Stern 45° westlich vom Meridian befindet.

12. Berechnet die Höhe des Sternes Atair, wenn sich der Stern 45° östlich vom Meridian befindet.

13. Berechnet die Höhe des Sternes Wega, wenn sich der Stern 30° östlich vom Meridian befindet.

14. Berechnet die Höhe des Sternes Deneb, wenn sich der Stern 30° westlich vom Meridian befindet.

15. Berechnet die Höhe des Sternes Atair, wenn sich der Stern 45° westlich vom Meridian befindet.

16. Berechnet die Höhe des Sternes Wega, wenn sich der Stern 45° östlich vom Meridian befindet.

17. Berechnet die Höhe des Sternes Deneb, wenn sich der Stern 30° östlich vom Meridian befindet.

18. Berechnet die Höhe des Sternes Atair, wenn sich der Stern 30° westlich vom Meridian befindet.

19. Berechnet die Höhe des Sternes Wega, wenn sich der Stern 45° westlich vom Meridian befindet.

20. Berechnet die Höhe des Sternes Deneb, wenn sich der Stern 45° östlich vom Meridian befindet.

21. Berechnet die Höhe des Sternes Atair, wenn sich der Stern 30° östlich vom Meridian befindet.

22. Berechnet die Höhe des Sternes Wega, wenn sich der Stern 30° westlich vom Meridian befindet.

23. Berechnet die Höhe des Sternes Deneb, wenn sich der Stern 45° westlich vom Meridian befindet.

24. Berechnet die Höhe des Sternes Atair, wenn sich der Stern 45° östlich vom Meridian befindet.



Münzen aus vorchristlicher Zeit.

200 Mark gelten. Die Kriegsentschädigungen beliefen sich in dem genannten Zeitraum auf 120 Millionen Mark. Neben dem einmaligen Erlös ergoß sich aus den Provinzen ein beständig fließender Goldstrom nach der Hauptstadt des Erdkreises. Dies mußte notwendig den Charakter des Volkes verändern, verderben. Man lernte in den fremden Ländern neue Genüsse kennen und besaß die Mittel, sie zu befriedigen. Besonders unheilvoll wirkte der Einfluß des entarteten



Bronzetafel mit dem Senatsdekret gegen die Bacchanalien. Im k. k. Münz- und Antikenkabinett in Wien.

Orients. Von hier kam der Brauch, das einfache Mobiliar durch prachtvolle Ausstattungen zu ersetzen, mit ausgesuchtem Raffinement die Speisen zu bereiten, Lautenschlägerinnen, Tänzer und Possenreißer während der Mahlzeiten auftreten zu lassen, hier wurden die Römer mit unnatürlichen Lastern bekannt. Das Bewußtsein der kriegerischen Überlegenheit, welches in den Worten: „Ich bin römischer Bürger" Ausdruck fand, weckte frechen Dünkel, so daß man glaubte, sich anderen gegenüber alles herausnehmen zu dürfen. Reichtum und Macht waren die Wurzeln jener Herrenmoral, wie sie nur zu oft als Folge von Eroberungen solcher Gebiete erscheint, deren Bevölkerung an sittlichem Empfinden unter dem Sieger steht. Der Bruder des Griechenfreundes Flamininus ließ einen gefangenen Gallier beim Gelage nieder-

stechen, um damit seinem Buhlsklaven eine Freude zu bereiten. Und es war nicht der eine oder andere, der sich über die strenge Zucht der guten alten Zeit hinwegsetzte. Schon zu Beginn des zweiten Jahrhunderts huldigten weite Kreise dem Laster. Das lehrt der Bacchanalienprozeß, der im Jahre 186 angestrengt wurde. Man schritt gegen die aus Griechenland stammenden Bacchusfeiern, bei denen unter dem Deckmantel der Religion die ärgsten Ausschweifungen vorkamen, auf Senatsbeschluß mit der größten Energie ein. Tausende von Teilnehmern traf die Todesstrafe; aber um den greulichen Unfug zu unterdrücken, mußten bald darauf wieder Tausende verurteilt werden. Während die Regierung in der Bekämpfung des frivolen Kultus festen Willen zeigte, leistete sie in mancher Beziehung der Sittenlosigkeit unmittelbar oder mittelbar Vorschub. In demselben Jahre, in dem man gegen den schmutzigen Bacchusdienst vorging, führte Fulvius Nobilior, der Besieger der Ätoler, die verrohenden Tierhetzen ein, und bald wetteiferten die festgebenden Beamten in der Vorführung von Bären, Ebern, Elefanten, Löwen, Nilpferden, Panthern, Nashörnern und Tigern, um die Bestien im Zirkus einander zerfleischen oder durch Matadoren abstechen zu lassen. Noch entsittlichender wirkten die Fechterspiele, bei welchen Sklaven, Kriegsgefangene oder Verbrecher zur Belustigung der Menge sich gegenseitig abschlachteten. Sie wurden zuerst im Jahre 264 gegeben, blieben aber bis gegen Ende der Republik mehr oder weniger private Darbietungen. Da die ekelhaften Kämpfe dem Volk ungemein gefielen, gründeten gewinnsüchtige Unternehmer besondere Schulen, in denen sich die Fechter (Gladiatoren) unter strengster Beobachtung einer muskelstärkenden Lebensweise auf ihren Beruf vorbereiteten. In späterer Zeit gaben sich sogar Leute aus den höchsten Gesellschaftsklassen zu dem entwürdigenden Geschäft her. Ein Menschenalter nach der Einführung der Gladiatorenspiele begegnet uns zum erstenmal das ausgelassene Fest der Flora, das sich staatlicher Fürsorge erfreute. Auch die meist leichte Ware der Theaterstücke tat das ihrige, die Einfachheit zu untergraben und das Gefühl für Anstand abzustumpfen. Vergebens stemmte sich Cato durch Beispiel, Rede und Tat der hereinbrechenden Flut des Verderbens entgegen. Mochte er sein ganzes Leben hindurch dem Volke als Mensch und Bürger, als Familienvater und Hauswirt zum Muster dienen, mochte er gegen alle Neuerungen und Abweichungen von den biedern Gewohnheiten der Vorfahren losdonnern, mochte er während seiner Zensur (194) rücksichtslos jeden Vornehmen, der durch seinen Wandel Ärgernis erregte, aus Senat und Ritterstand stoßen, die strengsten Gesetze gegen verschwenderischen Aufwand geben und durch Besteuerung dessen, was den Luxus förderte, die Sittenlosigkeit einzuschränken suchen, seine Bemühungen waren erfolglos, wenigstens in Rom, während sich in den Munizipien noch lange ein kraftvolles Geschlecht erhielt. Der Gebildeten bemächtigte sich der Unglaube, der unteren Stände der Aberglaube. Der Dichter Ennius übersetzte das berüchtigte Buch des Euhemerus (S. 275), Wahrsager und Zauberer fanden riesigen Zulauf. Das Familienleben lockerte sich, Ehescheidungen nahmen in erschreckendem Maße zu, und die Ehe begann als eine drückende Last empfunden zu werden. Dem Vergnügen zu frönen schrak man nicht einmal vor Verbrechen zurück.

Das Übel riß namentlich unter den Nobiles ein; denn ihnen fiel der Hauptnutzen der Kriege zu. Sie stellten in der Regel die Heerführer und Statthalter. Es gehörte zu den Ausnahmen, daß ein homo novus, wie der aus Tuskulum gebürtige Bauer Cato, sich zu den höchsten Würden emporschwang. Dem Feldherrn gebührte ein beträchtlicher Anteil an der Beute, was habsüchtigen Generälen genügender Grund war, einen Krieg vom Zaun zu brechen. Weitere Mittel konnte er sich verschaffen, indem er Summen unterschlug, die er zur Ausrüstung der Truppen aus der Staatskasse empfing. Der Statthalter erhielt zwar keine Besoldung, dafür aber Reisegeld, das die Höhe eines gut bemessenen Gehalts erreichte. Außerdem hatte er es in der Hand, manches nebenbei heraus zu wirtschaften, und wenn er nicht allzu schamlos zu Werke ging, fand man für seine amtliche Wirksamkeit kein Wort des Tadels. Sogar schwere Erpressungen blieben meistens ungesühnt. Staatsanwälte gab es nicht, und wo kein Kläger, da auch kein Richter. Die Provinzialen konnten nicht selbständig einen Prozeß gegen einen römischen

Bürger anhängig machen, sondern bedurften dazu eines Vermittlers (patronus), dessen Klienten sie gleichsam waren. Die Geschworenen endlich waren Standesgenossen des Angeklagten, die sich in gleicher Weise betätigt hatten oder zu betätigen wünschten und daher gern ein Auge zudrückten. Wie zahlreich die Unterschlagungen öffentlicher Gelder und die Erpressungen waren, ersieht man daraus, daß kurz nach der Mitte des 2. Jahrhunderts zur Aburteilung derartiger Verbrechen stehende Gerichtshöfe eingerichtet wurden. Damit möglichst viele Vornehmen eine einträgliche Stelle erhielten, erhob man den Brauch, wonach niemand sich vor einem bestimmten Alter um ein Amt bewerben, niemand vor Ablauf von zehn Jahren dasselbe Amt noch einmal bekleiden durfte, 180 auf Antrag des Volkstribunen Villius zum Gesetz.

Nächst den Nobiles zogen die reichen Plebejer bedeutenden Vorteil aus den Eroberungen. Es waren die Großkaufleute und Bankiers. Sie vermittelten den Warenaustausch und besorgten die Geldgeschäfte, übernahmen die Lieferungen für das Heer, die Ausführung der öffentlichen Bauten und pachteten die vom Zensor an den Meistbietenden versteigerten Zölle und sonstigen staatlichen Einkünfte. Die Industrie spielte keine Rolle in Rom. Die volkreichste Stadt der Welt wußte dem gefährlich anschwellenden Proletariat keine Arbeit zu schaffen. Die Kapitalisten schlossen sich gewöhnlich zu einer Art Aktiengesellschaften zusammen. Dies geschah zunächst da, wo das Vermögen des einzelnen zum Geschäftsbetrieb nicht ausreichte, so besonders bei der Pachtung der Provinzialabgaben, die auf fünf Jahre vorausbezahlt werden mußten. Aber auch sonst war das Kompaniegeschäft sehr beliebt, gewissermaßen notwendig, da es keine Versicherungen gab, so daß jemand, der sein Geld in eine Sache gesteckt hätte, durch eine Feuersbrunst oder einen Schiffbruch zum Bettler geworden wäre. Um schweren Verlusten zu entgehen, beteiligte man sich an einer ganzen Reihe von Gesellschaften. Verkrachte die eine, so konnte man den Schaden leicht ertragen, da der Gewinn aus den übrigen ihn mehr als aufwog. Das beste Geschäft machten die Geldleute in den Provinzen, wo sie als römische Bürger den Einheimischen gegenüber eine bevorzugte Stellung einnahmen. Konnte eine Gemeinde die Kriegssteuern oder andere feste Abgaben nicht entrichten, so erwiesen sich die römischen Bankiers als freundliche Helfer. Freilich beanspruchten sie für ihre guten Dienste bis zu 48 %. Auch bei der Erhebung der indirekten Steuern und der Zölle wußten sie durch Betrug und rücksichtslose Eintreibung ihr Schäfchen zu scheren. Deshalb waren sie in der ganzen Welt verhaßt, und mehr als einmal entlud sich die Wut der ausgesogenen Völker auf die Halsabschneider. Selbst bei den Römern waren sie verachtet. Für Geldverleiher und Wucherer hat die lateinische Sprache dasselbe Wort. Trotzdem besaßen sie mächtigen Einfluß, da der Staat ihrer Hilfe nicht entraten konnte. Bei der Bestrafung der Rhodier, der Zerstörung Karthagos und Korinths hatten sie offenbar die Hand im Spiele.

Dagegen die Bauern, welche die siegreichen Schlachten geschlagen hatten und denen Rom seine Machtstellung verdankte, gingen bei der Ausplünderung des Erdkreises leer aus. Ja, ihre Lage verschlechterte sich von Jahr zu Jahr. Der körperlich und moralisch tüchtigste Stand litt unter den Kriegen am meisten, indes andere die Früchte einheimsten. Während die Wohlhabenden sich mehr und mehr der Dienstpflicht entzogen, wurden die Landleute regelmäßig zu den Waffen gerufen. Daher hielt der Tod unter ihnen auch die reichste Ernte. Die Soldaten, welche fern von der Heimat kämpften, mußten jahrelang bei den Fahnen bleiben; denn die regierende Nobilität, welcher die Bauernfäuste Millionen gewinnen halfen, schickten, um tunlichst die Überfahrtskosten zu sparen, nur selten Ablösung. Kamen die Landwirte nach Hause zurück, so fanden viele ihr Anwesen verwahrlost. Auch hatten sie nach dem wilden Kriegsleben keine rechte Lust mehr an der friedlichen Beschäftigung. Sie konnten zudem nicht viel verdienen, da die Provinzen, in denen agrarischer Großbetrieb herrschte, die Bodenerzeugnisse weit billiger lieferten. Viehzucht und Obstbau rentierten sich zwar, aber nicht auf Zwergwirtschaften von wenigen Morgen. Man war also froh, wenn man das Höfchen los wurde. Gewöhnlich erstand es einer der Vornehmen. Da nämlich das Gesetz den Senatoren den Großhandel verbot, sahen sich die Nobiles gezwungen,



Olivenölbereitung. Wandmalerei aus dem Triclinium des Hauses der Vettier in Pompeji. (Brogi phot.)

ihr Geld in Grundeigentum anzulegen. Sie kauften ein Gütchen nach dem anderen, bis schließlich ein einziger eine Bodenfläche besaß, die früher 100 bis 200 Familien hinreichendes Auskommen gewährt hatte. Statt freier, verheirateter Bürger wirtschafteten auf den Latifundien Horden lediger Sklaven. Die Nobiles rissen auch, unbekümmert um die Licinisch-Sextischen Gesetze, den ganzen ager publicus an sich, und ihrem Einfluß ist es zuzuschreiben, daß nach dem Siege über Perseus die Grundsteuer erlassen wurde, was bei ihrem niedrigen Satz ($^1/_{10}$ % des Steuerkapitals) von den kleinen Besitzern kaum als eine Wohltat angesehen wurde. Die ausgekauften Bauern zogen in die Hauptstadt. Der Erlös aus ihrem Äckerchen war bald verzehrt. Ein Handwerk oder Gewerbe zu betreiben, geziemte sich nicht für die edlen Quiriten. Es arbeitete nur der Sklave oder Freigelassene. Jeder Tätigkeit, bei der man selbst mitanfassen mußte, haftete ein Makel an. „Die Werkstätte kann nichts Ehrenhaftes an sich haben." Die Landflucht verstärkte also bloß das Proletariat, das nicht durch ehrliche Beschäftigung, sondern durch schmutzige Kriecherei sein Brot verdiente. Die Reichen hielten sich ganze Schwärme von Klienten als eine Art Hofstaat. Es waren dies keine Hörigen, wie der Patrizier sie früher gehabt hatte, sondern hofierende Günstlinge und schmarotzende Bettler, die wie der Schweif eines Kometen hinter dem Herrn herzogen, mochte er sich in den Senat oder auf das Forum begeben oder eine Reise aufs Land machen. Aber, so fragt man, warum ließ sich das souveräne Volk diese Zustände gefallen? Besaß es nicht die Macht, sie zu ändern? Dem Namen nach allerdings. Die römische Verfassung machte damals noch mehr als vorher den Eindruck, als ob die Plebejer das Heft in der Hand hätten. 286 hatten sie durch eine dritte Auswanderung, diesmal auf das Janiculum, das Gesetz des Hortensius ertrotzt, welches, ältere Bestimmungen nachdrücklich erneuernd, den Beschlüssen der Tributkomitien bindende Kraft verlieh. Um 240 war die Zenturienversammlung demokratisiert worden, indem jede Steuerklasse gleich viel — je 70 — Stimmen erhalten hatte. Als man dann noch durchsetzte, daß der Senat die von den Tribus angenommenen Anträge im voraus bestätigen mußte, war das Volk scheinbar allmächtig. Aber in Wirklichkeit hatte es so gut wie nichts zu sagen. Um an den gesetzgebenden Versammlungen teilzunehmen, mußte man nach Rom kommen. Für die überwiegende Mehrzahl der Bürger war eine solche Reise ein Opfer, das man den wenigsten zumuten konnte. Die aus der Zeit des Servius Tullius stammende Einrichtung paßte, solange Rom im wesentlichen ein Stadtstaat war. Ein Weltreich jedoch ließ sich nicht durch Komitien regieren, umsoweniger, seitdem in diesen statt des gesunden Sinnes der seßhaften Bürger die Urteilslosigkeit des käuflichen Großstadtpöbels zu Wort kam. An die Beseitigung des überlebten Systems, an die Einführung einer Volksvertretung hat man im Altertum nie gedacht. Die Ausdehnung des römischen Staates und die Änderung der wirtschaftlichen Verhältnisse bewirkten, daß die Bedeutung der bäuerlichen Plebs dahinschwand. Was sie an Einfluß verlor, gewannen die Nobiles. Da aber der Amtsadel als der von der

Verderbnis am meisten ergriffene Stand der zur selbstlosen Leitung der Politik erforderlichen Kraft ermangelte, so ging die Republik einer gefährlichen Krisis entgegen.

Die Zeit des beginnenden Zerfalls auf sittlichem, wirtschaftlichem und politischem Gebiet ist zugleich die Zeit der aufblühenden Künste, und der hohe kulturelle Aufschwung wurzelt mit dem beklagenswerten Rückgang in demselben Grund. Die Römer hatten von Haus aus nur Sinn für das Praktische. Demgemäß erfreuten sich Landbau, Vermessungskunde, Rechts-, Staats- und Finanzwesen schon früh einer eifrigen Pflege. Die Architektur schloß sich an, aber nur insoweit es sich um Nutzbauten handelte. Den gewaltigen Schöpfungen der Tarquinier stellten sich die Werke des Zensors Appius Claudius ebenbürtig an die Seite. Er legte nicht nur die Königin unter den Heerstraßen an, sondern die Hauptstadt verdankte ihm auch die erste Wasserleitung. Dagegen hatten die Römer für Dinge, die keinen greifbaren Nutzen abwarfen, wenig Begabung und Jahrhunderte hindurch auch wenig Verständnis; galt ihnen doch als Müßiggänger, wer solchen Gegenständen Kraft und Zeit zuwandte. Daher haben sie in dieser Hinsicht kaum etwas Eigenartiges von bleibendem Wert geschaffen und tragen hier ihre hervorragenden Leistungen durchweg den Stempel der Nachahmung an der Stirn. Am deutlichsten ersieht man dies in der Literatur, die sich am frühesten unter fremdem Einfluß entwickelte. Eben war man in der Dichtung zu „tastenden Anfängen" gekommen, hatte einige steife Prozessionslieder und Totenklagen verbrochen, lachte über anzügliche Hochzeitsgesänge und erfreute sich an Stegreifversen der Volksbühne, da trat man durch die Eroberung Unteritaliens und Siziliens in enge Berührung mit den Griechen und lernte die Schönheiten des hellenischen Schrifttums kennen. Die edelsten Geister wurden von der klassischen Form, dem gediegenen Inhalt und dem Zauber der Sprache mächtig ergriffen. Der ältere Afrikanus lauschte in Sizilien den Vorträgen der Philosophen und studierte griechische Bücher, während der Hannibalische Krieg noch tobte und er selbst sich zum Zuge nach Afrika rüstete. Je mehr sich die Gebildeten mit griechischem Wesen befreundeten, desto mehr wuchs ihre Begeisterung. Einen gewissen Höhepunkt bildet die Zeit, wo die 1000 Achäer nach Italien kommen, um sich wegen ihrer mazedonierfreundlichen Gesinnung zu verantworten. Denn unter den Verbannten befindet sich auch der würdigste Vertreter des damaligen Hellenentums, der Geschichtschreiber Polybius, der durch seine edle Persönlichkeit, sein gründliches Wissen, seinen offenen Blick und sein unbefangenes Urteil der Vertraute der Scipionen wird und selbst auf das Haupt der national-römischen Partei, den knorrigen Cato, Eindruck macht. Versuchen sich die Vornehmen in Schriftstellerei, so bedienen sie sich der griechischen Sprache, wie namentlich die Historiker, deren ältester Fabius Pictor ist (um 200).

Griechisch wird eines der wichtigsten Bildungsmittel der oberen Gesellschaftsklassen und nimmt daher im Betrieb der höheren Schulen die erste Stelle ein. Schulen, rein privater Natur und ohne verbindlichen Besuch, gibt es schon lange. Die Lehrer sind Sklaven, die im Hause ihres Herrn unterrichten. Was die Kinder hier lernen, beschränkt sich auf die elementarsten Dinge, Lesen, Schreiben, Rechnen, dazu etwas Gesetzeskunde. Öffentliche Schulen werden auch jetzt nicht eingerichtet, und der Schulzwang bleibt dem ganzen Altertum fremd. Aber für die Söhne der Wohlhabenden erweitert sich der Kreis der Lehrgegenstände, und zu dem Griechischen treten auch mehr ideale Fächer. Zu allerletzt die Philosophie. Denn die damaligen Philosophen predigen meist den Materialismus und Rationalismus. Ihre Lehren erscheinen mit Recht als gefährlich. Es kommt wiederholt zu Ausweisungen. 161 faßt der Senat sogar den förmlichen Beschluß, keine Philosophen in der Stadt zu dulden. Selbst die berühmten Gesandten, die einige Jahre später von Athen kamen, der Akademiker Karneades, der Stoiker Diogenes und der Peripatetiker Kritolaus, mußten Rom verlassen. Aber auf die Dauer ließ sich das Verbot nicht aufrecht erhalten. Unter den Gattungen der Literatur, die am frühesten Eingang fanden, stand das Drama obenan. Seine Abfassung lohnte sich, seitdem an den öffentlichen Spielen szenische Darstellungen zur Aufführung gelangten.

Der erste römische Dichter ist Andronicus (etwa 284—204), ein Kriegsgefangener aus Tarent, der freigelassen seines Herrn Gentilnamen Livius annahm. Er übersetzte kunst- und geschmacklos für die Bühne Tragödien und Komödien, für die Schule in altitalischem, bald außer Kurs geratenem Versmaß die Odyssee, ein Buch, das noch gegen Ende der Republik bei dem Unterricht Verwendung fand. Mehr Selbständigkeit zeigt sein jüngerer Zeitgenosse Nävius. Außer Lust- und Trauerspielen, die sich an die griechischen Originale anlehnten, behandelte er in einem Epos den ersten punischen Krieg und wagte sich in einigen Tragödien an die Bearbeitung nationaler Stoffe. Der bedeutendste unter den älteren Dichtern ist Plautus. Von ihm haben wir zwanzig vollständige Stücke, während uns von Andronicus und Nävius nur dürftige Fragmente erhalten sind. Plautus verfaßt ausschließlich Komödien. In Anlage und Stoff ist er von seinen attischen Vorbildern, besonders Menander und Diphilus (S. 226) abhängig, hinter denen er, was Aufbau der Handlung und Feinheit der Ausführung anbetrifft, weit zurückbleibt. Aber für diese Mängel der Komposition werden wir reichlich entschädigt. Denn Plautus ist ein wirklicher Dichter, kein bloßer Übersetzer. Seine drastischen Schilderungen, sein sprudelnder Witz, die urkomischen Situationen, die er erfindet, erregen unwillkürlich unsere Lachmuskeln. Dabei ist er sprachgewandt und -gewaltig, sein Dialog meisterhaft, sein Stil von urwüchsiger Frische, sein Rhythmus fehlerfrei, oft wohlklingend. Wenn ihm die Schimpfwörter kübelweise zur Verfügung stehen, wenn seine Späße oft gemein sind, so muß man dies auf Rechnung der Zuschauer setzen, die etwas Saftiges hören wollen, da sie sonst davonlaufen, um einem Seiltänzer oder Gaukler zuzusehen. Seine Stücke wurden wegen ihrer Vorzüge oft wiederholt. Im Mittelalter verschollen, fanden sie in der neueren Zeit Liebhaber und Nachahmer. Den vornehmen Kreisen Roms sagte die Derbheit nicht zu. Sie fanden mehr Geschmack an den Komödien des Terenz, eines geborenen Karthagers — daher sein Beiname Afer —, der in jungen Jahren als Sklave nach Rom verkauft wurde, im Hause seines Herrn eine treffliche Erziehung genoß und bald die Freiheit erhielt. Er verfaßte sechs Lustspiele, die wir noch besitzen. Sie sind nett und zierlich, Charakterzeichnung und Technik kunstmäßiger, der Inhalt sauberer als bei Plautus, aber ohne Originalität, ohne packenden Humor, fast nach der Schablone gedichtet. Das beste ist seine glatte, gewählte Sprache, welche die Alten veranlaßte, den jüngeren Afrikanus als Mitarbeiter anzunehmen. Auf der Bühne haben sich die einförmigen Stücke nicht lange gehalten; doch fein stilisiert, von vollendeter Form und ziemlich dezent sind sie bis ins 17. Jahrhundert fleißig gelesen worden. Ein Liebling der Gebildeten Roms ist auch Ennius aus Kalabrien (239—169), von dessen Wirken uns nur gelegentliche Zitate bei späteren Schriftstellern vorliegen. Cato lernte ihn in Sardinien kennen, wo er im römischen Heer focht, und brachte ihn nach der Hauptstadt. Hier gewann der Dichter die Gunst der Scipionen und der



Szene aus einem Lustspiel.
Mosaik aus Pompeji im Nationalmuseum, Neapel.

Fulvier, die ihm das Bürgerrecht und bei der Gründung einer Kolonie ein Ackerlos verschafften. Als Apostel der Aufklärung übersetzte er die seichte Geschichte des Euhemerus und Tragödien des freigeistigen Euripides. Einen Namen erwarb er sich durch seine Annalen, einen nach großartigem Plan verfaßten Heldengesang, der, gleichsam ein Seitenstück zur Ilias, den mythischen Ursprung und die Taten des weltgebietenden Volkes verherrlichte. Reicht das Ganze auch nicht an Homer heran, so verraten doch einzelne Stellen durch ihre kraftvolle, begeisternde Sprache und ihren hohen Schwung, daß es dem Dichter nicht an Begabung gebrach. Der Vers der Annalen, der Hexameter, bürgerte sich schnell in Rom ein und half das nationale Maß des sogenannten Saturniers verdrängen. Pacuvius, der Neffe des Ennius, galt als der bedeutendste römische Tragiker. Von den anderen Dichtern der Frühperiode haben wir zu spärliche Reste, als daß wir uns ein klares Urteil über sie bilden könnten.

Während die Vertreter der Poesie durchweg aus der Fremde stammen, den unteren und untersten Ständen angehören und ihr Talent zum Broterwerb benutzen, ist der Schöpfer der lateinischen Prosa ein echter Römer, Porcius Cato. Einfach und bieder, zielbewußt und von unverwüstlicher Kraft, furchtlos in Wort und Tat, von scharfem Verstand, aber ohne weiten Blick, sparsam bis zur Knauserei und ein unausstehlicher Prozeßkrämer, vereinigt er in sich alle Licht- und Schattenseiten eines italischen Bauern. Seine schlagfertige, von gesundem Mutterwitz zeugende Rede, aus der schon früh geflügelte Worte gesammelt wurden, und seine Rechtskenntnis machten ihn zum geeignetsten Anwalt der Plebs gegen den überwuchernden Einfluß der Nobiles. Er verteidigte unermüdlich und bis zum letzten Atemzug die Sitten der Altvorderen und trat als Feind jeder Vergriechelung in schroffen Gegensatz zur neuen Richtung, wobei sein Eifer und sein lebhaftes Temperament ihn bisweilen hart und ungerecht werden ließen. Seine Schriften waren ein getreues Abbild seines Wesens. In einem umfassenden, für seinen Sohn bestimmten Sammelwerk legte er die reichen Erfahrungen nieder, die er während seines langen Lebens auf den verschiedensten Gebieten erworben hatte. Seine Eitelkeit erhellt daraus, daß er zuerst von allen Römern seine Reden veröffentlichte. Selbstgefällig flocht er solche sogar in seine „Origines" (Urgeschichten") ein. Es war dies ein in seiner Art einzig dastehendes Geschichtswerk von hohem kulturgeschichtlichen Wert, das unter steter Berücksichtigung der italischen Länder- und Völkerkunde und unter starker Betonung der eignen Wirksamkeit des Verfassers die Ereignisse von den sagenhaften Anfängen Roms bis zur Mitte des 2. Jahrhunderts hinabführte. Wir besitzen von den vielen Büchern Catos nur das seinem Sohn gewidmete über den Ackerbau, welches gut einen Platz in dem schon erwähnten Kompendium hätte finden können. Es enthält in trockener, doch des Reizes nicht ganz ermangelnder Sprache ein ordnungsloses Allerlei nützlicher Vorschriften über die Landwirtschaft im weitesten Sinne des Wortes; selbst Angaben über Hausmedizin fehlen nicht.

Auf die bildenden Künste wirken die Hellenen früher, aber in geringerem Maße, ein. Als ältestes Beispiel griechischer Nachahmung darf wohl einer der Sarkophage gelten, die in einer unterirdischen, als Familiengrab der Scipionen dienenden Kammer unweit der Appischen Straße gefunden worden sind. Die aus grünlich-grauem Tuff gefertigte Steinlade ist halb dorisch, halb jonisch gehalten. Wie die Aufschrift lehrt, barg sie die leibliche Hülle eines Scipio Barbatus, der im dritten Samniterkrieg Konsul war (Abb. S. 350). Um diese Zeit schmückte ein Mitglied des Fabischen Hauses den Tempel der Wohlfahrt (Salus) auf dem Quirinal mit Fresken, um derentwillen er den Beinamen Maler (Piktor) bekam. Die Wandgemälde wurden unter der Regierung des Kaisers Claudius durch Feuer zerstört. Zu Beginn des 2. Jahrhunderts zeigt sich der griechische Einfluß schon stärker. Um den Verkehr von dem überfüllten Forum etwas abzulenken, errichtet 186 der Griechenfeind Cato die erste Basilika (S. 272). Zwei andere Gerichts- und Markthallen folgen bald darauf. Am Tiberufer entsteht ein gewaltiger Stapelplatz, der schon durch seinen Namen „Emporium" auf griechische Muster hinweist. Man beginnt die Straßen zu pflastern, den Fluß mit Steinbrücken zu überspannen. Mit der Entwicklung des Geschmacks wird auch der Wunsch nach Verschönerung der Stadt wach. Es erheben sich Säulen-

hallen und Triumphbogen. In Ermangelung eigner Kunstschätze füllt man die Heiligtümer mit den aus griechischen Städten geraubten Bildsäulen. Marcellus, der Eroberer von Syrakus, leitet die bedenkliche Sitte ein. Die neuerbauten Tempel erhalten reicheren Säulenschmuck. Dies zeigt die fast noch unversehrte, heute in eine Kirche verwandelte Kapelle der Fortuna virilis (der Glücksgöttin, zu welcher die Frauen beteten, um einen Mann zu bekommen). Das Gebäude besteht zwar aus einfachen, ehemals mit Stuck überzogenen Tuffquadern; aber die Skulpturen sind so fein ausgeführt, die Formen so edel, daß die Vermutung nahe liegt, ein Grieche sei der Architekt gewesen. Reichtum und Prunksucht verschmähen bald das billige Material, wie es die nächste Umgebung liefert. Eine durch Farbe und Festigkeit ausgezeichnete Kalkart (Travertin) ersetzt allmählich den Tuff, um nach Unterjochung Mazedoniens dem Marmor Platz zu machen. Merkwürdigerweise denkt man noch nicht daran, ein stehendes Theater zu errichten. Man begnügt sich, für die Schauspieler eine Holzbühne aufzuschlagen; das Publikum sieht stehend zu. Als die Zensoren des Jahres 154 schon mit dem Bau eines steinernen Theaters begonnen haben, beschließt der Senat seine Niederreißung und verbietet die Herstellung von Sitzplätzen. Die Privathäuser bleiben einfach und geschmacklos; nur mit Möbeln, Geschirr und Teppichen wird Luxus getrieben. Erst am Schluß der nächsten Periode entfaltet sich unter griechischem Einfluß die Kunst zur Blüte. Wie wenig Sinn die Römer für das Schöne haben, wie wenig sie Meisterwerke zu würdigen wissen, zeigen die vielen Anekdoten über Mummius.



Ruinen der Basilika Aemilia auf dem Forum in Rom.
(Anderson phot.)

D. Die Zeit der Umwälzungen.

1. Die Gracchen.

Rom war durch den Bauernstand groß geworden. Jetzt wankte die beste Stütze des Reiches. Die überwiegende Mehrheit des Volkes hatte über ein Jahrhundert dem Mittelstand angehört. Jetzt schied sich die Bürgerschaft in die stetig wachsende Masse der Bettelarmen und die kleine Zahl der Übersatten. Solange die auswärtige Politik die Gemüter erregte, wurde der klaffende Riß nicht beachtet. Aber eben war der Erdkreis unterworfen, da forderte der Tribun Licinius Crassus die Schaffung kleiner Bauerngüter (145). Sein Antrag fiel durch. Einige Jahre später regte ein Mitglied der Nobilität, des jüngeren Afrikanus Busenfreund Lälius, die Aufteilung des Gemeindelandes unter die Proletarier an. Seine wohlgemeinten Worte riefen unter seinen Standesgenossen einen Sturm der Entrüstung hervor. Die Vornehmen sahen sich als den Staat, die Nutznießung des ager publicus als ein ihnen allein zustehendes Privileg, ja, ihren ungesetzlichen Besitz als rechtmäßiges Eigentum an. Deshalb war jeder, der

den Gemeindeacker für die Gesamtheit zurückverlangte, um auch anderen Anteil zu gewähren, in ihren Augen ein Umstürzler der gefährlichsten Art. Lälius hatte nicht den Mut, den Angriffen der Nobiles zu trotzen, und verzichtete auf die Weiterberatung seines Vorschlages. Möglicherweise verdankte er dieser Nachgiebigkeit seinen Beinamen „der Weise".

Doch seine Idee lebte fort. 133 griff Tiberius Sempronius Gracchus sie auf. Er war kurz vorher Quästor gewesen und besaß somit eine gewisse Anwartschaft auf die höchsten Ämter. Vater, Großvater und Urgroßvater hatten das Konsulat bekleidet. Seine Mutter Cornelia entstammte als Tochter des älteren Afrikanus dem erlauchten Hause der Scipionen. Die Herkunft wies ihm also einen Platz unter den Nobiles an; aber sein Herz schlug nur für das Volk. Das Elend der Masse zu beseitigen und durch Stärkung des Mittelstandes den Staat auf eine gesunde Grundlage zu stellen, betrachtete er als seine Lebensaufgabe. Da er mit politischer Einsicht und edler Gesinnung felsenfesten Willen, mit glühender Begeisterung für die Sache, die er verfocht, hinreißende Beredsamkeit verband, war er als Vorkämpfer des Plebs wie geschaffen. Zum Tribunen gewählt, erneuerte er das Licinisch-Sextische Ackergesetz (S. 333), nahm aber in einer Reihe von Zusatzbestimmungen auf die veränderten Verhältnisse gebührende Rücksicht. Zunächst kam er den damaligen Inhabern des ager publicus, d. h. den Vornehmen, möglichst entgegen. Während nämlich bisher rechtlich niemand über 500 Morgen vom Gemeindeacker bewirtschaften durfte, wollte er jedem für seine beiden ältesten Söhne noch je 250 Morgen bewilligt und das früher nur zur Nutznießung überlassene Land in freies Eigentum verwandelt wissen. Den Mehrbesitz forderte er natürlich behufs Ansiedlung armer Bürger für den Staat zurück — das war ja der Kern seines Antrages —, sah aber für etwaige Verbesserungen eine angemessene Entschädigung vor. Hieraus erhellt zur Genüge, daß Tiberius Gracchus dem, wenn auch ungesetzlichen, so doch tatsächlichen Zustand Rechnung trug, daß er mit schonender Hand die für notwendig erkannten Reformen durchzuführen suchte und durch Evolution, nicht durch Revolution die Heilung der sozialen Schäden anstrebte.



Cornelia, die Mutter der Gracchen.
Geschnittener Stein.

Was die gegenwärtigen Besitzer des Gemeindelandes abzutreten hätten, sollte in Stücke von je 30 Morgen zerschlagen und unter dürftige Plebejer verteilt werden. Die Höfe der Kleinbauern umfaßten in älteren Zeiten ein weit geringeres Areal. Aber da seit dem scharfen Wettbewerb des Auslandes sich nur noch Viehzucht und Obstbau lohnten (S. 387), mußte man, um lebensfähige Familien zu gründen, den Ansiedlern Parzellen zuweisen, auf denen sich diese Zweige der Landwirtschaft auch mit Erfolg betreiben ließen. Damit die Armen, die über Nacht zu Besitzern würden, nicht ihr Ackerlos veräußerten, sollte der Staat die Gütchen gegen ein kleines Entgelt in Erbpacht geben.

Die Nobiles waren trotz der ihnen eingeräumten Vergünstigungen geschworene Feinde des Antrages. Dagegen konnte Tiberius Gracchus ohne weiteres auf die Unterstützung der noch vorhandenen Bauern rechnen. Nur fragte es sich, ob sie zu der entscheidenden Abstimmung in genügender Zahl nach Rom kamen. Deshalb entfaltete er eine lebhafte Agitation, um auch die städtische Plebs zu gewinnen. „Von den wilden Tieren, die in Italien hausen," so führte er in der zur Empfehlung seines Gesetzes gehaltenen Rede aus, „hat jedes seine Höhle, sein Lager oder seinen Schlupfwinkel. Die Bürger jedoch, die für Italien streiten und ihr Leben aufs Spiel setzen, besitzen nichts als Licht und Luft. Ohne Haus, ohne Wohnstätte irren sie mit Weib und Kind umher. Die Heerführer aber lügen, wenn sie vor den Schlachten die Krieger anfeuern, ihre Heiligtümer und die Gräber ihrer Vorfahren gegen die Feinde zu verteidigen.

Von tausenden hat nicht ein einziger einen väterlichen Altar oder ein Grab seiner Ahnen. Die sogenannten Herren der Erde nennen nicht eine Scholle ihr Eigen. Sie kämpfen und sterben nur, damit andere Reichtümer erwerben und schwelgen können." Die feurigen Worte, welche die Notlage des Volkes so grell und doch so wahr beleuchteten, verfehlten ihre Wirkung nicht, und es unterlag keinem Zweifel, daß die Tributkomitien sich mit erdrückender Majorität für die Vorschläge des Tiberius Gracchus entscheiden würden. Als aber die Plebejer von allen Ecken und Enden Italiens nach Rom strömten, um von ihrem Stimmrecht Gebrauch zu machen, legte der Tribun Octavius, ein Anhänger der Nobilität, sein Veto ein. Tiberius berief eine neue Volksversammlung, doch wiederum erhob Octavius Einspruch. Da der widerstrebende Amtsgenosse auf seinem ablehnenden Standpunkt beharrte, hätte Gracchus dafür sorgen müssen, daß aus den nächsten Tribunenwahlen Männer seiner Richtung hervorgingen, wie es ja einst auch Licinius und Sextius getan hatten. Doch in seinem Eifer wollte er nicht lange warten. Deshalb ließ er gegen Herkommen und Verfassung Octavius absetzen und an dessen Stelle einen strammen Volksparteiler wählen. Dieser verhängnisvolle Schritt, mit dem er sich vom Rechtsboden entfernte, bildete die Einleitung der Revolution. Das Ackergesetz ging jetzt durch. Zu seiner Ausführung wurde ein dreigliederiger Ausschuß ernannt, zu dem außer dem Antragsteller sein jüngerer Bruder Gajus und sein Schwiegervater Appius Claudius Pulcher gehörten. Die Hauptaufgabe der Kommission bestand in der Feststellung des einzuziehenden Gemeindelandes. Dies war nämlich nicht genau katastriert, und seitdem man von ihm keine Abgaben mehr zu entrichten brauchte, gab es zu seiner Ermittlung nur einen höchst unzuverlässigen Anhaltspunkt: Alles galt als Staatseigentum, was sich nicht laut Eintragung ins Grundbuch als Privatbesitz nachweisen ließ. Irrtümern und Rechtsverletzungen, unter denen die Bundesgenossen noch mehr als die Nobiles zu leiden hatten, waren damit Tor und Tür geöffnet. Eine andere Schwierigkeit wurde wie durch ein Wunder aus dem Wege geräumt. Den Proletariern, die nichts als das nackte Leben besaßen, nützten 30 Morgen Land allein blutwenig. Sie mußten auch Vieh, Gerätschaften und eine kleine Barsumme zur Bewirtschaftung haben. Woher die Mittel nehmen? Da starb gerade zu gelegener Zeit Attalus III., der letzte König von Pergamum, der die Römer zu Erben einsetzte. Um sein Reich entspann sich ein heftiger Streit, in dem ein gewisser Aristonikus, ein unebenbürtiger Verwandter des Herrscherhauses, den Thron für sich beanspruchte. Erst nach mehrjährigen Kämpfen konnte der Prätendent besiegt und gefangen genommen, das Land in eine Provinz verwandelt werden (129). Dagegen gelangte der Kronschatz des Erblassers sofort in den Besitz der Römer. Tiberius bewirkte durch ein Gesetz, daß das Geld zur ersten Einrichtung der Ansiedler verwandt werde. Obschon so das Reformwerk einen befriedigenden Verlauf zu nehmen schien, fürchtete sein Urheber, es möge, den Händen anderer anvertraut, ins Stocken geraten. Um selbst seine Schöpfung fortzuführen und durch weitere soziale Maßnahmen zu krönen, wünschte er auch im nächsten Jahre das Tribunat zu bekleiden. Die Wiederwahl war zwar nicht ausdrücklich verboten, verstieß aber gegen eine seit mehreren Geschlechtern streng beobachtete Sitte. Die Bewerbung erregte daher sogar bei den Anhängern des Gracchus gewisse Bedenken. Den Gegnern bot sie willkommenen Anlaß, gegen die feindliche Partei und ihr verhaßtes Haupt mit Gewalt vorzugehen. An dem für die Komitien anberaumten Termin kam es zu so heftigen Auftritten, daß die Wahl auf den folgenden Tag verschoben werden mußte. Während Gracchus an diesem, um auf alle Fälle gefaßt zu sein, seine Getreuen um sich sammelte, hielt der die Interessen der Nobilität vertretende Senat in dem bei dem Wahlplatz gelegenen Tempel der Treue eine stürmische Sitzung ab. Tiberius ahnte, daß man es darauf abgesehen habe, ihn zu verderben. Um anzudeuten, daß sein Leben in Gefahr schwebe, zeigte er auf seinen Kopf. Die Optimaten, so nannte man die Partei der Vornehmen, legten die Handbewegung dahin aus, daß Gracchus nach der Krone strebe. Daraufhin forderte man im Rate den Tod des Volksführers. Der vorsitzende Konsul widersetzte sich. Wütend springt der Oberpriester Scipio Nasica auf, erklärt den Einspruch des Konsuls als einen

Verrat an der Republik und ruft die Väter zu entschlossenem Handeln auf. Dann stürzt er an der Spitze der sich wie rasend gebärdenden Senatoren aus dem Tempel auf den Markt. Nachdem die edlen Herren sich und ihren Anhang, Sklaven und Klienten, hier mit Schemeln, Knitteln und dergleichen ritterlichem Rüstzeug bewaffnet haben, fallen sie über die Gracchaner her und hauen ihrer an die dreihundert nieder. Tiberius flieht, wird aber am Fuße des Kapitols eingeholt und totgeschlagen. So endete der Besten einer, der es ehrlich gemeint hatte und nur durch sein heißes Bemühen um das Wohl des Volkes verleitet worden war, die durch Verfassung und Gewohnheit gezogenen Schranken zu überspringen. Noch im Tode wurden er und die mit ihm Gefallenen von dem Haß der Optimaten verfolgt. Man versagte den schmählich Ermordeten das Begräbnis und warf ihre Leichen in den Tiber. Hunderte ihrer Freunde, die dem Knüppelangriff der Nobiles entgangen waren, wurden gefänglich eingezogen und ohne richterliche Entscheidung erdrosselt. Die Aristokratie jubelte, das Vaterland sei gerettet. Doch war sie klug genug, Scipio Nasica, den starken Mann, dem man die erlösende Tat verdankte, unter passendem Vorwand aus Rom zu entfernen.

Um den Schein zu wahren, als habe man nicht gegen die Bestrebungen des Tiberius Gracchus, sondern nur gegen seine revolutionären Ausschreitungen gekämpft, ließ man das Ackergesetz bestehen und ergänzte auch den mit der Verteilung des Gemeindelandes betrauten Ausschuß. Zugleich jedoch sann man auf Mittel, die ganze Reform zum Scheitern zu bringen. Als besonders geeignet erschien ein Vorschlag des jüngeren Afrikanus. Den berühmten Kriegshelden, der eben aus Spanien heimgekehrt war und einen glänzenden Triumph über Numantia gefeiert hatte, suchten beide Parteien in ihr Interesse zu ziehen. Scipio hielt weder mit den Optimaten noch mit den Demokraten. Auch er wollte eine Gesundung der Verhältnisse, eine Kräftigung des Mittelstandes, aber nicht auf dem von seinem Verwandten eingeschlagenen Weg, weshalb er dessen Geschick als verdient bezeichnete, sondern durch Bewilligung des römischen Bürgerrechts an die Bundesgenossen, zunächst an die Latiner. Da diese fortwährend über Ungerechtigkeiten seitens der Ansiedelungskommission Beschwerde führten, machte er zu ihrem Schutze vorab den Vorschlag, es solle die Frage, was ager publicus oder Privateigentum sei, von den Konsuln entschieden werden. Der in guter Absicht gestellte Antrag ging durch, zur höchsten Freude der Nobiles, die nunmehr eine gesetzliche Handhabe hatten, der verwünschten Aufteilung des Staatsackers Einhalt zu gebieten. Als durch das parteiische Eingreifen der Konsuln das ganze Reformwerk ins Stocken geriet, richtete sich der Ärger der Demokraten gegen Publius Scipio. Eines Morgens fand man diesen tot in seinem Bette (129). Wer der Mörder war, weiß man nicht. Wahrscheinlich fiel Scipio als Opfer der Volkswut. Der an Gracchus verübte Frevel war durch ein gleich abscheuliches Verbrechen gesühnt. Die Optimaten hatten nicht den Mut, durch gerichtliche Untersuchung das Dunkel, das über der Tat lag, aufzuhellen. Ja, sie getrauten sich nicht einmal, den tüchtigsten Feldherrn seiner Zeit, den Zerstörer Karthagos und Numantias, in würdiger Weise zu bestatten. Die Konsuln, ebenfalls eingeschüchtert, legten der Tätigkeit des Ansiedlungsausschusses kein Hindernis mehr in den Weg. Daher wuchs die Zahl der seßhaften Bürger in kurzem um 80 000. Der schöne Erfolg war mit einer starken Verstimmung der Bundesgenossen erkauft, die bei der schnellen Arbeit der Ackerkommission sehr benachteiligt wurden. Um sie für ihre materiellen Verluste wenigstens in etwa zu entschädigen, näherten sich die einsichtsvollsten Reformer dem von Publius Scipio entworfenen Plan. Ihre Wünsche verdichteten sich zu dem vom Konsul Fulvius Flaccus vorgeschlagenen Gesetz, wonach den Latinern auf ihr Ersuchen das römische Bürgerrecht verliehen werden sollte (125). Aber die Tributkomitien lehnten den Antrag ab, hauptsächlich weil das eingebildete Proletariat seine vermeintlichen Hoheitsrechte nicht mit Fremden teilen wollte. Fregellä erhob deshalb die Fahne des Aufruhrs. Doch bevor die Empörung weiter um sich greifen konnte, war die Stadt zum abschreckenden Beispiel zerstört.

Um dieselbe Zeit kehrte Gajus Sempronius Gracchus aus Sardinien zurück, wo er Quästor gewesen war. Obschon Mitglied der Ansiedlungskommission, hatte er bisher wegen seiner

Jugend — er war 153 geboren — eine bescheidene Rolle gespielt. Aber nachdem er die Quästur bekleidet, konnte er in die politische Arena hinabsteigen. Es war eine dämonische Natur, genial wie kaum ein zweiter, doch von leidenschaftlicher Rachgier getrieben. Die Nobiles hatten seinen Bruder erschlagen. Dafür sollten sie büßen, selbst wenn der Staat darüber zugrunde ging. Schon an seinem Sprechen merkte man das unheimliche Feuer seines Geistes. Oft, wenn er gegen die verruchten Optimaten loslegte, schlug ihm vor Erregung die Stimme um, weshalb er einen Musiker mit in die Versammlung nahm, der ihm auf der Flöte die richtige Tonhöhe angeben mußte. Um genügenden Einfluß auf die Massen zu gewinnen, durch die er seine Rache zu kühlen gedachte, bewarb er sich für das Jahr 123 um das Tribunat und wurde auch gewählt. Zuerst köderte er den städtischen Pöbel durch den Antrag, daß der Staat jedem Bürger, welcher sich meldete, monatlich ein bestimmtes Maß Getreide zu spottbilligem Preise verkaufen solle. Zum Unheil des Volkes wurde der Vorschlag angenommen. Während Tiberius Gracchus die der ehrlichen Arbeit entwöhnten Bewohner Roms wieder zu nützlichen Mitgliedern der menschlichen Gesellschaft machen wollte, half Gajus durch sein Gesetz die Bestrebungen seines Bruders vereiteln, indem er die Züchtung eines faulenzenden Proletariats geradezu förderte. Wie wenigen kam es noch in den Sinn, fern von der Hauptstadt sich auf magerem Gütchen abzurackern, wenn man im Mittelpunkt des Reiches, wo Vergnügungen aller Art winkten, ohne Anstrengung leben konnte? Denn eine genügende Menge Getreide bildete für den Italiener, der damals wie heute vorzugsweise von Brot, Polenta und ähnlichen Mehlspeisen sich nährte, fast den ganzen Unterhalt. Die paar Pfennige, die man hierfür zahlen mußte, und das Bißchen, das man sonst noch nötig hatte, konnte man als Klient eines Protzen leicht verdienen, abgesehen davon, daß an den öffentlichen Festen, deren Zahl und Dauer beständig zunahm, aus staatlichen Mitteln manches für die Quiriten abfiel. Alles nichtsnutzige, nach Brot und Spielen schreiende, zu Unfug geneigte Gesindel suchte jetzt in Rom Unterschlupf und wurde bald ein Machtfaktor, mit dem jede Regierung bis tief in die Kaiserzeit hinein zu rechnen hatte. Selbst energische Herrscher getrauten sich nicht, das verderbliche Gesetz abzuschaffen. Es zeugte schon von Mut, wenn jemand die Menge der Getreideempfänger beschränkte. Daß ein Mann wie Gajus Gracchus die gefährlichen Folgen seines Antrages nicht erkannt habe, ist kaum denkbar. Vielmehr muß man annehmen, er habe sich in dem großstädtischen Mob eine Garde schaffen wollen, die mit ihm durch dick und dünn ging. Er stieg noch in der Gunst des Volkes, als er mehrere Bestimmungen zur Erleichterung des Kriegsdienstes durchsetzte. Jetzt fühlte er sich stark genug, seinen Racheplan auszuführen. Bisher hatte man die Geschworenen aus dem Senatorenstande genommen. Um die Nobilität ins Herz zu treffen, verlangte Gajus, daß man die Gerichtsbarkeit dem Adel entziehe und den reichen Plebejern übertrage, die ein Mindestvermögen von rund 80 000 Mark besäßen. Das Gesetz, welches die Geldaristokratie zu einem besonderen Stande — dem der Ritter — organisierte, ging durch. Es schwächte das zum Teil auf der Gerichtshoheit beruhende Ansehen der Nobiles, verletzte ihren Stolz, indem es sie zwang, ihre Prozesse vor tief unter ihnen stehenden Männern zu führen, und schädigte in hohem Maße ihre Interessen, da sie im Fall einer Anklage nicht auf die Billigkeit, noch viel weniger auf die Milde der Geschworenen rechnen konnten. Die Provinzialen gerieten durch die Neuerung aus dem Regen in die Traufe. Bisher standen sie nur den Statthaltern und Quästoren machtlos gegenüber, fanden aber gegen das schamlose Treiben der Kapitalisten bei dem Adel einen gewissen Schutz. Jetzt hatten sie zwar weniger unter den Übergriffen der Verwaltungsbeamten, doch desto mehr unter der Ausbeutung der zahlreichen Zollpächter und sonstigen Geldleute zu leiden. Denn die Wucherer waren eben die Ritter, die zu Gericht saßen. Damit die Bedeutung des neuen Standes auch nach außen hin erkennbar sei, gab man ihnen besondere Abzeichen. Sie teilten mit den Nobiles das Recht, einen goldenen Siegelring zu tragen, und ein schmaler Purpurstreifen schmückte ihre Toga. Später wies man ihnen Ehrenplätze im Theater an, und zwar unmittelbar hinter den Senatoren, die ihre Sitze in der Orchestra hatten.

Nachdem Gajus Gracchus dem Amtsadel einen, wie er glaubte, tödlichen Schlag versetzt hatte, lenkte er in heilsamere Bahnen ein und suchte den Schaden, welchen er dem Staat durch sein Korngesetz zugefügt hatte, in etwa wieder gut zu machen. 122 zum zweitenmal Tribun — die Wiederwahl war seit einigen Jahren gestattet — bemühte er sich um Koloniegründungen im Gebiet von Kapua und Tarent. Zugleich bewirkte er durch seinen mächtigen Einfluß, daß der Antrag eines seiner Freunde angenommen wurde, wonach 6000 arme Bürger auf dem Boden Karthagos angesiedelt werden sollten. Es war dies ein folgenschwerer Beschluß, namentlich insofern, als er den Weg zeigte, auf dem sich die Provinzen schnell romanisieren und dadurch fester an das Hauptland knüpfen ließen. Gajus erhielt den Auftrag, die zur Anlage der überseeischen Pflanzstadt nötigen Vorbereitungen zu treffen. Bevor er zu diesem Zweck Rom verließ, verlangte er in Verbindung mit seinem Amtsgenossen Fulvius Flaccus für die italischen Bundes-



Griechische Inschrift des römischen Ritters Gajus Vibius Salutaris aus dem großen Theater in Ephesus.
Gajus Vibius Salutaris war naturalisierter Bürger von Ephesus und hat als solcher der Stadt verschiedene Geschenke gemacht, darunter ein Standbild der Artemis, worauf sich die Inschrift bezieht. Das Datum der Inschrift steht fest durch die Erwähnung der Konsuln für das Jahr 104. (Nach The Palaeographical Society. Facsimiles.)

genossen das Bürgerrecht. Die Masse der Demokraten, welche drei Jahre zuvor die viel maßvollere Forderung desselben Fulvius zurückgewiesen hatte, trat dem weitergehenden Antrag um so schroffer entgegen, als inzwischen das Bürgerrecht im Wert gestiegen war. Die Optimaten bekämpften grundsätzlich alles, was Gracchus befürwortete. So fiel denn das Gesetz durch, das bestimmt war, dem Staat frische Kräfte zuzuführen und die Italiker aus erbitterten Gegnern Roms zu treuen Bürgern zu machen. Die Nobiles atmeten auf. Sie sahen, daß der Tribun, welcher die öffentlichen Angelegenheiten fast wie ein regierender Fürst zu leiten schien, doch keine unbedingte Herrschaft über die Plebs besaß. Als Gajus zur Einrichtung der neuen Kolonie nach Karthago reiste und über zwei Monate in der Ferne weilte, brachten sie seinen Kollegen Livius Drusus auf ihre Seite. Indem dieser dem Volk schmeichelte und durch kaum erfüllbare Versprechungen seine Gunst erwarb, hob er den abwesenden Gegner aus dem Sattel. Nach Rom zurückgekehrt, merkte Gracchus, daß ihm die Menge entfremdet sei. Er vermochte sein früheres Ansehen nicht wiederzugewinnen und bewarb sich vergeblich um das Tribunat für das Jahr 121. Dagegen setzten die Nobiles es durch, daß Opimius, einer ihrer entschiedensten Vertreter, zum Konsul gewählt wurde. Der rücksichtslose Aristokrat beantragte gleich beim Antritt seines Amtes, daß man das Gesetz über die afrikanische Kolonie aufhebe. Dies zu verhindern, bot Gracchus seine Getreuen auf. Bei der Abstimmung führte die gegenseitige Erregung zu heftigen Szenen. Opimius erhielt deshalb von dem besorgten Senat durch die damals zuerst angewandte Formel „der Konsul sehe zu, daß der Staat keinen Schaden erleide", diktatorische Gewalt. Nachdem er Truppen an sich gezogen, rückte er gegen den Aventin, wo

sich die Gracchaner verschanzt hatten. Auf die Weigerung der Demokraten hin, sich zu ergeben, befahl er seinen Leuten anzugreifen. Fulvius Flaccus und 250 seiner Anhänger wurden in dem blutigen Kampfe erschlagen, ihre Leichen in den Fluß geworfen. Gracchus entrinnt. Bei der eiligen Flucht verstaucht er sich den Fuß. Da aber seine Freunde die Verfolger abwehren, erreicht er den auf dem rechten Tiberufer gelegenen Hain der Furrina, einer nur dem Namen nach bekannten Göttin. Hier erbittet und erhält er von der Hand eines ergebenen Sklaven den Todesstoß, worauf der treue Diener sich selbst das Leben nimmt. 3000 seiner Anhänger enden im Gefängnis. Die Aristokratie triumphiert. Opimius wähnt, durch seine Henkerarbeit dem Volke den Frieden geschenkt zu haben und stellt deshalb den Tempel der Concordia wieder her, den einst Kamillus zum Dank für den Ausgleich der Stände errichtet (S. 334). Aber die Göttin der Eintracht hat der Republik auf Nimmerwiedersehen den Rücken gewandt, und die Art und Weise, wie die Nobilität ihren Sieg ausnutzt, macht ihr die Heimkehr ganz unmöglich. Denn in unseliger Verblendung reißen die Vornehmen alles nieder, was der staatserhaltende Tiberius Gracchus aufgebaut hat. Sie lösen die Ackerkommission auf, erlassen den auf dem ager publicus angesiedelten Bauern die von jenem wohlweislich eingeführte Pacht, verleihen ihnen das freie Verfügungsrecht über ihre Höfe, d. h. fordern sie mittelbar auf, ihre Ackerlose zu verkaufen, und ordnen schließlich an, daß für die Zukunft jede Aufteilung des Gemeindelandes verboten sei oder mit anderen Worten, eignen sich selbst alle Liegenschaften des Staates an. Natürlich tun sie das nicht mit Gewalt, sondern fein säuberlich mit der Klinke der Gesetzgebung. Das entmutigte Volk sagt zu allem ja, erkennt auch, seiner Führer beraubt, kaum, daß es sich mit seiner Zustimmung ins eigene Fleisch schneidet. Die beiden revolutionären Gesetze des Gajus Gracchus läßt man bestehen, das Beste, was seine Partei gewollt, die Kolonisierung der Provinzen, gibt man auf. Nur nach Narbo (Narbonne) wird 118 eine Kolonie geführt, nachdem man das südöstliche Gallien von den Pyrenäen bis an den Genfer See in eine Provinz verwandelt hat, um der altbefreundeten Griechenstadt Massilia Schutz gegen die Barbaren zu gewähren und eine Landverbindung zwischen Spanien und Oberitalien herzustellen.

2. Marius und Sulla.

Numidien war beim Tode Masinissas ein blühendes Reich. Es umfaßte mit Ausnahme der römischen Provinz Afrika, die es umschloß, alles Land zwischen Mauretanien (= Marokko) und dem Gebiet von Kyrene. Drei Söhne teilten sich in die Herrschaft. Micipsa, der älteste, überlebte seine Brüder und vereinigte wieder das Ganze. Er hatte zwei Kinder, Hiempsal und Adherbal, zu denen er seinen Neffen Jugurtha adoptierte. Eben war er gestorben, als dieser die Güte des Oheims mit schnödem Undank belohnte. Er ließ Hiempsal umbringen und verjagte den anderen Vetter. Adherbal bat den Senat um Schutz. Eine Gesandtschaft mit dem berüchtigten Opimius an der Spitze ging, den Streit zu schlichten, nach Afrika. Jugurtha wußte die vornehmen Römer zu behandeln. Als Befehlshaber einer Hilfsschar hatte er die Sippschaft vor Numantia kennen gelernt und sich manchem angefreundet. Sein Geld tat denn auch die erwünschte Wirkung. Numidien ward aufs neue geteilt, und der freigebige Mörder erhielt, wie sich's gebührte, das bessere Stück. Da die Sache so gut gegangen war, reizte sie zur Wiederholung. Ohne triftigen Grund, ja, ohne anständigen Vorwand fiel Jugurtha in das Reich seines Vetters ein und trieb ihn nach kurzem Kampf hinter die Mauern Cirtas (Konstantines). Der bedrohte Fürst richtete dringende Hilfegesuche nach Rom. Auf das erste kamen geldbedürftige Jünglinge als Abordnung des Senats, nahmen aus der Hand Jugurthas die erhofften Denare und zogen fröhlich von dannen. Auf das zweite erschien nebst anderen würdigen Exemplaren der Nobilität der hochachtbare Konsular Ämilius Scaurus, von seinen Standesgenossen angestaunt ob seiner Ehrenhaftigkeit. Auch er war der Bestechung zugänglich, was seinem Ansehen freilich nicht im mindesten schadete; denn bald darauf wurde er zum Zensor gewählt und übte als solcher das Amt eines Sittenrichters aus. Von derartigen Leuten brauchte Jugurtha nichts zu

fürchten, vorausgesetzt, daß seine Kasse gefüllt war. Er eroberte also Cirta, nahm Adherbal gefangen, ließ ihn wider sein Wort hinrichten und zugleich, als pfeife er auf die römische Regierung, die anwesenden Italiker töten. Der Senat hätte auch jetzt geschwiegen. Aber unter dem Druck einer von dem Tribunen Memmius ausgehenden Volksbewegung mußte er sich aufraffen. Der Krieg wurde erklärt (111) und der Konsul Calpurnius Bestia mit seiner Führung betraut. Der Numider befriedigte die Habsucht des römischen Feldherrn, unterwarf sich zum Schein und erhielt dann sein und des Ermordeten Reich zurück. Das schmachvolle Benehmen des Konsuls rief allgemeine Entrüstung hervor. Das Volk verwarf die Friedensbedingungen, und in seinem Namen forderte Memmius, daß Jugurtha sich in Rom verantworte. Da dem König freies Geleit zugesichert wurde, kam er frohen Mutes nach der Hauptstadt der Welt. Memmius wollte ihn vernehmen, doch einer seiner Kollegen, ein Angehöriger der Nobilität, legte sein Veto ein — natürlich nicht deshalb, weil er von der Unschuld des Angeklagten überzeugt war. Nun erdreistete sich Jugurtha, einen in Rom lebenden Vetter, der ihm gefährlich werden konnte, aus dem Wege zu räumen. Anstatt ihm darauf hin den Prozeß zu machen — denn das freie Geleit hatte er doch durch die Mordtat verscherzt —, verwies man ihn aus Italien. In Rom war eben alles feil, selbst die Stadt, falls sich ein Käufer fand. Der Krieg begann von neuem. Das Kommando übernahm der Konsul Spurius Postumius Albinus. Er empfing numidisches Gold und kehrte heim. Sein Bruder Aulus löste ihn ab. Unter ihm erreichte die Schamlosigkeit der vornehmen Heerführer ihren Höhepunkt. Der Oberbefehlshaber und sein ganzer Stab ließen sich nicht nur bestechen, sondern auch schlagen. Jugurtha schickte die römischen Truppen unter das Joch und erzwang Frieden und Bündnis. Es schien, als ob die herrschenden Klassen den Satz beweisen wollten: So viele Nobiles, so viele Schurken. Doch das Maß war zum Überlaufen voll. Der Senat fühlte, daß seine Macht wankte. Er sandte deshalb den einzigen anständigen Mann, über den er verfügte, nach Afrika (109). Es war Cäcilius Metellus. Er verband mit aristokratischem Stolze grundehrlichen Charakter und militärische Begabung. Jugurtha versuchte auch ihm gegenüber seine alten Künste. Umsonst. Er mußte kämpfen, wurde trotz seiner Tapferkeit und seines strategischen Geschickes mehrmals besiegt und war bereit, Frieden zu schließen. Die Unterhandlungen scheiterten. Von seinem Schwiegervater, dem Fürsten Bocchus von Mauretanien, und den Stämmen der Wüste unterstützt, eröffnete der König wieder die Feindseligkeiten. In diesem Augenblick rief der Senat den Metellus zurück.



Ansicht von Constantine (das alte Cirta).
(Photochrom, Zürich phot.)

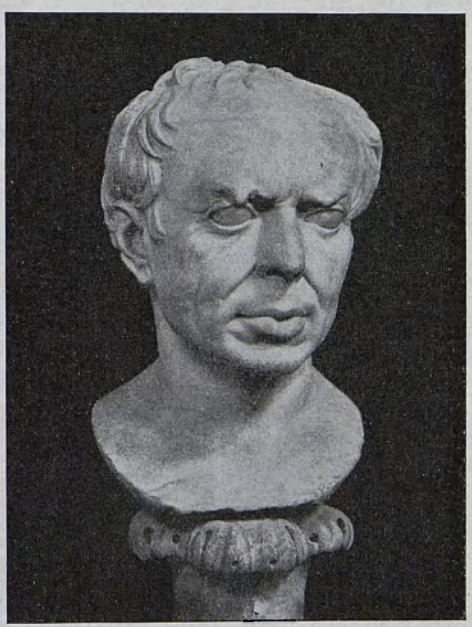
Sein Nachfolger wurde Marius, eines Tagelöhners Sohn aus der Gegend von Arpinum. Sein Heimatdörfchen heißt heute Casamare (= Mariushausen). Er besaß keine Ahnen, keine Bildung, keine Formen, keine Protektionen. Aber er war sittenrein, ein Verächter des Reichtums, ein heller Kopf und im Verkehr mit Seinesgleichen nicht auf den Mund gefallen. Unter dem jüngeren Afrikanus lernte er in Spanien das Kriegshandwerk. Ehrgeizig, gut beanlagt und mit Leib und

Seele Soldat, entwickelte er sich zu einem tüchtigen Offizier. 119 bekleidete er das Tribunat und erwarb sich durch ein Gesetz, das dem Stimmenkauf einen Riegel vorschob, die Gunst des Volkes. Heirat mit einer Muhme des Julius Cäsar verschaffte ihm etwas Vermögen und den Zutritt zur Prätur, die er uneigennützig und gerecht verwaltete. Als Metellus nach Numidien ging, begleitete ihn Marius als Legat und half ihm die Mannszucht herstellen und manchen Sieg erringen. Weiteres Aufsteigen mißgönnte ihm der Adel. Metellus, dem er mitteilte, er beabsichtige, sich um das Konsulat zu bewerben, fertigte ihn mit einer höhnischen Antwort ab und gab ihm nur widerwillig Urlaub. Marius reiste nach Rom und wurde gewählt (107). Das Volk war die vornehmen Heerführer satt. Es wollte einen General aus seiner Mitte und begrüßte die Wahl des Emporkömmlings als das erste Lebenszeichen der wieder erstarkenden Demokratie mit lautem Jubel. Zum Befehlshaber gegen Jugurtha ernannt, wurde Marius der Reformator des Kriegswesens. Obwohl man den für die Dienstpflicht maßgebenden Vermögenssatz im Laufe der Zeit auf 4000 Asses herabgesetzt hatte, war es bei dem Schwinden des Mittelstandes schwer, die Legionen vollzählig zu erhalten. Die Wohlhabenden aber bildeten infolge ihrer Verweichlichung ein unzuverlässiges Element. Man durfte ihnen keine großen Strapazen und Entbehrungen zumuten, und im Angesicht der Gefahr, wo der Soldat sein Leben in die Schanze schlagen mußte, war auf die Muttersöhnchen erst recht kein Verlaß. Marius kannte die Verhältnisse aus eigener Erfahrung. Daher brach er mit der bisherigen Gepflogenheit und nahm auch Proletarier, die gar nicht zu dienen brauchten, in die Legionen auf. Schlechter als zu Hause konnten es die armen Schlucker bei den Soldaten nicht haben, und es winkten ihnen Ehren und Belohnungen. Scharenweise stellten sie sich und verdrängten allmählich die übrigen. Die Römer hörten auf, ein Volk in Waffen zu sein. An die Stelle des Bürgerheeres trat das Söldnerheer, an die Stelle der allgemeinen Wehrpflicht das Werbesystem. Den aus den niedrigsten Volksklassen hervorgehenden, nur in der Hoffnung auf Gewinn fechtenden Soldaten waren Freistaat und Verfassung leere Worte, und für die Regierenden, die ihnen nichts gaben und mit unsagbarer Verachtung auf sie herabsahen, sich zu begeistern, hieße zu viel verlangt. Ihr ein und alles war der Feldherr. Wenn der sie gut behandelte und belohnte, marschierten sie, wohin er wollte, und sei es auch gegen Rom und den Senat. Der Weg zur Militärmonarchie stand offen, und es fehlte nur der General, der ihn betreten wollte. Außer dieser epochemachenden Neuerung, deren Tragweite ihr Urheber nicht geahnt, nicht beabsichtigt hatte, gehen auch andere Reformen auf den Homo novus zurück. Er vereinigte je einen Manipel Hastati, Prinzipes und Triarii (S. 341) zu einer Kohorte, bewaffnete die Soldaten gleichmäßig mit dem Pilum, welches er für den Kampf durch eine einfache Erfindung verbesserte, und hob die Leichtgerüsteten und die Reiter ausschließlich aus den Provinzen aus. Endlich führte er für alle Legionen dasselbe Feldzeichen ein, einen silbernen Adler mit ausgebreiteten Flügeln, der auf einer nach unten spitzzulaufenden Stange getragen wurde.

In Afrika angekommen, warf Marius den Feind nach kurzer Zeit aus seinem Lande heraus. Sein Waffenglück und die rücksichtslose Energie, mit welcher er seine Siege ausnutzte, verbreiteten solchen Schrecken, daß Bocchus sich geneigt zeigte, dem Kriege zu entsagen. Unterhandlungen, mit denen Marius auf Wunsch des Mauretaners seinen Quästor Cornelius Sulla betraute, hatten die Auslieferung Jugurthas zur Folge. Zum Lohne erhielt Bocchus das westliche Drittel Numidiens; einige Teile an der kleinen Syrte wurden zur Provinz Afrika geschlagen, der Rest fiel einem Halbbruder des entthronten Fürsten zu. (105.) Nachdem Marius die Verhältnisse geordnet hatte, feierte er einen glänzenden Triumph (1. Januar 104). Jugurtha ging gefesselt vor dem Zuge, wurde dann in den Kerker geworfen und nach mehrtägigem Hungern erdrosselt.

Der ruhmgekrönte Held trat an seinem Ehrentage sein zweites Konsulat an. Nicht bloß Dankbarkeit bewog das Volk, dem Überwinder Jugurthas wiederum die Leitung des Staates zu übertragen, sondern zugleich blasse Furcht und bittere Not. Denn nordische Stämme von wilden Sitten und unbändiger Tapferkeit, die germanischen Cimbern und Teutonen, pochten ungestüm

an die Pforten des Reiches. Schon vor mehr denn zehn Jahren hatten sie ihre Heimat, die jütische Halbinsel und die angrenzenden Gebiete der niederdeutschen Ebene verlassen, mochte Wanderlust, Sturmflut oder Landmangel der Beweggrund gewesen sein. Es waren hünenhafte Gestalten von schlankem Wuchs, hellblauen Augen und „Greisenhaar", wie die schwarzköpfigen Römer das Flachsgelock unserer Vorfahren nannten. Sie kamen mit Weib und Kind. Die ganze Familie samt dürftigem Hausrat und struppigem Hund fuhr auf lederüberspanntem Zeltwagen. Tierfelle bildeten ihre Kleidung. Die Krieger trugen Kupferhelme und schmale, mannshohe Schilde, einige auch Eisenharnische. Wurfkolben und lange Schwerter waren ihre Angriffswaffen. Die Meisten fochten zu Fuß; doch fehlte es nicht an gepanzerten Reitern. In breiten, tiefen Reihen, deren erste Glieder sich nicht selten ihre Gürtel mit Stricken zusammenbanden, rückten sie unter entsetzlichem Gebrüll in die Schlacht. Die Frauen schauten von einer Wagenburg dem Kampfe zu und feuerten die Streiter durch Zuruf an. Die Gefangenen verfielen dem Tode. Oft wurden sie den Göttern zu Ehren von Priesterinnen geschlachtet, die aus dem Opferblut die Zukunft deuteten. Lange irrten die Cimbern an der Donau umher, an welcher damals keltische Völker saßen, zogen nach Illyrien und brachen dann in die österreichischen Alpenländer (Noricum) ein. Hier stießen sie 113 auf die Römer, welche die Pässe über das Gebirge deckten. Ohne von den Germanen behelligt zu sein, lockte der Konsul Papirius Carbo sie bei Noreja in einen Hinterhalt. Das tückische Benehmen büßte er mit schwerer Niederlage. In grimmer Wut über die Treulosigkeit stürzten sich die Feinde, Rasenden gleich, auf die Legionen, sprengten sie beim ersten Stoß auseinander und hätten das ganze Heer vernichtet, wäre dem Kampfe nicht durch Sturm und Regen ein Ende gemacht worden. Dem ersten geschichtlich beglaubigten Sieg deutscher Waffen folgten bald andere. Obwohl niemand die Cimbern hindern konnte, in Italien einzufallen, setzten sie ihre Wanderung am Nordrande der Alpen in westlicher Richtung fort, vereinigten sich mit zwei Gauen der keltischen Helvetier und einem Stamme unbekannter Herkunft, überschritten den Rhein und zogen mehrere Jahre kreuz und quer durch Gallien. Als sie den Weg nach dem Süden des Landes einschlugen, stellten sich ihnen die Römer zum zweitenmal entgegen. Aber der Konsul Junius Silanus bedeckte sich mit Schmach und Schande; er verlor sein Lager und rettete nur mit Mühe das eigene Leben. Gleich darauf ereilte den Konsul Cassius Niederlage und Tod. Das nämliche Schicksal hatte sein Unterfeldherr Aurelius Scaurus. Der furchtbarste Schlag traf die Römer 105 bei Arausio (Orange). Zwei konsularische Heere erlagen hier der unwiderstehlichen Wucht der Germanen. Von 80 000 Mann entrannen angeblich nur zehn dem Verderben. Man maß allgemein die Hauptschuld an dem Unglück dem vornehmen Tempelräuber Servilius Cäpio, einem der beiden Befehlshaber, bei, der kurz vorher das Heiligtum von Tolosa (Toulouse) geplündert hatte und die fabelhafte Summe von 700 Millionen Mark, statt sie an den Staatsschatz abzuliefern, für sich beiseite geschafft haben sollte. „Cimbrischer" Schrecken fuhr den Römern auf die Kunde von dem gräßlichen Verhängnis in die Glieder. Man glaubte, eine Katastrophe wie die nach



Marius.
Antike Büste im Vatikanischen Museum, Rom.
(Alinari phot.)

der Schlacht an der Allia werde die Stadt heimsuchen. Jedes Vertrauen auf die Nobilität war verschwunden, und in banger Verzweiflung setzte man nur noch auf Marius seine Hoffnung. Ihn machte man daher, während er noch in Afrika weilte, zum Konsul und ließ ihn, regelmäßig die Wahl erneuernd, fünf Jahre hintereinander (104—100) in der Stellung des leitenden Staatsmannes, unbekümmert darum, daß dies ebenso dem Geiste der Verfassung, wie dem Buchstaben des Gesetzes widersprach.

Wie nach der Schlacht bei Noreja dachten die Cimbern auch nach ihrem Doppelsieg bei Arausio nicht daran, in Italien einzudringen. Sie wälzten sich vielmehr nach Spanien, kehrten, von den Keltiberern zurückgeschlagen, wieder um, und verbanden sich an der Seine mit den Teutonen, die schon früher Genossen ihrer Fahrten gewesen waren, bis sie sich, unbekannt wann und warum, von ihnen getrennt hatten. Als die Belger die Völkerflut glücklich abgewehrt, beschlossen die vereinten Scharen nach Italien aufzubrechen. An der Rhone erfolgte eine abermalige Scheidung. Die Cimbern gingen über den Rhein, um von Nordosten her die Alpen zu übersteigen, die Teutonen marschierten nach Süden durch die römische Provinz Gallien. Inzwischen hatte Marius über zwei Jahre Zeit gehabt, seine Truppen zu organisieren und zu schulen. Er stand gerade in einem verschanzten Lager unweit der Mündung der Isère, da nahten die zahllosen Haufen der Teutonen unter ihrem Heerkönig Teutobod. Drei Tage berannten sie vergebens die römischen Befestigungen. Dann zogen sie rhoneabwärts, die Soldaten auf den Wällen höhnisch fragend, ob sie ihren Frauen in Rom etwas bestellen sollten. Marius folgte ihnen. Bei Aquä Sextiä (Aix) ordnete er seine Legionen zur Schlacht. Die Teutonen nahmen den Kampf trotz der Ungunst des Geländes an. Aber ihre rohe Kraft prallte an der überlegenen Taktik der Römer und der Kriegskunst des erfahrenen Generals ab, und als ein Legat ihnen mit auserlesener Mannschaft in den Rücken fiel, war ihr Untergang besiegelt. Über 100 000 Mann wurden niedergehauen oder gefangen genommen. Die Frauen töteten ihre Kinder und darauf sich selbst, um nicht der Schande preisgegeben zu sein (102). Der Sieger eilte nach Oberitalien. Denn die Cimbern waren über den Brenner in Venetien eingebrochen. Der Konsul Lutatius Catulus, dem man die Hut des Landes übertragen hatte, mußte vor der erdrückenden Übermacht über die Etsch und den Po zurückweichen. Marius zog das Heer des Amtsgenossen an sich und marschierte den Feinden entgegen.

Nachdem er den Boten der Cimbern auf Wunsch Zeit und Ort des Entscheidungskampfes angesagt hatte, schlug er am 30. Juli 101 auf den Raudischen Feldern (bei Vercelli) den doppelt und dreimal so starken Gegner bis zur Vernichtung. Unter der versengenden Hundstagshitze des südlichen Himmels zerschmolz die Bärenkraft der Nordländer, und ein heftiger Wind trieb ihnen ganze Staubwolken in das schweißbedeckte Gesicht. Das Schwert der Legionäre metzelte sie reihenweise nieder; der Boden war mit Leichen wie besät, und dennoch machten die Römer 60 000 zu Gefangenen. Die Fliehenden wurden von den eigenen Frauen umgebracht, die auch ihre Kinder und sich erwürgten.

Die frohe Botschaft rief in Rom unbeschreibliche Freude hervor. Man feierte Marius als den Retter des Reiches, nannte ihn in überschwenglichem Dank den dritten Romulus und wählte ihn aus Anerkennung seiner Verdienste auch für das Jahr 100 zum Konsul. Die Volkspartei frohlockte. Einer der Ihrigen, ein Mann aus den untersten Klassen, war zweimal als Sieger auf das Kapitol gezogen und hatte mehr geleistet als alle aristokratischen Feldherren zusammengenommen. Sie erwartete, er werde sich an ihre Spitze stellen, die Gracchischen Bestrebungen wieder aufnehmen und die sozialen Reformen nötigenfalls mit Gewalt durchführen. Er konnte es, wenn er nur wollte. Denn seine 50 000 für ihn begeisterten Soldaten, stramme, unerschrockene Kerle, die selbst mit der Riesenstärke der germanischen Ungetüme fertig geworden waren, hätten die verfaulte Nobilität in Grund und Boden geschlagen. Aber der große General war ein sehr kleiner Staatsmann. Er entließ sein Heer und begnügte sich mit dem Konsulat. Zwar trat er in enge Fühlung mit den Führern der Demokraten, Servilius Glaucia, der jetzt



Triumph eines Konsuls. Relief an einem antiken Sarkophag im Vatikanischen Museum, Rom. (Alinari phot.)

die Prätur, und Apulejus Saturninus, der zum zweitenmal das Tribunat bekleidete, und überließ diesen verwegenen Revolutionären die Leitung der öffentlichen Angelegenheiten. Während Glaucia ein gemeiner Raufbold war, zeichnete sich Saturninus durch fruchtbare, edle Gedanken aus, schade, daß er nicht einmal vor den brutalsten Gewalttaten zurückschrak. Schon in seinem ersten Tribunat hatte er verlangt, daß jedem Veteran des Marius in Afrika je 100 Morgen Land angewiesen würden, und einen Kollegen, der Einspruch erhob, durch den Straßenpöbel zu Tode steinigen lassen. Wiederum gewählt, freilich erst nach Ermordung seines Gegenkandidaten, erneuerte er seinen Vorschlag, aber in erweiterter Form, indem er für eine umfassende Kolonisation in Afrika, Sizilien, Gallien und Mazedonien eintrat, wobei er neben den altgedienten Soldaten des Marius auch auf die Bundesgenossen Rücksicht nahm. Um das städtische Proletariat zu gewinnen, schlug er eine weitere Verbilligung des Getreides vor. Unter dem Eindruck der Furcht, den das Erscheinen der bewaffneten Veteranen erregte, fanden die Anträge Annahme. Metellus, der allein im Senat sich weigerte, sie zu beschwören, ging freiwillig in die Verbannung, um nicht den Verfolgungen und Roheiten der Menge ausgesetzt zu sein. Für das Jahr 99 wollte Saturninus wieder Tribun, Glaucia Konsul werden. Aber es machte sich heftiger Widerstand bemerkbar. Die Wahl bekämpfte besonders der aus dem Jugurthinischen Krieg durch seine Rechtlichkeit bekannte Memmius, der sich selbst um das Konsulat bewarb. Die Demagogen ließen den unbequemen Gegner ermorden. Der Frevel erbitterte alle anständigen Elemente. Ihrer Unterstützung sicher, verhängte der Senat den Belagerungszustand über Rom und beauftragte Marius mit der Herstellung der Ordnung. Saturninus und Glaucia wurden mit ihrem Anhang in einem Straßenkampf besiegt, besetzten das Kapitol, mußten sich aber, dem Hungertod nahe, ergeben und fanden ein schimpfliches Ende, indem die vornehme Jugend sie in der Kurie steinigte. Die Gesetze des Saturninus wurden aufgehoben.

Die Rolle des Marius, der dem wüsten Treiben seiner Verbündeten lange müßig zugesehen, sich aber schließlich zu ihrer Bekämpfung hergegeben hatte, war ausgespielt, da ihm die Demokraten nicht mehr trauten, die Optimaten ihn nicht mehr fürchteten. Die Macht lag wieder in den Händen des Senates. Dessen Ansehen noch mehr zu stärken, unternahm der Volkstribun Livius Drusus, der Sohn des Mannes, welcher den Untergang des Gajus Gracchus herbeigeführt hatte. Er war ein edler, weitblickender Politiker, der eine Wiedergeburt des Staates anstrebte. Die parteiischen Urteile der kapitalistischen Geschworenen bestimmten ihn zu dem Vorschlag, dem durch 300 Mitglieder aus der Ritterschaft zu vermehrenden Rat die Gerichtsbarkeit zurückzugeben. Zugleich wollte er die Getreidespenden erhöhen, die schon zu einem notwendigen

Übel geworden waren, und das ganze Gemeindeland in Italien und Sizilien unter arme Bürger verteilen. Damit die Forderungen, von denen jede nur einen Teil des Volkes befriedigte, durchgingen, faßte er sie als eine Einheit zusammen. Aber seit kurzem war es verboten, verschiedene Vorlagen zu gemeinsamer Abstimmung zu bringen. Deshalb legte der Konsul Marcius Philippus Protest ein. Drusus ließ ihn verhaften, worauf der Widerspruch verstummte. Doch nun erklärte der Senat die Gesetze für ungültig. Als darauf der Tribun den bereits mehrfach gestellten, jedesmal gescheiterten Antrag auf Verleihung des Bürgerrechts an die Bundesgenossen zu erneuern plante, verdarb er es mit allen Parteien. Auf der Rückkehr von einer Versammlung wurde er an der Schwelle seines Hauses erstochen, wahrscheinlich auf Anstiften der Ritter (91).

Sein Tod erschütterte den Staat in seinen Grundfesten. Die Italiker sahen sich seit einem Menschenalter in ihren berechtigten Hoffnungen getäuscht. Man hatte alle ihre Vorkämpfer, Scipio, Gracchus, Flaccus und Drusus ermordet, und es war wenig Aussicht vorhanden, daß man ihren Wunsch bewilligte. Nachdem der Senat ihre trotzig erhobene Forderung, in die römische Bürgerschaft aufgenommen zu werden, abschlägig beschieden hatten, fielen sie ab. Die lange im stillen vorbereitete Bewegung kam zuerst in der picenischen Stadt Asculum zum Ausbruch, wo die wütende Menge die anwesenden Römer in Stücke riß. Der Aufstand verbreitete sich mit Blitzesschnelle fast über die ganze Halbinsel. Hauptsächlich wurden die sabellischen Völkerschaften von ihr ergriffen, unter denen sich besonders die Marser auszeichneten, weshalb der nun entbrennende Bundesgenossenkrieg auch der Marsische heißt. Die Abgefallenen dachten nicht mehr daran, sich mit den Waffen zu ertrotzen, was ihnen der Unverstand und die Eitelkeit des römischen Volkes versagt hatte. Sie gründeten ein eigenes Gemeinwesen mit dem pälignischen Corfinium, dem sie den Namen Italica beilegten, als Mittelpunkt. Die Organisation, die sie sich gaben, mit ihren Konsuln, Prätoren, Senatoren und Komitien, war nur eine Nachahmung der römischen. Da einige Stämme, wie die Marser, Päligner und Picenter schon latinisiert waren, sollte das Lateinische mit dem Oskischen gleichberechtigt sein, einer der beiden Konsuln der lateinisch, der andere der oskisch redenden Bevölkerung entnommen werden. Der Beschluß war an sich erklärlich. Aber die Gleichstellung der beiden Idiome hätte wie die ganze Sonderbundsbestrebung überhaupt die nationale Entwicklung und die Erhebung des Lateinischen zur Weltsprache gehemmt, wenn nicht völlig verhindert. Die Römer versuchten anfangs den Aufruhr mit Gewalt niederzuwerfen. Ihre Truppen waren gut gedrillt, und sie besaßen treffliche Offiziere. Selbst der alte Haudegen, der sich als politische Null grollend aus dem öffentlichen Leben zurückgezogen hatte, stellte sich der Regierung zur Verfügung und übernahm das Kommando über eine Legion. Den Bundesgenossen fehlte es ebensowenig an tüchtigen Führern und mutigen Streitern. Da sich die beiderseitigen Kräfte so ziemlich die Wage hielten, wogte der verderbliche Krieg lange hin und her. In den nördlichen Landschaften hatten die Römer das Übergewicht, im Süden machten dagegen die Aufständigen nicht unbedeutende Fortschritte. Es gelang ihnen sogar, einige der latinischen Zwingburgen zu nehmen, und in ihrer Siegeszuversicht schlugen sie schon Münzen, auf denen der italische Stier die römische Wölfin aufspießt. Da der Senat ein weiteres Umsichgreifen des Abfalls befürchtete, sah er sich zur Nachgiebigkeit gezwungen. Auf den Antrag des Konsuls Julius Cäsar erhielten alle bisher treu gebliebenen Bundesgenossen das Bürgerrecht. Diese Maßregel beugte zwar einer Empörung der Latiner, Etrusker, Umbrer und Griechen vor, aber der Sabeller wurde man dadurch nicht Meister. Um deren Widerstandskraft zu brechen, erwirkten die Volkstribunen Plautius Silvanus und Papirius Carbo ein Gesetz, welches jedem freien Bewohner Italiens bis zum Po das Bürgerrecht gab, falls er innerhalb zwei Monaten bei

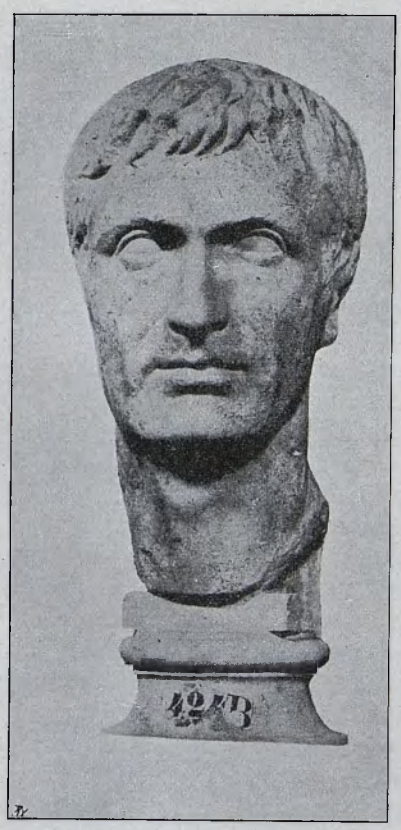


Denar der aufständigen Bundesgenossen mit der Darstellung des Stieres, der die Wölfin niederwirft.
(Berlin, Königl. Münzkabinett.)
Nach Gipsabguß.

einem römischen Beamten darum nachsuchte. Ein vom Konsul Pompejus Strabo angeregter Nachtrag bewilligte den Gemeinden links vom Po das latinische Recht. Freilich verteilte man die Neubürger nur auf acht der vorhandenen Tribus oder richtete nach einer anderen Überlieferung zehn weitere Tribus für sie ein; jedenfalls beschränkte man ihren politischen Einfluß in einer Weise, die bald böses Blut machte. Zunächst aber erreichte man seinen Zweck und nahm der Gefahr ihren Stachel, da die meisten Aufständigen jetzt die Waffen niederlegten. Und als gar Strabo Asculum, Cornelius Sulla Bovianum erstürmte, erlosch der Krieg im großen und ganzen. Nur Nola in Kampanien, sowie einige Teile Samniums, Lukaniens und Bruttiums verharrten noch im Kampfe.

Es war die höchste Zeit, daß die Empörung gedämpft wurde. Denn am östlichen Himmel zog ein unheilschwangeres Gewitter herauf. Bei dem Zerfall des syrischen Reiches hatte sich unter anderen Kleinstaaten das Reich Pontus gebildet (S. 266). Es lag am Südrande des Schwarzen Meeres zwischen dem Halys und den Armenischen Bergen. Seine Herrscher leiteten ihre Abkunft von den Achämeniden und den Seleukiden her. 100 Jahre führten sie ein Stillleben. Erst zur Zeit des Krieges zwischen Rom und Antiochus von Syrien traten sie aus dem Dunkel hervor. Damals regierte Pharnakes. Sein Nachfolger Mithridates V. erhielt bei der Einrichtung der Provinz Asien als treuer Bundesgenosse vom Senat die Landschaft Phrygien. Als er aber mit Hinterlassung zweier unmündiger Kinder starb, forderten die Römer das Geschenk zurück und weckten dadurch in dem gleichnamigen Sohne Haß und Rachsucht. Mithridates VI. war ein Fürst von großer Begabung und Energie. In ritterlichen Übungen tat es ihm keiner gleich. Bis in sein hohes Alter zeigte er eine seltene Geistesfrische und Beharrlichkeit. Er beherrschte sämtliche 22 Sprachen seines Reiches, verfaßte mehrere wissenschaftliche Werke und erwies sich als Gönner griechischer Geschichtschreiber und Philosophen. Aber seine Bildung war nur ein Firnis. Er blieb ein roher Barbar, niedrigem Sinnengenuß ergeben, abergläubisch und tückisch, mißtrauisch und grausam, ohne jedes höhere Streben. Seinem Argwohn und Blutdurst fielen die vertrautesten Freunde, die nächsten Verwandten zum Opfer. Durch Ermordung seiner Mutter und seines Bruders zum Throne gelangt, verfolgte er rastlos und, ohne in seinen Mitteln wählerisch zu sein, das Ziel, seinen Staat zu einer Großmacht zu erheben. Zuerst erwarb er als Beschützer der Hellenen gegen die Skythen die Herrschaft über die griechischen Pflanzstädte am Kimmerischen Bosporus und brachte fast das ganze Nordgestade des Schwarzen Meeres unter seine Botmäßigkeit. Dann unterwarf er das südöstlich daran stoßende, aus der Sage bekannte Kolchis, dehnte seinen angestammten Besitz nach Westen über halb Paphlagonien, nach Osten über Kleinarmenien aus. Der großarmenische König Tigranes wurde sein Schwiegersohn. Von ihm unterstützt besetzte Mithridates nach mehreren fruchtlosen Versuchen Kappadokien und traf Anstalten, Bithynien von sich abhängig zu machen. Der bedrohte Fürst Nikomedes wandte sich zusammen mit dem verjagten kappadokischen König an die Römer. Diese hatten bisher der Vergrößerung des pontischen Reiches im allgemeinen ruhig zugesehen. Jetzt reizten sie Nikomedes zu einem Einfall in das Gebiet seines Gegners und entzündeten durch ihre Torheit einen Brand, der ihre Herrschaft im Orient aufs schwerste erschütterte und mindestens 100 000 ihrer Mitbürger das Leben kostete. Mithridates warf die bithynischen Truppen rasch über den Haufen, schlug die von Aquillius befehligten Römer, zog als Triumphator in die Provinz Asien ein und erließ von Ephesus aus den Blutbefehl, alle Italiker niederzumetzeln. Ihrer 80 000 oder nach anderer Angabe sogar 150 000 wurden von der über den Druck der Zollpächter aufs äußerste erbitterten Bevölkerung angeblich an einem einzigen Tage abgeschlachtet. Den Aquillius band man auf einen Esel, führte ihn unter Spott und Hohn durch das Land und goß ihm geschmolzenes Gold in den Mund. Die pontische Flotte erschien im Ägäischen Meere und gewann die griechischen Inseln außer Rhodus. Mithridates marschierte durch Thrazien und Mazedonien nach Hellas, dessen Staaten sich der Mehrzahl nach ihm anschlossen. Selbst mit den aufständigen Italikern trat er in Verbindung und versprach ihnen Beistand.

Inzwischen hatte der Senat dem Konsul Cornelius Sulla den Oberbefehl gegen den asiatischen Despoten übertragen. Bevor der General, der gegen die abtrünnigen Bundesgenossen in Kampanien kämpfte, nach dem Osten aufbrechen konnte, mußte er sich sein Kommando mit Waffengewalt sichern. Von dem Volkstribunen Sulpicius Rufus war nämlich eben mit Hilfe des zusammengerotteten Pöbels die Verteilung der Neubürger und Freigelassenen auf alle Tribus erzwungen worden. Die Demokraten fürchteten, Sulla, ein starrer Optimat, werde dieses Gesetz rückgängig machen und, um ihm die Mittel zu einem Staatsstreich zu nehmen, sprachen sie ihm durch einen Volksbeschluß den Heeresbefehl ab und betrauten damit Marius, dem die Lorbeeren seines früheren Quästors keine Ruhe gönnten. Doch Sulla ließ sich nicht beiseite schieben. Er nahm mit sechs Legionen, auf deren Treue er bauen durfte, die Hauptstadt ein — das erstemal, daß ein Römer die ihm zum Schutze Roms gegebenen Truppen gegen Rom führte — und setzte durch, daß Sulpicius und Marius nebst zehn ihrer Genossen geächtet, die Gesetze des Sulpicius aufgehoben wurden. Der Retter Italiens als Greis für einen Vaterlandsfeind erklärt und vogelfrei! Er entkam in die Strandsümpfe Südlatiums, ward ergriffen und den Bewohnern Minturnäs zur Hinrichtung überliefert. Dem nordischen Sklaven, der die Strafe vollstrecken sollte, entsank beim Anblick des Besiegers der Germanen der Mut. Sein Wort, er könne den Marius nicht töten, beschämte die Bürger des Landstädtchens. Sie halfen dem Verhafteten zur Flucht, der unter mannigfachen Abenteuern nach Afrika gelangte und ausgewiesen sich auf einer Küsteninsel verborgen hielt, bis das Geschick ihn nach Rom zurückrief. Was ihn in seinen Widerwärtigkeiten aufrecht erhielt, war sein felsenfester Aberglaube. Man hatte ihm in seiner Jugend geweissagt, er werde siebenmal Konsul. Sechsmal hatte er das höchste Amt bekleidet. War die Prophezeiung richtig, so mußte er noch einmal gewählt werden. Wie Marius brachten sich auch die andern Verfehmten in Sicherheit. Nur Sulpicius fiel den Häschern in die Hände. Man erschlug ihn und stellte seinen Kopf auf der Rednerbühne zur Schau. Die Demokraten wurden weder durch diese Roheit noch durch die Maßregeln entmutigt, die Sulla in der Eile traf, um den Einfluß des Senates und der Wohlhabenden zu heben, die Macht der Tribunen zu schwächen. Sie setzten sogar, während sich der Gewaltige noch in der Stadt befand, die Wahl ihres Parteihauptes Cornelius Cinna zum Konsul für das Jahr 87 durch. Dieser erneuerte, sobald Sulla zum Kriegsschauplatz abgegangen war, die Anträge des Sulpicius. Sein optimatischer Amtsgenosse verhinderte durch ein Gemetzel die Abstimmung. Cinna mußte fliehen. Aber er kehrte an der Spitze des in Kampanien stehenden Heeres zurück, ein gelehriger Schüler Sullas. Zugleich landete mit numidischen Reitern Marius an der etruskischen Küste, verstärkte sich durch Sklaven und Neubürger und setzte sich gegen Rom in Marsch. Nach vergeblichem Widerstande öffnete die Hauptstadt den Belagerern die Tore. Marius ließ sie nach seinem Einzug wieder schließen, damit niemand entwische, und dann räumten seine Würgerbanden, fünf Tage und fünf Nächte mordend, unter den Optimaten fürchterlich auf. Die angesehensten Männer



Sulla.
Marmorkopf im Museum Chiaramonti.
(Nach Bernoulli, Röm. Ikonographie.)

des Staates wurden von dem vertierten Gesindel unter schrecklichen Martern getötet. Manche legten selbst Hand an sich, um der Wut der zuchtlosen Haufen zu entgehen. Außerhalb Roms dauerte die Blutjagd mehrere Monate. Die unmenschliche Rachgier des Greises ekelte die meisten Demokraten an, und sie atmeten auf, als der Wüterich, der sein Gewissen durch maßlosen Trunk und sonstige Ausschweifungen betäuben wollte, einige Wochen nach dem Antritt des siebenten Konsulates starb (86). Die Neubürger und Freigelassenen wurden den Altbürgern gleichgestellt. Der Konsul Valerius Flaccus erhielt das Kommando gegen Mithridates.

Unterdes hatte Sulla über die pontischen Heere die glänzendsten Siege errungen. Noch im Jahre 87 schlug er in Böotien des Königs Unterfeldherrn Archelaus und warf ihn auf Athen und den Piräus zurück. Die Hochsitze der griechischen Kultur wurden nach langwieriger Belagerung erstürmt und greulich verwüstet. Die pontische Hauptmacht, die nach Eroberung Mazedoniens durch Thessalien heranrückte, erlitt bei Chäronea eine vernichtende Niederlage (86). Jetzt kam von Illyrien her Valerius Flaccus mit zwei Legionen. Sulla zog ihm entgegen; da aber ein neues Heer der Feinde in seinem Rücken erschien, kehrte er um und gewann nach hartnäckigem Kampfe die Schlacht bei Orchomenus (85). Sodann ließ er durch seinen Quästor Licinius Lucullus eine Flotte schaffen und das Meer säubern. Flaccus konnte dem Gegner den Oberbefehl nicht streitig machen. Er hatte kein Vertrauen zu seinen Truppen, und die Soldaten weigerten sich auch, gegen ihre Landsleute das Schwert zu ziehen; ein Teil war schon fahnenflüchtig geworden. Deshalb marschierte er nach Mazedonien und stellte hier die römische Herrschaft wieder her. Als er darauf den Bosporus überschritt, um den Krieg nach Asien zu verlegen, zettelte sein Legat Fimbria eine Verschwörung an. Flaccus ward ermordet und durch den Anstifter der Meuterei ersetzt. Fimbria entriß dem pontischen König die neue Residenz Pergamum, hetzte ihn von Stadt zu Stadt und hätte ihn gefangen genommen, wenn er von Lucullus unterstützt worden wäre. Gleichzeitige Seesiege, die dieser erfocht, nötigten Mithridates, mit Sulla zu unterhandeln. Er sollte auf seine letzten Eroberungen verzichten, einen Teil seiner Schiffe ausliefern und neun Millionen Kriegskosten zahlen. Die Forderungen waren sehr milde, was sich nur aus dem Wunsche Sullas erklärte, nach Italien zurückzukehren. Aber dem König erschienen sie zu hart. Er hatte gehofft, mit seiner stolzen Seemacht, seinen 40 000 Reitern und 250 000 Fußsoldaten das römische Reich zu zertrümmern und sich zum Herrn Europas zu machen, hatte im Siegeslaufe den Orient unterworfen und dachte schon daran, den Italikern die Hand zu bieten. Und nun diese Bedingungen! Er zauderte und weigerte sich, sie anzuerkennen. Doch wie Sulla selbst nach Asien übersetzte, verlor er den Mut und nahm nach einer Zusammenkunft mit dem römischen General in Dardanus den Frieden an. Sulla ordnete die Verhältnisse Asiens, bestrafte die abgefallenen, belohnte die treugebliebenen Bundesgenossen und ließ zum Schutze unter Führung des Lucullus die zu ihm übergegangenen Legionen Fimbrias zurück, der, von seinen Leuten verlassen, sich selbst tötete (84).

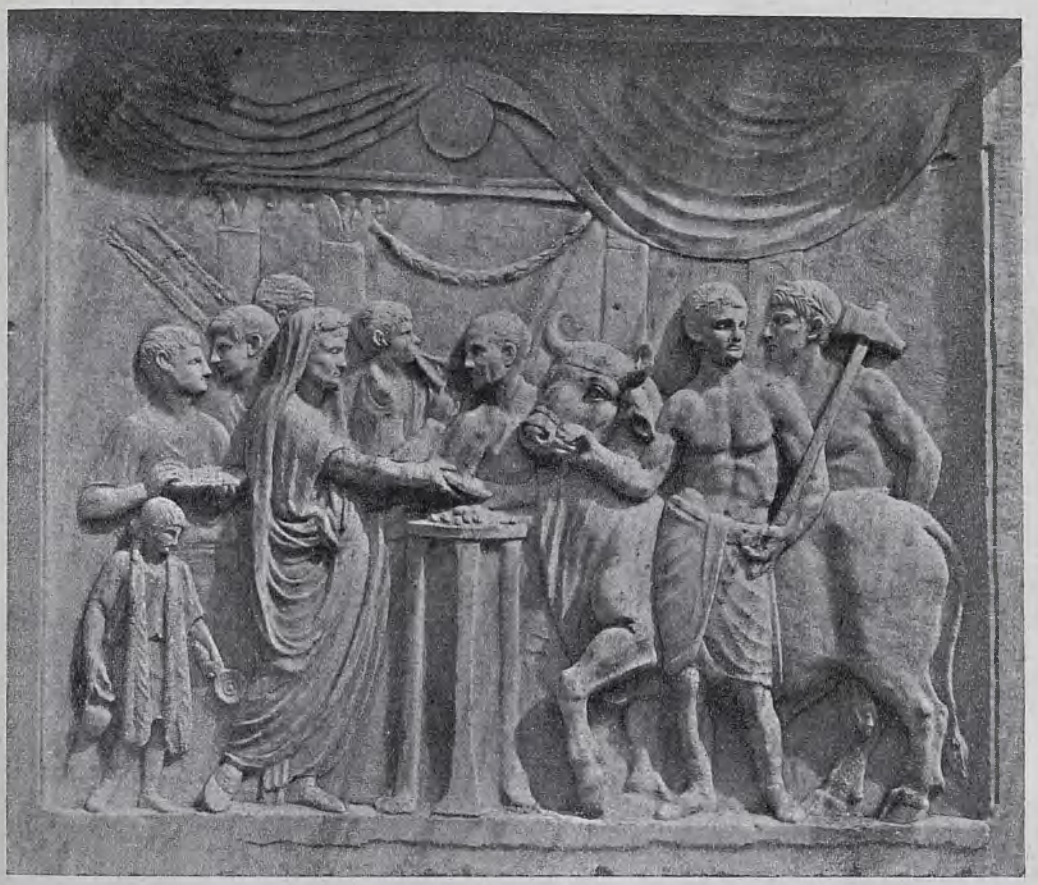
Der Sieger erstattete dem Senate von seinen Taten Bericht und meldete seine baldige Heimkehr an. Cinna, der widerrechtlich und ohne von den Komitien gewählt zu sein, Jahr für Jahr das Konsulat verwaltete, wollte ihn außerhalb Italiens bekämpfen, ward aber in Ancona von seinen Truppen erschlagen. Einige Monate später landete Sulla mit 40 000 Mann in Brundisium. Die Optimaten strömten von allen Seiten zu seinen Fahnen, Gnäus Pompejus, Strabos junger Sohn, führte ihm sogar zwei Legionen zu. Die Italiker beschwichtigte er, indem er ihre Aufnahme in alle Tribus als zu recht bestehend anerkannte. Dennoch hielten die unversöhnlichsten unter ihnen mit der Volkspartei. Infolgedessen dauerte es zwei Jahre, bis Sulla die Geschicke des Staates nach seinem Willen lenken konnte. Den hartnäckigsten Widerstand leisteten die mit den Demokraten verbündeten Samniten und Lukaner, die ohnehin nicht auf Schonung rechneten. Nachdem sie vergeblich versucht hatten, dem in Präneste eingeschlossenen Sohn des Marius Entsatz zu bringen, rückten sie in einer Stärke von nahezu 70 000 Mann gegen Rom. In der höchsten Not erschienen die Legionen Sullas. Die Heerhaufen der Italiker wurden vor dem

Collinischen Tore nach verzweifeltem Ringen völlig zerschmettert, die Gefangenen drei Tage nachher auf dem Marsfelde niedergehauen, ohne daß Sulla, der in dem nahen Tempel der Bellona eine Ratssitzung abhielt, durch die Verwünschungen der dem Tode Geweihten, das Wimmern der Sterbenden, die rohen Flüche der Henkersknechte in seiner eisigen Kälte gestört worden wäre. Für Marius gab es keine Rettung mehr; er stürzte sich in sein Schwert, und Präneste ergab sich. Bald waren auch die letzten Zuckungen des Marsischen Krieges vorüber. Die römische Wölfin hatte den italischen Stier zerrissen. Das Oskische gehörte nach wenigen Jahrzehnten zu den toten Sprachen.

Sulla begnügte sich nicht mit seinen Siegen, um derentwillen er sich selbst den Namen „Felix", der Glückliche, beilegte, sondern ging darauf aus, durch völlige Umgestaltung der geschichtlich gewordenen Verhältnisse die Herrschaft des Adels zu erneuern, zu befestigen, zu erweitern. Zu diesem Zweck ließ er sich von dem willfährigen Volk unter dem Titel Diktator eine Machtfülle übertragen, wie sie kein römischer König besessen hatte. Alle Gesetze, die er gab, alle Maßregeln, die er traf, wurden im voraus und, ohne daß die Komitien sie nachträglich zu bestätigen brauchten, als rechtsgültig anerkannt. Er durfte nach seinem Ermessen Krieg führen und Frieden schließen, nach Belieben mit dem Vermögen des Staates und der Gemeinden schalten, nach Gutdünken über Leben und Eigentum der Bürger verfügen. Wie lange er die außerordentliche Gewalt ausüben wollte, hing ganz von ihm ab. Ein unerhörtes Wüten, das im Gewand der Gesetzlichkeit auftrat, leitete die Wiedergeburt ein. Tausende und Abertausende Anhänger des Marius, allein 90 Senatoren und 2600 Ritter, wurden geächtet und, damit Privatrache und Habgier, die niedrigsten aller Leidenschaften, das Vertilgungsgeschäft erleichterten und beschleunigten, ihre Namen öffentlich bekannt gemacht (proskribiert), auf jeden Kopf rund 10 000 Mark, nach unserem Geldeswert mindestens 30 000 Mark, als Belohnung ausgesetzt. Ihre Güter schlug man zu Schleuderpreisen los, so daß die Schützlinge Sullas und ihre Helfershelfer, die niemand bei der Versteigerung zu überbieten wagte, durch billigen Kauf ungeheure Schätze ergatterten. Was aus dem Erlös nach Bezahlung des Sündensoldes an die Mörder noch übrig blieb, konnte der Diktator nach Willkür verwenden. Aus den freigelassenen Knechten der Verfehmten, den sogenannten Korneliern, schuf sich Sulla eine Art Leibwache. Das Rechtsmittel der Berufung gegen den Machtspruch des Allgewaltigen war ausgeschlossen, eine geregelte Kontrolle bei der Massenschlächterei unmöglich. Einflußreiche Günstlinge Sullas benutzten dies und schmuggelten aus schmutziger Gewinnsucht auch die Namen parteiloser Bürger, deren einziges Verbrechen in ihrem Reichtum bestand, in die Ächtungslisten ein, mitunter erst, nachdem sie die Unglücklichen bereits getötet und ihr Vermögen geraubt hatten. Die Hetze gegen die Demokraten tobte im ganzen Reich. Hauptschergendienste bei ihrer Verfolgung in den Provinzen leistete Gnäus Pompejus, der mit einem starken Heere Sizilien und Afrika reinigte und manch braven Mann dem Beil des Henkers überantwortete. Nachdem man die angesehenen Mitglieder der Volkspartei beseitigt hatte, kam die Reihe an die kleinen Leute. Man fand es nicht der Mühe wert, sie für vogelfrei zu erklären, sondern nahm ihnen nur Hab und Gut. Über 100 000 Bauernfamilien wurden von Haus und Hof gejagt, um Sullanischen Veteranen Platz zu machen.

Das war die äußere „Ordnung" der Dinge, die innere fiel kaum besser aus. Sulla brachte keine Reform, sondern nur eine Reaktion, indem er im allgemeinen die Verfassung einfach um 400 Jahre zurückschraubte und die historische Entwicklung bloß insoweit berücksichtigte, als der Befestigung der Oligarchie zugute kam. Die Zenturiatkomitien erhielten ihre alte Zusammensetzung und zum Teil auch die Bedeutung, welche sie zu Beginn der republikanischen Zeit gehabt hatten. Die Volkstribunen durften sich nicht mehr um höhere Ämter bewerben, damit ehrgeizige Männer darauf verzichteten, Anwälte der Plebs zu werden. Sie verloren zudem sämtliche bisherigen Befugnisse mit alleiniger Ausnahme ihres ursprünglichen Schutzrechts gegen die Übergriffe der Beamten und sanken damit in gewisser Hinsicht zu Werkzeugen des Senates herab, der sich ihrer Hilfe bediente, um unbotmäßige Behörden in ihre Schranken zurückzuweisen. Die Ritterschaft gab ihre Gerichtshoheit an den um 300 Mitglieder verstärkten

Rat ab, und nur die harmlosen Abzeichen blieben ihr. Auch andere dem Adel unbequeme Einrichtungen wurden abgeschafft, so die 20 Jahre vorher getroffene Bestimmung, welche die Wahl der Pontifices und der Auguren in die Hand des Volkes legte, genehme Gesetze dagegen, wie das des Villius, von neuem eingeschärft. Was das Bürgerrecht der Italiker anbetrifft, so hielt Sulla getreu das Versprechen, das er bei seiner Rückkehr aus dem Mithridatischen Krieg gegeben hatte. Die Freigelassenen dagegen verwies er in die vier städtischen Tribus. Das Schwergewicht der Regierung lag wieder wie ehedem im Senat, dem Hort der Aristokratie. Er



Römische Opferhandlung. Marmorskulptur aus Pompeji. (Brogi phot.)

hatte die Oberaufsicht über das ganze Staatswesen, begutachtete die Gesetzesanträge, die ohne seine Genehmigung nicht an die Zenturiatkomitien gebracht werden durften, ernannte die Prokonsuln und Proprätoren. Daß der Gesetzgeber und Ordner des Staates weder den Proletariern noch den Kapitalisten maßgebenden Einfluß einräumte, ist nicht zu tadeln, daß er aber den Senat oder, was ungefähr dasselbe war, die durch und durch entsittlichte Nobilität zum Hauptmachtfaktor erhob, beweist, wie wenig er sich von Vorurteilen zu befreien wußte. Die drei vorhandenen Gesellschaftsklassen Roms, Junker, Protzen und Pöbel, taugten nichts. Ob die Regierung den einen oder den anderen übertragen wurde, war völlig belanglos. Sie mußte doch in sich zusammenbrechen, mochte man sie auch durch noch so beispiellose Vergewaltigung der Gegner befestigt zu haben glauben. Auch war es ein unhaltbarer Zustand, daß ein Weltreich von einem Bruchteil der Bevölkerung nach längst überlebten Grundsätzen beherrscht wurde. Was not tat,

war die Monarchie. Sulla hat dies nicht erkannt, hat sich immer nur als Parteimann, als Beschützer der Oligarchie gefühlt. Als Entschuldigung mag dienen, daß es ihm an genialer Kraft gebrach, dem Staat neue, den veränderten Verhältnissen angepaßte Formen zu geben.

Während der Verfassung Sullas nur eine kurze Lebensdauer beschieden sein konnte, hatten seine Schöpfungen auf dem Gebiete des Justiz- und Verwaltungswesens recht lange Bestand. Es entsprach einem dringenden Bedürfnis, daß er die Zahl der ständigen Gerichtshöfe, denen die Aburteilung der Kriminalfälle oblag, auf acht erhöhte, je einen für Erpressung, Hochverrat, Amtserschleichung, Unterschlagung öffentlicher Gelder, Mord und Giftmischerei, Testamentsfälschung, Gewalttätigkeit, Falschmünzerei. Es bedeutete dies eine wesentliche Entlastung des Volksgerichts der Zenturiatkomitien und beschleunigte die Rechtspflege. Auch erwarb sich Sulla durch sein Strafrecht und die Regelung des Prozeßverfahrens unbestreitbare Verdienste. In jedem Schwurgericht führte einer der Prätoren den Vorsitz, denen also von jetzt an jährlich acht gewählt wurden. Konsuln und Prätoren mußten zur ordnungsmäßigen Erledigung ihrer Amtsgeschäfte in Rom bleiben. Erst wenn sie ihre Würde niedergelegt hatten und vom Senat zu Prokonsuln und Proprätoren ernannt worden waren, gingen sie als Statthalter und Befehlshaber in die Provinzen, so daß nunmehr bürgerliche und militärische Gewalt aufhörten, in einer Hand vereinigt zu sein. In den Rat traten fortan die abgehenden Quästoren ein. Ihrer wurden jährlich 20 gewählt. Rechnet man das Sterblichkeitsverhältnis der Erwachsenen zu stark drei Prozent, so genügte die Zahl, die durch den Tod gerissenen Lücken der Senatoren zu füllen. Damit fiel die Zensur, deren wichtigste Aufgabe es war, diese Körperschaft zu ergänzen, als entbehrlich fort.

Nachdem Sulla in seiner Weise den Staat geordnet hatte (81), behielt er noch einige Zeit die Diktatur. Erst im Jahre 79 legte er sie in öffentlicher Versammlung nieder und zog sich auf seine Besitzung bei Cumä zurück. Entsprang sein freiwilliger Verzicht auf eine fürstliche Stellung auch nicht selbstlosem Bürgersinn, sondern einer gewissen Gleichgültigkeit, so ehrt es ihn doch ebenso wie seine kriegerischen Ruhmestaten und seine Verdienste um die Verwaltung. Auf seinem kampanischen Gut genoß er in sorgloser Muße die Freuden des Landlebens und huldigte dem Angel- und Wassersport. Daneben lecrte er als Jünger Epikurs zusammen mit gleichgesinnten Freunden den Becher sinnlicher Lust. Endlich fand er noch Zeit zu wissenschaftlichen Arbeiten, als deren schönste Frucht er seine „Denkwürdigkeiten" hinterließ. Er schrieb an dem leider verloren gegangenen Werke bis zu seinem Tode; aber bevor er es vollenden konnte, raffte ihn ein Blutsturz dahin (78).

3. Pompejus und Cäsar.

Das Feuer des Scheiterhaufens, auf dem die Leiche Sullas unter ungeheurem Gepränge verbrannt wurde, war kaum erloschen, da erhob die tot geglaubte Partei der Marianer wieder keck ihr Haupt und sammelte alle unzufriedenen Elemente, die vertriebenen Bauern, die durch Leichtsinn um ihre Höfe gebrachten Veteranen, die Freigelassenen und die Ritter um ihre Fahnen. Als Führer warf sich der Konsul Ämilius Lepidus auf. Er drang auf sofortige Herstellung des früheren Zustandes, ließ sich vorläufig mit Mühe vom Senat beschwichtigen, rückte aber im nächsten Jahre als Statthalter Oberitaliens mit Heeresmacht gegen Rom. Er wurde auf dem Marsfelde geschlagen, erneuerte aber ohne Säumen den Versuch, die Staatsordnung zu stürzen und, als auch der zweite Putsch mißlang, entwich er nach Sardinien, wo er bald starb. Sein Legat Perperna brachte die geschlagenen Truppen nach Spanien und wurde von ihnen gezwungen, sich an Sertorius anzuschließen. Dieser, ohne Zweifel der ehrenwerteste unter den Parteihäuptern der Demokraten und einer der tüchtigsten Generäle aus der Schule des Marius, war von Cinna mit der Verwaltung des nördlichen Spaniens beauftragt worden, hatte aber, von Sulla geächtet, fliehen müssen und sich abenteuernd an der mauretanischen Küste herumgetrieben, bis die Lusitanier

ihn zum Feldherrn ernannten und unter seiner Führung das römische Joch abschüttelten. Durch Milde und ritterliches Benehmen gewann er auch die übrigen Spanier, und in Masse strömten ihm die versprengten Demokraten zu. Die schon zu Lebzeiten Sullas begonnenen Bemühungen, die Provinzen zu unterwerfen, scheiterten kläglich, und bald stand Sertorius an der Spitze fast der ganzen Halbinsel. Er betrachtete sich nicht als Empörer, sondern als rechtmäßigen Statthalter, vermeinte nicht gegen Rom, sondern gegen die von ihm nicht anerkannte Herrschaft der Nobilität zu fechten, und tat durch seine römische Heeresorganisation, das römische Kommando, sowie durch Errichtung römischer Schulen mehr für die Romanisierung als die früheren Prätoren. Als Perperna mit den Legionen des Lepidus zu ihm überging, wuchs die Zahl der angesehenen Römer so, daß Sertorius aus ihnen einen Gegensenat bilden konnte. Man fürchtete schon, er werde nach Italien ziehen und die Demokratie wieder ans Ruder bringen. Die Zentralregierung sah ein, daß sie fester zugreifen müsse; doch unter den führenden Männern fand sich niemand, den es nach den spanischen Lorbeeren gelüstete. Gnäus Pompejus half dem Senate aus der Verlegenheit, indem er sich zur Verfügung stellte. Er war ein eingebildeter Streber, der nach seinen Leistungen im Bürgerkriege glaubte, schnell mit Sertorius fertig zu werden und der ein gewisses Anrecht auf ein höheres Kommando geltend machen konnte, da er zur Überwindung des Lepidus beigetragen hatte. Den Vätern blieb keine Wahl, und so gaben sie dem seinem Alter nach nicht einmal zur Quästur berechtigten Mann den Heeresbefehl, den sie sonst nur gewesenen Konsuln und Prätoren zu verleihen pflegten. Die Großsprechereien des Pompejus wurden in Spanien schnell zu schanden. Es nützte auch nichts, daß man auf den Kopf des Gegners einen Preis von 20 000 Morgen Land und einer halben Million Mark in bar aussetzte. Die Lage gestaltete sich um so bedenklicher, als Sertorius mit den Seeräubern in Verbindung trat und, Vaterland und Nation verratend, mit Mithridates ein Bündnis schloß, der gerade den Krieg erneuerte. Pompejus bat dringend um Verstärkungen. Nach deren Ankunft drängte er Sertorius mehr und mehr zurück. Dadurch verlor dieser an Vertrauen. Mißhelligkeit zwischen Römern und Spaniern unterwühlten seine Stellung, bis schließlich Perperna, der sich ihm nur gezwungen untergeordnet hatte, eine Verschwörung gegen ihn anstiftete und ihn bei einem Gastmahle überfallen und niederstechen ließ. Der Mörder übernahm das Kommando, wurde aber gleich in der ersten Schlacht besiegt, gefangen und hingerichtet (72). Der Krieg ging nun rasch zu Ende, so daß Pompejus im nächsten Jahre Spanien als völlig beruhigtes Land verlassen durfte.

Italien hatte während seiner Abwesenheit unter der Geißel eines entsetzlichen Sklavenkrieges gelitten. Empörungen der Unfreien waren nichts Neues, seitdem die wirtschaftliche Entwicklung den Mittelstand vernichtete, Großgrundbesitz und Industrie den steigenden Bedarf an Arbeitskräften durch Ankauf von Knechten deckten und manche Betriebe mehrere tausend Sklaven beschäftigten. Man sah allgemein in der Knechtschaft eine natürliche Einrichtung, an der selbst die edelsten Geister und tiefsten Denker nichts zu tadeln fanden. In früheren Zeiten, wo die Bürger in bescheidenen Verhältnissen lebten, war das Schicksal der Sklaven recht erträglich. Sie erfreuten sich einer patriarchalischen Behandlung, aßen mit der Familie an demselben Tisch, teilten mit den Herren Leid und Freud, und es kam sogar vor, daß die Gattin des Besitzers das Kind einer kranken Magd zusammen mit dem eigenen Säugling an ihrer Brust nährte. Je mehr sich aber die sozialen Zustände verschoben, Sittenlosigkeit, Habgier und Grausamkeit zunahmen, desto schlimmer wurde das Los der Unfreien. Besonders die Knechte auf den großen Landgütern fristeten ein erbärmliches Dasein. Sie wurden — gebrandmarkt und gefesselt — früh morgens rudelweise aufs Feld getrieben, wo sie bis spät am Abend unter der Last der Arbeit seufzten. Ihre Nahrung war so unzureichend, daß sie, um den Hunger zu stillen, auf Raub ausziehen mußten. Sie wohnten eng zusammengepfercht in dumpfen, halbunterirdischen, gefängnisartigen Massenquartieren, in die kaum ein Lichtstrahl fiel. Die Gründung einer Familie war ihnen nur in Ausnahmefällen und auf Widerruf gestattet, und zu jeder Zeit konnten Mann

und Frau, Eltern und Kinder gewaltsam voneinander getrennt werden. Ihre Rechtlosigkeit gab sie allen Roheiten, allen Launen, allen Begierden der Herren preis. Bei dem geringsten Versehen wurden sie blutig geschlagen, und manche Besitzer gingen in ihrer Brutalität so weit, ihre Sklaven um einer Kleinigkeit willen ans Kreuz zu schlagen oder den wilden Tieren vorzuwerfen.



Sklave, der von dem Aufseher (Corarius) mit dem Flagellum gezüchtigt wird. Darstellung auf einem Bronzegefäß, gefunden in Pompeji. (Nach Duruy.)

Wie die Saat, so die Ernte. Es blieb nicht dabei, daß einzelne ihre Ketten sprengten und die Peiniger die erduldeten Leiden entgelten ließen. Sobald die Unfreien sich ihrer Macht bewußt wurden — sie bildeten schließlich in allen Kulturländern die überwiegende Mehrheit der Bevölkerung — rotteten sie sich bald hier, bald dort zusammen, brandschatzten die Gegend und wurden eine Gefahr für Staat und Gesellschaft. Schon zu Beginn des 2. Jahrhunderts werden uns Sklavenunruhen in Etrurien und Apulien gemeldet. Zwei Menschenalter später erhoben sich die Knechte in Sizilien, angeblich 200 000, wählten einen aus ihrer Mitte zu ihrem König und durchzogen sengend und brennend das ganze Eiland. Es dauerte mehrere Jahre, bis es den Statthaltern gelang, die Empörung niederzuwerfen. Um dieselbe Zeit waren Sklavenaufstände in Latium, Attika und Delos zu unterdrücken. Während des Krieges mit den Cimbern suchte ein neuer Aufruhr Sizilien heim, und wieder bedurfte es der größten Anstrengung, der Insel den Frieden zu geben. Zugleich wurde es Sitte, in den Kriegen die heimatlosen Gesellen zum Kampfe aufzubieten. So schlug Aristonikus seine Schlachten hauptsächlich mit freigelassenen Knechten, den sogenannten Sonnenbürgern, und seit Apulejus Saturninus begleiteten regelmäßig Sklavenempörungen die bürgerlichen Wirren. Aber alle Revolutionen, durch welche sich die unfreien Arbeiter zu emanzipieren suchten, waren nichts im Vergleich zu der Erhebung, die 73 in Italien erfolgte. Die Sache fing klein an. Aus einer der vielen Fechterschulen zu Capua entflohen 70 jener Unglücklichen, die eigens dazu abgerichtet wurden, um vor den Augen einer schaulustigen Menge auf Tod und Leben gegeneinander zu fechten. Sie setzten sich unter Führung des Thrakers Spartakus auf dem Vesuv fest und erhielten solchen Zuzug von Sklaven, daß sie bald Dörfer und Städte plündern und die gegen sie aufgebotenen Truppen zu Paaren treiben konnten. Wohin sie kamen, strömten ihnen die Knechte in hellen Haufen zu, und in kurzer Zeit erhoben sich mit des Verbrechens Wut und des Elends die niedergetretenen Massen von Rhegium bis an den Po. In regelrechten Feldschlachten zerschmetterten sie ganze Heere, und die Herrin der Welt begann vor den racheschnaubenden Horden der Enterbten zu zittern. Als Spartakus fast ganz Süditalien in seine Gewalt gebracht, Metapont, Thurii und Nola erstürmt, beide Konsuln des Jahres 72 aufs Haupt geschlagen hatte, gedachte er die Sklaven, die größtenteils aus Gallien und der Balkanhalbinsel stammten, über die Alpen in ihre Heimat zu führen. Er war schon bis nach Modena gedrungen, wo er abermals einen glänzenden Sieg errang. Der Weg über das Gebirge stand frei. Da packte der Übermut die wilden Scharen. 120 000 Mann stark kehrten sie wieder um. Es war ihr Verderben. Der Prätor Licinius Crassus trieb sie nach Bruttium und zog in ihrem Rücken von Meer zu Meer einen verschanzten Wall. Deshalb wollten sie auf Piratenschiffen nach Sizilien übersetzen. Aber die Seeräuber betrogen sie, indem sie sich im voraus den Fahrpreis zahlen ließen und dann treulos davonsegelten. Voller Verzweiflung durchbrachen die Sklaven die römische Befestigungslinie, wurden jedoch bald darauf, der eine Teil in Lucanien, der andere in Apulien, wo auch Spartakus fiel, vernichtet (71).

Der erbitterte Sieger schlug sämtliche Gefangenen ans Kreuz. 5000 entrannen dem Gemetzel, kamen bis an den Fuß der Alpen, stießen aber hier auf den eben aus Spanien heimkehrenden Pompejus, der sie mit leichter Mühe aufrieb und sich nun brüstete, den Sklavenkrieg beendigt zu haben.

Die beiden Feldherren, denen Rom die Rettung aus schweren Gefahren verdankten, verlangten für das Jahr 70 das Konsulat. Ihre Bewerbung war ungesetzlich, da Pompejus noch nicht das erforderliche Alter hatte, Crassus erst zwei Jahre nach Ablauf der Prätur gewählt werden konnte. Da sie sahen, daß die herrschende Oligarchie ihnen Hindernisse in den Weg legte, schlossen sie einen Bund mit den Demokraten, erreichten durch deren Unterstützung auch ihren Zweck und halfen dann die Sullanische Staatsordnung stürzen. Ein Gesetz des Pompejus gab den Volkstribunen ihre alte Macht im vollen Umfang zurück, und auf den Antrag eines seiner Freunde wurden die Richterstellen zu zwei Dritteln mit Rittern besetzt. Der einstige Henker der Marianer war mit einem Schlage der populärste Mann Roms, und die Demagogen brannten vor Begierde, sein Eintreten für die Rechte der Plebs zu belohnen. Eine Gelegenheit hierzu bot sich bald.

Als die Römer nach der Zerstörung Karthagos ihre Marine verwahrlosten, schoß das Korsarentum, von je her ein Krebsschaden der alten Welt, mächtig in die Halme. Sein Hauptsitz war das schwer zugängliche Felsgeklüft Ciliciens, wo die Flibustier ein förmliches Gemeinwesen nach dem Muster anderer Staaten gründeten. Ähnliche Organisationen entstanden auf Kreta und Cypern. Die Piraten, die sich an ihren Flaggen erkannten und in Not und Tod treu zusammenhielten, beherrschten mit ihren 1000 wohlbemannten Schnellseglern das ganze Mittelmeer. Sie überfielen nicht nur auf hoher See die Kauffahrteischiffe, sondern drangen in die Häfen ein, plünderten die Küstenstädte, beraubten die Heiligtümer — in dem berühmten Tempel zu Samothrake erbeuteten sie Weihgeschenke und Geräte im Werte von über fünf Millionen Mark — und schleppten die Bewohner blühender Ortschaften auf die Sklavenmärkte. Alle Gestade verödeten, Handel und Verkehr stockten. Bei dem Zerfall des syrischen Reiches und der Schlaffheit des Senats wuchs die Macht der Seeräuber, die vielen Kriege und Parteikämpfe begünstigten das Unwesen und führten ihm fortwährend frische Kräfte zu. Die Piraten erfreuten sich hoher und allerhöchster Protektionen. Im zweiten Jahrhundert warb ein Seleukide um ihre Hilfe und belohnte ihre Dienste, indem er ihnen das westliche Cilicien als selbständiges Gebiet überließ. Später finden wir sie im Bunde mit Mithridates und Sertorius, und römische Statthalter wie Verres lagen mit ihnen unter einer Decke. Der Senat nahm bisweilen einen Anlauf zu ihrer Bekämpfung. 102 wurden die Banditen in Kleinasien gezüchtigt, Pamphylien nebst Cilicien dem Namen nach zu einer Provinz gemacht. Im Todesjahr Sullas schritt Servilius Vatia nachdrücklich gegen sie ein und brach viele ihrer Burgen. Einige Zeit nachher legte man den kretischen Piraten das Handwerk und unterwarf die Insel. Aber es waren lauter halbe Maßregeln. Die Freibeuter traten gleich, nachdem sie einen Denkzettel bekommen hatten, noch verwegener auf. Sie zwangen die griechischen Seestädte zu weitgehenden Handelsverträgen, lieferten als Verbündete des Mithridates den Flotten Sullas förmliche Schlachten, nahmen die vornehmsten Männer, selbst Gesandte und Prätoren gefangen und erpreßten von ihnen hohe Lösegelder,



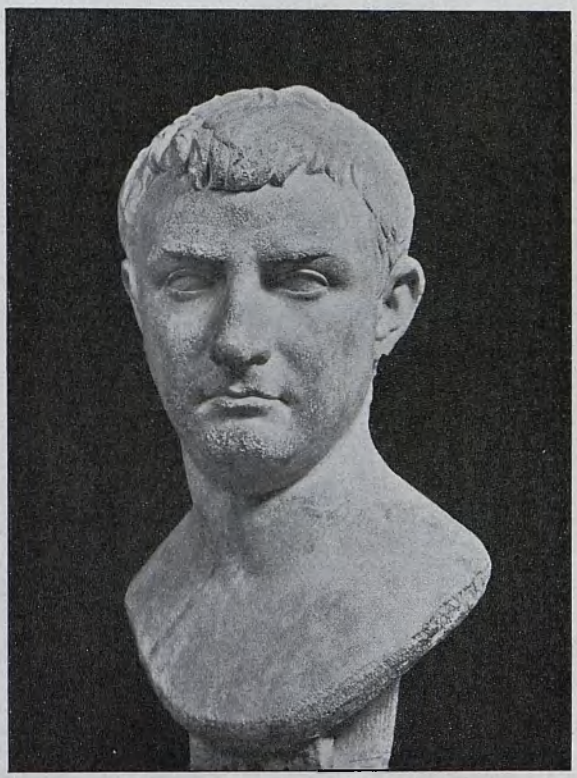
Sklave, der gefesselt arbeitet.
Nach einem geschnittenen Stein.
(Nach Duruy.)

wagten sich an die italischen Küsten heran, suchten die Häfen Kampaniens und Latiums heim und sperrten die Getreidezufuhr, auf welche die Bevölkerung Roms angewiesen war.

Daher forderte der Tribun Gabinius, es solle einem einzigen Feldherrn auf drei Jahre der unumschränkte Oberbefehl über das Mittelmeer und alle Gestade bis zehn Meilen landeinwärts übertragen, 200 Kriegsschiffe, 27 Millionen Mark und so viel Landungstruppen, wie ihm gut dünke, zur Verfügung gestellt werden. Der Senat sträubte sich; doch vergebens. Der Antrag fand die Zustimmung der Komitien. Ja, das Volk ging noch weiter. Es bewilligte 500 Schiffe, 120 000 Fußsoldaten und 5000 Reiter. Gewählt wurde natürlich Pompejus, in dessen Interesse Gabinius gehandelt hatte. Er löste seine Aufgabe meisterhaft. Nachdem er seinen Unterfeldherrn bestimmte Bezirke zugewiesen hatte, begann er selbst an den Säulen des Herkules die Jagd auf die Korsaren, scheuchte sie von einem Schlupfwinkel zum andern und säuberte durch sein planmäßiges Vorgehen in 40 Tagen das westliche, in 49 das östliche Mittelmeerbecken. In Cilicien kam es zu einem entscheidenden Treffen. Die Seeräuber unterlagen und, da sie auf Schonung hoffen konnten, öffneten sie freiwillig ihre Felsenschlösser und ergaben sich, um in den entvölkerten Landschaften des Ostens angesiedelt zu werden. In drei Monaten hatte Pompejus 1300 Schiffe mit 10 000 Piraten vernichtet, 400 Fahrzeuge mit 20 000 Flibustiern genommen. Die Ehre des römischen Namens war gerettet, das Meer befriedet, der Verkehr gesichert, der Handel blühte wieder auf. Der Ruhm des Feldherrn, der Übermenschliches geleistet zu haben schien, strahlte im hellsten Glanze. Einen solchen Mann mußten sich die Demokraten verpflichten. Er stand noch im südlichen Kleinasien, da ward ihm durch das Vertrauen des Volkes ein neuer, gleich schwerer Auftrag.

Der dem pontischen Könige bewilligte Friede war nur eine Waffenruhe. Sulla konnte die Verhältnisse des Orients nicht so ordnen, wie er wollte. Das Vaterland bedurfte seiner. Jahre vergingen, ehe er die Revolution gebändigt hatte, und in Spanien lebte die gestürzte Demokratie wieder auf. Unter solchen Umständen verzichtete der Diktator darauf, sich einen Krieg im Osten aufzuhalsen, und gebot seinem Legaten Licinius Murena, der aus geringfügigem Anlaß den Mithridates bekämpfte, die Feindseligkeiten einzustellen. So hatte der König Zeit, seine Herrschaft zu befestigen und zu erweitern, sein Heer zu rüsten. Zugleich verleibte sein Schwiegersohn Tigranes Syrien seinem Reiche ein, entriß den Parthern und Kappadokern ein Gebiet nach dem andern und erhob Armenien zu einer Großmacht, die, wenn auch nur vorübergehend, die Führung unter den iranischen Völkern übernahm. In der Hoffnung auf seine Hilfe und durch Bündnisse mit den Seeräubern und Sertorius geschützt, besetzte Mithridates das eben durch Erbschaft an die Römer gefallene Bithynien (Winter 75/74). Er berannte gerade das feste Kyzikus, das allein ihm widerstand, als die römischen Truppen anlangten. Das Kommando hatte Licinius Lucullus. Der König mußte unter schweren Verlusten die Belagerung aufheben und, da ihm zu Lande der Rückzug abgeschnitten war, mit den Trümmern seines Heeres zur See das Weite suchen. Lucullus drang in das feindliche Reich ein, vernichtete in der entscheidenden Schlacht bei Kabira die pontischen Streitkräfte und eroberte in mehrjährigem Feldzuge das ganze Land. Mithridates eilte zu seinem Schwiegersohn. Die Römer verlangten die Auslieferung des Flüchtlings. Tigranes beantwortete die Forderung mit Vorbereitungen zu einem Angriff auf die Provinz Asien. Aber bevor er die Rüstungen beendet hatte, standen die Legionen vor Tigranokerta (Tigranesburg), einer durch den Willen des asiatischen Despoten in wenigen Jahren geschaffenen Riesenstadt, zu deren Besiedelung Griechen und Barbaren aus Kappadokien und Cilicien zusammengeschleppt waren, und sprengten im ersten Stoße die zwanzigfach stärkere Truppenmacht der Armenier auseinander. Wenn uns auch die Nachricht, von den Römern seien nur 5, von den Feinden dagegen 100 000 gefallen, wie das Geschwätz eines Märchenerzählers anmutet, so war jedenfalls der Sieg so glänzend, daß Lucullus die völlige Unterwerfung des Tigranes ins Auge fassen konnte. Doch als er nach beschwerlichem Marsch über das rauhe Hochland in die Nähe der alten armenischen Residenz Artaxata (am

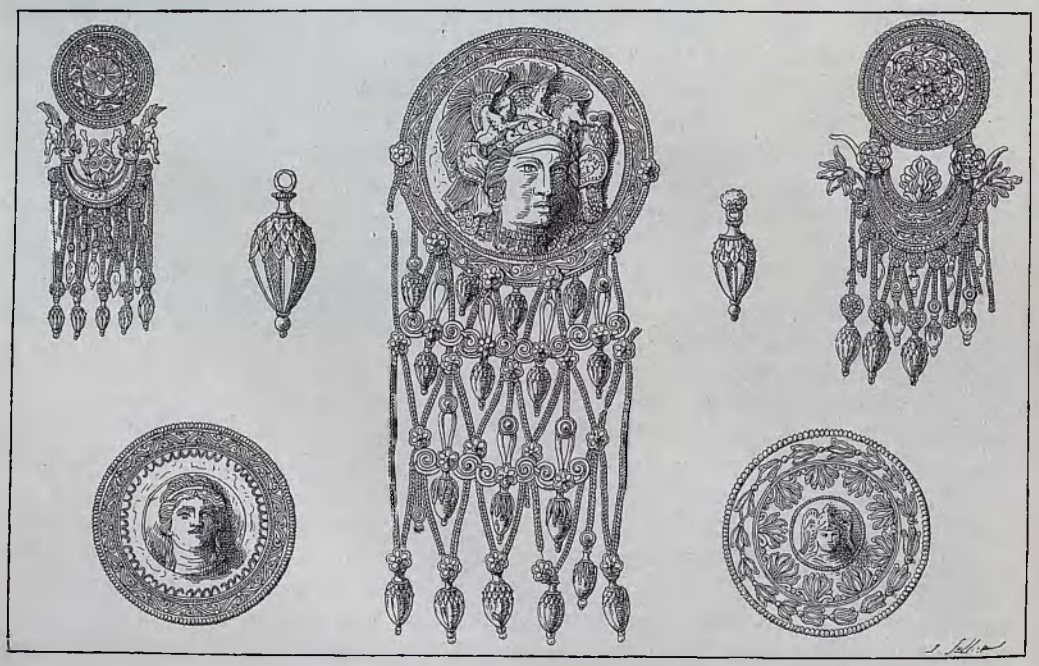
Aras, nach dem Plane Hannibals erbaut) gelangt war, verweigerten ihm die Soldaten den Gehorsam. Die Meuterei ging von den ehemaligen Truppen des Flaccus aus, die sich schon zweimal gegen ihren Befehlshaber aufgelehnt hatten. Der später so berüchtigte Volkstribun Publius Clodius Pulcher, der eigene Schwager des Feldherrn, schürte die Unzufriedenheit. Lucullus mußte die Verfolgung des Feindes aufgeben und in Mesopotamien Winterquartiere beziehen. Obwohl er den Legionen die reiche Beute des erstürmten Nisibis überließ, bestanden die Veteranen, die den Kern seines Heeres ausmachten, um so hartnäckiger auf der Heimkehr, als sie hörten, daß der Senat ihre Entlassung angeordnet habe. In Rom war man überhaupt auf Lucullus schlecht zu sprechen. Seine Gerechtigkeit gegen die Provinzialen, die er gegen die Habsucht der Steuerpächter in Schutz nahm, reizte die Ritter, und die Plebs haßten den stolzen und harten Aristokraten, den seine Grundsätze nicht hinderten, sich im Kriege zu bereichern. Kapitalisten und Proletarier verbanden sich, um ihm das Kommando zu entreißen. Er wurde abberufen und erhielt den Konsul Acilius Glabrio zum Nachfolger (67). Notgedrungen trat er den Rückzug an. Mithridates hatte schon einen Teil seines Reiches wiedergewonnen und jagte jetzt nach einem Siege bei Zela die römischen Besatzungen aus dem Lande. Lucullus vermochte ihn daran nicht zu hindern, da seine Soldaten sich nach seiner Absetzung nichts mehr von ihm befehlen ließen.



Gnäus Pompejus.
Antike Büste im Nationalmuseum zu Neapel. (Alinari phot.)

Das Schlußergebnis seiner ruhmreichen Waffentaten war fast gleich Null. Glabrio, unfähig und wider seinen Willen nach dem Orient geschickt, leistete nichts. Roms Macht und Ansehen standen auf dem Spiele. Nur ein mit außerordentlicher Gewalt ausgestatteter Feldherr, dessen bisherige Erfolge den Sieg verbürgten, konnte nach der Ansicht des Volkes den Verlust der asiatischen Provinzen, der reichsten des Staates, abwenden und den Barbaren wieder Achtung vor dem römischen Namen einflößen. Wer kam da in Frage außer Pompejus? Für diesen forderte denn auch der Volkstribun Manilius den Oberbefehl mit unbegrenzten Vollmachten. Die Plebs nahm den Antrag jubelnd auf, und die Ritterschaft, der man die schonungslose Aussaugung der östlichen Provinzen zugesichert hatte, ließ den Gesetzesvorschlag durch ihren Standesgenossen Marcus Tullius Cicero in wirksamer Rede empfehlen. So erhielt Pompejus trotz des Widerspruches der Väter die Leitung des Krieges. Nicht seine Tüchtigkeit, sondern sein Glück rechtfertigte das in ihn gesetzte Vertrauen. Es kam ihm nämlich ein Zwist in der armenischen Herrscherfamilie zu Hilfe. Gegen Tigranes hatte sich sein gleichnamiger Sohn erhoben und war nach einer Niederlage zu den Parthern geflohen, die er nun zu einem Bündnisse mit den Römern bestimmte. Trigranes wurde schon hierdurch in etwa kalt gestellt, brach aber auch aus freien Stücken alle Beziehungen zu Mithridates ab, da er dessen Einflüsterungen die Empörung des Prinzen zuschrieb,

und setzte schließlich sogar einen Preis auf den Kopf seines Schwiegervaters aus. Seiner mächtigen Verbündeten beraubt und durch die Schläge des Lucullus geschwächt, konnte Mithridates kaum ein Zehntel der Streitkräfte aufbieten, über die er im Kriege mit Sulla verfügte. Pompejus hatte also leichte Arbeit. Er eilte mit einem Heere von 50 000 Mann nach Pontus, holte den jeder Schlacht ausweichenden König an der Grenze Kleinarmenies, da wo er später die „Siegesstadt" gründete, nach vielen Kreuz- und Quermärschen ein und zwang ihn durch einen nächtlichen Überfall zum Kampfe. Mithridates rettete sich nur mit 800 Reitern nach seinem bosporanischen Reiche. Die Römer gaben zunächst die Verfolgung auf, rückten in Armenien ein und nahmen vor den Mauern Artaxatas die freiwillige Unterwerfung des Tigranes entgegen, der seine Eroberungen verlor und 27 Millionen Mark zahlen mußte. Dann setzte Pompejus dem flüchtigen König nach und brach sich unter beständigen Kämpfen mit den Bergstämmen bis an den Fuß des Kaukasus Bahn. Hier stellte er die nutzlose Jagd ein und wandte sich nach Syrien. Während er das in völlige Anarchie geratene Seleukidenreich eroberte, rüstete sich Mithridates, um durch einen verwegenen Zug den Krieg nach Italien hinüberzuspielen. Aber die Bosporaner fielen von ihm ab. Sein Sohn Pharnakes schloß sich den Rebellen an. Man stürmte gegen den Palast. Der König flehte um sein Leben und, als seine Bitten kein Gehör fanden, entleibte er sich selbst. Pharnakes sandte die Leiche an Pompejus, der sie in der Fürstengruft zu Sinope beisetzen ließ, und behielt zum Dank für seinen Verrat das nordpontische Gebiet (63). Der Tod des gefürchteten Gegners enthob die Römer aller Sorge, und ihr vom Schicksal begünstigter Feldherr, welcher die siegreichen Adler bis an den Grenzwall zweier Welten getragen hatte, konnte gleich einem unumschränkten Gebieter dem Orient seine Gesetze schreiben. Er



Schmuckstücke, gefunden in Koul-Oba (Kimmerischer Bosporus).

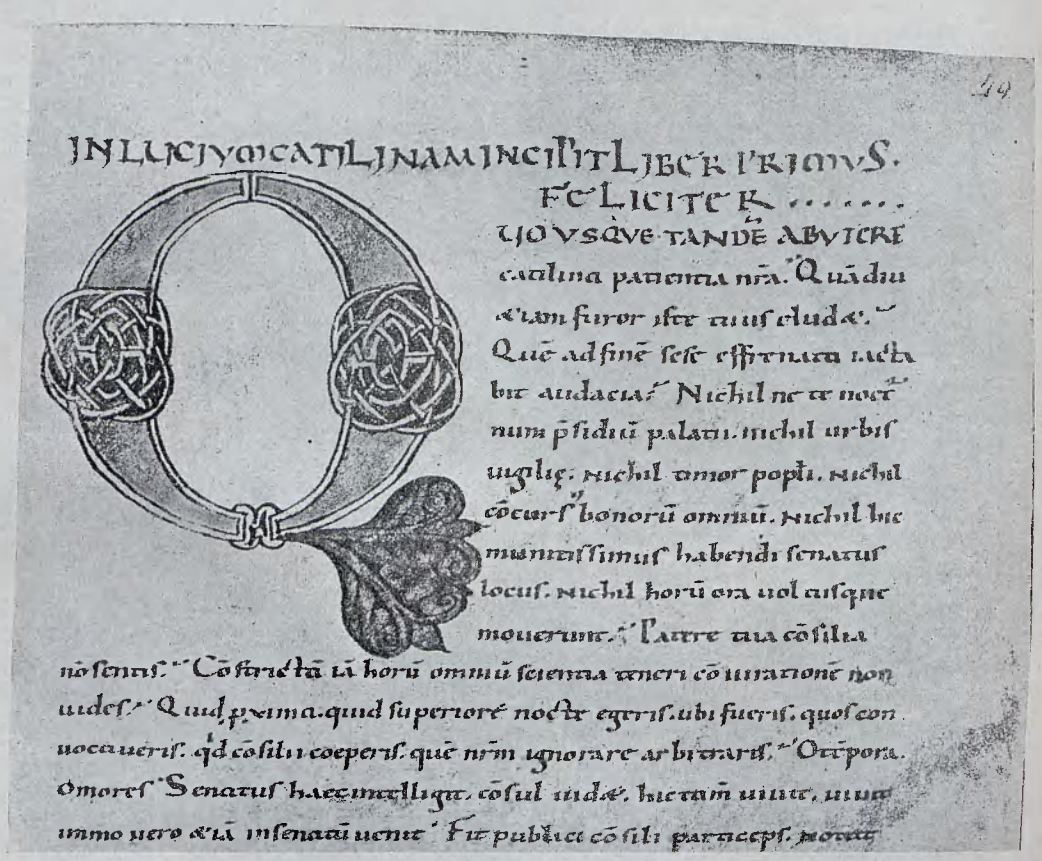
unterstellte Syrien, Kreta, sowie den Süden und den Nordwesten Kleinasiens, diese beiden Gebiete unter den Namen Cilicien und Bithynien, als Provinzen unmittelbar der römischen Verwaltung, ließ Galatien, Kappadokien, Armenien, Kommagene (nördlich von Syrien), mehrere Priesterstaaten, unter diesen namentlich den jüdischen (S. 87), einige Oasen und Gebirgsdistrikte

durch zinspflichtige Lehnsfürsten regieren, schlug den westlichen Teil von Pontus zu Bithynien, verschenkte den östlichen an treubewährte Bundesgenossen und gründete, den Spuren Alexanders des Mazedoniers folgend, an die 40 Städte, die mit ihrer griechisch redenden Bevölkerung und ihrer freien Gemeindeverfassung Stützpunkte der abendländischen Kultur und Herrschaft werden sollten. Ende 62 kehrte er nach Italien zurück und feierte im nächsten Jahre einen Triumph, der durch die Pracht und Fülle der Beutestücke und die Zahl der gefangenen, in Nationaltracht einherziehenden Häuptlinge, Prinzen und Prinzessinnen alle früheren übertraf.

Die Demokraten jauchzten ihm entgegen, ihn als den „Großen" begrüßend. Aber sie besaßen nur noch geringe Bedeutung. Die Schuld lag an ihren Führern. Unter diesen war Gajus Julius Cäsar der begabteste und angesehenste, um das Jahr 100 als Sprößling eines uralten Adelsgeschlechtes geboren, das in Julus, dem mythischen Sohn des Äneas, seinen Ahnherrn verehrte. Als blutjunger Mensch hatte er sich an seinen Oheim Marius angeschlossen und die Tochter Cinnas geehelicht. Gesinnung und Heirat zogen ihm den Haß Sullas zu, und nur auf die Fürsprache einflußreicher Freunde hin entging er der Ächtung. Nach dem Tode des Diktators gewann er rasch die Gunst des Volkes, an dessen Verbindung mit Pompejus und Crassus er stark beteiligt war, und nachdem er zum Zeichen, daß die Herrschaft der Nobilität zu Ende sei, die von Sulla umgestürzte Säule des Cimbernsiegers wieder aufgerichtet hatte, galt er als das Haupt der Demokraten. Aus Furcht, Pompejus werde die ihm übertragene Gewalt zu einem Staatsstreich mißbrauchen, versuchte er sich selbst das Kommando über ein größeres Heer und damit ein Gegengewicht gegen die Macht des gefeierten Feldherrn zu verschaffen. Da ihm dies nicht gelang, näherte er sich, wie man nicht ohne Grund vermutete, einer Verschwörerbande, um mit ihrer Hilfe emporzusteigen, doch nur von weitem und so vorsichtig, daß man ihm nichts nachweisen konnte.

Das Komplott setzte sich aus dem Auswurf der Menschheit zusammen, und alle Stände und Schichten der Bevölkerung stellten bei der tiefen politischen und sittlichen Fäulnis des Staates ihr überreiches Kontingent. Verlotterte Junker und verkrachte Ritter gingen Hand in Hand mit leichtsinnigen Soldaten und schmarotzenden Freigelassenen. Sie hatten ihr und anderer Leute Geld in Liederlichkeit und Schlemmerei verpraßt, sich aber noch nicht genügend ausgelebt und sehnten sich daher nach Mitteln, die es ihnen ermöglichten, weiter im Pfuhl des Lasters zu schwimmen. Die gewöhnlichen Verbrechen, in denen sich der Abschaum der Gesellschaft auswußte, Mord und Diebstahl, brachten zu wenig ein, waren auch nicht frei von Gefahren. So faßten sie den verwegenen Plan, sich der Gewalt zu bemächtigen und die in Rom aufgehäuften Schätze des Erdkreises durch neue Proskriptionen unter sich zu teilen. An ihrer Spitze stand Sergius Catilina, der Abkömmling eines vornehmen Hauses. Als einer der schlimmsten Schergen bei der Verfolgung der Marianer hatte er den Tod der nächsten Verwandten auf dem Gewissen, war der Erpressung und der Blutschande mit einer Vestalin angeklagt und besaß nicht nur wegen der langen Kette seiner Freveltaten, sondern auch wegen seines klangvollen Namens und überlegenen Geistes, seiner Körperkraft und Heuchelei gerechten Anspruch auf die Räuberhauptmannswürde. Schon seit Jahren pfiffen die Spatzen die verruchten Absichten des Geheimbundes von den Dächern. Der Senat stellte sich, als ob er nichts hörte. Die Bürgerschaft aber raffte sich auf und, als sich Catilina, von Cäsar und Crassus unterstützt, für das Jahr 63 um das Konsulat bewarb, wählte sie neben seinem Gesinnungsgenossen Antonius Hybrida den durch Rechtlichkeit empfohlenen Cicero. Die Niederlage versetzte den Umstürzler in leidenschaftliche Wut. Er suchte mit unermüdlichem Eifer neue Anhänger zu gewinnen, ließ in allen Landschaften Italiens die Mißvergnügten aufwiegeln, Waffen bereit halten und aus schiffbrüchigen Elementen durch einen ehemaligen Offizier Sullas in Etrurien ein Heer sammeln. Nach diesen Vorbereitungen trat er wieder als Bewerber um das Konsulat auf. Obwohl Cicero durch die Vertraute eines Catilinariers über die Schritte des Verschwörers genaueste Kenntnis erhielt, wagte er trotzdem nicht, den gefährlichen Menschen zu verhaften und dadurch die Empörung noch vor ihrem Aus-

bruch zu ersticken. Doch bewirkte er durch seine Enthüllungen, daß der Senat ihm diktatorische Gewalt übertrug und daß die Bürgerschaft den Revolutionär bei der Wahl wiederum durchfallen ließ. In seinen Erwartungen getäuscht, berief Catilina seine Spießgesellen zu einer nächtlichen Zusammenkunft und traf die letzten Anordnungen zu einer gewaltsamen Erhebung, wobei er



Anfang von Ciceros 1. Rede gegen Catilina.
Nach der Handschrift C. 29 inf. in der Ambrosianischen Bibliothek zu Mailand. 10. Jahrhundert.
(Nach E. Chatelain Palaeographie des classiques latins.)

besonders darauf drang, den unbequemen Konsul aus dem Wege zu räumen. Cicero, der auch hiervon benachrichtigt wurde, getraute sich noch immer nicht, energisch vorzugehen, sondern tat — offenbar aus Angst — das Verkehrteste, was er tun konnte, indem er durch eine donnernde Rede den Verwegenen aus Rom scheuchte und den in Etrurien stehenden Revolutionstruppen ihren Feldherrn zuschickte. Die Abreise Catilinas rettete nicht einmal die Hauptstadt, wie Cicero wähnte. Denn es blieben noch genug Leiter des Komplotts übrig, die es übernahmen, am Feste der Saturnalien Rom an zwölf Punkten zugleich anzuzünden und die vornehmen Widersacher niederzumetzeln. Der Konsul wußte dies alles; aber ohne unumstößliche Beweise wagte er nicht einzuschreiten. Ein glücklicher Zufall spielte ihm wenige Wochen vor dem verhängnisvollen Termin durch Namensunterschrift und Siegel beglaubigte Briefe in die Hand, wodurch seine letzten Bedenken gehoben wurden. Er befahl sofort, die bloßgestellten Rädelsführer — vier Ritter — zu ergreifen, zwang sie, vor den Vätern ihre Schuld einzugestehen und versammelte zu ihrer Aburteilung zwei Tage später (5. Dezember 63) den Senat. Der zuerst um seine Meinung befragte Ratsherr stimmte im Sinne Ciceros für den Tod der Angeklagten, eine Strafe, welche

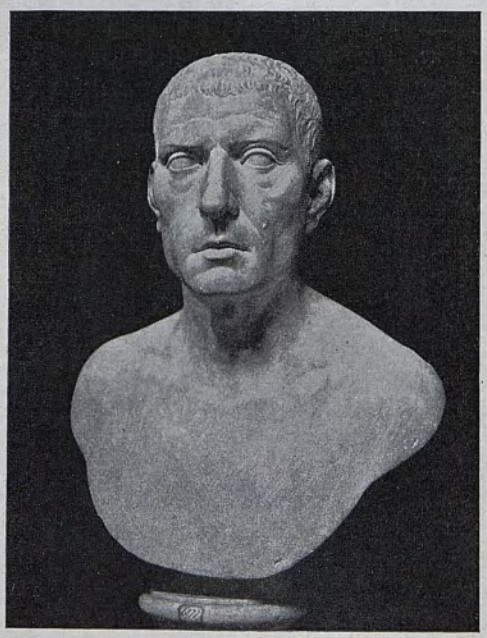
nur durch Volksbeschluß verhängt werden konnte. Deshalb warnte Cäsar, damals Pontifex maximus und erwählter Prätor, vor einer solchen Ungesetzlichkeit. Seine Worte machten tiefen Eindruck. Als aber der zum Volkstribunen für das nächste Jahr ernannte Porcius Cato, ein Urenkel des berühmten Zensors, in feuriger Rede die größte Strenge anempfahl, sprach sich die Mehrheit der Väter für die Hinrichtung der Catilinarier aus. Die Verhafteten wurden noch am nämlichen Tage im Gefängnis erdrosselt. Cicero, welcher dem harrenden Volke die Vollstreckung des Urteils verkündete, erschien als der Retter des Staates, und man gab ihm aus Dankbarkeit für seine Mühewaltung den Beinamen „Vater des Vaterlandes". Die Verschwörung verlor jetzt ihre Zugkraft. Die Haufen, welche bereits die Fahne der Empörung aufgepflanzt hatten, liefen zum größten Teil auseinander. Mit dem Rest wollte sich Catilina nach Gallien durchschlagen. Aber er fand die Apenninenpässe besetzt und sah sich von dem konsularischen Heere des Antonius, den Cicero durch selbstlosen Verzicht auf die reiche Provinz Mazedonien für die Sache der Ordnung gewonnen hatte, bei Pistoria, nördlich vom Arno, angegriffen. Nach verzweifelter Gegenwehr wurde er samt seinen Scharen niedergehauen (März 62).

Der Ausgang der anarchistischen Bewegung schwächte den Einfluß der Demokraten, da sich alle staatserhaltenden Elemente von einer Partei lossagten, deren Führer mit den Catilinariern geliebäugelt hatte, und Cato nahm ihnen durch ein Getreidegesetz vollends den Wind aus den Segeln. Der Senat war wieder Herr der Lage. So standen die Dinge bei der Rückkehr des Pompejus. Da der General gleich nach seiner Landung die Truppen verabschiedete und damit den vollgültigen Beweis verfassungstreuer Gesinnung erbrachte, ward ihm der erbetene Triumph ohne Schwierigkeit bewilligt. Aber die äußere Ehrung genügte ihm nicht. Er verlangte, daß man die Einrichtungen, die er in Asien getroffen hatte, ohne Prüfung in Bausch und Bogen bestätige, seine Soldaten durch Landanweisungen belohne, ihn selbst zum Konsul wähle. Doch da er durch die Entlassung des Heeres seine Trümpfe aus der Hand gegeben hatte und die Demokratie, auf die er sich seit zehn Jahren stützte, an die Wand gedrückt war, konnten ihn die Senatoren ungestraft ihre Macht fühlen lassen. Seine persönlichen Gegner, wie Crassus und Lucullus, und die doktrinären Republikaner, wie Cato, bewirkten, daß man seine Forderungen rundweg abschlug. In seiner Eitelkeit hatte er gewähnt, ein Mann von seinen Verdiensten sei unter allen Umständen der erste im Staat, seine Wünsche fänden ohne weiteres Berücksichtigung. Und nun warf man ihn, der eben noch ein König über Könige war, zum alten Eisen, ja man erdreistete sich, ihn ins Lächerliche zu ziehen, indem man ihm recht fremd klingende Namen asiatischer Duodezfürsten beilegte, die er sich rühmte, gedemütigt zu haben. Unbekannt mit den politischen Ränken und Umtrieben, trat er grollend in das Privatleben zurück. Seine Laufbahn schien jäh und ruhmlos abgeschlossen zu sein, da holte ihn Cäsar wieder aus der Versenkung hervor. Dieser hatte nach Ablauf der Prätur das jenseitige Spanien verwaltet und kam im Sommer 60 nach Rom zurück, sich um das Konsulat zu bewerben. Für einen Volksparteiler, der im Verdacht stand, stiller Teilhaber bei Catilina und Konsorten gewesen zu sein, waren die Aussichten die denkbar schlechtesten. Cäsar wußte dies nur zu wohl. Deshalb schaute er nach Bundesgenossen um, und es gelang ihm, sich mit zwei Männern ins Einvernehmen zu setzen, die gleichfalls allen Grund hatten, die Nobilität zu bekämpfen: Pompejus und Crassus. Der eine konnte selbst als gefallene Größe durch das Gewicht seines Namens und die beträchtliche Zahl seiner Veteranen noch schätzenswerte Hilfe leisten. Der andere war wegen seines Riesenvermögens unentbehrlich. Er beherrschte mit seinen 40 Millionen den Geldmarkt und hatte infolgedessen die Ritterschaft hinter sich. Seine Finanzkünste verfeindeten ihn mit dem Senat, welcher die wiedergewonnene Macht unter anderem dazu benutzte, den Wucherern scharf auf die



Goldmünze des Sextus Pompejus mit seinem Bilde auf der Vorder- und dem seines Vaters, des großen Pompejus, und seines Bruders auf der Rückseite. (Berlin, Königl. Münzkabinett.) Nach Gipsabguß.

Finger zu sehen. Natürlich stellten sich Pompejus und Crassus, die erst miteinander versöhnt werden mußten, nicht aus bloßer Gefälligkeit Cäsar zur Verfügung. Sie suchten ebenso ihren Vorteil wie jener. Denn das Ganze war eine Art Handelsgesellschaft, in welche jeder sein Kapital, Cäsar sein Genie, Pompejus seinen Kriegsruhm, Crassus seinen Reichtum, hineinsteckte in der Hoffnung, das Kompagniegeschäft werde ihm mehr einbringen, als wenn er für eigene Rechnung arbeite. Wir nennen die zu gegenseitigem Beistand abgeschlossene Vereinigung das erste Triumvirat (Dreimännerbund), dessen anfangs geheim gehaltene, auf fünf Jahre geltende Abmachungen rein privaten Charakter hatten. Der nächste Erfolg war, daß Cäsar für das Jahr 59 Konsul wurde. Kurz nach seinem Amtsantritt legte er dem Senat den Entwurf eines Ackergesetzes vor, welches die Aufteilung des italischen, namentlich des kampanischen Gemeindelandes an arme, kinderreiche Familien mit besonderer Berücksichtigung der Veteranen des Pompejus bezweckte. Sein Kollege Calpurnius Bibulus und der starrköpfige Cato, die Führer der Optimaten, griffen unter dem Beifall der aristokratischen Mehrheit den Vorschlag aufs heftigste an. Als Cäsar daraufhin seinen Antrag vor die Gemeinde brachte, setzten sie ihren maßlosen Widerstand in der Volksversammlung fort. Auf dem Markt kam es zu Schlägereien. Cato und Bibulus wurden gewaltsam entfernt, auch jeder andere Einspruch verfassungswidrig zurückgewiesen, worauf das Gesetz durchging. Bald nachher entschieden sich die Komitien wiederum gegen den Senat, indem sie unbekümmert um dessen ablehnende Haltung den Steuerpächtern in Asien ein Drittel der Pachtsumme erließen. Die Aristokratie erkannte, daß sie den Triumvirn gegenüber zur Ohnmacht verdammt sei, und mit Recht nannte Cato den Bund der drei Männer den Anfang vom Ende der republikanischen Freiheit. Weitere Opposition hätte dem Senat nur neue Niederlagen eingetragen. Daher kamen die extremsten Optimaten kaum noch in die Kurie, gar nicht mehr in die Volksversammlungen, und ließ Bibulus seinen Amtsgenossen nach Belieben schalten und walten. Die meisten Senatoren, welche an den Ratssitzungen teilnahmen, kurz vorher wegen ihrer Festigkeit und Selbstachtung mit den Mitgliedern des Areopags verglichen, sagten zu allen Vorschlägen der Triumvirn ja; nur Cato und Cicero hatten den Mut eigener Überzeugung. So fanden denn nunmehr des Pompejus asiatische Anordnungen, an denen man so lange gemäkelt hatte, im Handumdrehen rückhaltlose Anerkennung. Die Väter nahmen sogar offenbare Eingriffe in ihre Rechte stillschweigend hin. Als Cäsar sich gegen Ende seines Konsulats vom Volk die fünfjährige Verwaltung Oberitaliens und Illyriens übertragen ließ, wagten sie es nicht, sich diesen allem Herkommen Hohn sprechenden Beschluß zu verbitten, obwohl sie zu Beginn des Jahres dem ehrgeizigen Mann die Oberaufsicht über die Straßen und Waldungen zugedacht hatten, um ihm auf diese Weise den Weg zur Macht zu verlegen. Damit sie aber den Schein wahrten, als gehöre die Ernennung der Statthalter zu ihren Befugnissen, fügten sie ihm noch obendrein Gallien hinzu.



Cicero.
Antike Büste im Nationalmuseum, Neapel. (Alinari phot.)

Bevor Cäsar in seine Provinzen reiste, gab er dem Pompejus, welcher zur Überwachung des politischen Lebens in der Hauptstadt zurückblieb, seine Tochter Julia zur Frau und fesselte

ihn dadurch enger an sein Interesse. Dann einigte er sich mit seinen Verbündeten, die beiden Senatoren, welche in seiner Abwesenheit gefährlich werden konnten, aus Rom zu entfernen. Gegen Cicero bediente er sich des wüsten Klopffechters Clodius Pulcher. Dieser hatte sich nach seiner Rückkehr aus dem Mithridatischen Kriege an dem nur den Frauen zugänglichen Feste der „guten Göttin" verkleidet in die Versammlung der Matronen gemischt und war wegen des Religionsfrevels von Cicero belangt worden. Wenngleich freigesprochen, hegte er gegen den Kläger unauslöschlichen Haß. Um sich an dem Gegner, der ihn bei jeder Gelegenheit durch beißenden Spott reizte, besser rächen zu können, ließ er sich von einem jungen Plebejer an Kindes Statt annehmen und bewarb sich um das Tribunat. Durch die Gunst der Dreimänner gewählt, beantragte er, es solle der Acht anheimfallen, wer einen römischen Bürger ohne die Entscheidung des zuständigen Gerichts getötet habe. Obwohl er keinen Namen nannte, unterlag es keinem Zweifel, daß er Cicero treffen wollte, dessen Verfahren gegen die verhafteten Catilinarier er als Mord auslegte. Rat und Ritterschaft bemühten sich um Zurückziehung des Antrages. Der Bedrohte selbst flehte kniefällig das Mitleid des Pompejus an. Alles umsonst. Der Vater des Vaterlandes mußte in die Verbannung gehen. Als er bei dem Quästor Mazedoniens gastliche Aufnahme gefunden hatte, wurde auf Betreiben des Clodius sein Vermögen mit Beschlag belegt, sein Haus niedergebrannt. Die harte Strafe brach ihm das Rückgrat, und auf sein Winseln und Jammern hin hatten die Machthaber nichts dagegen einzuwenden, daß seine Freunde schon nach wenigen Monaten durch ein Gesetz seine Heimkehr erwirkten. Fortan zeigte er sich gewitzigt, und statt die Politik der Dreimänner herunterzureißen, beschäftigte er sich mit der Abfassung rhetorischer und philosophischer Schriften. Cato ward auf etwas ehrenvollere Weise für einige Zeit beseitigt. Man sandte ihn nach Cypern, damit er die Insel, welche von einem Bruder des ägyptischen Königs regiert wurde, für die Römer in Besitz nehme. Die Vergewaltigung des kleinen Staates suchte man durch die unerwiesene Behauptung zu rechtfertigen, daß die Bewohner das Freibeuterunwesen förderten; auch sei das Eiland von seinem früheren Fürsten den Römern vermacht worden. Als der König Cyperns hörte, was ihm bevorstand, nahm er Gift. Cato vereinigte die Insel mit der Provinz Cilicien und brachte den reichen Kronschatz des unglücklichen Herrschers nach Rom.

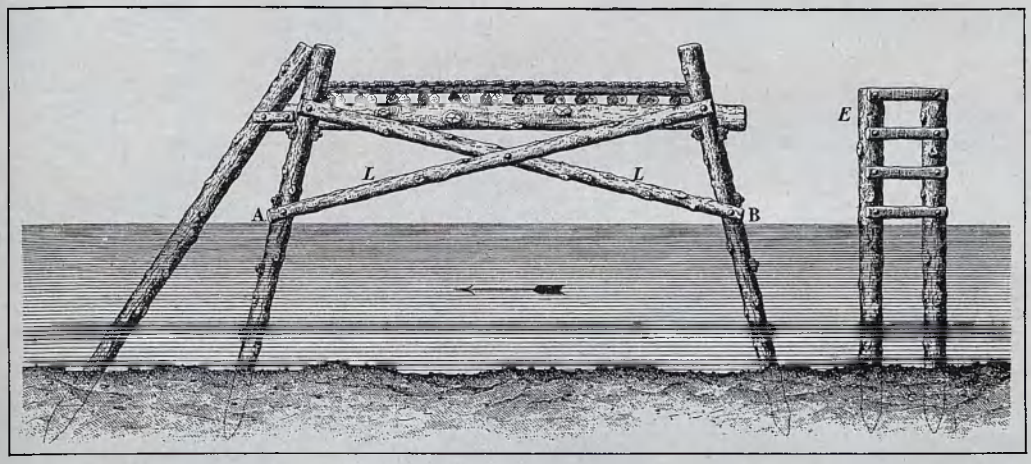


Keltische Silbermünze mit dem Häuptlingsnamen Dubnoreix. (Berlin, Kgl. Münzkabinett.) Nach Gipsabguß.

Sobald Cäsar die Häupter der Optimaten entfernt hatte, glaubte er unbesorgt nach Gallien gehen zu können. Der Südosten des Landes, die Narbonensische Provinz, deren Statthalter er war, gehörte schon seit 60 Jahren zum Reiche, und mit manchem Stamm jenseits der Grenze unterhielten die Römer freundschaftliche Beziehungen. Mehrere Umstände erleichterten die Unterwerfung der noch unabhängigen Gaue. Die einst so gefürchteten Kelten, deren Heerfahrten Spanien, Italien, Hellas und Kleinasien heimgesucht hatten, waren in zahllose Völkerschaften zersplittert. Das nationale Bewußtsein schien völlig erstorben. Was die Gallier zusammenhielt, war außer der Sprache die Religion mit ihrem krassen Aberglauben und blutigen, bei den verschiedensten Anlässen Menschenopfer erheischenden Kultus. Die Priester, die hierarchisch abgestuften Druiden, welche sich jährlich unter ihrem gewählten Oberhaupt in der Gegend von Chartres zu gemeinsamen Beratungen versammelten, genossen als Träger aller höheren Bildung das größte Ansehen. Sie waren Opferer und Wahrsager, Lehrer und Dichter, Richter und Anwälte, Ärzte und Astronomen. Ihre Weisheit vererbten sie nur mündlich, weshalb die lernbegierige Jugend an die zwanzig Jahre ihre Schulen besuchte. Sie teilten ihre Macht mit dem Adel, welcher das Königtum verdrängt und die Masse der Bevölkerung zu Leibeigenen herabgedrückt hatte. Die Fürsten befehdeten einander, und in jedem Staate gab es zwei Parteien, so daß ein Eroberer, der sich zum Beschützer der Schwächeren aufwarf, gewonnenes Spiel hatte. Auch die Stämme lebten unter sich in Feindschaft, da immer einer die Vorherrschaft an sich zu reißen suchte. Früher besaßen die Arverner (in der Auvergne) die Hegemonie. Neuerdings stritten die Sequaner

(zwischen dem Jura und der Saône) und die Äduer (zwischen Saône und Loire) um den Vorrang. Als die Äduer mit Unterstützung der Römer die Obmacht zu erringen schienen, riefen die Sequaner die Deutschen zu Hilfe. Der Suebenherzog Ariovist überschritt mit 15 000 Mann den Rhein, verschaffte seinen Verbündeten Sieg und Oberhoheit über ihre Feinde, zwang sie aber dann, ihm ein Drittel ihres Landes zur Ansiedlung seiner Krieger abzutreten und ließ fortwährend neue Scharen seiner Stammesgenossen nachkommen. Zur selben Zeit sah sich eine zweite keltische Völkerschaft, die in der heutigen Schweiz wohnenden Helvetier, von den Germanen bedrängt, und da sie fürchtete, sich ihres Angriffs auf die Dauer nicht erwehren zu können, beschloß sie, auszuwandern und sich im südwestlichen Gallien neue Wohnsitze zu erkämpfen.

Eben war Cäsar in seiner Provinz angelangt, als Abgesandte der Helvetier um die Erlaubnis nachsuchten, durch das römische Gebiet ziehen zu dürfen. Er erbat sich zunächst Bedenkzeit, benutzte aber die Tage bis zur Rückkehr der Boten, die Grenze in Verteidigungszustand zu versetzen, sein Heer — fünf Legionen — zusammenzuziehen und durch Aushebung zu verstärken. Hinreichend gerüstet, verweigerte er den Helvetiern den Durchmarsch, so daß diese nach einem vergeblichen Sturm auf die römische Stellung sich genötigt sahen, den Weg über den Jura einzuschlagen. Cäsar, welcher das von dem tapferen Völkchen verlassene Land nicht den Germanen preisgeben wollte, rückte ihnen nach, holte die Nachhut am linken Saôneufer ein und vernichtete sie. Darauf ging er über den Fluß und lieferte der feindlichen Hauptmacht bei Bibrakte (Autun) die Entscheidungsschlacht. Nach einem mörderischen Kampf warf er die Helvetier zurück und eroberte in der Nacht ihr Lager. Einige Tage nachher ergaben sie sich und zogen auf seinen Befehl wieder in die alte Heimat. Äduer und Sequaner wünschten dem Sieger Glück und baten ihn um Beistand gegen Ariovist. Die Deutschen besaßen schon das linke Ufer des Mittelrheins und drohten in kurzem das ganze Gebiet östlich der Saône an sich zu reißen. Wenn es nicht gelang, ihrem Vordringen Halt zu gebieten, so lag die Befürchtung nahe, daß auch die übrigen Teile Galliens ihre Beute würden. Der Senat schien das Bedenkliche der Lage gar nicht einzusehen. Hatte er doch eben seine keltischen Schützlinge, die Äduer, welche die „Brüder" der Römer genannt wurden, im Stich gelassen und den germanischen Heerkönig durch den Titel „Freund und Bundesgenosse" geehrt. Cäsar war der erste, welcher die Gefahr einer Überflutung Galliens durch die Deutschen erkannte und es wagte, ihr entgegenzutreten. Er versuchte zunächst durch Verhandlungen mit Ariovist, seine Verbündeten von dem Druck der germanischen Herrschaft zu befreien und der weiteren Einwanderung zu wehren. Aber der Suebenfürst ließ sich im Vertrauen auf sein Recht und sein Schwert auf nichts ein, lehnte selbst jede Zusammenkunft mit dem römischen Feldherrn ab. Cäsar entnahm aus dem trotzigen Auftreten sowie aus der Nachricht, daß die Germanen bedeutende Verstärkungen erwarteten, die Notwendigkeit entschlossenen Handelns. Er brach in Eilmärschen nach Norden auf, besetzte Vesontio (Besançon), erfüllte seine Truppen, welche der Ruf der germanischen Tapferkeit in Angst und Schrecken versetzte, mit frischem Mut, marschierte dem vom Rhein heranrückenden Ariovist entgegen und als die Unterredung, zu der nunmehr der König einlud, ergebnislos verlief, zwang er ihn im südlichen Elsaß zur Schlacht. Die meisten Deutschen fielen im Kampf oder kamen auf der Flucht um. Mit dem Rest rettete sich Ariovist über den Rhein, der jetzt die Grenze des römischen Reiches wurde. Die Hut des Stromes übertrug Cäsar den bereits auf der Westseite ansässigen Germanenstämmen. Die Ereignisse des Jahres 58 entschieden das Schicksal Galliens, wenn es auch noch viele Schwierigkeiten zu überwinden galt, bevor die römische Herrschaft feste Wurzeln geschlagen hatte. 57 erlagen trotz eines Aufgebots von mehr als 300 000 Mann die Belger der Kriegskunst Cäsars, und die Nervier, ihre mächtigste Völkerschaft, verbluteten in dem furchtbaren Treffen an der Sabis (Sambre), wo ihre wilde Zähigkeit vergeblich mit der Schulung der Legionen rang. Um nicht mitten auf seiner Siegesbahn abberufen zu werden, verabredete Cäsar zu Luca (im nördlichen Etrurien), als er seinen Bund mit Pompejus und Crassus um fünf Jahre verlängerte, daß er selbst für diesen Zeitraum seine



Cäsars Rheinbrücke (Durchschnitt). Nach „Histoire de Jules César".

Provinzen behalte (56). Nach Gallien zurückgekehrt, unterjochte er in einem langwierigen Seekrieg die Veneter sowie die übrigen Küstenvölker in den heutigen Landschaften Bretagne und Normandie, indes seine Legaten Aquitanien (zwischen den Pyrenäen und der Garonne) bezwangen. Die Eroberung Galliens war damit im wesentlichen vollendet. Im folgenden Winter hatte er wiederum mit den Deutschen zu kämpfen. Von den Sueben bedrängt, setzten die Usipeter und Tenkterer, einschließlich der Frauen und Kinder 400 000 Menschen, über den Niederrhein. Sie erklärten sich bereit, die römische Oberhoheit anzuerkennen, wenn man ihnen gestatte, sich auf dem linken Stromufer niederzulassen. Während der Verhandlungen, welche sie dieserhalb mit Cäsar pflogen, wurden ihre Führer wider alles Recht festgenommen, worauf die Legionen die nichtsahnende Masse des Volkes niedermetzelten. Damit den Germanen zum Bewußtsein komme, daß Gallien römisches Gebiet sei, in welches sie nicht ungestraft einfallen dürften, führte der Oberfeldherr gleich nach der Vernichtung der Usipeter und Tenkterer seine Truppen unterhalb Coblenz über den Rhein und zeigte den Deutschen in ihrem eigenen Lande die Macht der römischen Waffen. In demselben Jahre ging er nach Britannien und züchtigte die keltischen Bewohner für die Unterstützung, die sie ihren Stammesgenossen in der alten Heimat so oft geliehen hatten. Er wiederholte den Zug gegen die Briten im Sommer 54, den gegen die Deutschen 53 und, wenn er auch bei diesen Unternehmungen wenig ausrichtete, so erreichte er doch so viel, daß die römische Herrschaft nicht mehr durch Angriffe auswärtiger Feinde erschüttert wurde. Aber die Härte, mit welcher er jede Unbotmäßigkeit der Unterworfenen ahndete, und das Geschmeiß der Wucherer und Steuerpächter, das sich nach den Siegen der Legionen bei ihnen einnistete, erregten mehrere Aufstände. Der schlimmste brach im Lande der Carnuten (um Chartres) aus, die durch die Hinrichtung eines ihrer Edlen erbittert, sämtliche in Cenabum (Orleans) weilenden Römer über die Klinge springen ließen. Die Bewegung pflanzte sich im stillen auch zu anderen Stämmen fort, da die Gemeinsamkeit der Leiden das erstorbene Nationalgefühl wieder erweckte. Als die Arverner von ihr ergriffen wurden, schlug das Feuer zu lichterloher Flamme empor. Bald stand fast das ganze Land unter Waffen. Selbst die ergebensten Bundesgenossen der Römer wankten in ihrer Treue zu Cäsar. Der ritterliche Arverner Vercingetorix erhielt die Leitung des Freiheitskampfes. Ebenso umsichtig wie entschlossen setzte er es durch, daß die Gallier mit eigener Hand ihre Felder verwüsteten, ihre

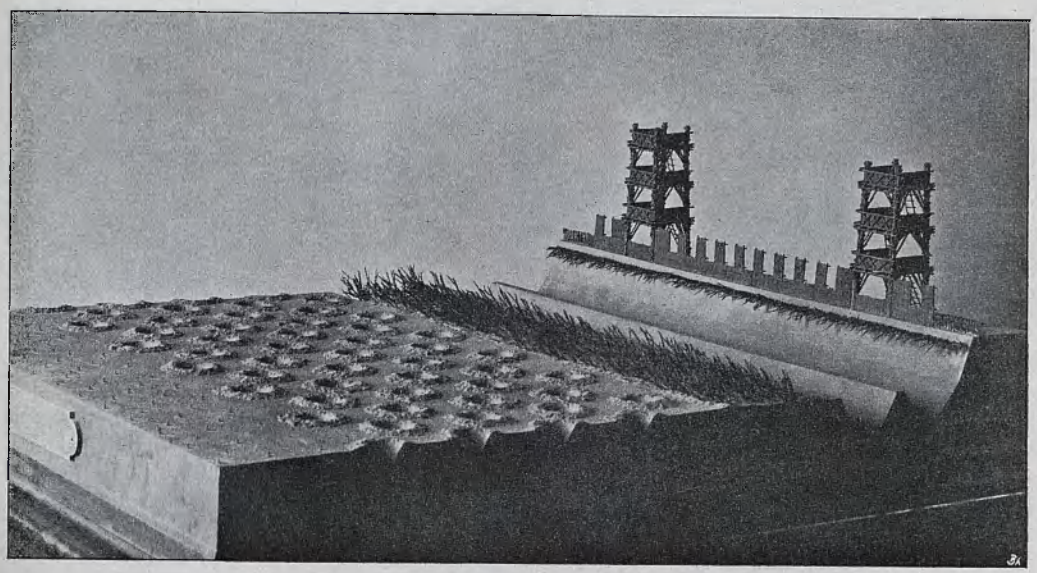


Blaßgoldmünze der Britannier mit dem Häuptlingsnamen Dubnovellaunus.
(Berlin, Königl. Münzkabinett.)
Nach Gipsabguß.

Dörfer und Städte einäscherten, damit der Gegner keine Lebensmittel, keine Stützpunkte finde. Mit seiner überlegenen Reiterei umschwärmte er die feindlichen Truppen, unterbrach ihre Verbindung und schnitt ihnen die Zufuhr ab. Das Fußvolk, das den Legionen bei weitem nicht gewachsen war, gewöhnte er inzwischen an das Lagersystem und die Gefechtsweise der Römer. Auf die Nachricht, daß der keltische Held in das Gebiet der Äduer eingerückt sei, um diese angesehene Völkerschaft zum Anschluß an die nationale Sache zu nötigen, während seine Sendboten die südlichen Gaue bis in die Narbonensische Provinz hinein aufwiegelten, eilte Cäsar mitten im Winter aus Oberitalien herbei, bahnte sich über die schneebedeckten Cevennen einen Weg zu seinem an der Seine stehenden Heere und eroberte unter schweren Kämpfen Avaricum (Bourges). Dann schickte er den Legaten Titus Labienus, seinen bewährtesten Unterfeldherrn, mit vier Legionen gegen die Parisier und deren Nachbarn und marschierte selbst mit sechs Legionen gegen die arvernische Hauptstadt Gergovia (bei Clermont). Aber zu schwach, den starken Waffenplatz zu belagern oder gar zu erstürmen, zumal Vercingetorix, der vor den Mauern eine feste Stellung eingenommen hatte, seine Operationen erfolgreich störte, mußte er unverrichteter Sache abziehen. Ein Überrumpelungsversuch, den er im letzten Augenblick machte, kostete ihm 700 bis 800 Mann. Es war die einzige Niederlage, die er persönlich im gallischen Kriege erlitt, zugleich für die noch unschlüssigen Völkerschaften das Signal, zu den Arvernern überzugehen. Nachdem er sich jedoch mit dem ebenfalls in Bedrängnis geratenen Labienus vereinigt und aus geworbenen Germanen eine treffliche Reiterei geschaffen hatte, war der gallische Freiheitstraum nur zu schnell verflogen. Im offenen Felde besiegt, warf sich Vercingetorix mit annähernd 100 000 Streitern in die Festung Alesia (Alise Ste. Reine im Côte d'or). Die Stadt ward belagert, ein Entsatzheer von über einer Viertel Million Mann zurückgeschlagen. Für Alesia gab es keine Hoffnung mehr. Um das drohende Strafgericht von der Masse des Volkes abzuwenden, ließ sich Vercingetorix an die Römer ausliefern (52). Cäsar hatte kein Verständnis für den Edelmut des keltischen Patrioten. Er hielt den Häuptling fünf Jahre in Haft, um ihn dann im Triumphe durch die Straßen Roms zu führen und ihn am Fuße des Kapitols dem Henker zu übergeben. Die Gefangennahme des großen Führers und der Fall Alesias raubten der Mehrheit des Volkes Mut und Zuversicht. Einige Stämme setzten zwar den Kampf für die Unabhängigkeit des Vaterlandes noch eine Zeitlang fort. Doch ein neuer Sieg der Legionen an der unteren Loire und die Eroberung der Bergfeste Uxellodunum am Lot brachen den letzten Widerstand. Die Milde, welche Cäsar nach seinem endgültigen Siege walten ließ, trug viel zur Beruhigung bei, und da Religion und Gauverfassung unangetastet blieben, versöhnten sich die Gallier allmählich mit ihrem Schicksal. Von der Narbonensischen Provinz aus schritt die Latinisierung unaufhaltsam weiter. Künste und Wissenschaften fanden hier eine neue Heimstätte und die römische Literatur trieb auf keltischem Boden noch schöne Blüten, als das römische Reich schon in Trümmer gesunken war. So wurde Gallien das wichtigste Bindeglied zwischen der klassisch-heidnischen und der christlich-germanischen Kultur. Cäsar aber, welcher die Brücke zwischen Altertum und Mittelalter schlagen half, legte in Gallien den Grund zu seiner späteren Machtstellung. Als er im Jahre 50 seine Truppen musterte, wußte er, daß er sich auf die Legionen wie auf die Hilfsvölker verlassen, daß er an ihrer Spitze getrost den Kampf um die Alleinherrschaft wagen durfte.

Es war für den Staat eine Wohltat, daß Cäsar die Notwendigkeit der Monarchie erkannte und demgemäß handelte. Denn in Rom begannen allgemach anarchische Zustände einzureißen. Von einer Regierung konnte keine Rede mehr sein; jedenfalls zeigte sie sich völlig machtlos. Es waren nicht nur Leben und Eigentum bedroht — die republikanische Sicherheitspolizei leistete nie etwas — sondern die Oberraufbolde, welche im Solde der Parteien standen, lieferten sich förmliche Schlachten, vereitelten die Gerichtsverhandlungen, sprengten die Komitien und klagten sich dann gegenseitig der Gewalttätigkeit an. Am schlimmsten trieb es Clodius. Er inszenierte geradezu eine Schreckensherrschaft. „Seine Befehle waren Roms Gesetze." Er griff mit dem bewaffneten Janhagel einen der regierenden Konsuln auf offener Straße an, mißhandelte

ihn und jagte ihn davon, nachdem er den Liktoren die Rutenbündel entrissen und zerbrochen hatte. Im Gefecht gegen einen Prätor tötete er einen Freund des Pompejus. Der Triumvir selbst ward von Pöbelhaufen in seinem eigenen Hause belagert, und getraute sich aus Angst vor dem Gesindel längere Zeit nicht vor die Türe gehen. Es fehlte ihm an Entschlossenheit, dem Wirrwarr zu steuern. Ja, indem er zwischen den Demokraten und Optimaten hin- und herpendelte, vergrößerte er noch das Durcheinander. Die Frechheiten des Clodius trieben ihn schon im Jahre 58 nach rechts hin, und mit Freuden willigte er in die Rückberufung Ciceros. Dadurch stieg der Einfluß der Nobiles, und als sich der Tribun Annius Milo, ein würdiges Gegenstück zu Clodius, in ihren Dienst stellte, Cato, nach wie vor derselbe unentwegte Republikaner, von seiner asiatischen Mission heimkehrte, fühlten sie sich so stark, daß sie gegen die Triumvirn Front machten. Jetzt näherte sich Pompejus wieder Cäsar. Der Dreibund ward



Cäsars Befestigungen vor Alesia.
Modell, ausgeführt für Napoleon III., jetzt im Musée des antiquités nationales, zu St. Germain en Laye.

56 zu Luca erneuert und bei dieser Gelegenheit vereinbart, daß Cäsar sein Kommando behalten, die beiden Verbündeten für das Jahr 55 das Konsulat und nachher reiche Provinzen bekommen sollten. Die Triumvirn wußten ihre Abmachungen trotz der Opposition der Vornehmen durchzusetzen. Pompejus und Crassus wurden wiedergewählt, nachdem man die Mitbewerber zum Rücktritt gezwungen oder vom Wahlplatz vertrieben hatte, und ein Volksbeschluß verlieh dem einen Spanien, dem andern Syrien. Während Pompejus die Verwaltung seiner Provinz Legaten übertrug, ging Crassus noch vor Ablauf seines Konsulates nach Asien. Ihn dürstete nach Geld und Ruhm. Schätze fand er in den syrischen Heiligtümern; auch der Jahwetempel in Jerusalem lernte seine Habsucht kennen. Lorbeeren hoffte er im Kampfe gegen die Parther zu pflücken, welche nach dem letzten Mithridatischen Kriege die Grenzen ihres Reiches bis an den Euphrat vorgeschoben hatten. Er fiel mit sieben Legionen in Mesopotamien ein, aber statt durch wohlangebaute Landschaften flußabwärts zu ziehen, marschierte er, von einem verräterischen Araberscheich betört, quer durch die Wüste nach Osten. Bei Carrhä sah er sich plötzlich gewaltigen Kavalleriemassen gegenüber, welche der Kronfeldherr (Surenas) des parthischen Herrschers befehligte, indes der König selbst gegen das mit Rom verbündete Armenien gerückt war. Der Feind eröffnete unter Paukenschall die Schlacht. Bald sprengten die berittenen Bogenschützen bis auf Schuß-

weite heran und entsandten ihre todbringenden Pfeile in die dichten Kolonnen des Crassus, bald stürmten die Panzerreiter mit eingelegten Lanzen gegen das schwergerüstete, mühsam durch den tiefen Sand watende Fußvolk, um im nächsten Augenblick zu verschwinden. Nachdem des Prokonsuls mutiger Sohn, welcher durch einen kühnen Vorstoß den Truppen Luft machen wollte, mit 6000 Mann gefallen war, rettete sich die Hauptmacht in der Nacht nach Carrhä. Da sie sich hier nicht sicher glaubte, verließ sie die Stadt, um nach Armenien zu gelangen, ward von dem Heer des Surenas eingeholt, treulos ihrer Führer beraubt und Crassus selbst ermordet, worauf die Menge der Soldaten dem Angriff der Parther oder den Beschwerden des Klimas und des Marsches erlag. Kaum ein Viertel der Mannschaft kehrte nach Syrien zurück (53).



Silbertetradrachmon des Königs Orodes I., des Gegners des Crassus. (Berlin, Königl Münzkabinett.) Nach Gipsabguß.

Innere Unruhen hinderten den Feind, seinen Sieg auszunutzen. Aber für das Geschick Roms war die schmähliche Niederlage bei Carrhä nicht ohne Bedeutung. Denn der Untergang des Crassus lockerte die Beziehungen zwischen den überlebenden Machthabern, deren verwandtschaftliche Bande schon im Jahr zuvor der Tod Julias und ihres einzigen Kindes zerrissen hatte. Eine innige Freundschaft konnte unter Männern, die sich nur aus Selbstsucht zu gemeinsamem Wirken vereinigt hatten, überhaupt nicht bestehen. Aber so lange Crassus noch lebte, ließen sich aufkeimende Mißhelligkeiten leichter beseitigen. Jetzt prallten die Gegensätze unvermittelt aufeinander, zumal das gegenseitige Vertrauen fehlte. Unzufrieden mit seiner eigenen Stellung, eifersüchtig auf die glänzenden Erfolge und das wachsende Ansehen Cäsars, wurde Pompejus seinem früheren Schwiegervater immer mehr entfremdet. Er strebte, um nicht in den Schatten gestellt zu werden, nach der Diktatur und suchte den widerstrebenden Senat dadurch gefügig zu machen, daß er die öffentliche Unsicherheit förderte. Als Werkzeug benutzte er den Clodius, mit dem er zu Luca durch Cäsar ausgesöhnt war. Dieser verhinderte lange Zeit hindurch jede Beamtenwahl. Während der sieben ersten Monate des Jahres 53 gab es, abgesehen von den Volkstribunen, gar keine Obrigkeit. Auch das nächste Jahr fing ohne Konsuln an. Milo, der Kandidat der Optimaten, welcher in einem Gefecht auf der Appischen Straße seinen Gegner Clodius erschlug, mußte trotz der warmen Verteidigungsrede Ciceros in die Verbannung gehen. Die Mordtat rief unter den niedrigen Klassen solche Aufregung hervor, daß der Senat notgedrungen dem Pompejus zur Herstellung der Ordnung das Konsulat ohne Kollegen übertrug. Es war dies nur ein anderer Name für die Diktatur. Pompejus besaß endlich, was er so sehnlichst wünschte. Jetzt lag ihm nur daran, der erste im Staate zu bleiben und Cäsar seiner Macht zu entkleiden. Der aber ließ sich nicht bei Seite schieben. Er hatte in seiner Statthalterschaft mancherlei Anordnungen getroffen, viele Versprechungen gegeben, die er nur als leitender Staatsmann durchsetzen konnte. Deshalb bewarb er sich für das Jahr 48 um das Konsulat. Da aber sein Oberbefehl bereits Anfang 49 ablief, wünschte er bis zu seinem Amtsantritt wenigstens einen Teil seiner Provinzen zu behalten. Der Senat wies seine Forderungen schroff zurück. Daraufhin beantragte der Volkstribun Gajus Curio, den Cäsar durch Bezahlen seiner Schulden für sich gewonnen hatte, beide Männer, Cäsar wie Pompejus, sollten ihre Heere und Provinzen abgeben. Die Väter faßten mit erdrückender Mehrheit einen diesbezüglichen Beschluß. Cäsar erklärte sich sofort bereit, dem Willen des Senates zu gehorchen, wenn auch Pompejus sich füge. Er hatte die Sache geschickt eingefädelt. Es kam ihm darauf an, daß sein Nebenbuhler als der Störenfried erscheine und die ersten gesetzwidrigen Schritte tue. Der Plan war fein angelegt, und Pompejus ging in die ihm gestellte Falle. Er weigerte sich, seinen Oberbefehl niederzulegen, hob vielmehr ohne jede Ermächtigung seitens der Väter Truppen aus,

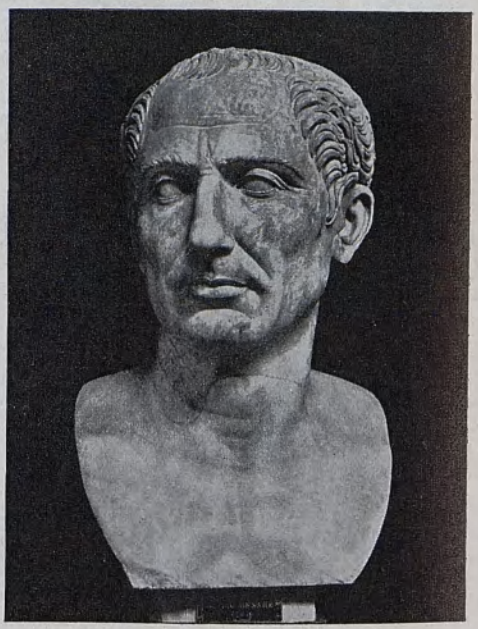
um sich mit Gewalt in seiner Stellung zu behaupten. Cäsar rüstete infolgedessen zwar gleichfalls, beteuerte aber in einem versöhnlichen Briefe an den Rat, er werde gern den größten Teil seines Heeres entlassen und seine Provinz Gallien räumen, nur möge man ihm gestatten, daß er bis zu seinem zweiten Konsulat Oberitalien mit zwei Legionen behalte (Ende 50). Pompejus hatte inzwischen Truppen in die Hauptstadt gezogen, und der dadurch eingeschüchterte Senat forderte nach stürmischen Verhandlungen, Cäsar solle noch vor Ablauf der gesetzlichen Frist als Privatmann zurückkehren, andernfalls werde man ihn als Hochverräter behandeln. Gleichzeitig bestimmte er schon die Statthalter für Oberitalien und Gallien und ernannte den Pompejus zum unumschränkten Oberfeldherrn. Die Volkstribunen Marcus Antonius und Quintus Cassius legten wiederholt ihr Veto gegen diese Beschlüsse ein. Aber man wies sie aus dem Sitzungssaal, und es fehlte nicht viel, so hätten die Soldaten des Pompejus sich an den Schutzherren der Plebs vergriffen. Ihres Lebens nicht mehr sicher, flohen die beiden Tribunen des Nachts in Sklavenkleidern nach Ravenna zu Cäsar und baten ihn, er möge sich der vergewaltigten Vertreter des Volkes und der bedrohten Freiheit annehmen (Januar 49).

So konnte Cäsar als Vorkämpfer der Plebs und Verteidiger des Rechts auftreten. Er rief die in Ravenna stehenden Truppen zusammen, ermunterte sie durch eine kernige Ansprache, ihn vor Unbilden zu schützen und den Verfassungsbruch der Aristokraten zu rächen, und überschritt mit den Worten: „Es werde marschiert; der Würfel sei gefallen" den Rubicon. Die Nobilität rechnete mit Bestimmtheit darauf, daß seine Soldaten ihm abtrünnig würden, doch die Hoffnung erwies sich als trügerisch. Von den Gemeinen ging kein einziger, von den Offizieren nur der Legat Labienus zu der Senatspartei über. Das Heer hing mit unerschütterlicher Treue an seinem Führer; selbst die keltischen und germanischen Reiter blieben seiner Fahne treu, und seine neun Legionen, die außer den Hilfsvölkern etwa 50 000 Mann stark waren, erhielten fortwährend Zuzug von Freiwilligen aus dem Polande, dessen Bewohner von Cäsar das römische Bürgerrecht erhalten hatten. Die Optimaten gerieten in die größte Bestürzung. Ihre Rüstungen waren noch nicht vollendet, ihre Truppen nur zum Teil in den Waffen geübt. Als Cäsar, ohne auf Widerstand zu stoßen, die umbrischen Städte eingenommen, Arretium besetzt hatte und die in Picenum ausgehobenen Soldaten zu ihm übergingen, verlegte der Senat aus Furcht vor der „gallischen Invasion" den Sitz der Regierung nach Capua, und alles floh mit solcher Hast aus der Hauptstadt, daß man sogar vergaß, die öffentlichen Gelder mitzunehmen. Auch in Kampanien fühlte man sich nicht sicher. Viele Vornehme flüchteten auf ihre Landgüter. Die meisten aber eilten mit Pompejus nach Brundisium. Dort sammelten sich die vom Senat aufgebotenen Truppen, um nach dem Osten überzusetzen. Cäsar wie der Sturmwind hinterher. Im Februar stand er bereits vor Corfinium, wo sich 15 000 von Domitius Ahenobarbus, einem seiner erbittertsten Gegner, befehligte Soldaten ihm anschlossen. Dann stürmte er nach Brundisium. Doch ehe es ihm gelang, den Hafen zu sperren, segelte Pompejus mit seinem Heere nach Dyrrhachium, „dem auswärtigen Rom". Cäsar machte Kehrt, zog in Rom ein, bemächtigte sich der rund 70 Millionen, welche in der Staatskasse lagen, und brach nach einem Aufenthalt von wenigen Tagen auf, um Spanien, die Provinz des Pompejus, zu erobern. Auf dem Marsche durch Gallien ließ er seinen Legaten Decimus Brutus vor Massilia zurück, das mit seinen Feinden hielt, und, von Ahenobarbus verteidigt, sich weigerte, im Bürgerkriege neutral zu bleiben. Mit dem Kern des Heeres drang er durch die Pyrenäenpässe und überraschte die Unterfeldherren Afranius und Petrejus bei Ilerda. Diese wurden zur Kapitulation gezwungen, welcher auch Terentius Varro, der Legat des jenseitigen Spanien, beitrat. Zurückeilend eroberte Cäsar Massilia, das inzwischen zu Lande und zu Wasser eingeschlossen worden war, nötigte es, seine Waffen und Schiffe, sowie einen Teil seines Gebietes abzutreten, verfuhr aber im übrigen gegen den Sitz hellenischer Bildung mit Schonung und Milde. Um dieselbe Zeit besetzten seine Legaten die Provinzen Sizilien und Sardinien. Dagegen schlug der Versuch, Afrika zu erobern, fehl, hauptsächlich deshalb, weil der numidische Könige Juba den Pompejanischen Statthalter kräftig

unterstützte. Cäsar kehrte als Herr fast des ganzen Westens nach Rom heim, wo er inzwischen zum Diktator ernannt war. Er ließ sich zum Konsul für das Jahr 48 wählen, besetzte die wichtigsten Ämter mit seinen Anhängern, gab eine Reihe heilsamer, von Gerechtigkeit und Großmut zeugender Gesetze, legte dann die Diktatur nieder und wandte sich im November 49 wieder gegen Pompejus. Dieser hatte während des Sommers eine gewaltige Kriegsmacht zusammengebracht. Denn die Statthalter der östlichen Provinzen waren seine Parteigänger, die lehnspflichtigen Fürsten seine Klienten. Er besaß elf Legionen, eine starke Reiterei, 500 Kriegsschiffe und Geld in Hülle und Fülle. Aber die Truppen hielten mit den gegnerischen keinen Vergleich aus. Auch fehlte die einheitliche Leitung, da die vielen aristokratischen Offiziere sich dem Oberfeldherrn nicht unterordneten, sondern oft auf eigene Faust operierten. Cäsar landete mit weit geringeren Streitkräften an der epirotischen Küste, schlug zwischen Apollonia und Dyrrhachium ein verschanztes Lager auf und wartete Monate lang, bis ihm sein Legat Antonius, der frühere Volkstribun, noch vier Legionen zuführte. Darauf versuchte er, den Pompejus in Dyrrhachium einzuschließen, erlitt aber schwere Verluste, zog sich nach Apollonia zurück und marschierte von dort nach Thessalien. Die Optimaten betrachteten sich schon als die Herren im Staate, und statt auf dem Boden der Wirklichkeit zu bleiben, bauten sie die kühnsten Luftschlösser. Die Reichtümer und Ehrenstellen der Gegner waren so gut wie verteilt, und eine blutige Rache sollte den Sieg krönen. In eitler Verblendung eilten sie dem fliehenden Heere nach, um es ganz zu vernichten, erreichten es bei Pharsalus unweit der Hundsköpfe (S. 379) und, da sie ihm um mehr als das doppelte überlegen waren, brannten sie vor Ungeduld, eine Entscheidungsschlacht zu liefern. Von seinen adligen Hauptleuten gedrängt, griff Pompejus wider seine eigene Überzeugung am 9. August 48 an. Aber Cäsar errang durch sein strategisches Talent und die erprobte Tapferkeit seiner Veteranen über „die schönen jungen Tänzer" einen vollständigen Sieg. Nachdem er durch eine List die feindliche Reiterei geworfen hatte, trieb ein kräftiger Vorstoß seines Fußvolks die Pompejanischen Legionen auseinander, und erzwang eine energische Verfolgung die zersprengten Truppen sich zu ergeben. 15000 Feinde bedeckten die Walstatt, 34000 streckten die Waffen. Der Tag von Pharsalus war allerdings entscheidend, aber anders als der Hochmut der Nobilität sich hatte träumen lassen. Die eine Schlacht unterwarf dem Sieger den ganzen Osten. Pompejus hatte mitten im Kampfe seine Sache verloren gegeben. Als seine Scharen sich in völliger Auflösung dem Lager zuwälzten, bemühte er sich nicht, die wirren Haufen zu ordnen und den Kampf fortzusetzen, sondern riß die Feldherrnbinde von der Stirn und ritt in dumpfer Verzweiflung nach der Küste. Nachdem er in Lesbos seine Gemahlin und seinen jüngeren Sohn abgeholt hatte, fuhr er nach Cypern, warb auf der Insel einige Tausend Mann und wollte sich mit diesen zu den Parthern retten. Aber Syrien war schon Cäsarianisch, der Weg nach Innerasien versperrt. Pompejus änderte deshalb seinen Plan und steuerte nach Ägypten, wo ein Thron-



Silberdenar des Königs Juba I.
(Berlin, Königl. Münzkabinett.)
Nach Gipsabguß.



Julius Cäsar.
Büste im Nationalmuseum zu Neapel.

streit zwischen Kleopatra und ihrem Bruder Ptolemäus Dionysus tobte. Der König hatte seine Schwester aus dem Reiche vertrieben und stand mit seinem Heere gerade an der östlichen Nilmündung, als Pompejus um Aufnahme bat. Er beschloß auf den Rat eines Sophisten den Flüchtling zu ermorden, ließ ihn auf einem mit römischen Soldaten bemannten Boote ans Land bringen und beim Aussteigen niederstoßen. Man hieb ihm den Kopf ab; der Rumpf blieb unbestattet am Strande liegen, bis ein Freigelassener des Erschlagenen ihn aus Mitleid verbrannte. Das war der tragische Ausgang des „Großen", der die Gunst des Glückes als sein Verdienst ansah, der ohne politischen Scharfblick, ohne höhere Ziele, ohne festen Willen und entschlossenes Handeln, kurz ohne jede Herrschergabe lediglich auf Grund seiner Kriegserfahrung und seines Ruhmes sich vermaß, in sturmbewegter Zeit der Steuermann des Staatsschiffes zu werden.

Wenige Tage nach dem traurigen Ende des Pompejus traf Cäsar in Alexandrien ein und bezog das königliche Schloß. Man zeigte ihm das Haupt seines einstigen Verbündeten und Schwiegersohnes. Er wandte sich unter Tränen der Rührung ab. Denn er dachte zu edel, als daß die Ägypter ihn durch Meuchelmord hätten zum Freund gewinnen können. Obwohl er nur 4000 Mann bei sich hatte, kehrte er den Weltgebieter heraus, legte hohe Steuern auf, beschied die hadernden Geschwister zu sich und verfügte, daß Kleopatra und Ptolemäus gemeinsam regieren sollten. Sein herrisches Benehmen erbitterte die Alexandriner, und eine geschickte Hetze schürte die Mißstimmung, bis das leicht erregbare Volk sich erhob und die Römer im Palast belagerte. Die Lage wurde für Cäsar recht kritisch. Er ließ den bis dahin gefangen gehaltenen König frei, damit dieser die Aufständigen beschwichtige. Aber der goß nur Öl ins Feuer und zog selbst mit in den Kampf. In ihrer größten Not kam den Römern Mithridates von Pergamum, angeblich des pontischen Königs natürlicher Sohn, zu Hilfe, der ein bunt zusammengewürfeltes Heer von Arabern, Idumäern, Juden und sonstigen Barbaren heranführte. Ptolemäus zog ihm entgegen. Cäsar erhielt dadurch freie Hand, vereinigte sich mit den Entsatztruppen und schlug die Ägypter. Der König fand auf der Flucht den Tod. Kleopatra, deren Reize den Sieger fesselten, bestieg den Thron der Lagiden (Frühjahr 47).



Goldstater des Königs Pharnakes. (Im Privatbesitz.) Nach Gipsabguß.

Die römischen Wirren hatte sich der Bosporaner Pharnakes zunutze gemacht, Teile des pontischen Gebietes, sowie Kolchis, Kleinarmenien und Bithynien besetzt und war im Begriff, das väterliche Reich im alten Glanze wiederherzustellen. Cäsar rückte nach glücklicher Beendigung des Alexandrinischen Krieges in Pontus ein, lehnte jede Unterhandlung mit dem friedbrüchigen Fürsten ab, besiegte ihn bei Zela und nötigte ihn durch einen fünftägigen Feldzug, die eroberten Landschaften zu räumen. Den unglaublich schnellen Erfolg meldete er mit den bekannten Worten nach Rom: „Ich kam, sah, siegte". Pharnakes wurde bald darauf von einem ungetreuen Unterfeldherrn umgebracht, worauf seine Herrschaft an Mithridates von Pergamum fiel.

Nachdem Cäsar die Verhältnisse Kleinasiens geordnet, seine Freunde belohnt, die Parteigänger des Pompejus bestraft hatte, kehrte er nach dem Westen zurück, wo seine Gegenwart dringend notwendig war.

Seine lange Abwesenheit ermöglichte es den Optimaten, sich von ihren schweren Niederlagen zu erholen. Sie sammelten in Afrika 14 Legionen. Oberbefehlshaber war Metellus Scipio, dem bewährte Generale, wie Afranius, Labienus, Petrejus, zur Seite standen. Ihr Bundesgenosse, der König Juba, verfügte über eine ausgezeichnete Reiterei, zahlreiche Kriegselefanten und eine starke Flotte. Im jenseitigen Spanien gärte es wegen der Härte des Cäsarianischen Statthalters bedenklich. Selbst in Italien sah es recht schlimm aus. Zu Rom stockten Handel und Verkehr, die Geldvorräte wurden immer knapper, die meisten Geschäftsleute waren dem finanziellen Ruin nahe. Behörden gab es nicht, da man mit den Wahlen bis zur Ankunft Cäsars warten wollte, dem man schon nach der Schlacht bei Pharsalus die Diktatur

und zugleich wider Verfassung und Herkommen das Konsulat auf fünf Jahre, die Schirmvogtei über die Plebs auf Lebenszeit übertragen hatte. Die Volkstribunen funktionierten zwar; aber es herrschten unter ihnen Zwistigkeiten, die in blutige Raufereien ausarteten. Endlich meuterten die in Kampanien zusammengezogenen Legionen, die gegen die Republikaner geführt werden sollten. Sie forderten ihre Entlassung sowie die ihnen in Aussicht gestellten Belohnungen und bedrohten ihre Offiziere. Cäsar half den Übelständen nach Kräften ab, dämpfte mit einem einzigen Worte die Empörung der Soldaten und gewann durch seine Milde viele Anhänger der Nobilität — unter diesen auch Cicero —, welche des unseligen Bürgerkrieges müde sich nach Ruhe sehnten. Dann setzte er mit 3000 Mann nach Afrika über, landete unbehelligt bei Hadrumetum (östlich von Zama), behauptete sich in einer befestigten Stellung gegen die weit stärkeren Streitkräfte seiner Gegner, nötigte den König Juba, indem er die Mauretanier zu einem Einfall in Numidien veranlaßte, sein Heer zu teilen und rückte in das hügelige Gelände von Thapsus, wo die Optimaten ihre überlegene Reiterei nicht entfalten konnten. Metellus Scipio folgte ihm aller Abmahnungen zum Trotz, um ihm eine Schlacht anzubieten. Während seine Soldaten noch damit beschäftigt waren, ein Lager aufzuschlagen, stürmten die Legionen Cäsars schon heran. Sie hatten in ihrem Ärger über den langen Kriegsdienst nicht einmal das Zeichen zum Kampfe abgewartet. Ihrer Wut vermochten die Republikaner nicht zu widerstehen, und da die Cäsarianer gegen den Willen des Oberfeldherrn keinen Pardon gaben, fielen ihrer 50 000, auf seiten der Sieger 50. Cato, welcher in Utika befehligte, berief auf die Nachricht von der vernichtenden Niederlage die angesehensten Optimaten zu einem Kriegsrat. Er selbst redete zwar einem Kampf bis aufs Messer das Wort. Aber seine Begeisterung teilte sich den andern nicht mit. Man erkannte, daß das Ende des Freistaates gekommen sei. Auch Cato überzeugte sich von der Nutzlosigkeit weiteren Blutvergießens. Er sorgte, so gut er konnte, für die Rettung seiner Freunde. Sich selbst in Sicherheit zu bringen verschmähte er ebenso, wie die Gnade des Siegers anzuflehen. Der Freistaat war sein Ideal; an ihm hing er mit allen Fasern seines Herzens. Da die Republik ins Grab stieg, hatte das Leben für ihn keinen Wert. Er las Platons Phädon und stürzte sich in sein Schwert, nach der Auffassung des Heidentums eine Tat des größten Heroismus. Petrejus endete im gewünschten Zweikampf mit Juba, und der überlebende König ließ sich von einem Sklaven töten. Numidien verlor seine Selbständigkeit. Der größere Teil wurde in die Provinz Neuafrika verwandelt, der Rest an Mauretanien geschenkt. Im Juli 46 war Cäsar wieder in Rom.

Das dankbare Volk verlieh ihm alle Rechte und Ämter, welche es in der Republik überhaupt gab, und fügte in schmeichlerischer Unterwürfigkeit zu der gehäuften Macht noch eine Fülle von Privilegien und Ehren hinzu, die der Freistaat nie gekannt hatte. Die Hoheprieſterwürde besaß er schon. Jetzt wurde er Diktator, Imperator, Sittenrichter, erhielt die Befugnis, im Senat neben dem Konsul auf einem Amtssessel zu sitzen, zuerst abzustimmen, wann und so oft er wollte, in die Erörterung einzugreifen, im Zirkus das Zeichen zum Beginn der Spiele zu geben. Sein Prachtwagen sollte gegenüber dem Kapitolinischen Juppiter aufgestellt und ihm ein auf einer Weltkugel thronendes Erzstandbild mit der Inschrift: „Dem Halbgott" errichtet werden. Die Diktatur ermächtigte ihn, Gesetze zu geben und die auswärtige Politik zu leiten. Als Aufseher der Sitten konnte er nach Belieben Personen in den Rat und die Ritterschaft aufnehmen und aus diesen Ständen ausstoßen. Das wichtigste Amt war das des Imperators. Es bezeichnete zunächst den Oberbefehl über die gesamten Streitkräfte zu Wasser und zu Lande, wie ihn ausnahmsweise Pompejus in den Kriegen gegen die Seeräuber und Mithridates innegehabt hatte, dann aber auch die höchste Verwaltungsbehörde, die Oberaufsicht über die Provinzen und die Staatskasse. So trat tatsächlich die Monarchie an die Stelle der Republik, wenn auch die alten Formen und Bezeichnungen bestehen blieben, und „Imperator" wurde an Stelle des verhaßten Wortes König der charakteristische Titel für den neuen Träger der Reichsgewalt, der ihn gewissermaßen als Vornamen führte. Festlichkeiten aller Art leiteten die Zeit der Alleinherrschaft

ein, zu welcher die fast in Permanenz erklärte Revolution den Weg gebahnt, der letzte Krieg mit der Senatspartei die Pforten erschlossen hatte. Aber Cäsar vermied es, an das vergossene Bürgerblut zu erinnern. Er hatte nicht die Verteidiger der Republik, sondern die Gallier und die Ägypter, den bosporanischen und den numidischen Fürsten überwunden. Den Siegen über die Feinde des Reiches galt der vierfache Triumph, bei dem 72 Liktoren den von sechs weißen Rossen gezogenen Wagen des ruhmgekrönten Imperators begleiteten. Diesen Siegen galten auch die Belohnungen und Geschenke, die Cäsar mit königlicher Freigebigkeit austeilte. Jeder Soldat erhielt 4000 M., der Centurio 8000, der Militärtribun 16 000, dazu die Veteranen noch Ländereien. Das ganze Volk wurde auf Kosten des Triumphators mit den auserlesensten Speisen und Weinen bewirtet, und die Armen empfingen auf längere Zeit alles, was sie zum Leben brauchten, ein reichliches Quantum Getreide und Öl und den Mietzins für ein Jahr. Zur bleibenden Erinnerung an seine Großtaten legte Cäsar den Julischen Markt (Forum Julium) nördlich von dem alten Markte an. Allein die Grunderwerbskosten betrugen an die 20 Millionen Mark. In der Mitte des viereckigen, nur der Erholung gewidmeten Platzes erhob sich der Tempel der Stammutter Venus. (Nach der Sage war Julus, der Ahnherr der Julier, ein Enkel der Liebesgöttin.) Vor dem Heiligtum stand die eherne Reiterstatue des Erbauers. Das beste Geschenk für die Menschheit wäre der Friede gewesen. Cäsar hätte es gern gegeben. Als er den Rubicon überschritt, fürchteten die Optimaten, er würde wie Brennus sengen und brennen, morden und plündern. Aber während sie selbst die Gefangenen mit unmenschlicher Grausamkeit behandelten, die scheußlichste Rache zu nehmen schwuren, Labienus die Soldaten, die er in Gallien so oft zum Siege geführt hatte, erbarmungslos niederstoßen ließ, zeigte sich Cäsar auch gegen seine Feinde menschlich und edelmütig. Er verbrannte nach den Schlachten bei Pharsalus und Thapsus die Korrespondenz der feindlichen Feldherren ungelesen, damit die Namen seiner Gegner ihm möglichst unbekannt blieben und nicht etwa ein gehässiges Wort es ihm schwer mache zu verzeihen. Als eines der Häupter der Demokraten hatte er seine politische Laufbahn begonnen, auf den Schultern der Plebs war er höher und höher gestiegen. Jetzt, wo die Welt ihm zu Füßen lag, hörte er auf, Parteimann zu sein. Es kümmerte ihn nicht, daß ihm wegen seiner Milde die Freunde zürnten, trotz seiner Milde viele seiner Gegner innerlich unversöhnt blieben. Er bewahrte seine Hochherzigkeit auch dann noch, als die verbissensten Aristokraten von neuem die Kriegsfackel entzündeten. Gnäus und Sextus Pompejus, die Söhne des gefallenen Feldherrn, hatten sich nach dem Tage von Thapsus nach dem jenseitigen Spanien gerettet, wo sich nicht nur die Eingeborenen, sondern auch die meisten Soldaten der Cäsarianischen Besatzungstruppen ihnen anschlossen. Hier fanden sich nach und nach noch viele Führer mit ihrer Mannschaft ein, so daß schließlich 13 Legionen zusammen waren. Cäsar verließ Ende 46 mit seinem Heere Italien, hatte den Winter kleinere Gefechte zu bestehen und rückte im März 45 mit 8 Legionen gegen Munda (unweit Sevilla), wo sich die Republikaner mit ihrer Hauptmacht befanden. Vor dieser Feste entspann sich die furchtbarste Schlacht des ganzen Bürgerkrieges. Denn die Pompejaner fochten mit dem Mut der Verzweiflung, und Rache war ihr Feldgeschrei. Die Truppen Cäsars aber entflammte die Wut über die Hartnäckigkeit der Gegner zur wildesten Tapferkeit. Eine Zeitlang schien der Sieg sich auf die Seite der Republikaner zu neigen. Da stürzte Cäsar an der Spitze seiner Veteranen in das dichteste Gewühl. Als die verbündete Reiterei der Mauretanier den Feind im Rücken angriff, benutzte er die dadurch entstehende Verwirrung der Pompejaner zu einem letzten wuchtigen Vorstoß, welcher das Gemetzel zu seinen Gunsten entschied. 33 000 Republikaner fielen im Kampfe, eine gleiche Anzahl wurde bei der Erstürmung Cordubas und Mundas erschlagen. Gnäus Pompejus kam auf der Flucht um, sein Bruder aber rettete sich in das diesseitige Spanien.

Die Kriecherei der Römer kannte jetzt keine Grenzen mehr. Man begnügte sich nicht, den Begründer der Monarchie als „Vater des Vaterlands", als „Befreier" zu begrüßen, ihm das Konsulat auf zehn Jahre, alle anderen Ämter auf Lebenszeit zu übertragen, seinen sämtlichen

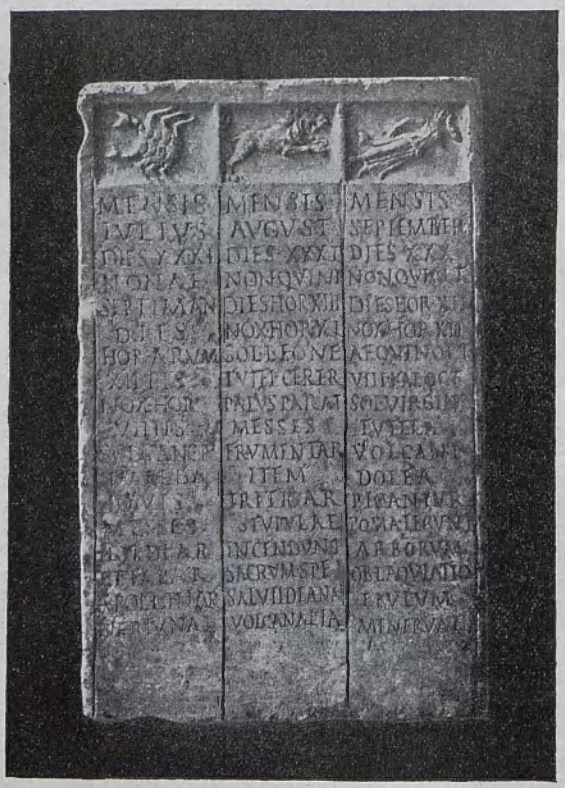
Anordnungen Gesetzeskraft zu verleihen, die Behörden zu pünktlichem Gehorsam gegen seine Befehle eidlich zu verpflichten, zu gestatten, daß er Münzen mit seinem Bildnis schlage, bei öffentlichen Spielen, Rats- und Gerichtsverhandlungen in Königstracht auf vergoldetem Throne sitze, zu jeder Zeit Triumphgewand und Lorbeerkranz trage. Man machte die Alleinherrschaft sogar erblich, indem man Cäsar das Recht einräumte, seinen leiblichen oder adoptierten Sohn zum Imperator und Oberpriester zu ernennen. Ja, das Volk erniedrigte sich so weit, nach der Sklavenart der Orientalen ihm göttliche Ehren zu erweisen. Auf seiner Bildsäule las man die Worte: „Der unüberwindlichen Gottheit." Seine Statue sollte in allen Tempeln Italiens neben den Götterbildern stehen und bei Prozessionen mit diesen im Festzuge gefahren werden. Man stiftete ihm eine besondere Priesterschaft. Ein Tempelgiebel schmückte sein Haus als die Wohnung eines Gottes, und sein Geburtstag wurde mit feierlichen Opfern und Gebeten begangen. Man wollte ihn Juppiter nennen, ihm und der Göttin der Milde ein gemeinschaftliches Heiligtum bauen. Ein abgeblaßter Rest seiner abgöttischen Verehrung hat sich bis heute in dem Namen Juli erhalten, der damals seinem Geburtsmonat gegeben wurde. Verrät dieser widerliche Kultus, wie sehr das römische Volk entartet war, wie sehr ihm die sittliche Verwilderung die Selbstachtung und das Gefühl für Freiheit genommen hatte, so ist es auf der andern Seite ein Zeichen von Cäsars staatsmännischer Weisheit, daß er von dem Übermaß seiner Gewalt nicht geblendet wurde, daß er seine Macht sparsam und nur zum Wohle der Gesamtheit anwandte. Obgleich oberster Kriegsherr und durch die Waffen zur Herrschaft gelangt, verschmähte er es, eine Militärdiktatur zu errichten. Er lehnte sogar eine Leibwache ab. Der Schein der Republik sollte gewahrt bleiben. Nach wie vor gab es Quästoren, Ädilen, Prätoren, Konsuln und Volkstribunen, traten die Komitien zusammen, beriet der Senat über die Angelegenheiten des Staates und saßen Väter und Ritter zu Gericht. Aber einen Teil der Beamten ernannte der Fürst selbst, und die andern, welche das Volk wählen durfte, mußten von ihm empfohlen sein. Zudem waren die Magistrate keine Reichsbehörden mehr, sondern, abgesehen von den Quästoren, die in den Provinzen Verwendung fanden, lediglich zur Verwaltung der Stadt Rom da. Aber wiewohl sich ihr Wirkungskreis auf eine einzige Gemeinde beschränkte, hatten sie doch dem Monarchen Rechenschaft abzulegen. Die Gesetze gab der Herrscher allein, nachdem er sie dem Senat zur Begutachtung vorgelegt hatte. Dann wurden die Komitien zur rein formalen Bestätigung berufen. Sie durften die Anträge weder ablehnen noch abändern, sondern mußten sie annehmen. Der auf 900 Personen verstärkte Senat, zu dessen regelmäßiger Ergänzung die Zahl der Quästoren um 20 vermehrt wurde, war nicht mehr eine Versammlung von Königen, sondern von fürstlichen Räten. Die Mitglieder verdankten das Amt, welches ihnen den Eintritt in die Körperschaft ermöglichte, unmittelbar oder mittelbar dem Monarchen. Etwaige oppositionelle Elemente konnte dieser kraft seiner Oberaufsicht über die Sitten ohne weiteres entfernen. Als Inhaber der tribunizischen Gewalt war er nicht nur heilig und unverletzlich, sondern auch befugt, gegen jedes Urteil sein Veto einzulegen, so daß er zur höchsten richterlichen Instanz wurde. Indem Volk und Senat zur Ohnmacht herabsanken, verringerte sich der Abstand zwischen den römischen Bürgern und den Unterworfenen. Cäsar sorgte auch auf andere Weise für die Hebung der Provinzialen. Ganz Oberitalien links vom Po, einzelne Städte in anderen Landschaften, wie Gades in Spanien, endlich alle Ärzte und Lehrer der freien Künste erhielten das volle Bürgerrecht, viele Gemeinden das latinische Recht. Männer von hervorragender Tüchtigkeit wurden sogar in den Senat aufgenommen. Der Herrscher ernannte selbst die Statthalter, Quästoren und Legionskommandanten und schritt nachdrücklich gegen jede Willkür der Beamten ein. Um die Eingeborenen den Händen der Blutsauger zu entreißen, ließ er die direkten Abgaben durch seine eigenen Freigelassenen erheben und gegen die Pächter der Zölle und indirekten Steuern, sowie die sonstigen Geldleute, welche sich des Wuchers schuldig machten, die Gesetze mit unnachsichtlicher Strenge walten. Die Provinzen hörten jetzt auf, Landgüter des römischen Volkes zu sein. Der Untergang der Republik war für sie die Morgenröte einer besseren Zeit. Sprache, Sitte und Religion wurde nirgends mit



Julius Cäsar. Kolossalstandbild im Nationalmuseum, Neapel.

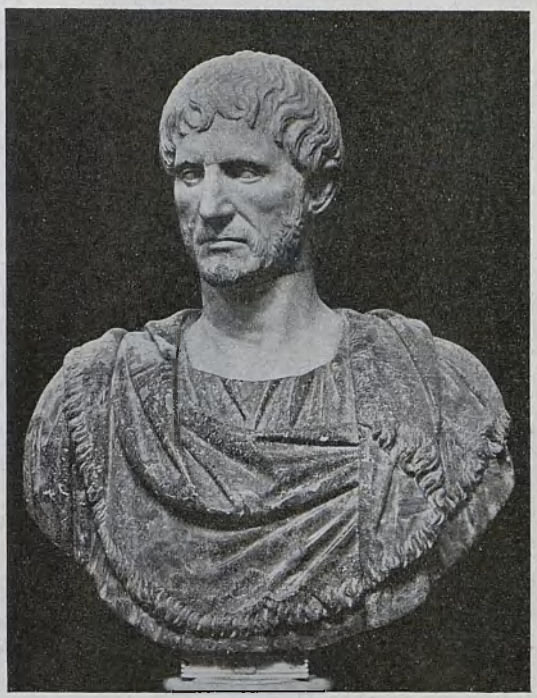
brutaler Gewalt unterdrückt. Die Romanisierung der westlichen Länder — der Osten blieb hellenisch — erfolgte durch die Übermacht der römischen Kultur und durch eine großzügige Kolonisation. Die Ansiedler waren Proletarier und Veteranen. Um sie wirklich seßhaft zu machen, verordnete der Fürst, daß sie ihre Gütchen erst nach zwanzigjähriger Bewirtschaftung veräußern dürften. So diente der Überschuß der italischen Volkskraft dazu, die Gallier, Spanier und Afrikaner mit den Römern zu einer einheitlichen Nation zu verschmelzen. War schon hierdurch für die großstädtische Plebs ein Abzugskanal geschaffen — 80 000 Bürger, d. h. mit Einschluß der Familien 200 000 bis 300 000 Personen wanderten nach den Provinzen —, so verhinderte Cäsar das Wieder-

anwachsen des Pöbels, indem der die Zahl der Freikornempfänger von 320 000 auf 150 000 herabsetzte. Damit es aber den Armen nicht an lohnender Beschäftigung fehlte, verfügte er, daß die Großgrundbesitzer unter ihren Arbeitern wenigstens ein Drittel freier Leute halten müßten. Zu demselben Zwecke entfaltete er selbst eine lebhafte Bautätigkeit. Seine kurze Regierung erlaubte ihm freilich nur weniges auszuführen. Das meiste, wie die Trockenlegung der Pomptinischen Sümpfe, die Erbreiterung der Tibermündung, die Anlage eines Seehafens bei Ostia, die Durchstechung der Landenge von Korinth, blieb Entwurf. Dasselbe gilt von manchen anderen Plänen. Cäsar gedachte nämlich, das ganze Reich vermessen zu lassen, von Zeit zu Zeit allgemeine Volkszählungen zu veranstalten, ein Reichsgesetz zu schaffen, ein einheitliches Maß-, Münz- und Gewichtssystem einzuführen. Es wäre zu weitläufig, alle Arbeiten und Projekte des genialen Staatsmannes zu erwähnen. Seine Tätigkeit erstreckte sich auf das gesamte öffentliche Leben, auf die sittliche Wiedergeburt des Volkes, das höhere Bildungswesen, Verwaltung, Polizei bis herab auf die Beseitigung der Regenpfützen in der Hauptstadt. Zu den bedeutendsten Leistungen, welche seinen Namen verewigen, gehört seine Kalenderreform. Das römische Jahr zählte unter Berücksichtigung der Schaltmonate durchschnittlich $366\frac{1}{4}$ Tage, war also um 24 Stunden zu lang, ein Fehler, der sich in einer verhältnismäßig kurzen Periode recht fühlbar machen mußte. Allerdings gehörte es zu den Obliegenheiten der Pontifices, die Zeitrechnung zu regeln, damit die Feste auch an den für sie bestimmten Tagen gefeiert würden. Aber infolge der Unkenntnis und Gleichgültigkeit dieser Priesterschaft nahm die Unordnung immer mehr zu, bis schließlich der Mai in den August fiel. Um den Kalender wieder mit den Jahreszeiten in Einklang zu bringen, schob Cäsar im Jahre 46, dem letzten der Verwirrung, 90 Tage ein und ließ mit dem 1. Januar 45 den nach ihm benannten Kalender beginnen, der in Anlehnung an den ägyptischen das Jahr zu $365\frac{1}{4}$ Tagen rechnet. Er wurde dabei hauptsächlich durch den alexandrinischen Mathematiker Sosigenes unterstützt; doch war er auch selbst astronomisch gebildet, wie das von ihm verfaßte Buch über die Gestirne beweist. Den Julianischen Kalender, dessen Verbesserung wir dem Papste Gregor XIII. verdanken, haben wir noch heute; sogar die Absonderlichkeiten desselben, wie die vom modernen Standpunkt aus unsinnige Berechnung des Februars zu 28 Tagen, die Verlegung des Schalttages auf den 24. Februar, schleppen wir weiter. Als eine seiner wichtigsten Aufgaben betrachtete Cäsar die Sicherung der Reichsgrenze. Besonders gefährlich waren die Parther, gegen die zu Felde zu ziehen auch die Niederlage des Crassus gebot. Der Fürst hatte schon alle Vorbereitungen zum Kriege getroffen, 17 Legionen standen gerüstet da, er selbst wollte sich an die Spitze der Truppen stellen und bestimmte für zwei Jahre im voraus die Beamten, damit die Verwaltung in seiner Abwesenheit ihren gewohnten Gang gehe. Aber kurz bevor er zum Kampfe aufzubrechen gedachte, wurde er ermordet.



Teil eines römischen Kalenders auf Stein.
Im Museum zu Neapel. (Brogi phot.)

Zu Anfang des Jahres 44 verbanden sich etwa 60 Senatoren, um den Imperator zu stürzen. Der unheilvolle Gedanke entsprang in dem Kopfe des Cassius Longinus. Er war Legat unter Crassus gewesen, hatte die geschlagenen Truppen über den Euphrat geführt, in der Schlacht bei Pharsalus auf der Seite des Pompejus gefochten, dann die Gnade des Siegers angefleht und zuletzt aus der Hand Cäsars die Prätur erhalten, nach deren Verwaltung er Statthalter von Syrien werden sollte. Die hohe Auszeichnung genügte seinem Stolz nicht; er glaubte sich zurückgesetzt, der Ärger hierüber weckte wieder den alten Haß des Republikaners gegen die Monarchie. Unbefriedigter Ehrgeiz und träumerische Begeisterung für den Freistaat führten ihm aus den Freunden Cäsars wie aus den früheren Pompejanern Anhänger zu. Er legte besonderen Wert darauf, Catos Schwiegersohn Junius Brutus für das Komplott zu gewinnen, der sich wegen seiner Sittenstrenge und Gerechtigkeit des besten Leumunds erfreute und bei dem Fürsten in außergewöhnlicher Gunst stand, und indem er ihn an den alten Brutus, den Stammvater seines Geschlechts und den Befreier Roms erinnerte, gelang es ihm, den edlen Mann mit dem Dolche des Meuchlers zu bewaffnen. Törichte Schritte Cäsars und seiner übereifrigen Freunde bestärkten die Verschwörer in ihrem Vorhaben. Der Herrscher wünschte zur Macht auch den Titel des Königs, obwohl sich die Bürgerschaft bei der Gründung des Freistaates durch einen feierlichen Schwur verpflichtet hatte, die Herstellung des Königtums zu verhindern. Als ihm Marcus Antonius an den Lupercalien die Abzeichen der ersehnten Würde anbot, lehnte er sie zwar ab, weil er den Unmut des Volkes deutlich merkte. Aber er ließ es geschehen, daß man einen Orakelspruch erfand, wonach die Parther nur von einem König besiegt werden könnten, und daß man schon einen Tag festsetzte, an welchem ihm der Senat den verfemten Namen für die Dauer des asiatischen Krieges verleihen sollte. Allerlei Gerüchte über die Verlegung der Residenz nach Alexandrien oder Ilion kamen hinzu, um die Verschwörer zu schnellem Handeln zu reizen. Die Senatssitzung, welche auf den 15. März 44 im Theater des Pompejus anberaumt war, wurde für den Mordanschlag bestimmt. Man warnte Cäsar; durch einen bösen Traum geängstigt, bat ihn seine Gattin Calpurnia flehentlich, nicht in die Versammlung zu gehen. Vergebens. Auf dem Wege zur Kurie steckte man ihm noch ein Briefchen zu, welches ihm den verbrecherischen Plan enthüllte. Er las es nicht. Kaum hatte er auf seinem Throne Platz genommen, da traten die Feinde an ihn heran, legten Fürsprache für einen Verbannten ein und, als er die Zudringlichen abwehrte, fielen sie über ihn her und stachen auf ihn los, bis er, aus 23 Wunden blutend, neben der Bildsäule des Pompejus tot niedersank.



M. Junius Brutus.
Antike Büste aus farbigem Marmor im Nationalmuseum, Neapel.
(Alinari phot.)

4. Antonius und Octavian.

Die Verschwörer trafen wohl die Person Cäsars, nicht die durch ihn zur Macht gelangte Idee; sie konnten den Geistesgewaltigen töten, nicht ersetzen. Was sie erreichten, war nur Ver-

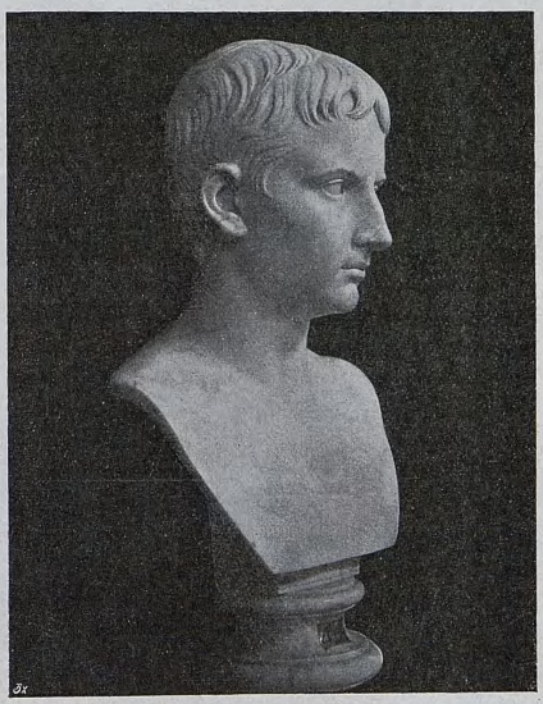
wirrung und Bürgerkrieg. Sie hatten sich die Folgen ihres wahnwitzigen Frevels gar nicht vergegenwärtigt, keinen Plan gefaßt, nichts vorbereitet, sondern in dem kindischen Glauben gelebt, man werde ihnen als den Errettern vom Tyrannenjoch zujubeln, alles andere sich von selbst ergeben. Die Hoffnung war ein Trugbild. Die Senatoren flohen entsetzt aus der Kurie. Die Verschwörer riefen das Volk zu den Waffen; niemand antwortete. Bestürzt flohen sie aufs Kapitol.



Römischer Silberdenar des Brutus mit seinem Porträt, der Freiheitsmütze und den Dolchen, sowie der Aufschrift eid[ibus] Mar[tiis] (= an den Iden des März) auf der Rückseite.
(Berlin, Königl. Münzkabinett.)
Nach Gipsabguß.

Hier erhielten sie zwar Zuzug aus den Reihen der ehemaligen Republikaner; auch Cicero trat mit ihnen in Verbindung. Aber man wußte nicht, was man tun sollte, und die Optimaten brachten moralische, keine materielle Hilfe. Ganz anders auf der Gegenseite. Der Konsul Marcus Antonius, der nach der Alleinherrschaft strebte, zeigte von Anfang an klare Absicht, festen Willen. Er bemächtigte sich der Papiere Cäsars und des Staatsschatzes, verständigte sich mit Ämilius Lepidus, dem Statthalter des Narbonensischen Galliens und des diesseitigen Spaniens, der gerade mit einem Heere in seinen Verwaltungsbezirk gehen wollte, und erwirkte einen Senatsbeschluß, wonach die sämtlichen Anordnungen Cäsars in Kraft blieben. Dies kam freilich auch den Mördern zu gut. Dem Cassius war Syrien, dem Junius Brutus Mazedonien, dem Decimus Brutus, der die Belagerung Massilias geleitet hatte, Oberitalien verliehen worden. Aber obwohl die Väter in derselben Sitzung auf Vorschlag Ciceros eine allgemeine Amnestie erließen, versetzte Antonius durch Veröffentlichung von Cäsars Testament und eine Hetzrede bei der Leichenfeier die Menge in solche Wut, daß die Verschwörer aus Furcht in ihre Provinzen entwichen. Dadurch kam er dem Ziele seiner Wünsche näher, und indem er die Gunst des Augenblicks zu benutzen verstand, bestimmte er das Volk, ihm Oberitalien zu übertragen, in dessen Besitz er die Monarchie leicht zu erringen hoffte. Er war schon im Begriff, dem Decimus Brutus die Provinz zu entreißen, da stellte sich ihm ein blutjunger Mensch in den Weg. Es war Gajus Octavius, der Enkel einer jüngeren Schwester Cäsars, vom Großoheim an Kindesstatt angenommen und zum Haupterben eingesetzt. Er befand sich in Apollonia, als ihn die Kunde vom Tode des Adoptivvaters ereilte. Seine Freunde rieten ihm, auf das Vermächtnis zu verzichten, das Antonius bereits zum Teil verschleudert hatte. Aber nach Rom zurückgekehrt, verlangte er mit Entschiedenheit das ihm zustehende Vermögen und, da es ihm verweigert wurde, traf er Anstalten, sich mit Gewalt sein Recht zu verschaffen, unbekümmert, daß er sich die Feindschaft des Machthabers zuzog. Er gewann durch Freigebigkeit und Versprechungen großen Anhang und hatte bald ein ansehnliches Heer. Dann knüpfte er Beziehungen zu Cicero an, welcher in seinen „Philippischen Reden" aufs maßloseste den Antonius angriff und, weil man seine starken Worte als Zeichen des Mutes deutete, unter den Vätern die erste Rolle spielte. Der Senat, der unter dem Einfluß des eitlen Konsulars mehr und mehr für die Verschworenen Partei nahm, vermeinte aus der Spaltung der Monarchisten Kapital für den erträumten Freistaat zu schlagen, und als Antonius in Oberitalien einrückte, den größten Teil des Landes eroberte und den Decimus Brutus in Mutina belagerte, schickte er außer den beiden Konsuln Aulus Hirtius und Vibius Pansa auch den „Knaben" Cäsar mit Heeresmacht nach Norden, um dem bedrängten Statthalter zu helfen. Antonius wurde besiegt, floh nach Gallien und verband sich mit Lepidus. Die Schlacht bei Mutina kostete den beiden Konsuln das Leben. Der Senat betraute den Decimus Brutus mit dem Kommando über ihre Truppen, verlieh den Häuptern der Verschwörung, Cassius und Junius Brutus, den Oberbefehl über den ganzen Osten, ernannte den wieder auftauchenden Sextus Pompejus, der sich mittlerweile eine Flotte geschaffen hatte, zum Admiral und erklärte auf Betreiben Ciceros Antonius und Lepidus für Feinde des Vaterlands. Von Octavian war gar keine Rede. Er hatte seine Schuldigkeit getan, und, da die Republik wiederhergestellt schien,

konnte er gehen und warten, bis man sich herabließ, ihn zu befördern. Aber man kam an den Unrechten. Der „Knabe" hatte das ganze Heer hinter sich, das vor Mutina gefochten. Er marschierte mit acht Legionen nach Rom, erzwang noch vor vollendetem zwanzigsten Jahre das Konsulat und den Triumph, setzte es durch, daß den Cäsarmördern der Prozeß gemacht wurde, kehrte dann nach Oberitalien zurück und verdrängte sonder Mühe den Decimus Brutus, der bald darauf am Hofe eines Barbarenhäuptlings den Tod fand. Doch vorläufig außerstande, es mit allen Gegnern aufzunehmen, schloß er unweit Bologna auf einer Insel des Reno mit Antonius und Lepidus das zweite Triumvirat (Oktober 43). Der Bund wurde im nächsten Monat auf Antrag eines Tribunen vom Volke als gesetzliche Einrichtung anerkannt. Die Dreimänner erhielten auf fünf Jahre unumschränkte Gewalt. Schon vorher teilten sie sich in die Länder des Westens. Antonius bekam das von Cäsar eroberte Gallien und Oberitalien, Lepidus die beiden Spanien und die Narbonensische Provinz, Octavian Sizilien, Sardinien und Afrika. Dann suchten sie durch Proskriptionen die Mittel zur Bekämpfung des Cassius und des Junius Brutus und zur Belohnung der Veteranen zu erwerben. So begannen wieder die schrecklichen Zeiten Sullas; aber die Greuel waren noch widerlicher, weil die Mehrzahl der Geächteten nicht als Opfer der Rache, sondern der kalt berechnenden Staatsklugheit fiel. Die Listen der Verfemten füllten sich immer mit neuen Namen, bis zuletzt 300 Senatoren und 2000 Ritter darin verzeichnet waren. Zu den ersten, auf deren Kopf die Triumvirn einen Preis setzten, gehörte Cicero. Der Vater des Vaterlandes, von welchem der politische Aberwitz bereits träumte, er werde sich zum Diktator aufwerfen, wurde kein Märtyrer seiner Überzeugung, sondern büßte die Sünden seiner Zunge, die uns um so mehr anekeln, als er nur schimpfte und beleidigte, wenn er sich sicher fühlte. Octavian hätte in ihm gern den sprachgewaltigsten Redner gerettet; aber Antonius war durch die maßlosen Schmähungen zu sehr gereizt. Er bestand auf seiner Ermordung und ließ in seinem Hasse Kopf und Hände Ciceros, der bei Cajeta (Gaeta) von den Häschern erschlagen wurde, an der Rednerbühne festnageln (Dezember 43). Einige der Geächteten entrannen dem Verderben, indem sie zu Cassius und Brutus oder zu Pompejus flohen, der sich Siziliens bemächtigt hatte und die Angriffe der Triumvirn zurückwies. An die Proskriptionen schlossen sich Gütereinziehungen und Steuererpressungen. Aus dem Erlös rüsteten die Dreimänner ein Heer von 100 000 Mann, um den Orient zu erobern. Lepidus, der schon früh gegen die beiden andern zurücktrat, blieb in Italien. Antonius und Octavian setzten zu Anfang 42 nach der griechischen Halbinsel über und trafen bei Philippi (im Binnenlande zwischen Strymon und Nestus) auf die Truppen der Republikaner. Der erste Waffengang brachte keine Entscheidung. Brutus besiegte den Octavian, Cassius ward von Antonius geschlagen und, da er vorzeitig seine Sache verloren gab, tötete er sich selbst. 20 Tage später sah sich Brutus von seinen Soldaten zur Erneuerung des Kampfes genötigt und erlitt eine völlige



Der junge Octavian (Augustus).
Antike Büste im Vatikan, Rom. (Anderson phot.)

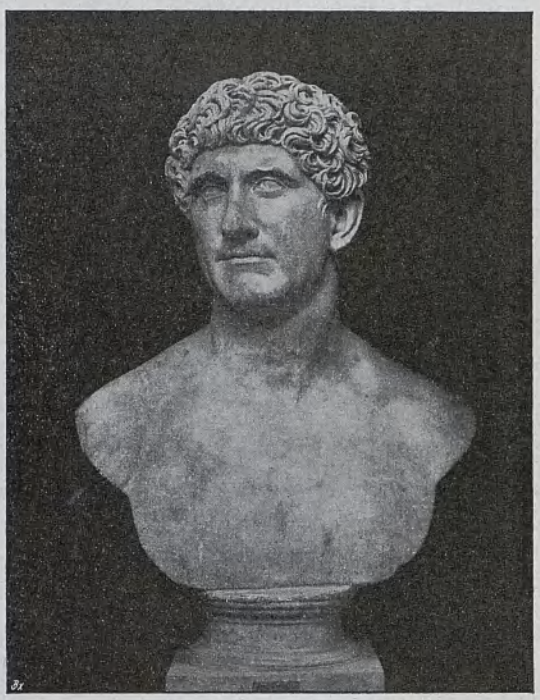
Niederlage (Herbst 43). An Tugend und Vaterland verzweifelnd, stürzte er sich in sein Schwert. Seine Unterfeldherren folgten seinem Beispiele oder wurden von den Siegern hingerichtet. Die Masse des Heeres unterwarf sich, ein Teil der Flotte rettete sich zu Pompejus.

Die Fürstenmörder hatte ihr Geschick erreicht, der Tod Cäsars war gesühnt, die Republik zu Grabe getragen. Die Triumvirn besaßen alle Macht, und es fragte sich nur, wem unter ihnen die Alleinherrschaft zufallen sollte. Lepidus kam nicht in Betracht. Antonius und Octavian teilten sich in das Reichsgebiet und die Regierungsgeschäfte. Der eine durchzog den Osten, um die Anhänger des Brutus und des Cassius zu züchtigen und Geld zur Befriedigung der Veteranen aufzubringen. Die Orientalen huldigten ihm als dem Gott Dionysus und überboten sich in Schmeicheleien und Festlichkeiten, um ihn gnädig zu stimmen. Aber sie entgingen der Strafe nicht. Der Triumvir plünderte die Tempel, leerte die öffentlichen Kassen und belegte Fürsten und Städte mit unerschwinglichen Steuern. Nur ein Land wurde glimpflich behandelt, Ägypten. Seine Königin Kleopatra erschien in Tarsus, um sich vor Antonius zu verantworten. Sie hatte nicht mehr und nicht weniger verbrochen als die übrigen Dynasten. Aber durch ihre Buhlerkünste, denen selbst ein Cäsar für kurze Zeit erlegen war, gelang es ihr, den grobsinnlichen Machthaber in ihre Netze zu locken und dauernd in Sklavenketten zu halten, und der Sieger von Philippi verprasste mit dem schamlosen Weibe in niedrigen Lüsten, was er anderswo erpreßt hatte. Octavian kehrte nach dem Westen zurück, um den Versprechungen gemäß die Veteranen zu belohnen. 170 000 Mann mußten in Italien angesiedelt werden. Es handelte sich um eine Umwälzung aller Besitzverhältnisse. Das undankbare Geschäft war ohne Gewalt nicht auszuführen. Aus 18 Städten wurden die Grundbesitzer vertrieben, ohne daß der Staat ihnen für das widerrechtlich genommene Gut eine Entschädigung zahlte, und doch reichte das eingezogene Land nicht hin, die ausgedienten Soldaten unterzubringen. Die Unzufriedenheit benutzten Fulvia, die Gemahlin des Antonius, und ihr Schwager Lucius, um den Gatten und Bruder den Fesseln der Kleopatra zu entreißen und sich des unbequemen Octavian zu entledigen. Daher warfen sie sich als Beschützer der unglücklichen Eigentümer auf, warben Truppen, bewaffneten Sklaven und Gladiatoren und verfügten bald über 17 Legionen. Aber sie waren den erbosten Veteranen nicht gewachsen. Lucius warf sich mit seinem Heere in die Festung Perusia, ward belagert und nach einem vergeblichen Ausfall seiner halbverhungerten Scharen zur Ergebung gezwungen. Seine Soldaten mußten dem Sieger den Fahneneid schwören. Die angesehensten Einwohner endeten auf dem Richtplatze, die Stadt ging in Flammen auf. (Januar 40.) Octavian verzieh dem Lucius Antonius. Die ränkesüchtige Fulvia floh nach Griechenland, traf hier mit ihrem Gemahl zusammen und machte ihm so heftige Vorwürfe, daß sie bald vor Aufregung starb. Kurz vor ihrem Tode verständigten sich die beiden Triumvirn im Vertrage zu Brundisium dahin, daß Antonius die Provinzen östlich, Octavian diejenigen westlich von Skodra (Skutari in Illyrien) erhielt, mit Ausnahme Afrikas und Numidiens, die man dem Lepidus überließ. Der eine verpflichtete sich zum Kampfe gegen die Parther, welche Syrien erobert hatten, der andere sollte die in seinem Machtbereiche gestörte Ordnung herstellen und den Pompejus bekriegen. Um die Verbindung fester zu knüpfen, verheiratete Octavian seine edle Schwester Octavia mit Antonius. Als Triumphatoren zogen die drei Männer in Rom ein. Doch der Jubel, der sie begrüßte, wich bald einer tiefen Mißstimmung. Es kam zu ärgerlichen Unruhen. Die Menge hungerte, da Pompejus auch Sardinien und Korsika an sich gerissen hatte und die Getreidezufuhr sperrte. Ein Friede ohne Brot nützte ihr nichts. Sie forderte, daß die Triumvirn sich mit dem seemächtigen Gegner einigten. Antonius und Octavian willfahrten dem Wunsche. Sie trafen im Jahre 39 zu Misenum, einem Vorgebirge bei Kumä, mit Pompejus ein Abkommen, wonach



Goldmünze mit dem Bilde des Antonius und der Octavia, wahrscheinlich zu ihrer Vermählung geprägt.
(Berlin, Kgl. Münzkabinett.) Nach Gipsabguß.

dieser gegen Freigabe der Schiffahrt im Besitze der drei großen Inseln anerkannt und ihm außerdem noch Achaja (Griechenland) zugesagt wurde. Nur der Not gehorchend, verstand sich Octavian zu solcher Nachgiebigkeit. Sobald sein Feldherr Vipsanius Agrippa Aufstände in Gallien gedämpft und zur Sicherung der Grenze gegen die Germanen den deutschen Stamm der römerfreundlichen Ubier auf das linke Rheinufer verpflanzt hätte, rüstete er zum Kriege gegen den lästigen Nebenbuhler. Leicht bemächtigte er sich Sardiniens und Korsikas. Aber zur nachdrücklichen Fortsetzung des Kampfes reichte seine Flotte nicht aus. Deshalb erneuerte er im Jahre 37 zu Tarent den Dreibund. Er gab dem Antonius, dessen Legat Ventidius die Parther aus Syrien vertrieben hatte, zur Ergänzung seines Landheeres mehrere Legionen und empfing dafür 120 Kriegsschiffe. Auch von Lepidus erbat und erhielt er Unterstützung. Jetzt gelang es dem Agrippa, die Seemacht des Pompejus zu vernichten, der mit wenigen Schiffen nach Asien floh, hier sich einige Zeit abenteuernd umhertrieb, bis er von einem General des Antonius aufgegriffen und in Milet hingerichtet wurde. Sizilien unterwarf sich dem Octavian.



Marcus Antonius.
Antike Marmorbüste im Vatikan, Rom. (Anderson phot.)

Lepidus, der zu dem Siege mitgewirkt hatte, verlangte die Insel für sich. Doch von seinen Truppen verlassen, mußte er die Gnade seines Verbündeten anflehen. Er ward der Rechte eines Triumvirn beraubt, verlor seine Provinzen und ging nach der Hauptstadt, um seine Tage als Oberpriester zu beschließen (36). Die Römer empfingen Octavian mit freudigem Beifall; denn das Meer war befriedet, das Land vor Teuerung bewahrt. Sie verliehen dem jungen Fürsten die tribunizische Gewalt und wandten ihm von Jahr zu Jahr in höherem Maße ihre Gunst zu, da er in der Verwaltung Tatkraft mit Milde paarte, die Wunden zu heilen sich bemühte, welche der Bürgerkrieg geschlagen hatte, und durch Züchtigung der räuberischen Dalmater und anderer illyrischer Stämme die gefährdete Nordostgrenze Italiens schützte.

Antonius hatte anfangs die Beseitigung des Lepidus stillschweigend geschehen lassen. Bald schwelgte er in Eroberungsplänen, die ihn in Gedanken bis nach Indien führten, bald vergaß er über wüsten Orgien Pflichten und Sorgen. Eine Zeitlang schien es, als wollte er sich aufraffen. Er unternahm einen Feldzug gegen die Parther und, wenn er auch keine Lorbeeren erntete, so bewies er doch seine alte Entschlossenheit und Kriegskenntnis. Auf der Rückkehr fiel er zu seinem Verderben wieder in die Schlingen Kleopatras, erneute sein Lasterleben, verstieß seine vortreffliche Gattin und ehelichte die Dirne auf dem Königsthrone. In Rom war man empört, und die Erbitterung stieg mit jeder Nachricht, die aus dem Orient eintraf. Man hörte, daß Antonius nicht wie ein Imperator auftrete, sondern sich gleich einem Lotterbuben in den Straßen Alexandrias herumtreibe, daß er den Fürsten von Armenien durch eine schimpfliche List gefangen genommen und im Triumphe aufgeführt habe, nur um seinem Schandweibe, dem er den Titel Großkönigin beigelegt, den Genuß dieses Schauspiels zu bieten, daß er römische Senatoren erniedrige, sich vor der Buhlerin als Sänger oder Tänzer zu produ-

zieren, daß er den Kindern, die aus seiner anstößigen Verbindung hervorgingen, römische Provinzen zum Geschenk mache, daß er alle Kostbarkeiten des Morgenlandes plündere und seiner „Isis" zu Füßen lege. Der Lüstling hatte jetzt endlich, wo die Parther durch seine Schuld Medien und Armenien unter ihre Botmäßigkeit brachten, wo seine besten Freunde ihn wegen seines unwürdigen Gebarens verließen, die Stirn, sich über Octavians Vorgehen gegen Lepidus zu beklagen. Die Antwort blieb nicht aus. Die Spannung verschärfte sich immer mehr, und während die Machthaber bitter gehaltene Beschwerden austauschten, rüsteten sie sich bereits zum Kriege. Ende 33 lief der zu Tarent erneuerte Bund ab, und kurz nachher schickte Antonius der Octavia den offiziellen Scheidebrief. Damit war der Bruch entschieden. Das Unglück der tugendhaften Fürstin schnitt den Römern ins Herz. Die wenigen Anhänger, welche der willenlose Sklave der Ptolemäerin noch hatte, flohen aus Italien. Der Senat erklärte fast einstimmig der ägyptischen Königin den Krieg. Man scheute sich, einen römischen Bürger als Feind zu bezeichnen. Sodann hatte man es auch in erster Linie mit Kleopatra als der wirklichen Beherrscherin des Morgenlandes zu tun. Mit der Führung des Krieges ward Octavian betraut, dem das ganze Volk Gehorsam schwor.

Alsbald bot der Orient seine Streitkräfte auf. Es sammelten sich 500 hochbordige Schiffskolosse und über 100 000 Landsoldaten. Neben römischen Kerntruppen fochten Griechen, Thraker, Galater, Juden, Araber, Ägypter; kurz es waren alle Sprachen und Rassen des weiten Gebietes, dazu noch mauretanische Hilfsvölker vertreten. Aber nur die Furcht vor der Rache der Großkönigin und ihres Mannes bildete das einigende Band des buntscheckigen Heeres. Statt nach beendeten Rüstungen zum raschen Angriffe überzugehen, vergeudete Antonius die kostbare Zeit mit schwelgerischen Festen. Kleopatra begleitete ihn überallhin ins Lager und, obgleich er sich durch ihre Gegenwart bei den eigenen Offizieren verächtlich machte, konnte er nicht einmal angesichts der drohenden Gefahr aus seinem Taumel erwachen. Octavian war erst Ende Frühjahr 31 mit seinen Vorbereitungen fertig. An Truppenzahl stand er dem Feinde wenig nach. Dagegen verfügte er nur über 250 flache, schnellsegelnde „Liburner". Doch seine gute Sache, die Begeisterung seiner Leute und die Einheitlichkeit seines Heeres gaben ihm von vornherein das Übergewicht. Der Oberbefehl lag in den Händen des erfahrenen, bewährten Agrippa. Nach einigen einleitenden Seegefechten fiel bei Aktium am 2. September 31 die Entscheidung. Nördlich von der Einfahrt in den Ambrakischen Busen, da, wo später die Siegesstadt (Nikopolis) gegründet wurde, stellten sich die Legionen Octavians zum Kampfe auf, an der Südseite des Sundes, bei Aktium, standen die Truppen des Antonius. Die Flotten lagen nach dem offenen Meere zu, die orientalische nahe der Küste. Nach langem Zögern eröffneten die Schiffe des Antonius die Schlacht. Als sich die Flügel von dem Mitteltreffen entfernten, brach Agrippa durch ein geschicktes Manöver in die Öffnungen ein. Es entspann sich ein erbittertes Ringen. Plötzlich segelte Kleopatra mit ihrem Geschwader davon, Antonius hintendrein, gleichgültig gegen das Geschick seines Heeres, ja ohne auch nur seinen Legaten Weisungen zu hinterlassen. Jetzt gewann natürlich Octavian. Der Kampf hätte unter andern Umständen keinen Ausschlag gegeben. Denn 19 Legionen und 12 000 Reiter standen noch unversehrt bei Aktium. Aber die Truppen wußten keinen Rat. Sie warteten eine volle Woche auf Befehle. Vergebens. Als auch die Unterfeldherren sie im Stich ließen, indem sie heimlich aus dem Lager entwichen, streckten sie die Waffen und wurden von Octavian in Pflicht genommen. So gab der Sieg dem Erben Cäsars die Herrschaft über das Weltreich. Doch seine Bedeutung reicht weit über die Erledigung der Personenfrage hinaus. Der Kampf zwischen Octavian und Antonius war ein Waffengang zwischen der abendländischen und der morgenländischen Kultur, ähnlich den Kriegen, welche die Griechen mit den Persern, die Römer mit den Puniern geführt haben, und wenn die antike Welt noch ein halbes Jahrtausend den äußern Stürmen Trotz geboten hat, so darf bei der Erklärung dieser Tatsache die Schlacht bei Aktium nicht vergessen werden.



Rückseite eines römischen Silberdenars mit dem Kopfe des Agrippa, der die Schiffskrone (corona navalis) zur Erinnerung an seine Seesiege trägt. (London, Brit. Mus.) Nach Gipsabguß.



Odysseus in der Unterwelt.

Wandgemälde aus dem 1. Jahrhundert v. Chr. aus einem Hause auf dem esquilinischen Hügel, Rom.

(Nach Woermann, Die antiken Odysseelandschaften.)

Der Sieger blieb den Winter über zur Regelung der Verhältnisse in Athen und Samos. Eine Meuterei entlassener Soldaten rief ihn nach Italien. Er unterdrückte rasch die Empörung, um gleich darauf den Krieg gegen Kleopatra fortzusetzen. Von Syrien und Kyrene rückten die römischen Heere ins Nilland. Die wichtigsten Städte öffneten die Tore; Flotte und Reiterei gingen zu Octavian über. Am 1. August 30 ergab sich nach kurzem Widerstande Alexandria. Antonius endete auf die verfrühte Kunde von dem Tode der Königin durch Selbstmord. Kleopatra hoffte den Sieger ins Garn zu locken. Als weder ihr Liebreiz noch ihre Tränen das Herz des klugen Staatsmannes zu rühren vermochten, nahm sie Gift, um nicht bei dem Triumphzuge des Imperators durch die gaffende Menge geführt zu werden. Ägypten verlor seine Selbständigkeit. Es wurde nicht Provinz im eigentlichen Sinne des Wortes, sondern Domäne des römischen Monarchen. Mit dem Untergang des Antonius sind die Schrecken des Bürgerzwistes gebannt, und zum Zeichen, daß die vom Volke so heiß ersehnte Ruhe hergestellt ist, schließt Octavian in feierlicher Weise den Janustempel (S. 306). Der 1. August des Jahres 30, an dem Alexandrien eingenommen wird, Kleopatra und ihr Buhle sich selbst entleiben, ist zugleich der Geburtstag des Kaisertums. Eine neue Ära beginnt, eine Zeit des Friedens und des Fortschritts, in der das Römerreich als Träger und Vermittler der Kultur seine weltgeschichtliche Sendung erfüllt.



Silbermünze mit dem Bilde des Antonius und der Kleopatra, in Syrien geprägt. (Berlin, Königl. Münzkabinett.) Nach Gipsabguß.

5. Das Schrifttum im Jahrhundert der Staatsumwälzungen.

Das Zeitalter der Revolution ist der Entwickelung der Künste im allgemeinen wenig günstig. Die Regierungen haben genug zu tun, wenn sie sich über Wasser halten. Die Unsicherheit des Lebens und des Eigentums, die notwendige Folge der beständig sich ablösenden Straßenkämpfe, Bürgerkriege und Proskriptionen erstickte in Verbindung mit der zunehmenden Genußsucht und Glaubenslosigkeit jedes höhere Interesse. In der zweiten Hälfte der Periode, in der Zeit der werdenden Monarchie, tritt zwar eine gewisse Besserung ein. Im Jahre 78 entsteht das zum Teil noch erhaltene Tabularium [Archiv] (siehe Abb. S. 442). Einzelne reiche Bürger verwenden Riesensummen auf die Herstellung prachtvoller Paläste und statuengeschmückter Parkanlagen. Ihre Reihe eröffnet Licinius Lucullus, dessen Säulenhallen und Prunkgemächer mit ihrer luxuriösen Ausstattung, dessen Gärten mit ihren fremdländischen Tieren und Pflanzen lange das Tagesgespräch der Römer bilden. Pompejus erbaut im Jahre 55 das erste steinerne Theater. Es soll 40000 Zuschauer gefaßt haben. Ein Venustempel krönte das gewaltige Gebäude, so daß man auf den Sitzreihen wie auf Treppenstufen zu dem Heiligtum emporstieg. Cäsar trägt sich mit großartigen Gedanken, und die wenigen Jahre, die seiner Herrschaft beschieden sind, zeichnen sich durch ihre Bautätigkeit aus. Aber im ganzen ist doch wenig geleistet worden. Es scheint sogar, daß mehr öffentliche Gebäude, sei es durch Feuersbrunst, sei es durch Überschwemmung, zerstört als neu errichtet sind. Findet doch Octavian 82 verfallene Tempel vor. Architektur, Malerei und Skulptur gelangen erst in der Kaiserzeit zur Blüte.

Auch an Erzeugnissen wahrer Poesie ist die Revolutionsperiode äußerst arm. Versschmiede gibt es genug; aber nur wenige Talente bringt das sittlich verfaulte Geschlecht hervor. Es fehlt nicht an Stoffen, den Sänger zu begeistern; es fehlt ein Publikum, welches sich für das Ideale empfänglich zeigt. Die bedeutendsten Dichter der untergehenden Republik sind Lucilius, Lucrez und Catull. Der aus Campanien stammende Gajus Lucilius (180—103) gehört als Freund des jüngeren Afrikanus noch halb der vorhergehenden Zeit an. Er gilt als der eigentliche Erfinder der Satire, einer echtrömischen Dichtungsgattung, in welcher uns gleichsam eine



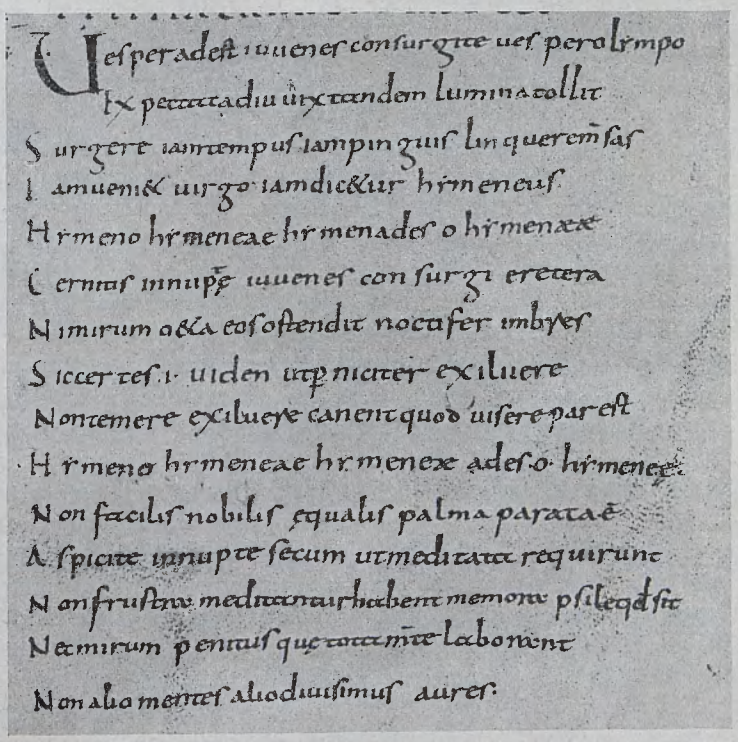
Stützmauern des Tabulariums auf dem Capitol in Rom.

Schüssel mit poetischem Allerlei gereicht wird. Die Hauptsache ist das Kritisieren. Bald verspottet der geistvolle Verfasser die Torheiten der Welt bis herab zu den verschiedensten Sprachdummheiten; bald schwingt er in sittlicher Entrüstung die Geißel über die Laster seiner Mitmenschen, und mit einem Freimut, der unwillkürlich an die Keckheit der älteren attischen Komödie erinnert und ihm auf kurze Zeit die Ausweisung aus Rom eintrug, „greift er die ersten des Volkes und das Volk tribusweise an". Daneben findet er Gelegenheit, dem Leben seine heitere Seite abzugewinnen, Tafelfreuden, Liebeshändel und Reiseabenteuer in heiterem Plauderton zu erzählen. Obwohl nachlässig im Versbau und sorglos im Ausdruck, ist er wegen seines volkstümlichen Scherzes, seiner feinen Beobachtungsgabe und seines Sarkasmus zu den besten römischen Dichtern zu zählen. Wir besitzen zwar keine seiner Satiren vollständig. Aber die vielen Bruchstücke verraten, daß seine Liebhaber in der Kaiserzeit ihn nicht mit Unrecht seinem Nachahmer Horaz vorzogen.

Von dem Leben des Lucretius Carus wissen wir fast nichts; nur soviel läßt sich mit Sicherheit angeben, daß der Dichter in geistige Umnachtung verfiel, seine sechs Bücher über die Natur in lichten Augenblicken schrieb und als Selbstmörder endete. Sein hinterlassenes Werk kennzeichnet sich als Tendenzschrift. Überzeugter Anhänger Epikurs will der Verfasser für die Lehren seines Meisters Propaganda machen. Er bekämpft nicht nur die krassen Wahnvorstellungen der etruskischen Wahrsagekunst und die schmutzigen Kulte der Asiaten, sondern jede Religion. „Es gibt keine ewig waltenden Götter, es gibt keine unsterbliche Seele; darum fort mit diesem Aberglauben, der uns hindert, hier auf Erden glücklich zu werden." Das ist das Wesentliche des trostlosen Inhalts. Traurige Erfahrungen und getäuschte Hoffnungen scheinen den unglücklichen Dichter dem öden Materialismus in die Arme getrieben zu haben. Ein Zug der Schwermut und Bitterkeit geht durch das Ganze, das man nur dann wirklich verstehen kann, wenn man sich den Jammer der damaligen Menschheit vergegenwärtigt. Krankheit und Tod des Verfassers stehen offenbar mit seiner Glaubenslosigkeit in ursächlichem Zusammenhang. Lucrez hat sich völlig vergriffen, indem er ein philosophisches System, und dabei noch ein so haltloses, zum Gegenstand seiner Poesie machte. Aber obwohl nichts für den Fehler der Stoffwahl Ersatz bieten kann, Sprache und Metrik sich gegen die trockenen wissenschaftlichen Abhandlungen sträuben, so können wir doch der Kraft des Genius, der bald hier, bald da zwischen der Dürre der prosaischen Verse hervorblitzt, unsere Anerkennung nicht versagen. Gleich der Anfang, ein

schwungvoller Hymnus auf die Venus, die einzige unter den Himmlischen, die vor dem Gottesleugner Gnade findet, zeugt von glänzender Begabung. Auch viele seiner Naturschilderungen sind hochpoetisch, weshalb die Lyriker ihm manches Bild entlehnen.

Etwas jünger ist der aus Verona gebürtige Valerius Catullus (87—54). Er verschmäht Ämter und Würden, die ihm seines Vaters Reichtum und freundschaftliche Beziehungen zu Cäsar leicht verschafft hätten, und lebt außer dem Sinnengenuß, welchem er mit gleich gearteten Freunden huldigt, nur der Dichtkunst. Catull ist keine groß angelegte Natur, steht an Ernst und Hoheit weit unter dem bedauernswerten Sänger des Atheismus. Aber gute Erfindungsgabe und Innigkeit des Gemüts machen ihn im Verein mit seinem angeborenen rhythmischen Gefühl und dem süßen Wohllaut seiner ungekünstelten Sprache zum bedeutendsten römischen Lyriker. Er beginnt mit der Übersetzung alexandrinischer Muster, schreitet bald zu freierer Nachbildung fort, um sich schließlich ganz von den Griechen zu emanzipieren und nur noch ihre gefälligen Versformen beizubehalten. Seine Lieder, der Laune des Augenblicks entsprungen und darum Gelegenheitsgedichte im besten Sinne des Worts, sind ein getreues Spiegelbild seiner Empfindungen, allerdings kein allzu erfreuliches; denn Catull ist ein Brausekopf, glühend in der Liebe, maßlos im Haß, und hat die Leidenschaftlichkeit seines Charakters nie abgelegt. Seine schönsten Ergüsse widmet er des berüchtigten Clodius nicht minder berüchtigter Schwester, einer verheirateten Frau, die ihren Gatten betrügt. Als auch er treulos verlassen wird, welkt seine Schaffensfreude, welkt seine Lebenslust dahin. Sein Buch der Lieder eignet er seinem Landsmann Cornelius Nepos zu, einem unbedeutenden Historiker, aus dessen Werk über „die berühmten Männer" uns noch mehrere Lebensbeschreibungen erhalten sind.



Aus einem Gedicht des Catull (Anfang von carmen 62).
Nach der Handschrift lat. 8071 aus dem Ende des IX. Jahrh. in der Nationalbibliothek, Paris. (Nach Chatelain.)

Für die Prosa liegen die Verhältnisse weit besser. Die Parteikämpfe werden nicht nur mit dem Schwerte, sondern auch mit der Zunge und der Feder geführt. Das gesprochene Wort erweist sich in den Volksversammlungen, dem Senat und den vielen politischen Prozessen als eine nicht zu unterschätzende Macht, und die nachträglich veröffentlichten Reden, sowie besondere Streitschriften sind wichtige Agitationsmittel. Unter dem Einfluß der griechischen Rhetorik bereitet man sich sorgfältig bis zum Geberdenspiel herab auf die Reden vor, legt hohen Wert auf strenge Gliederung, effektvollen, gerundeten Satzbau, gewählten Ausdruck. So tritt zu der Begabung die Kunst, die in eigenen Schulen gelehrt und geübt wird. Schon an der Schwelle des Zeitalters

stehen die als Redner gefeierten Gracchen; besonders an dem jüngern der Brüder bewundert man die Kraft und das Feuer der Sprache. In langer Reihe schließen sich die Führer der Demokraten und Optimaten an, bis gegen Ende der Republik in Cicero der größte Heros des lateinischen Stils den Thron der römischen Beredsamkeit besteigt, um ihn auf immer zu behaupten.

Marcus Tullius Cicero wurde 106 zu Arpinum als Sohn eines Ritters geboren, der früh mit seiner Familie nach Rom übersiedelte, um seinen Kindern eine bessere Erziehung geben zu können. Unter der Leitung trefflicher Lehrer und im Umgang mit hervorragenden Staatsmännern und Kennern des Rechts gelangte sein reicher Geist zu glücklicher Entfaltung. Am meisten fühlte er sich zur Beredsamkeit hingezogen. Durch gründliche und vielseitige Studien wohl vorbereitet, betätigte er sich zuerst unter der Herrschaft Sullas als Sachwalter und machte sich einen Namen durch die mutige und erfolgreiche Verteidigung eines gewissen Roscius, den einer der einflußreichsten Freigelassenen des Diktators durch vorgeschobene Ankläger des Vatermordes bezichtigte. Der Wunsch, seine angegriffene Gesundheit zu kräftigen und an den Quellen der Weisheit sich weiter auszubilden, führte ihn nach Athen und Rhodus, wo er die angesehensten Philosophen und Rhetoren hörte. Nach seiner Rückkehr trat er wieder als Anwalt auf und indem er mit unermüdlicher Ausdauer praktisch und theoretisch auf seine Vervollkommnung bedacht war, hatte er schon bald die Genugtuung, allgemein als der erste Redner Roms anerkannt zu werden. Und in der Tat gebührt ihm der Vorrang. Denn was Reinheit der Sprache, Fülle und Schärfe des Ausdrucks, wirkungsvolle Wortstellung, Klarheit, Rundung und Tonfall der Perioden, kurz Formtalent und technische Meisterschaft betrifft, wird er von niemandem erreicht. Dabei sind seine Reden je nach den Umständen mit heiteren Scherzen, hübschen Wortspielen, treffenden Witzen oder bitterer Ironie gewürzt. Der Inhalt verdient nicht so ungeteiltes Lob. Zwar ist Cicero eine achtungswerte, dem Edlen zugewandte Persönlichkeit, die sich weit über die Durchschnittsmenschen ihrer Zeit erhebt. Aber er übernimmt bisweilen auch anrüchige Prozesse, so daß er durch das Brillantfeuerwerk seiner Sprache über die Schwäche der Gründe hinwegtäuschen muß, und stellt sogar den Satz auf, daß der Verteidiger nicht sowohl den Wahrheitsbeweis zu erbringen als die Sache, die er vertritt, plausibel zu machen habe. Auch stört seine maßlose Eitelkeit. Er zieht die Gelegenheit, über sich und seine vermeintlichen Heldentaten zu reden, geradezu mit den Haaren herbei. Endlich stößt er am mächtigsten in die Trompete, wenn er glaubt, daß ihm nichts Schlimmes begegnen werde; dagegen merken wir nichts von seinem Mundwerk, sobald ihm Gefahr droht. Zu den besten Reden gehören die für Roscius, gegen Verres, für den Antrag des Manilius, gegen Catilina, für Milo, gegen Antonius. Zweimal beherrschte er durch seine Beredsamkeit den Staat, in seinem Konsulat und nach dem Tode Cäsars. Zweimal mußte er sich Zurückhaltung auferlegen, in etwa zur Zeit des ersten Triumvirats, weit mehr nach der Schlacht bei Pharsalus. In der unfreiwilligen Muße schrieb er zahlreiche rhetorische, staatswissenschaftliche und philosophische Werke, von denen die meisten sich gleichfalls durch sorgfältige Darstellung, glatte, fließende Sprache auszeichnen. Unter der ersten Gruppe verdient besonders „Brutus“ oder die Geschichte der Beredsamkeit erwähnt zu werden. Die zweite Klasse von Schriften („der Staat“ und „die Gesetze“), zu denen er durch seine politische Tätigkeit angeregt wurde, ist nur zum Teil erhalten. In den philosophischen Büchern zeigt sich der Verfasser zwar nicht als selbständiger Denker, nicht einmal als zuverlässiger Erklärer der alten Weisen. Er befaßt sich mit den Forschungen der Griechen anfangs, um sich auf seinen Beruf als Redner vorzubereiten, später, um den Blick von den Widerwärtigkeiten des Tages abzulenken. Die Beschäftigung mit der Philosophie ist ihm also nicht Selbstzweck. Er bleibt trotz seiner großen Belesenheit und der Freude am Studium Dilettant, der gern aus dem Born der Weisheit Belehrung, Trost und Erholung schöpft, aber aus Abneigung gegen das streng Theoretische den wichtigsten Fragen nicht auf den Grund geht. Hieraus erklären sich die Mängel, welche seinen Schriften anhaften, hieraus auch, daß er sich nicht für ein bestimmtes System entscheidet oder gar Originelles leistet, sondern aus allen Philosophenschulen das für das praktische Be-

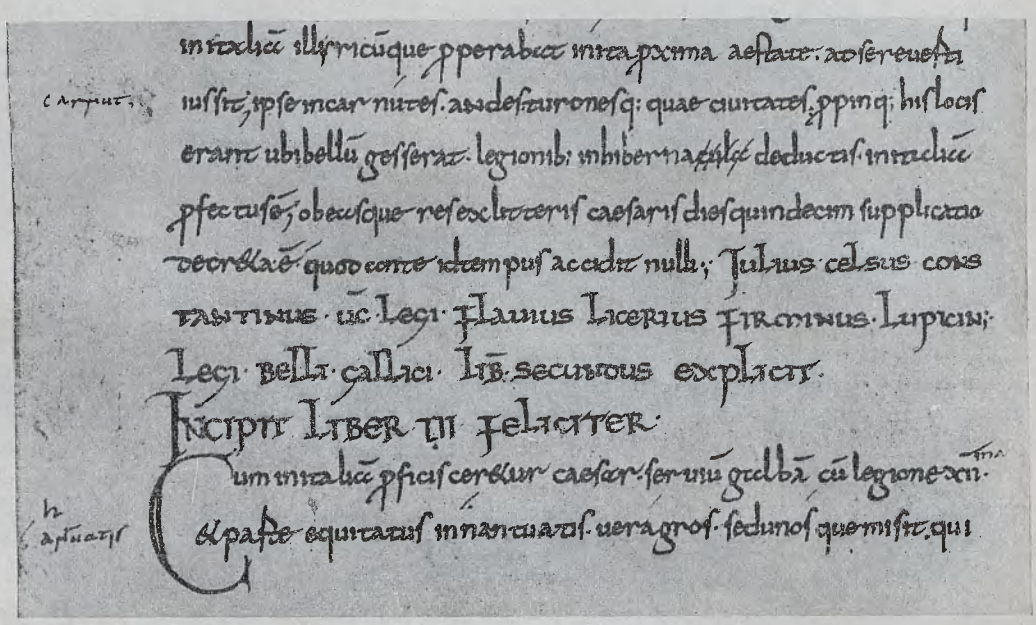
dürfnis Brauchbarste auswählt. Dennoch ist seine Bedeutung höher anzuschlagen, als dies gewöhnlich geschieht. Fast ohne lateinische Vorgänger auf diesem Gebiete prägt er selbst die Übersetzungen der fremden Kunstausdrücke, macht weitere Kreise seines Volkes mit der Philosophie bekannt und lädt durch seinen gefälligen Stil zum Studium ein. Ein sittlich ernster Charakter wagt er es, in einer verkommenen Zeit den unheilvollen Epikureismus zu bekämpfen und für den Glauben an eine göttliche Weltordnung in die Schranken zu treten. Seine Schriften erschienen größtenteils im Verlage seines Freundes Pomponius Atticus, des ersten römischen Großbuchhändlers, der auch literarisch tätig war.

In derselben politisch erregten Periode erblüht die Geschichtschreibung. Sie hat mit der Beredsamkeit vieles gemein. Beide ermangeln mehr oder minder der Objektivität. Wenn auch die Römer nicht alle so weit gehen wie Cicero, welcher von dem Werke eines Historikers verlangt, daß es gleich einem geschickt aufgebauten Drama oder einem fesselnd geschriebenen Roman die Leser in Spannung erhalte nötigenfalls auf Kosten der Wahrheit, so legen sie doch durchweg wenig Wert auf die Ermittelung und innere Begründung der Tatsachen. Ihre Geschichtschreiber sind mit wenigen Ausnahmen Prunkredner oder parteiische Schönfärber. Die Historiographie entwickelt sich auch gerade wie die Beredsamkeit unter dem Einfluß der griechischen Stilistik zur Kunstgattung. Mit der Zeit der Gracchen hebt die sogenannte jüngere Annalistik an, welche die skelettartige Berichterstattung der früheren Historiker aufgibt und vom Standpunkt des Parteimannes eine breite, rhetorisch aufgeputzte Darstellung der Begebenheiten bietet. Ihre namhaftesten Vertreter sind Cälius Antipater und Valerius Antias. Der eine behandelte den zweiten punischen Krieg, der andere die römische Geschichte von ihren Anfängen bis auf Sulla. Es bürgert sich die Sitte ein, daß die Staatsmänner die eigenen Herolde ihrer Taten werden. So verfaßten unter andern Sulla und Lucullus Memoiren, und verherrlichte Cicero sein Wirken als Konsul. Das Beste in dieser Beziehung sind die Denkwürdigkeiten Cäsars.

Roms genialster Feldherr und Politiker, eine geborene Herrschernatur, ist zugleich einer seiner größten Autoren. Gelehrte Studien und Schriftstellerei sind ihm Lebensbedürfnis, dem er selbst in den Wirren des Krieges seine freie Zeit widmet. Er verfügt nicht über die Phantasie und oratorische Fülle Ciceros, sondern bekundet in seinen Büchern wie in seiner öffentlichen Wirksamkeit denselben durchdringenden Verstand, dieselbe klare Auffassung, dieselbe Sachlichkeit und Planmäßigkeit. Alles Seltene, Veraltete, Unregelmäßige in der Sprache ist ihm zuwider. Sein im Winterlager verfaßtes Werk über die Analogie, in welchem er die Grundsätze der Alexandriner (S. 284) auf das Lateinische überträgt, wird Richtschnur der Grammatiker. Wir besitzen von ihm zwei Schriften, „den gallischen Krieg" und „den Bürgerkrieg". Die eine veröffentlichte er im Jahre 51, um seine Heerführung gegen die Angriffe der Senatspartei zu rechtfertigen. Sie behandelt die Ereignisse der ersten sieben Jahre — die letzten Begebenheiten beschreibt Hirtius, der Konsul, der vor Mutina fiel. Die Erzählung ist knapp, schmucklos, von berechneter Einfachheit und scheinbar von geschichtlicher Treue, ein Meisterstück nicht nur korrekter Latinität, sondern auch tendenziöser Darstellung. Die Aufzeichnungen über den Bürgerkrieg reichen nur bis zu den Kämpfen in Alexandrien. Sie machen den Eindruck einer gewissen Unfertigkeit. Freunde Cäsars haben nach seinem Tode das Werk fortgesetzt.

Der berühmteste Historiker der republikanischen Zeit ist Sallustius Crispus (96—34). Ein eifriger Anhänger Cäsars und deshalb trotz schwerer Verfehlungen von diesem gehalten und befördert, verzichtete er nach der Ermordung des Imperators auf jede öffentliche Tätigkeit und lebte allein der Geschichtsschreibung. Zum Hauptvorbild nahm er sich Thukydides. Aber die charakteristischen Eigenschaften des Atheners, strenge Unparteilichkeit und scharfe Beurteilungsgabe, gehen ihm ab, wenn er sich auch vor groben Fälschungen hütet und vielleicht nach einer gewissen Objektivität strebt. Seine Zeitangaben lassen Genauigkeit vermissen. Seine Sprache ist kräftig, von gedrängter Kürze, doch mitunter dunkel, geziert und hat etwas Altertümliches an sich, der des Thukydides nicht unähnlich, nur mit dem Unterschiede, daß das, was bei dem

Griechen natürlich erscheint, bei dem Römer den Stempel des Gesuchten an der Stirne trägt. Es heißt sogar, Sallust habe sich von einem Grammatiker eine Sammlung außer Kurs gesetzter Formen und Wendungen anfertigen lassen, um damit seinen Stil aufzuputzen. Trotz dieser Schwächen bleibt er einer der größten, wenn nicht gar der größte römische Geschichtschreiber. Seine Darstellung ist anschaulich und lebendig, das Wichtigste tritt in scharfen Umrissen hervor, die Charakterzeichnungen und Zeitgemälde sind von keinem seiner Nachfolger übertroffen, die Reden von packender Gewalt. Das umfangreichste seiner Werke, welches die Geschichte der Jahre 78—67 behandelte, ist zum größten Teile verloren. Dagegen besitzen wir seine Monographien über den Jugurthinischen Krieg und über die Catilinarische Verschwörung.



Aus Cäsars de bello Gallico (Ende von Buch II und Anfang von Buch III).
Handschrift des IX. Jahrhunderts in der Nationalbibliothek, Paris (latin 5703). (Nach Chatelain.)

Unter den übrigen Zweigen der prosaischen Literatur nimmt die im Dienste der Geschichtschreibung stehende Altertumswissenschaft den ersten Platz ein. Sie erreicht gleich der Beredsamkeit in diesem Zeitraum ihre höchste Blüte. Ihr bedeutendster Vertreter ist Terentius Varro (116—28) aus Reate im Sabinerland, ein Mann von echtem Schrot und Korn, in dem sich ein Rest von der Väter Zucht und Sitte bis in die Kaiserherrschaft hinein rettete. Es gibt kaum ein Gebiet, auf dem er nicht durch die Fülle und Gediegenheit seiner Kenntnisse glänzt, so daß man ihn die Verkörperung der römischen Gelehrsamkeit nennen kann. Seine gründlichen und umfassenden Studien hat er in Hunderten von Büchern niedergelegt. Er schreibt über Ackerbau, Arznei- und Rechtskunde, vergleichende Sprachforschung, Philosophie, Mathematik, Geographie, Musik, Astronomie usw. Seine universale, mehr auf das Stoffliche als auf das Formale gerichtete Bildung, sowie der Umstand, daß er am Übergange zweier Zeiten steht, erinnert unwillkürlich an den großen Stagiriten. Obwohl Pompejaner wird er von Cäsar wegen seiner wissenschaftlichen Leistungen zum Vorsteher der zu gründenden Staatsbibliothek erhoben. Sein durch viele Einzeldarstellungen ergänztes Hauptwerk sind, „Die Profan- und Sakralaltertümer", aus dem uns die Kirchenväter zahlreiche Bruchstücke bewahrt haben. Völlig erhalten ist nur seine Schrift über die Landwirtschaft, daneben ein Teil seiner Bücher über die lateinische Sprache.

Biblioteka Śląska

Verzeichnis der Tafelbilder.

Namen- und Sachregister.

Verzeichnis der Tafelbilder und Beilagen.

		Nach Seite
1.	Relief von der Hammurabi-Stele	4
2.	Getriebene Bronzetafel von den Toren in Balawat	6
3.	Ansicht der Pyramiden	28
4.	Eine in Ägypten Einlaß begehrende semitische Familie	34
5.	Die Pyramide des Cheops mit der Sphynx	46
6.	Die sogenannten Memnonssäulen bei Theben (Ägypten)	52
7.	Siegessäule des Moabiterkönigs Mesa	76
8.	Soldaten der Susischen Leibwache, Fayencefries	100
9.	Zeus von Otricoli. Büste	122
10.	Griechin aus dem 4. Jahrhundert v. Chr. Tanagrafigur	152
11.	Kolumne V des Timotheus-Papyrus (mit Deckblatt)	160
12.	Griechische Handwerker. Darstellungen auf einer Amphora (mit Deckblatt)	166
13.	Die Darius-Vase (mit Deckblatt)	168
14.	Kämpfender Grieche und Perser auf einer Amphora	184
15.	Perikles. Herme	192
16.	Die Akropolis von Athen	194
17.	Der sogenannte Theseus-Tempel in Athen	216
18.	Die Giebelgruppen des Zeustempels zu Olympia	218
19.	Das Theater des Asculap in Epidaurus	220
20.	Alexander der Große. Kopf einer Statue	256
21.	Giebel und Südseite des Großen (sog. Alexander-)Sarkophag aus Sidon	262
22.	Kopf des Hermes, von Praxiteles	268
23.	Die Schlacht bei Issos, Mosaik	270
24.	Der große Zeusaltar zu Pergamon	272
25.	Aristoteles Staat der Athener Col. 5 der Handschrift (mit Deckblatt)	280
26.	Bronzewagen von Monteleone (mit Deckblatt)	300
27.	Etruskisches Wandgemälde (mit Deckblatt)	318
28.	Münzen aus vorchristlicher Zeit (mit Deckblatt)	384
29.	Odysseus in der Unterwelt. Römisches Wandgemälde	440

Namen- und Sachregister.

Die Abbildungen sind durch einen Stern hinter der Seitenzahl gekennzeichnet.

A.

Aahmes 34 f.
Aakus 126
Aaron 70, 73
Abanten 134
Abd el Gurna 51
Abdera 96, 164, 168 f., 216, 287
Abessinien 28, 43
Abraham 4, 24, 67 ff.
Abram 68 f.
Abruzzen 290, 292, 300
Abusimbel 39* f.
Abustr 48
Abydos in Ägypten 46 f., 50, 52
— Asien 135, 173
Achab 81
Achäer, Achäischer Bund 115, 121, 131 f., 192, 243, 245, 265, 277 f., 372, 379 ff., 383 f., 389
Achaja 110, 140, 200, 242, 247, 383 f., 439
Achämenes 102
Achämeniden 94 f., 97 f., 102, 183, 212, 255, 260, 405
Achäus 115
Achelous 106, 112
Achill 51, 106, 110, 143, 222, 251
Ächtungslisten 408
Acilius Glabrio 415
Adad 18
Adda 288
Adherbal 361, 398 f.
Ädilen, Ädilität 327, 334 f., 341, 432
Adon 63
Adonias 78
Adonis 63 f.
Adria, Adriatisches Meer 138, 288, 290, 292, 297 ff., 302, 364
Äduer 422, 424
aerarium 332
Afghanistan 257
Afranius 427, 429
Afrika, Afrikaner 27 f., 43 f., 61, 63, 101, 136, 180, 204, 291, 293 f., 297, 359 ff., 363 f.. 367, 371 ff., 376, 378, 389, 398 f., 400, 402 f., 406, 408, 427, 430, 433, 437 f.
Afrikanus s. Cornelius
Ägä 125
Agade 4
Ägäis, Ägäisches Meer 12, 64, 84, 105 f., 110, 112, 133, 135, 168, 171, 185, 211, 235, 239, 242, 249, 252, 271, 378, 405
Ägaleus 108
Agamemnon 117, 121, 133, 144, 222
Aganippe 107
Agarista 190
Agathokles 352, 354 f.
Ägatische Inseln 294, 362
Ager publicus 322, 328, 333, 358, 388, 392 f., 395, 398
Agesilaus 234—241, 261
Ägeus 110, 125, 130
Agias 269*
Agiden 146
Ägina, Ägineten 110, 125, 131, 171, 174, 176 ff., 186, 191 ff., 199, 201, 216
Agis 204, 206, 233 f.
Ägisthus 221* f.
Agrigent 63, 137, 163, 180 f., 215, 217, 294, 360, 370 f.
Agrippa s. Vipsanius
Ägypten. Ägypter 6, 8 ff., 12, 14 ff., 25—56, 59 f., 62, 69—75, 77, 80, 83 f., 91, 96 ff., 102, 115, 119, 127, 130, 135, 154, 168, 170, 173, 183 f., 192, 222, 227, 231, 235 f., 251, 263, 265 ff., 271, 273 f., 284, 299, 378, 383, 428 f, 431, 438, 440 f.
Ägyptus 222
Ahriman 92 f.
Ahuramazda 91 ff., 99 f. (s. auch Ormuzd)
Aiantis 159
Aigikoreis 150
Aigospotamoi (Ziegenflüsse) 214, 234
Aisymnetes 158
Aix s. Aquä Septiä
Ajaccio 292, 293* f.
Ajas 159, 222
Akademiker 282
Akademus 230
Akanthus 166
Akarnanen, Akarnanien 106, 138, 192, 199, 201 ff., 235, 247, 378
Akkaba 70 f.
Akkad, Akkadier 4, 17, 72
Akkon 61
Akragas 137 (s. Agrigent)
Akrokorinth 109, 111*, 266
Akropolis 108, 150, 166, 176, 194 f., 216 f., 228
Akte 109
Aktium 440 f.
Alalia 96
Albalonga, Albaner, Albanergebirge 299, 302, 314, 316 f., 321, 345
Albanesen 115
Albanien 382
Albinus s. Postumius
Aleria 292
Alesia 424*
Aleuaden 175, 242
Alexander v. Epirus 261*, 346*, 352
Alexander der Große 45, 84 f., 93, 100, 102, 114, 116, 249, 250* bis 252, 253*—255, 256—258, 259*, 260*, 261, 262*, 263*, 264, 266—270, 275, 278 f., 282, 303, 346, 348, 355, 382, 417, 429
Alexandersarkophag 270, 271* f.
Alexanderschlacht 270*
Alexander II. v. Mazedonien 242
Alexander v. Pherä 242 f., 245
Alexandria 62, 85, 254, 267, 271, 273, 276, 283 f., 297, 383, 429 f, 435, 439 ff., 445
Alexandria am Jaxartes 256
Alexandria-Bibliothek und Museum 282 f, 429
Alexandriner 275, 284, 439, 445
Algerien 359
Algidus 336
Alkäus 162
Alkibiades 206*—214
Alkman 162
Alkmäoniden 153, 156, 158, 190, 199
Alkmene 130
Allia 339 ff., 368, 402
Alpen 287 f., 297, 299, 367, 401 f., 412 f.
Alphabet 64
Alpheus 110, 112, 140
Altaku 42
Altis 140, 141* ff.
Amalekiter 76
Amanusgebirge 36, 252
Amarna s. Tell el Amarna
Amasis 15 f., 44 f., 95, 97
Amazonen 218*
Ambrakia 106, 138, 249, 440
Ambrosia 122
Amenemhat I. 33
Amenemhat III. Labares 34, 47
Amenophis II. 36 f., 70 f.
Amenophis III. 37, 48, 51
Amenophis IV. 37 f., 48, 91
Amerika 24, 359
Amerikanische Union 134
Ämilische Straße 374
Ämilius Lepidus, Konsul i. J. 78, 40 f.
Ämilius Lepidus, Triumvir 436—440
Ämilius Paulus, Konsul im 2. Punischen Krieg 369 f.
Ämilius Paulus, Konsul im 3. Mazedonischen Krieg 374, 382
Ämilius Scaurus 398
Ammon 27, 32, 36 ff., 42, 46, 48, 257, 260
Ammoniter 76 f.
Ammon, Ra 54, 135
Amorgos 188
Amos 83
Amphiktyon 115
Amphiktyonen, Amphiktyonie 140, 142, 246, 248

Amphion 108, 274
Amphipolis 194, 204
Amphissa 248
Amphitrite 125
Amphitryon 130
Amri 81
Amyntas II. 244, 236 f., 278
Anabasis 228
Anadyomene 269
Anagnia 349
Anahita 93
Anakreon 157
Anakten 121, 131
Anaktorium 138
Anaxagoras 164, 190, 196
Anaximander 162
Anaximenes 162
Ancus Marcius 316 f.
Andalusien 61, 374
Andriskus 383*
Andronikus 390
Andros 188
Androsthenes 282
Äneas 308, 417
Angora s. Ankyra
Anianer 106, 175
Anio (Aniene) 307, 326
Ankona 138, 287, 290, 294, 299, 302, 407
Ankyra 252, 266
Annius Milo 425 f., 444
Antalkidas 235
Anthela 140
Antibes s. Antipolis.
Antigone 223
Antigoniden 381
Antigonus 262—267
Antigonus Gonatus 265
Antiochia 240 f., 283
Antiochus (Athener) 213
Antiochus I. 266
Antiochus III. 378, 380*—382, 383* ff., 405
Antiochus IV. Epiphanes 85 f., 383
Antipater (Idumäer) 87
Antipater (Mazedonier) 251, 261 ff., 268
Antipater (Epigrammdichter) 204
Antiphon 216
Antipolis 136
Antirrhium 110
Antisthenes 229 f., 281
Antitaurus 6
Antium 302, 345
Antonius Hybrida 417, 419
Antonius, Triumvir 427 f., 435—441*, 439*, 444
Antonius, Lucius (Bruder des Triumvirn) 438*
Antonius Pius 163
Antum 18
Anu 17 ff.
Anzio s. Antium.
Äoler 102, 115 f., 121, 135, 137
Äolus 115, 127
Aous 379
Apadana 91*
Apap 47
Apaturien 156
Apella 146 f.
Apelles 111, 269 f.
Apennin, Apenninhalbinsel 138, 288, 290 f., 293—299, 301 f., 332, 351, 355 f., 363, 367 f.
Aphaia 193*
Aphrodite 123 f., 127 f., 270, 306
Apisstier 46, 47* f., 98
Apollo, Apollo v. Belvedere, Delischer Apollo, Apollo Lykeios 107, 110, 112, 115, 125, 126* f., 128, 132, 134, 136, 139 f., 142 f., 146 f., 153, 155, 166, 168, 174, 176, 178 f., 185, 187*, 195, 200, 218, 220, 222 f., 248, 265*, 269, 273 f., 278, 306, 338
Apollonia 138, 153, 291, 371, 379, 380, 428, 436
Apollonius aus Rhodus 275,
— aus Tralles 274
Apologeten 229
Apoxyomenos 269*
Appische Straße, via Appia 290, 347, 348* ff, 358, 391
Apries 14, 44, 97
Appius s. Claudius
Apuaner Alpen 296
Apulier, Apulien 290 f., 300, 302, 332, 347 f., 350 f., 354, 369, 371, 412
Apulische Scholle 290
Aquä Sextiä 402,
Äquer 300, 302, 330, 336 f., 341 f., 348 f.
Aquileja 374
Aquillius 405
Aquitanien 367, 423
Araber, Arabien 4, 6, 7, 8, 9, 17, 28 f., 59, 87, 97, 261, 429, 440
Araceli 304
Aramäer 6, 7, 38, 77, 80
Aras 415
Aratus (Dichter) 275
— (Stadt) 60
— (Stratege) 372
Arausio 401 f.
Arbela 5
Archelaus (v. Mazedonien) 244
— (Feldherr) 407
Archidamus I. 198, 201,
Archidamus II. 240 f., 261, 344, 346
Archilochus 161
Archimedes 283*, 371
Architrav 165
Archonten 151, 155
Ardea 302
Areopag 150, 155, 159, 189 f.
Ares, Areshügel 123, 128, 150, 155*, 195, 222, 355*
Arezzo s. Arretium.
Argadeis 150
Argeaden 244, 264
Argeer 313
Arginusen 111, 213
Argiver, Argos 64, 109, 115 ff., 130, 142, 149, 188 f., 191, 200, 206 f., 216, 222, 234 f., 241 ff., 249, 271, 356, 379
Argivischer Bund 206
Argo 106
Argolis 109, 117, 121, 123, 131 f., 134, 140, 143, 176
Argonauten 224, 226
Argonautika 275
Ariaramnes 98
Ariäus 233
Aricia 320 f., 347
Ariciniſche Diana 321
Arier 16, 91, 94, 257, 258
Ariminum 287, 358, 367 f., 374
Arion 153*, 220
Ariovist 422
Aristagoras 102, 169 f.
Aristarch 144, 283 f.
Aristides 174, 176 f., 179, 185, 188 f.
Aristion 171*
Aristipp 216, 229 f.. 282
Aristobulus 87
Aristodemus 132, 146
— von Kyme 299
Aristogiton 157* f.
Aristokratie 152, 278, 336, 395, 397, 409
Aristomenes 149
Aristonikus 394, 412
Aristophanes 215, 224 f.
Aristoteles 141, 220, 250, 260, 278, 279* ff., 282
Arkader, Arkadien 108, 109, 115, 131, 134, 149, 218, 240 ff., 277
Armenien, Armenier 3, 7, 8, 13, 95, 99, 233, 266, 414, 416, 439 f.
Armenische Berge 405
dell Armi, s. Leukopetra
Arno 290, 292, 296, 302, 368
Arpinum 399, 444
Arretium S. 298, 351, 358, 368, 427
Arrhidäus 262, 264
Arsakiden 102, 266
Arsakes 266
Arses 102, 251
Artaphernes 171
Artaxata 414, 416
Artaxerxes I. Langhand 84, 183, 189
Artaxerxes II. Mnemon 84, 91, 233 ff.
Artaxerxes III. Ochus 62, 102, 251, 255
Artaxerxes IV. 256
Artemis 63, 125 ff., 306
Artemesia 273
Artemisium 111, 175
Arverner 421, 423 f.
As 318*, 356
Asasel 73
Äschines 248, 268*
Äschylus 177, 189, 215, 221—225
Asculum in Apulien 354
Asculum in Picenum 404
Asiaten, Asien 11 f., 14, 16, 34 f., 39, 42, 85, 96, 98, 101 f., 127, 134, 172 f., 215, 226, 231, 234, 247, 250, 252 f., 257, 260, 263, 265 f., 294, 302, 380, 405, 407, 414, 425
Asidäer 86
Asis 300
Askalon 41
Askra 144 f.
Äskulap 109, 111, 125
Äsopus 107, 179, 192
Aspasia 196
Asphodelus, Asphodeluswiese 128
Assarhardeon 11* ff., 15, 42 f., 62
Assur 5 f., 13 f., 19
Assurbanipal 12 f., 22, 95
Assurnaßirpal 6*
Assyrien, Assyrier 3, 5—9, 11—15, 19, 37, 42 f., 60, 62 77, 81, 94 f., 233
Astarte 34, 62 ff., 80
Asturier 375
Ataineb 45*
Atbara 28 f., 43
Aternus 300
Athalja 81 f.
Athen, Athener 64, 108, 109*, 110, 116, 118, 123 f., 130, 132, 142 f., 150 f., 153 f., 156* ff., 166*, 169 ff., 172 bis 179, 182, 183, 184*—190, 191*—194, 195*—198, 199*—213, 214*, 215, 216*, 219, 225 ff., 230, 232, 234*—237, 238*—243, 245 bis 251, 261 f., 267 f., 271, 278, 281 f., 364, 389, 407, 441, 444
Athene (Parthenos) 108, 114, 123, 124* f., 127 f., 150, 153, 156, 165, 187, 195, 198, 217, 219, 222, 224, 272, 277
Athenischer Bund 192
Äthiopien, Äthiopier 12, 36, 42 f., 97 f.
Athosgebirge 170, 173, 273
Atilius Regulus 360 f.

Atlanten 217
Atlantischer Ozean 136, 262
Atlas 218
Ätna 124, 291*, 294, 295* f.
Ätoler, Ätolien 106. 131 f., 203, 250, 263, 372, 379 ff., 386
Ätolischer Bund 265
Atome 164, 281
Atossa 173
Atreus 118
Atrium 335
Attaliden 272, 284
Attalus, Feldherr Philipps 250
Attalus I. 266, 274
Attalus II. 383
Attalus III. 394
Attika 108, 110, 112, 121, 123, 127, 132 ff., 143, 150, 153, 156, 158, 160, 172 f., 176, 178 f., 186 f., 189 f., 193, 198, 202, 204, 209, 217, 220, 222 f., 232, 235, 238, 240, 248, 378, 412
Attischer Bund 199, 212, 232, 236, 238 f., 242, 359
Atum 46
Auaris 34
Aufidus 290, 369
Auguraculum 314
Auguralwesen, Augurn 309 ff., 315, 335, 409
Augustus 87, 292, 311, 320, 361
Aulis 108
Aulus 399
Aurelische Straße 358
Aurelius Scaurus 401
Aurunker 302. 343 f., 346 f.
Auspizien 309, 315, 333
Autolykus 126
Auvergne s. Arverner.
Autun s. Bibrakte
Avaricum 424
Aventin 303, 306, 313, 320 f., 328, 330, 338, 397
Avernersee 292
Avesta 93
Arius 244

B.

Babel 22, 84, 96, 102
Bab-el-Mandeb 33
Babylon, Babylonien, Babylonier 1 bis 24, 3 ff., 7, 17, 19 f., 22 ff., 44, 49, 59 f., 62, 68, 72, 83 f., 95 f., 99, 102, 128, 233, 255, 261, 263. 270, 272
Bacchanalien 385* f.
Bacchus 124, 157, 106
Bagdad 3
Bagoas 251
Bajä 292
Baktrien 183, 256 f., 266
Bal 34, 63
Balawat 7
Balearen 136, 371, 374
Balkanhalbinsel 105, 115, 265, 290, 412
Bal-Samen 63
Baltisches Meer 298
Bankiers (bei den Römern) 387
Bantia 301
Barak 75
Bardija 98
Bari 290
Barka, Hochland von 135
Barkas 362
Barkiden 365, 366
Basento 287
Basileus 151*
Basilika 391
Bassae 241
Bast 46, 48*
Bastia 292
Barhseba 78
Bauern (bei den Römern) 387, 388, 392, 393, 398, 410
Beduinen 34, 359
Behistan 99
Beirut 6, 38
Bel 17, 18, 19, 22
Belger 402, 422
Belit 18
Bellona 408
Bellutus s. Sicinius
Belsazar 16
Beludschistan 259
Beneventum 300, 355, 356, 358
Benhadad 7
Beni-Hassan 51
Benjamin 76
Berber 28
Bericische Hügel 288
St. Bernhard, Kleiner 367, 368
Berosus 23, 284
Bersabee 69, 77, 78
Berytus 60
Besançon s. Vesontio
Bessus 256
Bestia 399
Bethel 69, 81
Bethlehem 88
Bias 156, 168, 293
Bibrakte 422
Biscaya, Busen von 137
Bithynien 266, 381, 383, 405, 414, 416 f., 429
Bocchus 399, 400
Boeo, Kap 293
Böhmen 374
Bojer 302, 351, 364, 367, 374
Bokchoris 42
Bologna s. Bononia
Bon, Kap 360
Bonifacio, Straße von 292
Bononia 298, 374, 437
Böotien 107, 108, 113, 121, 131, 140, 192, 193, 200, 204, 216, 241, 242, 245, 248, 249, 250, 263, 234, 237, 407, 239, 240
Böotier 131, 140, 145, 160, 203,. 206, 239*, 242, 243, 245, 246, 250, 234
Böotischer Bund 200, 239
Bosporaner 416, 429, 431
Bosporus 101, 182, 184, 233, 407
Botta 24
Bourges s. Avaricum
Bovianum 300, 349, 350, 405
Brahmanen 258, 259
Brasidas 204, 205
Brenner 402
Brennus 339, 340, 431
Brenta 288
Bretagne 423
Bretter s. Bruttier
Brindisi (Brundisium) 290, 297, 358, 407, 427, 438
Britannien, Briten 60, 423
Bruttien 287, 293, 296, 358, 405, 412
Bruttier 295, 300, 352
Brutus s. Junius
Bubastis 42
Buddha 258
Bukolische Poesie 276
Buleuten 159
Bundeheseh 93
Bundesbuch 71
Bundesgenossen bei den Athenern 184 ff.
Bundesgenossen bei den Römern 358, 394, 395, 397, 403, 404, 406
Bundesgenossenkrieg bei den Athenern 246, bei den Römern 404 f.
Bundeslade 73, 75, 77, 79
Bürgerkriege 406, 407, 408, 411, 424 bis 430
Buto 30
Byblus 64
Byrsa 377
Byzantier 188
Byzanz 101, 135, 139, 182, 188, 212, 235, 242, 248, 378

C.

Cäcilius Metellus, im 1. punischen Kriege 361
— Metellus, im Jugurthinischen Kriege 399 f., 403
Cäcuber 302
Cadenabbia 289*
Cagliari s. Caralis
Calabrien 287, 302
Calener 302
Cälius, Hügel Roms, 313
Cälius Antipater 445
Calpurnia 435
Calpurnius Bibulus 420
Calpurnius Bestia 399
Calvinus s. Veturius
Camenen 308
Camillus s. Furius
Campaner, Campanien 287, 295, 299 f., 302, 420, 427, 430
Campidano 293
Campi Phlegraei 292
Campus Martius (Marsfeld) 305, 318 f., 324, 331, 408, 410
Cannä 369 ff., 374, 378, 382.
Canulejus 331 f.
Canusium 371
Capenä 338
Cäpio s. Servilius
Capreä (Capri) 292
Capua 292, 299, 343, 346 f., 358, 370, 397, 412, 427
Caracalla 274
Caralis 293
Carbo s. Papirius
Cäre 298, 317, 340, 343, 346
Cäriten 357
Carnuten 423
Carrara 296*
Carrhä (Harran) 425 f.
Casamare 399
Cäsar s. Julius
Cassische Straße 358
Cassischer Vertrag 325, 343, 347.
Cassius, Konsul im Cimbernkrieg 401
—, Longinus 435 ff
—, Volkstribun 427
— Viscellinus 325, 333
Catamitus 308
Catilina s. Sergius
Cato s. Porcius
Catullus s. Valerius
Catulus s. Lutatius
Caudium, Caudiner 300
Celano, See v. C. s. Fucinussee
Cenabum 423
Cenomanen 302, 364
Census 318 f., s. auch Zensus, Zensur, Zensor
Centuriatkomitien 319, 322, 324, 327 f., 334, 357, 360, 378, 388, 408 ff.

Centurien 318 f., 322, 330, 341
Cerberus 130
Cerealien 305, 334*
Ceres 305 f., 309, 327
Cervetri s. Cäre
Cevennen 424
Chabiri 37
Chaboras 3
Chabrias 238 f.
Cha-Em-Het 37
Chalcedon 101, 135, 139, 184
Chaldäa, Chaldäer 8, 11 f., 16
Chalkidier, Chalkis (Chalzidier, Chalzis) 111, 114, 135 f., 139, 160, 193, 246, 249, 266, 279 f., 384
Chalkidischer Städtebund 245
Chalkidize (Chalzidize) 135, 139. 153, 157, 173, 198, 205, 236 f., 246, 278
Chalkis in Akarnanien 192
Champollion 56
Chäremon 55
Chares 246, 273
Chariten 127, 308
Charon 127
Charondas 151
Chäronea 192, 248 ff., 261, 267, 407
Chartres 423
Chartum 28
Charybdis 293
Cheirisophos 233
Chelonatas 110
Cheops 32, 50 f.
Chephren 32, 50
Cherubim 73
Chier, Chios 96, 110 f., 134, 167 f., 170, 185, 188, 199, 378
Chilon 156
Chinesen 53
Chiusi s. Clusium
Chnubis 46
Chörilus 275
Christen 229
Chrysippus 281
Chuenaten s. Echnaton
Chutaten 48, 52
Chut-Aton 37
Cicero s. Tullius
Cilicien 7, 15, 37, 95 f., 171, 184, 233, 252, 381, 413 f., 416, 421
Cimbern 400 ff, 412
Cimtnischer Wald 348, 351
Cincinnatus s. Quinctius
Cinna s. Cornelius
Circe 302
Circei 302
Cirta 398, 399* f.
Claftidium 365
Claudius Appius 326, 328, 330
— Enkel des Vorigen 330
— (Zensor) 347, 349, 355, 357, 389
— Appius C. Caudex 360
— Kriegstribun 360
— (Kaiser) 391
— Marcellus 365, 370
— Nero 371
— Pulcher, Konsul im 1. Punischen Krieg 361
— Pulcher, Schwiegervater des Tib. Sempronius Gracchus 394
Clermont 424
Cloaca Maxima 320*
Clodia 443
Clodius Pulcher 415, 421, 424 ff., 443
Clölia 323
Clusium, Clusiner 298, 323, 339, 350 f., 358, 364
Coblenz 423
Cocles s. Horatius
Col di Altare 290
Cölesyrien 265
Collinisches Tor 340, 408
columna rostrata 360, 361* f.
Comersee 288, 289* f.
Comino 294
Concordia 307, 334, 339*, 360*, 398
conscripti (patres) 322
consul suffectus 322
Consul, Consulat, s. u. K.
Corarius 412
Corduba 431
Corfinium 300, 404, 427
Coriolan s. Marcius
Cornelia 393*
Cornelius Cinna 406 f., 410, 417
— Cossus 338
— Nepos 443
— Scipio Barbatus 350*, 391
— Scipio, Publius 367, 372
— Scipio, Gnäus, Bruder des Vorigen 367, 372
— Scipio, Publius (der ältere Afrikanus) 372, 373*—375, 381
— Scipio, Lucius (Asiatikus) 380 f.
— Scipio, Publius (der jüngere Afrikanus) 375, 377 f. 392, 442
— Sulla 398—405, 406*—411, 413 f., 417, 437, 444 f.
— Faustus, Sohn des Vorigen 89
corpus iuris 328
Corsica s. u. K.
Cortona 278
Cossus s. Cornelius
Côte d'or 424
Crassus s. Licinius
Crathis, Crati 300
Cremera 338
Cremona 365, 367
Cumä 136, 300, 343, 346, 410
Cumanische Seherin 310
Cures 314
curia 321, 403
curio 315
Curio, Gajus 426
Curius Dentatus 355
Cursor s. Papirius
Cykladen s. Kykladen
Cypern, Cyprier (Cyprioten) 12, 15, 44, 61, 64, 96, 121, 135, 154, 168 ff., 182 ff., 192, 234 f., 267, 271, 281, 413, 421, 428
Cyropädie 95, 228
Cyrus (Kyrus) der Ältere 16, 62, 83 f., 95 ff., 161, 168, 173, 255
— der Jüngere 212, 214, 228, 233

D.

Dädalus 111, 120
Dalmater
Dalmatinische Alpen 290
Damaskus 7, 8 60, 77 80
Damiette 29
Damon 190
Dämonen 92, 309
Dan 77, 78, 81
Danae 130
Danaer (Danauna) 41, 115
Danaos 115, 222
Daniel 24, 83, 84
Daphnis 246
Dardanellenstraße 116, 135
Dardanus 407
Dareikos 99*
Dar-el-baheri 35* f.
Darius I. 18 f., 44 f., 56, 84, 98 ff., 168 ff., 173, 180, 224, 236, 255.
Darius II. 45, 212, 233
Darius III. Kodomannus 102, 251 bis 256, 260—270
Daskyleum 96, 168, 212
Datis 171
Daunier 302
Daunus 290
David 14, 76 ff., 86, 88
Dea dia 309
Deborah 75
Decimus Brutus 427, 436 f.
Decius (Kaiser 249—251 n. Chr.) 163
— Mus 344, 351
— Sohn des Vorigen 351
Deinokrates 254
Dejokes 13, 94
Dekalog 71
Dekelea 209, 212
Dekeleischer Krieg 205, 209 f.
Delischer (Delisch-Attischer Bund) 182, 184, 186, 191, 193
Delium 204
Delos 110, 125, 181, 185, 187, 243, 383, 412
Delphi, Delpher, Delphisches Orakel 96, 107, 115, 126, 140, 142, 166, 176, 179 f, 192, 200, 214, 222 f., 248, 265, 269, 298, 302
Delta 29, 39 ff., 47, 183
Demades 243
Demarete 181
Demaretcion 181*
Demeter 112, 123, 124, 125* ff., 128 ff., 140*, 306
Demetrias 266, 379
Demetrius von Phaleron 282
— von Pharus 366
— Sohn Philipps V. 379, 381
— (Historiker) 284
Demetrius Poliorketes 264 f., 353
Demiurgen 151
Demokratie 158 ff.
Demokrit 164*, 281
Demos 152 f., 158 f., 251.
Demosthenes (Feldherr) 203 f., 209 f.
Demosthenes (Redner) 246, 247, 248* ff., 250 f., 263, 267 f.
Demotische Schrift 53
Denar 356*
Dentatus s. Curius
Derdas 237
Derkyllidas 233
Deukalion 115
Deutsche s. Germanen
Deutsches Reich 91
Deutschland 297
Dexileos 199
Dezemvirn 328 ff., 335, 337
Diadochen 262, 264, 270, 282
Diadumenos 219
Diakria, Diakrier 108, 156 ff.
Dialis (Flamen) 308
Diana 303, 306, 320
Dianus 305
Diarbekir 3
Dido 62
dies atri 334
dies fasti 341
Diespiter 305
Diktator, Diktatur 324, 327, 330, 333, 335 f., 347, 408, 410, 428 f.
Diodotus 266
Diogenes (Kyniker) 230
— (Stoiker) 389
Diokletian 287
Diolkus 109
Dione 123, 304

Dionyſien 157, 195, 220, 225, 261
Dionyſius I. 241
— (der Jüngere) 231
Dionyſus 112, 124, 125*f., 127, 217f., 220f., 225, 257, 438
Dioskuren (Kaſtor und Pollux) 130, 324*f.
— (Amphion und Zethus) 274
Diospolis 32
Diphilus 226, 390
Dirke 244
Dis 306
Diskus 141
Dnjeſtr 101
Dodona 105, 122
Doloper 175
Domitius Ahenobarbus 427
Don 135
Donau 101, 401
Dora Baltea 288, 367
— Riparia 288
Dorier 106, 108, 115f., 130ff., 134f., 137, 140, 145, 162, 203, 224
Doris 107f., 131, 191, 240, 245
Doriſche Säulen 165*
Doriskus 182
Dorus 115
Drakon 154
Drama 220ff., 389
Dreibund ſ. Triumvirat
Dreißig Tyrannen 232
Drepanum 294, 361ff.
Dromos 118
Druiden 421
Dryaden 127
Dryoper, Dryops 113
Dubnoreix 421*
Dubnovellaunus 423*
Ducetius 301
Duero 375
Duilius 360
Durazzo (Dyrrhachium) 291, 427f.
Dur-Sargon 9*

E.

Ea 17f., 21ff.
Ebro 365, 367, 372
Ebuſus 359
Echnaton 37, 48, 51ff.
Edom, Edomiter 70, 77, 80, 86
Edfu 46
Eion 182, 205
Ekbatana 7. 94ff., 100, 226, 255f., 261, ſ. Hamadan
El 17, 63
Elam 5, 12, 15, 22, 95
Elamiten 4, 9, 11f., 94
Elatea 107, 248
Elba 291f., 299, 351
Elea 163, 168
Eleaſar 85
Eleaten 228, 230
Eleer 140, 142, 149, 206, 243, 372
Elefantine 28f., 43, 46f., 226
Elegie 161
Eleuſinien 123, 124, 157, 207
Eleuſis 108, 123, 151, 195, 212*, 232f.
Eleutherä 216
Eleutherien 179
Elias 93, 112
Eliasberg 177
Eliezer 70
Elimäa 237
Elis 110, 113, 131f., 216, 218f., 228, 250, 282
Eliſſa 62
Elſaß 422
Elteke 10, 42
Elwend 94
Elymer 297, 303
Elyſium 128
Empedokles 163f.
Emporium 391
England 283, 359
Ennius 386, 390f.
Enomotien 147
Epaminondas 237*ff.—244
Epheſus 134, 163, 165, 189, 213, 216, 270, 283, 380, 397, 405
Ephialtes (Athener) 189f.
— (Malier) 175
Erboren 146f., 182, 211f., 232—236
Epidamnus 138, 197, 291
Epidaurus 109, 218
Epigonen 262
Epikur (Epikureismus uſw.) 86 281f., 311, 410, 442, 445
Epipolä 208f., 371
Epirus (Epiroten) 105f., 113, 115f., 123, 131, 134, 138, 189, 248, 261, 265, 352f., 356
Epiſtates 159
Epos der Griechen 143f.
— der Römer 390
Eratoſthenes 133, 283f., 293
Erdgöttin 107
Erdorakel 107
Erebos 127
Erech 4
Erechtheion 150, 166*, 217
Erechtheus 115, 150
Eretria, Eretrier 111, 169, 171, 193
Eridu 4
Erinyen 108, 127
Erymanthus 108
Eryn-Kog 136, 251
Erythrä 134, 167, 187
Eryx 64, 362
Erziehung bei den Spartanern 147
Eſagila 15
Eſdras 84
Eſino ſ. Äſis
Eſquilin 304, 313
Eſra 84
Eſſener 84
Eteokles 222f.
Ethik 229f.
Etrurien, Etrusker 40, 136f., 168, 208, 292, 296ff., 301ff., 303, 306, 310, 312, 316, 323, 338f., 341ff., 346ff., 350ff., 354, 358f., 364, 368f., 404, 412, 422
Etſch 288, 402
Euagoras 234ff.
Euböa, Euböer 108, 111f., 116, 131, 133, 135, 160, 171, 175, 188, 193, 200, 211, 235, 239, 240, 243, 246f., 266
Euböiſcher Meerbuſen 106
Eubulus 246
Eudamidas 236
Eufemia, Buſen v. 287, 291
Euganeiſche Hügel 288
Eugubiniſche Erztafeln ſ. Iguviniſche Erztafeln
Euhemerus 275, 386, 391
Euklides (Philoſoph) 216, 229f.
— (Mathematiker) 283f.
Eumenes (Geheimſchreiber Alexanders) 262f.
— (Attalide) 380—383
Eumeniden 127, 222f.
Eunomia 149
Eupator (Seleukide) 86
Eupatriden 151f., 158, 314
Euphrat 3f., 8f., 13, 15f., 35, 37, 44, 60, 64, 68f., 77, 102, 233, 253f., 266, 270, 282, 425, 435
Eupolis 224
Euripides 215, 221, 223, 224*ff., 391
Euripus 108, 160
Europa, Europäer 38, 41, 64, 125f., 169, 178, 180, 182, 226, 252, 262, 294, 372, 378, 380, 407
Europe 112
Eurotas 109, 145, 158, 190, 234, 236 241
Euryalus 209*
Eurybiades 175f.
Eurymedon 192, 187
Eurypontiden 146
Euryſthenes 132, 146
Euryſtheus 130
Ezechias 83
Ezechiel 24

F.

Fabier 338, 391
Fabius Maximus Cunctator 369f.
Fabius Pictor 389
Fabius Rullianus 348, 351
Fabricius 352, 354
Falerii 301, 338, 343, 351
Falerner 302
Falisker 301
Familie bei den Römern 315
Fano 371
Farneſe 274
Faro 293
Fäſulä 302
Fauna 305
Faunus 305, 308
Fauſtus Cornelius ſ. Cornelius
Fayum 34
Feldzeichen der Römer 400
Felſina 298f.
Feralia 307
Ferentina 302, 306, 345
Feretrius ſ. Juppiter
Feriä Latinä 302, 304, 327
Fetialen 309, 315, 335
Feueraltäre 94*
Fidenä 338
Fides 307
Fieſole ſ. Fäſulä
Fimbria 407
Fiumare 294
Flaccus ſ. Fulvius und Valerius
Flagellum 412*
Flamines 308, 335
Flaminiſche Straße 358
Flaminius 368
Flamininus ſ. Quinctius
Flora 305, 307, 386
Floralien 305
Florenz 358
Forchia 300
Formula Togatorum 356
Fortore ſ. Frento
Fortuna 307
Fortuna virilis 392*
Forum Romanum 306, 320, 323ff., 334, 339, 388, 391
Forum Julium 431
Forum Triangulare 291*
Frankreich 136, 297
Frascati 299
Fregellä 346f., 395
Frentaner 300, 347, 349
Frento 300, 302

Freigelassene bei den Römern 349, 357, 388, 406 f., 409 f.
Friede des Antalkidas 232, 236, 238 f.
Friede des Nikias 205
Fries 165
Fucinussee 290, 300
Fulvia 438
Fulvier 391
Fulvius Flaccus 395, 397 f., 404.
Fulvius Nobilior 386
Fünfhundertscheffler 152, 155
Fünfstromland 257 f.
Furculä Caudinä 300
Furius Camillus 334, 338, 340 f., 398
Furlopaß 297*
Furrina 398

G.

Gäa 128 f.
Gabinius 414
Gad 74
Gadara 276, 284
Gades 60 f., 365, 373 f., 432
Gaëta 291, 302, 437
Galater, Galatien 265 f., 381, 416, 440
Galba s. Sulpicius.
Gallläa 86
Gallien, Gallier 63, 96, 265 f., 275* f., 295, 299, 302, 338 ff., 346, 350 f., 359, 364 f., 369, 371, 374, 382, 398, 401 ff., 412, 421 ff., 427 ff., 431, 433, 436 f., 440.
Gallius Egnatius 350
Ganges 258
Ganymedes 308
Gardasee 288 f.
Gargano (Garganus) 296
Garigliano 290, 302, 320, 346 f.
Gäsaten 364
Gaugamela 254, 267
Gaulos s. Gozzo.
Gaumata 98 f.
Gaurusberg 343
Gavius Pontius 346
Gaza 253, 264
Gedrosien 259
Gela 137, 166 f., 215, 222
Gelasius I. 305
Geleonten 150
Gelon 180 f.
Genezarethsee 68
Genfer Konvention 140
Genfer See 398
Genius, Genien 307
Gentes 315, 317
Gentius 382
Genua 297
Geomoren 151
Gerania 108
Gerara 169
Gergovia 424
Gerichtshöfe bei den Römern 387, 410
Germanen 365, 401, 422 f., 439
Geronten 146 f.
Gerusia 146 f.
Gespannbauern 152, 154, 160
Gibea 76
Gibraltar 70
Gideon 75
Giganten 218, 276
Gilgamesch 21 f.
Gioja 291
Girgenti (Gergenti) s. Agrigent.
Gise 47, 50, 55
Glabrio s. Acilius.
Gladiatoren 386, 412
Glaucia s. Servilius.
Gobryas 16, 84
Goethe 224
Gomorrha 68
Gordius, Gordium 252
Gorgias 203, 216, 228, 267
Gorgonen 138
Gortyn 135
Gosen 29, 34, 36, 70
Gozzo 294
Gracchaner 395, 398
Gracchen 392 f, 444 f.
Gracchische Bestrebungen, Gesetze 393—397, 402
Gracchus, Tiberius Sempronius 375
— Sohn des Vorigen 393 ff., 398
— Gajus Sempronius 394 ff, 403
Gräen 128
Graeci 115
Graer 115, 131
Grakka 115
Granada 374
Granikus 252, 260
Gran Sasso d'Italia 290
Grazien 127, 308
Gregor XIII.
Griechen, Griechenland 10, 22, 27, 29, 32, 34, 41 ff., 47, 52, 60, 64, 67 f., 91, 101 f., 103 ff. (s. auch Hellas, Hellenen).
Großgriechenland 138, 287, 371
Großkaufleute bei den Römern 387, 396
Grotesend 24
Guadalquivir 365
Guadiana 365
Gubbio 299
Gudea 5*
Gyges 43, 167 f.
Gylippus 208, 210
Gymnasien in Athen 195
Gytheum 192, 241

H.

Hades 123, 126, 128, 130, 234
Hadrian 61, 219
Hadrumetum 430
Haliartus 107, 235
Halikarnaß 135, 216, 226 f., 252, 272
Halys 15, 95 f., 405
Hamadan 94
Hamath 9, 14, 60, 98
Hamilkar 181, 215
— Barkas 361, 363 ff., 372 f.
Hamiten 46, 59, 68
Hammurabi 4 f., 8, 15, 18, 24, 72
Hämon 223
Hannibal 358, 365—368, 369*—374, 376, 378, 380, 389, 415
Hanno 360
Hapi 27, 45, 46* f.
Haremhab 37 f.
Harmodius 158, 159* f.
Harmost 148, 232, 235, 239
Harpagos 95 f, 99, 168
Harpalus 263, 268
Harran (Carrhä) 12, 68
Haruspices 310
Hasdrubal, Feldherr im 1. Punischen Krieg 361
—, Schwiegersohn von Hamilkar Barkas 365 f.
—, Sohn von Hamilkar Barkas 365, 371 ff.
—, Unterfeldherr Hannibals, 369 f.
—, Feldherr im 3. Punischen Krieg 376 f.
Hasmonäer 85 ff.
Hastati 341 f., 400
Hathor 31, 36, 45 f.
Hatria in Oberitalien 138
Hatria in Picenum 351
Hatschepsu 36
Hebe 123, 131
Heber 68
Hebräer 36 f., 68, 70
Hebron 69, 77, 86
Hebrus 182
Heilige Schar 239 f., 249
Heilige Schrift 55, 63, 67, 88
Heiliger Berg 326, 330
Heiliger Krieg 141, 245, 247 f.
Hekatäus 169 f.
Hekate 128
Hekatompedos 217
Heliäa 155, 187, 189
Helikon 107
Heliopolis 29, 46, 48, 71, 284
Hellanodiken 141
Hellas (Hellenen, Hellenentum 115 ff., (s. auch Griechenland u. Griechen)
Hellen 115
Hellenika 228
Hellenismus, hellenistisch 85 ff., 267 bis 284
Hellenotamien 185
Hellespont 135, 136* f., 157, 169, 173, 178, 182, 185, 212, 214, 233, 251, 378
Heloten 132, 145, 147 ff., 179, 187, 189 ff., 200, 204, 241
Helvetier 401, 422
Hephästion 259, 261 f, 273
Hephästus 123 f., 128, 222
Hera 111, 122* f., 128, 130 f., 138, 165, 304
Heraklea in Griechenland 106
— in Italien 138, 216, 353 f.
Herakles 21, 44, 64, 109, 124, 130*, 132, 139*, 141, 145, 167, 218*, 222, 257
Herakliden 133, 153
Heraklit 163*, 228, 281
Herihor 42
Herkte 362
Herkules s. Herakles
Hermeias 278 f.
Hermes 126 ff., 307
Hermesbilder 207*
Hermodorus 329
Hermokrates 203, 210
Hermon 68
Herniker 302, 325, 333, 342 ff., 346, 348, 357
Herodes 87 f., 272
Herodot 22, 27, 43 f., 97, 99, 106, 115, 175, 216, 226, 227* f.
Heroen 129 f., 145
Herostratus 270
Hesiod 128, 144 f., 163
Hesperide 218*
Hesperien 261
Hestia 120, 128
Hetären 260
Hethiter 5, 7, 34, 37 ff., 41, 60, 72, 75, 77, 119
Hic-schasu 34
Hiempsal 398
Hieratische Schrift 53
Hieroglyphen 55 f.
Hieron 142, 181
Hieron der Jüngere 358 ff., 370
Hieronymus (d. heilige) 144
— von Syrakus 370
Hilleh 16
Himalaya 257

Himera 136, 180 f., 208, 215
Hindukuſch 256
Hipparch (Reiteroberſt) 277
— Tyrann von Athen 157 f.
— Aſtronom 283
Hippias (Sophiſt) 216)
— (Tyrann) 157 f., 169, 171 f.
Hippodamia 218
Hippodamus 216
Hippodrom 141, 218
Hippokrene 107
Hippokrates (Strateg) 204
— (Arzt) 216
Hiram 61 f., 78, 80
Hirpiner 300
Hirtius, Aulus 436, 445
Hiſtiäa 193
Hiſtiäus 101 f., 169 f.
Hoheprieſter 73, 84 ff.
Hohe Rat 85
Homer 27, 32, 112, 115 f., 128, 143* ff., 162 f., 241, 377 f.
Homeriſche Frage 144
Homeriden 144
Homo novus 335, 355, 386, 400
Hophra ſ. Apries
Hopleten 150
Hopliten 147*
Horatius Barbatus 330, 337
— Cocles 323
Horaz 442
Horen 123
Hortenſius 388,
Horus 30 ff., 46 ff.
Hoſtilius Mancinus 375
Hundsköpfe ſ. Kynoskephalä
Hunnen, weiße 121
Hyaden 127
Hydarnes 175
Hydaspes 257, 259
Hydruntum 290
Hyktſos 34 f., 70 f.
Hyllus 132
Hymettus 108
Hymnen 144
Hyperides 247
Hyphaſis 258
Hyrkanien, Hyrkanier 98 f.
Hyrkanus 87
Hyſtaspes 98

J.

Jakchus 124, 212
Jaſon, Führer der Argonauten 224
Jaſon von Kyrene 244
Jaſon von Pherä 240, 242
Iberer 297
Ibis 46
Ibiza ſ. Ebuſus
Ibykus 162
Icilius 328, 330
Ida (auf Kreta) 112, 115
Ideenlehre bei Plato 230
— bei Ariſtoteles 279 f.
Idumäer (Edomiter) 86, 429
Iguviniſche Erztafeln 299
Ikaria (Inſel) 111
— (Dorf in Attika) 220
Ikarus 111
Iktinus 215 ff.
Ilerda 427
Ilias 117, 143 f., 391
Ilion 110, 378, 435
Illyrien, Illyrier 115, 131, 138, 244 f., 364, 374, 382, 384, 401, 407, 420, 438 f.
Imbros 111, 136*, 188, 235, 249
Imperator 430, 432
Inachus 109
Inarus 183
Inder, Indien 91, 99, 102, 180, 251, 254, 256, 258 ff., 265, 439
Indiſcher Ozean 59, 78, 259
Indoeuropäer 91
Indus 91, 99, 102, 180, 251
Inſubrer 302, 364 f., 367
Interamna 347
Io 60
Iolkus 106
Ion 115, 150, 155
Ionier, Ionien 102, 110, 115 f., 121, 125, 133 ff., 140, 143 f., 161 f., 168 ff., 181 f., 185, 203, 212, 220, 233 f.
Joniſcher Aufſtand 163, 169 f.
Joniſche Inſeln 113
Joniſches Meer 105 f., 138, 249, 290
Joniſche Säulen 165 166, 167* f.
Iphigenie 220, 224
Iphikrates 235, 241
Iphitus 141
Ipſus 264 f., 353
Ira 149
Iran, Iranier 3, 8, 13, 36 ,91 f., 94 ff., 102, 115, 179, 255 f.
Iris 123
Iſaak 69
Iſagoras 158
Iſai 76
Iſajas 83
Iſboſeth 77
Iſchia 136, 292
Iſeoſee 288
Iſère 402
Iſidor 55
Iſin 4
Iſis 28, 31, 45 ff., 55, 56* f., 273, 440 (Kleopatra)
Iſmael 28
Iſmenias 237
Iſokrates 267
Iſonzo 288
Iſrael, Iſraeliten 7 f., 24, 38, 41 f., 63, 67—88, 284
Iſſa 138
Iſſus 252 ff., 261, 267, 270
Iſtar (Aſtarte) 11, 18 f., 21 f.
Iſthmien 140, 142
Iſthmiſcher Krieg 235 f.
Iſthmus 108 f., 174, 176, 179, 191 f., 202, 234 f., 241 f., 384
Italer 287
Italica in Italien 404
— in Spanien 374
Italien, Italiker 61, 110, 136 f., 153, 194, 209, 261 f., 277, 287 f., 290 f., 293—298, 300—303, 339, 341, 343, 346, 350, 355—358, 364, 367 f., 371 ff., 378, 380, 382 f., 389, 393 f., 397, 399, 401 f., 404—409, 411 f., 416
Italiſche Eidgenoſſenſchaft 356 f., 363 f.
Ithaka 110
Ithome 110, 148*, 189, 191, 241
Jabeſch 76
Jahwe 67, 69, 71, 74 ff., 82 ff., 91, 96
Jahwetempel 61, 425
Jakob 34, 69, 71 f.
Jambus 161
Janiculum 314, 323, 388
Janus 305 f., 441
Japygier 302, 358
Jasna 93
Jaxartas 256
Jebus 77
Jehova ſ. Jahwe
Jehu 7*, 81* f.
Jeremias 14, 83
Jericho 74, 87
Jeroboam 80 f.
Jeruſalem 10, 14 f., 37, 42, 44, 74, 77—81, 83—88, 96
Jesreel 68, 75 f., 81
Jezabel 81 ff.
Jezrael ſ. Jesreel
Joakim 14
Johannes 19
Jonas 24, 83
Jonathan 76, 86
Joram 81*
Jordan 68, 74, 76 f.
Joſeph 54, 69
Joſias 14, 44, 82
Joſua 74 f.
Juba 427, 428*—430
Jubeljahr 72, 82
Juda 8, 10, 12, 14 f., 42, 44, 76 ff., 80—84
Judäa 84 ff.
Judas Makkabäus 85 f.
Juden, Judentum 8, 10, 15, 37, 61, 67—76, 83—88, 96, 258, 266, 271, 284, 429, 440
Judith 24
Jugurtha 398 ff.
Jugurthiniſcher Krieg 398—400, 403, 446
Juli 432
Julia 420, 426
Julius Cäſar, Konſul 404
— Triumvir 53, 63, 307, 400, 410, 417, 419—424, 425*—427, 428* bis 432, 433*—438, 440 f, 443 bis 446*
Julus 431
Junius Brutus, Begründer der Republik 321 f., 435
— Cäſarmörder 435*—438
— Silanus 401
Juno 304 ff., 338, 340
Junones 304 307
Juppiter 19, 302—308, 310, 314, 320, 324, 227, 334, 344, 381, 430, 432
— Feretrius 338
— Latiaris 302
Jura 422
Juſtinus 229
Jütland 130, 401
Juturna 324* f.
Juventas 307

K.

Kabira 414
Kabiren, Kabirenkult 64, 111
Kabul 257
Kadeſch 38, 60, 77
Kadmea 237, 249 f.
Kadmeer 134
Kadmus 107, 124
Kalabrien 390
Kalach 5, 7, 14, 24
Kalamis 215, 219
Kalauria 268
Kalchedon ſ. Chalcedon.
Kalender 434
Kaliſkala 108
Kallidromus 106 f., 175
Kallikratidas 213
Kallimachus 171, 275, 283
Kalliſthenes 260
Kalpe 60

Kambunischer Höhenzug 106
Kambyses 45, 97 f. 168
Kameen 270
Kampaner, Kampanien (Campanien) 292, 317, 343 f., 347 f., 350, 353, 362, 369 f., 381, 405 f., 414, 420, 430, 441
Kanaan 40, 68, 70 f., 74, 77
Kanaanäer s. Kanaaniter.
Kanaaniter 34, 59, 61, 68, 74 f.
Kanopischer Nilarm 29
Kantabrer 375
Kapitell 165
Kapitol 303 f., 307, 314, 320, 324, 333 f., 340, 381, 395, 402 f., 436
Kapitolin 313, 318
Kappadoker, Kappadokien 9, 96, 252, 262 f., 266, 381, 405, 414, 416
Karchemisch 6, 9, 14, 44, 62, 83
Karer, Karien 43, 115, 121, 134, 169, 273, 381
Karkar 7, 81
Karmanien 259
Karmel 14, 38 f., 46, 59 f.
Karnak 32*, 33* f., 38 f., 46*, 48*
Karneades 389
Karneen 147
Karpathus 134
Kartagena 365, 367, 372, 374
Karthager, Karthago 59, 61 f., 98, 136, 168, 180 f., 203, 208, 215, 261, 294, 297, 299, 344, 354 f., 359 bis 366, 369—380, 384, 387, 395, 397, 413
Karyanda 99
Karyatiden 217
Karystus 111
Kasr 16
Kassander 264 f., 384
Kastalia 107*
Kastor 130
Katabothren 107 f., 290
Katana 136, 151, 208
Katania, Ebene von 294
Kaukasus 416
Keilschrift 20
Kekropia 150
Kekropiden 214
Kekrops 108, 150
Kelten 265 f., 274, 297, 299, 302, 339 f., 343, 351, 364, 368 f.
Keltiberer 375, 402
Kentauren 106, 218
Keos 216
Kephallenia 110, 201
Kephissus in Böotien 107, 248
— in Attika 108
— bei Eleusis 108
Keramikus 201
Kerata 108
Kerauniſches Gebirge 105
Kertsch, Straße von 135
Khorsabad 9, 15, 23 f.
Kimmerier, Kimmeriſcher Bosporus 94, 405, 416
Kimon 182 ff., 188—193, 195, 219, 251
Kimoniſcher Friede, Kimoniſche Zeit 184, 219
Kineas 354 f.
Kirchenväter 231
Kirjat-Jearim 75
Kirrha 107
Kiſſia 171
Kithäron 108, 179, 181, 238
Kition 61 f., 184, 281
Klazomenä 134, 164, 187
Kleanthes 281
Klearch 233
Kleinarmenien 405, 416, 429
Kleinaſien 5, 13, 17, 36, 41, 60, 68, 95, 102, 110, 112, 119, 121, 131, 133 f., 137, 143 f., 154, 168, 174, 184, 187, 211 f., 233, 252, 263, 265 f., 272, 297, 378, 380 f., 413 f., 416, 429
Kleiſthenes 158 ff.
Kleobulus 156
Kleombrotus 239 f.
Kleomenes 158
Kleon 202—206
Kleonymus 303
Kleopatra 429, 438—441*
Kleruchen, Kleruchien 160, 171, 188, 193, 199, 202 f., 207
Klienten 314 f., 387 f.
Klitus 252, 260
Kloaken 320
Klupea 360 f.
Klytämneſtra 222
Knemis 107
Knidus 135, 273, 235
Knoſos s. Knoſſos.
Knoſſos 119, 121, 134
Kodriden 154
Kodrus 132, 134, 150, 156
Kohorte 400
Kollon 218
Kolchis 224, 405, 429
Kolonä 182
Kolonien, Koloniſation 134—139, 347, 403
Kolonus 223
Kolophon 134, 163, 269
Komitien 334, 341, 388, 394, 404, 407 f., 414
Komitium 325, 334
Kommagene 416
Kommercium 325, 345, 357, 363, 382, 384
Komödie 220*, 224, 225, 226* ff., 390*
Konon 213 f., 234* f., 239
Konſtantine 398 f.
Konſtantinopel 297
Konſulare 324, 411
Konſulartribunen 339
Konſulat, Konſuln 304, 322, 324, 328, 330—336, 344, 347 f., 355, 357, 369, 376 f., 404, 410, 432
Konubium 315, 325, 330 f., 345, 357, 382
Kopä 107
Kopais 107
Kophen 257
Kopten 31
Korax 106
Korchra, Korchyräer 110, 138, 153, 174, 189, 187 ff., 197, 203 f., 207, 238, 247
Koren 217*
Korfu 197* s. Korchra
Korinth, Korinther, Korinthiſcher Meerbuſen 64, 106—112, 131, 138, 142, 153, 156, 186, 192, 197, 198, 208, 223 f., 228, 234, 247, 249, 278, 297, 364, 384, 387, 434
Korinthiſche Säulen 165* f.
Kornelier (gens) 315
— Freigelaſſene 408
Koröbus 142
Koronea 193, 228, 235
Korſen 297
Korſika 96, 136, 168, 180, 287, 292 f., 296 f., 299, 347, 364, 438 f.
Kortona 368
Koryphaſion 204
Kos 110 f., 134 f., 216, 269
Koſſäer 261
Kottiſche Alpen 288
Kotys 382
Krannon 106, 263
Krateros 259, 261, 263
Krates 284
Kratinus 224
Kreſphontes 132
Kreta, Kreter 111 f., 116, 118 ff., 126, 128, 134 f., 148, 174, 271, 413, 416
Krim 226
Kriſa 140
Kritias 232
Kritolaus 389
Kronos 63, 128 f., 306
Krösus 96, 167, 168* f.
Kroton 137 ff., 162 f., 167
Kteſias 13, 974
Kujundjik 10, 13, 24
Kunaxa 228, 233
Kunſt 164—167, 391 f.,
Kunſtſtraßen 347
Kuppelgräber 118
Kupra 306
Kuriatkomitien 315 f., 322, 324, 328
Kurien 315 f., 322
Kurna 3, 51
Kuſch 33, 39
Kyaxares 13, 95
Kybebe 128
Kybele 128 f., 169, 310
Kylladen 102, 110, 112, 116, 121, 134, 178, 239
Kyklopen 117, 124
Kyllene 108, 126
Kylon 152 f
Kyme 136, 138, 299 f. s. auch Cumä
Kyniker 230, 281 f.
Kynoſarges 230
Kynoskephalä 243, 379, 428
Kynthus 125
Kynuria 109
Kyrenaika 135, 267
Kyrenäiſche Schule 230
Kyrene 135, 183, 216, 275, 284, 359 398, 441
Kyrnus 161
Kyros s. Cyrus
Kythera 110, 192, 204 f.
Kyzikus 135, 212, 414

L.

Labienus, Titus 424, 427, 431
Labyrinth 34
Laciniſches Vorgebirge 352, 373
Lade 170 f.
Lagaſch 4
Lagiden 84, 378, 429
Lago di Nemi 301
Lagus 266
Lakiſch 82
Lakonien 109 f., 116, 127, 130 ff., 145, 148, 150, 204, 208, 240, 380
Lälius 392 f.
Lamachus 207 f.
Lamia 106, 222, 263
Lamien 128
Lamiſcher Krieg 263
Lampſakus 135, 214, 252
Langenſee 288
Lanuvium 305
Lao s. Laus
Laokoon, Laokoongruppe 274
Lapithen 106, 218
Laren 307
Lariſſa 106, 175, 242
Larven 308

Lasos 157
Lateranus 332 ff., 394
Latifundien 296, 388
Latiner, Latium 292, 295, 299, 301 ff., 306, 308, 314, 317, 320, 324 f., 332, 326 f., 337, 340, 342 f., 346, 353, 356 f., 395, 404, 412, 414
Latinerkriege 343 ff.
Latinischer Bund 317, 320, 345, 357
Latinisches Recht 405
Latinische Straße 347
Latinität 357
Latona 306
Laubhüttenfest 73
Laurium 114, 173*
Laus 300
Lautulä 347
Lavinium 302
Lävinus s. Valerius
Layard 12, 24
Lazedämon, Lazedomänier 96, 145, 149 f., 158, 171, 175, 179, 182, 186–190, 192, 198 ff., 202 ff., 206 ff., 211 f., 228, 232, 234—243, 380, 383
Lebadea (Livadia) 249
Lebedus 134
Lebu-Libyen 27
Lechäum 109
Leda 130
Legionen 319, 341, 353, 369, 400
Lehrer (bei d. Römern) 389
Leiturgien 152
Lelantisches Gefilde 112
Leleger 115
Lemnos 111, 116, 124, 188, 235, 249
Lemuren 308
Leonidas 117, 175
Leontiades 237
Leontiner, Leontini 136, 199, 203, 216, 228
Leosthenes 262 f.
Leotychdes 181
Lepanto s. Naupaktus
Lepidus s. Ämilius
Lepsius 56
Lesbier, Lesbos 96, 110 f., 121, 133, 156, 162, 168 f., 185, 188, 199, 201 ff., 213, 428
Lesina s. Pharus
Leto 125, 128, 306
Leuka 302
Leukas 110, 138, 203, 239, 247
Leukopetra 250
Leuktra 107, 236, 239 f., 243
Levi, Leviten 78 f.
Libanon 6, 59, 64, 68, 69* f.
Liber 306
Liburner, Volksstamm 302
, Schiffsart 440
Libyen, Libyer 29, 36, 38, 40, 42, 364 f., 367, 370
Licinisch-Sextischen Gesetze 332 f., 335, 388, 393
Licinius Lucullus 407, 414 ff., 441, 445
— Murena 414
— Crassus (Volkstribun) 392
— Crassus (Triumvir) 412 f., 417, 419 f., 422, 425, 426* f., 434
— Crassus (Sohn des Vorigen) 426
— Stolo 332 ff.,
Ligurer 297, 302, 371, 374
Ligurische Alpen 290
Ligurisches Meer 288
Liktoren 315 f., 324, 330
Lilybäum 355, 359, 361, 367
Lindus 156, 273
Lingonen 302
Lipari 291
Liparische Inseln 294, 303, 361, 363
Liris 290, 302, 346 f.
Litani 59
Literatur der Griechen 143 ff., 220 bis 231, 275 ff.
Literatur der Römer 389, 441 ff.
Liternum 381
Livius, Historiker 302
— Drusus 397
— Drusus (Sohn des Vorigen) 403 f.
Livius Salinator 371
Lochen 147
Logik des Aristoteles 279
Logos 229
Loire 424
Lokrer, Lokris in Griechenland 106 f. 138, 167, 191 ff., 201, 203, 234 245, 248, 384
— Lokri in Unteritalien 151, 293, 301, 355
Lombardisches Meer 288
Lot 68
Löwentor in Mykenä 117*
Luca 422, 425 f.
Luceres 316
Luceria 346 f., 354
Lucilius 441 f.
Lucina 304, 306
Lucretius Carus 311, 441 ff.
Lucullus s. Licinius
Lukaner, Lukanien 287, 300, 346, 350 ff., 358, 405, 407, 412
Lukian 13
Lukrez s. Lucretius
Lukfor 32
Lukumonen 299
Lulu 62
Luna 296
Luperca, Lupercal, Lupercalien, Lupercus 305, 312* f., 435
Lusitanier 375, 410
Lustspiel s. Komödie
Lutatius Catulus, Konsul im 1. Punischen Krieg 294, 362 f.
— —, Konsul im Cimbernkrieg 402
Lyceum (in Athen) 278
Lycien, Lycier 40, 99, 117, 135, 184, 381
Lyder, Lydien 12, 15 f., 45, 95 f., 99 115, 133, 167 ff., 188, 226, 252, 297, 381
Lygdamis 158
Lykortas 277, 381
Lykurgus (Spartaner) 112, 147* f., 372
— (Athener, Gegner des Pisistratus) 156
— (Athener, Redner) 247
Lyon 136
Lyrik 161
Lysander 212 ff., 232 ff.
Lysias 267
Lysimachus 250, 265 f., 353
Lysippus 269, 273

M.

Mäander 189
Madianiter 70, 75
Magister equitum 324
Magnesia (Halbinsel) 111
— (am Mäander) 189
— (bei Sardes) 380, 383
Mago 365, 367, 371, 373
Magra 287
Mailand 265, 365
Mainake 136
Maja 125 f.
Makaria 110
Makkabäer 85 ff., 284
Malaga 136
Malaria 340
Malea 109
Malerei (bei den Griechen) 167, 269 f.
Malier 106, 175
Malischer Busen 106, 111, 131, 245
Mälius, Spurius 333
Maller 259
Mallus 284
Malta 61, 136, 294, 297, 302, 359, 374
Maluentum 300
Mamertiner 354 f., 358 f.
Manasse 74
Mancinus s. Hostilius
Mandrokles 101
Manen 307 f.
Manetho 71, 284
Manfredonia, Bucht von . . . 290
Manilius 415, 444
Manipel 341 f., 400
Manlius Capitolinus 333, 340
— Vulso 360
Mantinea, Mantineer 109, 206, 218, 236, 240, 243
Mantua 298
Maquien 113
Marathon 45, 108, 156, 171*, 172* f., 195, 200, 219
Marcellus s. Claudius
Marcius Coriolanus 328, 336
— Philippus 404
Mardonius 170 f., 173, 178 f., 181
Marduk 5, 8, 15* f., 18 f., 22
Mareotischer See 254
S. Maria Egizicaca 304
Mariamne 87
Mariana 292
Marianer 410, 413, 417
Mariza 182
Marius 398—400, 401*—410, 417
— Sohn des Vorigen 407, 408
Marmarameer 135, 252
Marokko 398
Marruciner 300, 349
Mars 19, 305, 309, 354, 354*
Marser 300, 349, 404
Marsischer Krieg 404
Marsyas 219
Martinsfest 46
Masiniffa 373 f., 398
Massageten 97
Massalia s. Massilia
Massiker 302
Massikergebirge 347
Massilia 96, 136, 168, 297, 367, 398, 427, 436
Mastaba 50* ff.
Mastarna 318
Mathathias 85
Matronalien 304
Mattanja 14
Mauretanien, Mauretanier 61, 398 f., 430 f., 440
Mausoleum 273
Mausolus 272, 273* f.
Mazedonien, Mazedonier (Makedonien) 62, 84, 101, 116, 135, 168, 170, 173, 175, 189, 198, 236, 239 242, 244—254 usw.
Mazedonischer Krieg, Erster, 370 ff.
—, Zweiter 378 f.
—, Dritter 382
—, Vierter 383
Medea 224, 225* f.
Meder, Medien 7 f., 13, 15, 94 f., 99, 171, 176, 179, 261, 440

Medinet-Habu 41
Meduſa 127*
Megabates 102
Megabazus 101 f.
Megakles 153
— Sohn des Vorigen 156
Megalopolis 109, 240, 261, 277, 381
Megara, Megarer, Megaris 108, 110, 131 f., 139, 153 f., 161, 186, 191 ff., 198, 216, 224, 240
— auf Sizilien 137
Megariſche Schule 230
Megaron 118, 120, 164
Megiddo 14, 36, 44
Meleager 276, 284
Melkart 60 f., 64, 130
Melos 110, 112, 134, 207
Melpum 298 f.
Memmius 390, 403
Memnon, Memnonskoloſſe, Memnonspalaſt 51, 91, 212, 251 f., 255
Memnonium 38, 52
Memphis 12, 30* ff., 37, 43, 45 f., 50, 97, 183, 191, 254
Mena, Menes 30 f., 46
Menander 226, 390
Menenius Agrippa 326
Menrva 306
Mer-ab 55
Mercurius 19, 306 f.
Merenptah 40 f.
Merodach 9 ff.
Meroe 43, 97
Meromſee 68
Meſopotamien 3, 6, 17, 23, 37, 119, 261, 415, 425
Meſpila 13
Meſſana (Meſſina) 136, 149, 180 f., 203, 287, 290, 297, 301, 354 f. 358, 360
Meſſapier 302, 352, 356
Meſſene, Meſſenien, Meſſenier 110, 113, 131 f., 148*, 149* f., 204*, 241 ff.
Meſſeniſche Kriege 149, 191
Meſſias 88
Metaphyſik 280
Metapont 163, 287, 412
Metaurus 371
Metellus Mazedonikus 383 f.
— Scipio 429 f.
Methymna 133, 153
Metöken 199
Meton 195, 216
Metopen 165*
Michael 19
Michmas 76
Micipſa 398
Midas 13
Midea 241
Migdol 41
Mikon 216, 219
Mileſier, Milet 96, 101 f., 134 f., 139, 156, 162, 167, 169 ff., 216, 252, 439
Militärtribunen 331 ff.
Milo 356
— ſ. Annius.
Miltiades 157
— (Neffe des vorigen) 101, 171 f., 182
Mincius (Mincio) 288
Mindarus 211 f.
Minerva 306
Minos 112 f., 119, 121, 126, 134
Minotaurus 63
Minturnä 302, 406
Minucius 369
Minyas 107 f.
Minyer 134
Miſeno, Kap 292, 438
Mithras 93, 311
Mithridates V. 405
Mithridates VI. 405, 407, 411, 413 ff., 430
— von Pergamum 429
Mithridatiſcher Krieg 405 ff., 414 ff., 425
Mittelmeer 3, 4, 6, 35, 44, 59, 61, 68, 112, 119, 135, 254, 413 f.
Mneſikles, 215, 217
Mnevis 46
Moab 80
Moabiter 77
Modena ſ. Mutina
Modin 85
Moloch 63, 80, 82, 181
Moiren 127
Molon 67
Moloſſer 105
Moneta 305
Mongolen 4, 102
Monte Argentario 291 f., 364
— Caſſino 295
— Cavo 302
— Conero 290
— Corno 290
— Epomeo 292
— Gargano 290
— Gennargentu 292
Monteleone 300*
Monte Pellegrino 362*
— Viſo 288
— Vulkano 148, 291
Montferrat, Hügelland von 288
Monti Roſſi 295*
Mörisſee 34
Moſaiſches Geſetz 71 f., 284
Moſes 67, 70 ff., 74, 78 f., 91, 231
Moſul 254
Moſychlus 124
Mothe 294
Muciſche Wieſen 323
Mucius Scävola 323
Mumien 45*, 49
Mummius 384, 392
Munda 431
Municipien 357, 386
Munychia 186, 263
Murena ſ. Licinius
Muſäus 143
Muſen 126, 147, 226, 308
Mutina 364, 374, 412, 436 f., 445
Mykale 134, 181 f., 184, 236
Mykenä 105*, 109, 116*, 117*, 118* ff., 131
Mykeniſche Kultur, Mykeniſche Zeit, 116, 121, 133, 151, 166
Mykerinus 32, 50
Mylä 360
Myron 216, 219
Myronides 192
Myſer, Myſien 115, 133, 278, 381.
Myſten 123
Mytilenäer, Mytilene 111, 133, 153, 156, 201*, 202, 203* ff., 213
Myus 134

N.

Nabis 379
Nabonid 16
Nabopalaſſar 13 f., 95
Najaden 112, 127
Nakſhi Ruſtam 94, 98
Nao 136, 138
Napata 42 f.
Napoleon 55
Naraggara 273
Narbo (Narbonne) 398
Narbonenſiſches Gallien 420 f., 424, 436 f.
Nathan 79
Nationalſpiele (der Griechen) 140 f.
Naukratis 44, 135, 165
Naupaktier 204
Naupaktus 106, 131 f., 191, 202
Nauplia 109
Navarin ſ. Pylos
Nävius 390
Naxos 110, 157 f., 169, 171, 185 187 f., 239
Naxos auf Sizilien 136
Neapel 136, 220, 291 f., 297, 346
Nearch 259, 282
Nebo 12, 18 ff.
Nebukadnezar 14 ff., 44, 62, 83
Nechebt 30
Necho I. 12, 42 f.
Necho II. 14, 44
Neda 110.
Nehemias 84.
Neith 42, 45 f.
Nekropole 32, 50
Nektanebus II. 28
Nektar 122
Nemea 109, 142
Nemeen 140, 142
Nemeſis 195
Nemiſee 320 (ſ. Lago di Nemi)
Neni 45
Neodamoden 148
Nepete (Nepi) 342
Nephthys 45 f.
Neptun 307
Nera 299
Nereiden 127
Nergal 18 f.
Nervier 422
Neſtor 110
Neſtus 245, 437
Neuafrika 430
Neubürger (bei den Römern) 405 ff.
Nicäa 136
Niederdeutſche Ebene 401
Nikäa in Indien 257
—, in Bithynien 283
Nikias 202, 204—210, 215
Nikomedes 405
Nil 27*, 28*, 29* ff., 31, 33 ff., 40, 42, 47, 51*, 55 f., 60, 64, 91, 99, 180, 183, 274*, 282
Nimrud 3, 17, 19, 24
Nindar 18 f.
Ninive 5, 7, 11 ff., 20, 24, 62, 95
Niniviten 42
Nippur 4
Niſäa 205
Niſibis 415
Nizza ſ. Nicäa
Noa 21, 23, 67
Nobiles, Nobilität 335, 386 ff., 391 bis 400, 402, 409
Nola 370 f., 405, 412
Nomarch 32 f.
Nordſee 137
Noreja 401 f.
Noricum 401
Normandie 423
Notion 213
Nubien, Nubier 30, 33, 35, 38 f., 42, 271
Numantia, Numantiner 375, 395, 398
Numantinus 375
Numa Pompilius 309, 316
Numider, Numidien 359, 368 f., 373 f., 377, 398, 400, 427, 430 f., 430
Nun 45
Nymphen 127, 308

O.

Obelisk 48
Octavia 438* ff.
Octavian 435, 436, 437*, 441
Octavius, Volkstribun 394
— Gajus s. Octavian
Odeon (Odeum) 194, 227
Odessa 135
Ödipus 108, 222 f.
Odrysen 199
Odyssee 143 f., 390
Odysseus 110, 120, 144, 219, 222
Ofanto s. Aufidus
Oglio s. Ollius
Ogulnius 335
Ökist 138 f.
Olbia 135
Oldenburg 61
Oligarchen, Oligarchie 152, 158, 160, 188, 197, 211, 232, 235, 237, 408, 410, 413
Ollius 288
Olymp, Olympier 106, 123 f., 128 f., 131, 143, 290, 303, 306 f., 382
Olympia 110, 126, 128, 140 f., 165 f., 200, 218 f.
Olympiaden 142
Olympias 250, 264
Olympieion 180*
Olympien, Olympische Spiele 110, 140 ff., 179
Olynth, Olynthier 236 f., 244 ff.
Omphalos 140*
On 46
Onomakritus 157
Onophyta 192
Onugnathus 109
Ophir 61, 78
Opimius 397 f.
Opis 260
Oppius 330
Ops 305—309
Optimaten 394 ff.
Opuntier, Opuntisches Lokris 106 f.
Orakel 105, 122, 126, 175
Orange s. Arausio
Orchestra 217 f., 396
Orchomenos 107 f., 118, 192, 240, 243, 407
Oreaden 127
Orest, Orestie 222, 224
Origines 391
Orkus 307
Orleans s. Cenabum
Ormus 259
Ormuzd 91
Orodes 426*
Orontes 7, 14, 38, 270
Oropus 249, 263
Orpheus, Orphiker 126, 143, 157, 162
Osarsiph 71
Oseas 8, 83
Osiris 32, 46—49, 52, 55, 127
Ossa 106
Ostia 317, 434
Ostmeer 59
Ostrakon, Ostrazismus 150, 160, 188*
Osttürkestan 99
Öta, Ötäer 106
Otranto s. Hydruntum
Othrys 106
Ovid 276
Oxyartes 256
Oxylus 132
Ozean 128

P.

Päan 125
Pacuvius 391
Padua 288
Pagasä 245
Pagasäischer Meerbusen 106, 266
Paionios 204
Paktolus 234
Palästina 4, 14, 23, 35, 37 f., 41, 44, 61, 68 f., 76 ff., 84 f., 87, 272, 276,
Palästra 85, 306
Palatin 311 ff., 320
Palermo s. Panormus
Pales 312
Palestrina s. Präneste
Päligner 300, 349, 404
Pallas s. Athene
Palmyra 60, 78
Pamisus 110, 112
Pamphylien 121, 135, 182, 413
Pan 127, 172, 308
Panaretus 283
Panathenäen 150, 151* f., 157 f., 187, 194 f., 218
Panionien 134
Panormus 361 f.
Pantellaria 291, 294, 302
Pantikapäum 135
Paphlagonien 252. 405
Papirius Carbo 401, 404
— Cursor 348
— (Priester) 340
Papyrus 53
Paralia, Paralier 108, 156, 158
Parapamisus 256
Parisier 424
Parma 374
Parmenides 163
Parmenio 250, 252 f., 260
Parnaß 107, 131
Parnes 108
Parnon 109
Paros 110, 114, 161, 172
Parrhasius 216, 220
Parthenier 137
Parthenon 194, 216* ff.
Parther, Parthien 102, 266, 414 f., 425 f., 434, 439 ff.
Parzen 127, 308
Pasargadä 96 f., 101, 255
Passah 70, 73
Passaro 293
Pästum 137, 165
Patesi 4 f., 22
Patras 110
Patriarch 69
Patrizier, Patriziat 314 ff., 319, 321 f., 325 ff., 330 ff., 335, 338, 388
Patron 314, 384
Pattala 259
Pausanias I. 179, 181 f., 184 f., 188, 232
Pausanias II. 232 ff.
Pausilypum (Posilippo) 292
Pavia 365
Pax 307
Paxos 110
Pediäa, Pediäer 156, 158
Pedion 108, 150, 156
Peblewi 93
Pelasger 115 f., 119, 297
Pelion 106
Pella 236, 244, 246 f., 250, 283
Pellaubach 109
Pelopidas 237—244
Pelopiden 117
Peloponnes 106, 108, 117, 131 ff., 145, 149, 189, 192, 201 f., 204, 206, 208, 218, 235, 240 ff., 381
Peloponnesischer Bund 150, 158, 160, 171, 191, 193, 197 ff., 202, 206, 236, 239
— Krieg 111, 114, 188, 196—215, 217, 225, 227, 231, 233, 238, 267, 303
Pelops 218
Peloro 293
Peltasten 235*
Pelusischer Nilarm 29, 263
Pelusium 45, 97
Penaten 309
Peneften 132
Peneus in Thessalien 106, 131, 175, 263
—, in Elis 110
Pentelikon 108, 171
Pentekosthen 147
Pentrer 349
Perdikkas zur Zeit des Peloponnesischen Krieges 198
—, Bruder Philipps von Mazedonien 245
—, Feldherr Alexander des Großen 262 f.
Pergamon, Pergamener (in Kleinasien) 112, 266, 272, 275, 283 f., 372, 378, 380 f., 394, 407
—, auf Kreta 112
Periander 153, 156
Perikles 186, 189—197, 199, 201 f., 206, 215 f., 226 ff.
Perikleische Zeit 219 ff.
Perikleischer Friede 193
Perinth 135, 248
Periöken 145, 147 f, 179, 241
Peripatetiker 278, 280 ff.
Perperna 410 f.
Persäus 284
Persephone 123, 124, 125* ff., 130, 306
Persepolis 93*, 100* f., 255*
Perser, Persien 16, 20, 62, 83 f., 89 bis 102, 114, 117, 125, 158, 160, 164, 167—185, 187 f., 193, 195, 211, 215, 224, 226, 233 ff., 242, 244, 248, 270, 279
Perserkriege 167—184
Perseus, Sohn der Danae 127*, 130
—, mazedonischer König 277, 381* ff., 388
Perusia (Perugia) 298, 438
Pescara s. Aternus
Pessinus 310
Petrejus 427, 429 f.
H. Petrus 306
Phäaken 119
Phädon, Philosoph 216
Phädon, Schrift Platons 230 f., 430
Phädriaden 107
Phaistos 113*, 119*
Phalärus 246*
Phalanthus 137
Phalaris 63
Phaleron 172, 282
Pharao 14, 16, 31 - 40
Pharisäer 86 f.
Pharnabazus 212* f., 233 f.
Pharnakes 405, 416, 429*
Pharsalus 106, 240, 428 f., 431, 435, 444
Pharus in Ägypten 138, 273*
—, (Lesina) an der dalmatinischen Küste 366
Phaselis 184
Phemonoe 126
Pherä, Pheräer 106, 240, 242, 245
Phidias 124, 141, 196, 215, 217, 219 269
Phiditien 148
Phidon 149
Phigalia 241
Philä 28*
Philäinische Brüder 135 f., 359
Phileas 229
Philetärus 266

Philhellenen 272
Philipp, Vater Alexanders, 242, 244, 245*—250, 268 f., 278
Philipp V. 349, 370, 371, 372* ff., 378, 391
Philippus s. Marcius
Philipp aus Akarnanien 252
Philippi 437 f.
Philister 9, 68, 75 ff., 80
Philo 348
Philoktet 222*
Philosophen, Philosophie 162 ff., 220, 230, 231, 278—282, 389, 444 f.
Philopömen 372, 380 f.
Philotas 260
Phlius, Phliasier 109, 131, 236, 243
Phöbe 126
Phöbidas 237
Phöbus 125
Phokäa, Phokäer 96, 134, 136, 168. 213
Phokion 247*
Phokis, Phokier 107, 131, 134, 140, 191 ff.. 203, 234, 239, 245 f.
Phönix 126
Phönizien, Phönizier 6, 8, 44, 57—64, 68, 81, 98, 105, 111, 119, 135 f., 143, 168, 170, 174, 177, 183 f., 226, 265, 294, 297, 303, 354 f., 359
Phormion 202
Phraortes 94
Phrygien 128, 252, 262, 265 f., 381, 405
Phthiotis 115
Phul 7 f.
Phyle (attische Grenzfeste) 232
Phylen 158 f.
Piacenza s. Placentia
Pianchi 42
Piave s. Plavis
Picenum, Picenter 300, 302, 350 f., 369, 404, 427
Picumnus 305
Piemont 297, 302
Pilumnus 305
Pindar 112, 162, 174, 252
Pindus 105 f., 131, 244
Piräus 108, 174, 186*, 201 f., 213 f., 232, 238, 407
Pirithous 218
Pisa, Pisaten, Pisatis 110, 140, 149, 218
Pisa in Italien 287, 302, 364
Pisidien 252
Pisistratus, Pisistratiden 144, 156 f., 159, 188, 220
Pistoria 419
Pittakus 156*
Pityusen 374
Pius 273
Placentia 365, 367, 374
Platäer, Platää 107, 171, 178 f., 186, 193, 199 f., 202 f., 205
Plato 44, 216, 229, 230, 231* ff., 278 ff., 430
Plautus 226, 390
Plavis 288
Plebs, Plebejer 295, 306, 315 ff.
Plejaden 127
Pluto 123, 396
Pnyx 195
Po 288, 290, 297 ff., 302, 340, 364, 367, 371, 374, 402, 404 f., 412
Pödikuler 302
Polemarch 151, 158
Polichna 187
Polikastro, Golf von 291
Politeia 153, 156
Pollina s. Apollonia
Pollux s. Polydeukes
Polybius 277 f, 293, 340, 367, 378, 381, 389
Polydeukes 130, 308
Polyeuktos 248
Polygnot 216, 219
Polyklet 219, 269
Polykrates 97, 158, 162
Polynikes 222 f.
Polysperchon 264
Polyzalos 142
Pomona 305, 307
Pompeji 290
Pompejus Strabo 404
— Gnäus, Sohn des Vorigen 407 f., 410—431, 435, 441
— — Sohn des Vorigen 431
— Sextus, Bruder des Vorigen 419*, 431, 436 ff.
Pomponius Atticus 445
Pomptinische Sümpfe 292, 434
Pontifex, Pontifices 63, 308 f., 321, 335, 409, 419, 434
Pontinische Sümpfe s. Pomptinische Sümpfe
Pontus (Schwarzes Meer) 185, 194
— (Staat) 99, 266, 405, 416 f., 429
Popilische Straße 358
Populonia 351
Porcius Cato (Zensor) 374, 376 f., 380 f., 383, 386, 389 ff.
— Gegner Cäsars 419 ff., 425, 430, 435
Porsena 323
Porto Vecchio 292
Portugal 20, 375
Porus 257*, 261
Poseidon 106, 110, 124 f., 128, 130, 137, 142, 150, 217 f., 220, 274, 307
Posidonia s. Pästum
Posilippo s. Pausilypum
Postumius, Aulus 324
— Tubertus 337
Potidäa, Potidäaten 135, 139, 153 198 f., 202
Pozzuoli s. Puteoli
Präfectura 346
Prajapati 258
Pratinas 157
Präneste 302, 407 f.
Prätor, Prätur 322, 334 f., 410, 432
Priene 134, 156, 167 f., 293
Principes, im römischen Heere 341 f., 400
Prochyta (Procida) 292
Prodikus 216
Prokles 132, 146
Prokonsul 348, 363, 409 f.
Proletarier 319, 400 usw.
Propheten 81 ff., 84
Prophetenschulen 75
Propontis 135, 169, 185, 194
Proprätor 363, 409 f.
Propyläen 178, 194* f., 217
Proselyten 85
Proserpina 306
Proskenium 217
Prosopitis 183
Protagoras 216, 228, 231
Provinzen 363, 365, 385, 387, 397, 400, 408, 410 f., 416
PROVOCO 330*
Prusias 381 ff.
Prytanen, Prytanie 159
Prytaneion 138, 155, 158 f., 309
Psammetich I. 12, 43 f., 55
Psammetich III. 45, 97 f.
— Nachfolger Perianders 153
Psyttalea 176 f
Ptah 31, 38, 46, 49
Ptah-hiou-nefer 52*
Ptah-Sim-nefer 52
Ptahotep 54
Pteria 96
Ptolemäer 31, 45, 273, 282, 378, 383, 440
Ptolemäus I. 263 f., 266*, 273, 283, 353
Ptolemäus II. Philadelphus 85, 267, 273, 275, 282
Ptolemäus III. Euergetes 267
Ptolemäus V. 56
Ptolemäus, Bruder der Kleopatra 429
— Claudius 28
— von Mazedonien 242
Publilius Volero 328
Pudicitia 307
Pulwar 101
Punier 359 ff.
Punischer Krieg, Erster 358—363
— Zweiter 295, 322, 357, 366—374
— Dritter 375 - 378
Punt 33, 36
Pydna 189, 277 f., 382 f.
Pygmalion 62
Pylades 224
Pylon 39, 48, 53
Pylos, Pylier 110, 134, 204 f., 207
Pyramiden 50 f.
Pyrenäen 367, 371, 378, 423, 427
Pyrenäische Halbinsel 365, 372
Pyrgoteles 269 f.
Pyrrhon 282
Pyrrhus 265, 302, 352*—356, 358 f.
Pythagoras, Pythagoräer 44, 162, 163* f., 230
— (Künstler) 218
Pythia 107, 126, 139
Pythien 140, 142
Python 107, 139*

Q.

Quästoren 331* f., 363, 396, 410, 432
Quembt 27
Quinctius Cincinnatus 336 f.
— Flamininus 379*, 381, 383
Quirinalis 313 f., 316, 318, 331, 391
Quirinus 305, 307
Quiriten 314, 378, 388, 396

R.

Ra 30 f., 35, 38, 46 ff., 98
Raben (Enterbrücken) 360
Rameſſeum 39*, 40, 41 ff., 51
Ramnes 316
Ramſes 257,
Ramſes II. 6, 31, 38, 39* f., 43*, 51 f.
Ramſes III. 41 f., 51, 54
Ramſes XII. 42
Rasenä 297, 317 f.
Rat (in Athen) 155, 159, 189
Raudiſche Felder 402
Ravenna 288, 427
Reate 305, 446
Reggio (Rhegium) 136, 167, 180 f., 199, 203, 207, 293, 412
Regillusſee 324 f.
Regulus s. Atilius
Remus 305, 312
Reno 437
Reſon 80
rex sacrorum 321
Rhadamanthys 126
Rhapſoden 144

Rhea 129, 306
Rhein 3, 401 f., 422
Rhenea 110
Rhetorik 228
Rhium 110
Rhodier, Rhodos 110, 111, 134 f., 137, 235, 264, 273, 275, 372, 378, 381 ff., 387, 405, 444
Rhone 367, 402
Rich 24
Richter 75, 82
Rieti s. Reate
Rimini s. Ariminum
Ritter 331, 396, 404, 408 ff., 413 f.
Riviera 289, 374
Roboam 80
Rom, Roma, Römer 22, 45, 52, 55, 61, 63, 67, 86 ff., 94, 102, 130 f., 136, 138, 272, 274, 277 f., 284, 287 f.
Roma quadrata 312 f.
Römertum, Römischer Bund 345 f., 349, 352, 370, 377
Römisches Bürgerrecht 343, 346, 350, 357, 391, 395, 397, 404, 409.
Romulus 394 f., 312, 314 ff., 402
Roscius 444
Rosette 29, 55
Rotes Meer 29, 44, 56, 59, 68, 70, 77, 99
Roxane 256, 262
Ruben 74
Rubicon 284, 427, 431
Rußland 91, 135

S.

Sabako 42
Sabbat, Sabbatjahr 72, 82
Sabeller 299 f., 302 f., 343, 346, 349, 352, 358, 404
Sabiner 300, 302, 304, 330, 336 f., 350 f., 357, 446
Sabis 422
Sacco s. Tolerus
sacra via 323 f.
Sadduzäer 86 f.
Sagum 356
Sagunt 365 f., 374
Sachara 27, 29, 47
Sais 42, 46, 55, 135
Saker 101*, 171
Salaminia 207
Salamis (Insel) 110, 135, 154, 176 ff., 181, 188, 195, 221, 236, 249
— (auf Cypern) 184, 264
Salarische Straße 358
Salasser 302
Salerno 291
Salier 305, 309, 335
Sallentiner 302, 356
Sallustius Crispus 445 f.
Salmanassar II. 3*, 7*, 81*
Salomon 42, 61, 78 ff., 84, 86
Salomonischer Tempel 78*, 79* f., 83 f., 88
Saloniki, Meerbusen von ... 105 f., 135
Salus 307, 391
Samaria 8, 42, 74, 81, 83, 86
Sambre s. Sabis
Samas 18 f.
Samier, Samos 101, 110 f., 134, 158, 162 f, 167 f., 185, 188, 211, 235, 249, 263, 281, 284
Samischer Krieg 196
Samniten, Samnium 299 f., 343, 344* f., 346—356, 369, 374, 405, 407
Samniterkriege 343—351
Samothrake 111, 135, 183*, 382, 413
Samson 75
Samuel 75 f.
Samum 29
Saone 422
Sappho 162
Sara 68 f.
Sarakus 13
Sarapeum 47
Sardanapal 12
Sarden 297
Sardes 96, 168 ff., 182, 187, 212, 233 f., 252, 380
Sardinien, Sardinier 38, 40, 61, 136, 180, 287, 292 f., 297, 302, 359, 363 ff., 390, 395, 410, 427, 437 ff.
Sargon I. 4, 21*, 24
Sargon II. 8, 9, 94
Sariffen 248
Saronischer Meerbusen, Saronisches Meer 108 ff., 153, 175
Saticula 347
Satire 442
Satricum 347
Saturnalien 305, 418
Saturnier 391
Saturnus 19, 305 f., 308
Satyrdrama 221, 224
Satyrn 127, 221, 308
Saul 67, 75 ff.
Säulen des Herkules 359, 414
Scaurus 87
Scävola s. Mucius
Schachtgräber 118
Scharbana 38
Schafu 34
Schat-el-Arab 3
Schatzhäuser (bei den Griechen) 166*
Scheschonk I. 42, 46, 80
Schiefe Schlachtordnung 239
Schiller 162
Schlegel 153
Schliemann 107, 117, 121
Schofeten 359
Schulen (bei den Römern) 389
Schwarzes Meer 6, 112, 135, 405
Schwarz-Korchra 138
Sciglia 293
Scipio s. Cornelius
Scipionen 315, 389 ff., 393
Scipionischer Friede 374, 376
Seealpen 288, 290, 292
Seeräuber 412 ff.
Segesta 207 f.
Seine 402
Seisachtheia 154 f.
Sele 287
Seleukia, Seleukia Pieria 270 f.
Seleukiden 84 ff., 266 f., 405
Seleukus I. 258, 263, 266, 270 f.
— (Astronom) 284
Selinuntier, Selinus 137, 165 f., 180 f., 207, 215
Sellasia 109
Sem 68
Semele 123 f.
Semiramis 7
Semis (halber As) 345*
Semiten 4, 16 f., 20, 30, 36, 59, 61, 64, 67 f., 127, 136, 139, 160, 180, 261, 302, 358, 376
Semmo 33
Sempronius Longus 367
Senacherib 10* f., 15, 42, 62, 82* f.
Sena Gallica (Sinigaglia) 351, 371
Senat 87, 310, 316 f., 322, 324, 326 f., 330—347, 350 f., 354 f., 358, 364 ff., 369 f., 372—389, 392, 394, 397 ff., 403—415, 432
Senatoren 316, 322, 325, 336, 340, 344, 370, 387, 395 f., 404, 408, 410
Sendschirli 11
Senegambien 359
Senonen 302, 339 f., 351, 364
Sentinum 351
Septimius Severus 52
Septuaginta 85
Sequaner 421
Serapis 55
Sergius Catilina 417 ff., 444, 446
Seriphos 114
Sermione s. Sirmio
Sertorius 410 f., 413 f.
Servianische Steuerklassen, Verfassung 318, 322, 341
Servilius, Konsul im 2. Punischen Krieg 368 f.
— Glaucia 402 f.
— Natia 413
Servius, Tullius 318, 321, 388
Sesia (Sesites) 288
Sesostris 257
Sestus 135, 173, 182, 214, 227, 251
Set 30, 47
Seti I. 38*
Seuthes 233*
Sevilla 374, 431
Sextius Lateranus 332 ff., 394
Sibylle, Kymäische 136
Sibyllinische Bücher 306, 310
Sicinius Bellutus 326
Sichem 37, 68 f., 80
Sidiciner 302, 343 f., 347
Sidon, Sidonier 12, 60 ff., 270 f., 359
Siegesstadt (bei Aktium) 440
— (in Pontus) 416
Sigeum 157 f.
Sigli 99
Signia 357
Sikaner, Sikuler 180
Sikyon 109, 131, 142, 216, 241, 269
Silanus s. Junius
Silo 74 f.
Silvanus 305, 308, 404
Silvia 305
Simeto 294
Simoeis 116
Simon 86
Simonides 157, 162, 175
Sin 18 f.
Sinai 31, 71, 74
Sinis 142
Sinope 135, 416
Sinuessa 302, 345
Sipontum 290
Siris 353 f.
Sirmio 289
Siwah 27, 36, 46, 98, 135, 254
Sizilien, Sikuler 40, 61, 63, 110, 124, 136 ff., 142, 180 f., 203 f., 207 ff., 215, 217, 222, 226, 261 f., 267, 271, 276, 287, 289 ff., 293 f., 296 f., 301 ff., 354 f., 358—365, 370 f., 373, 389, 403 f., 408, 412, 427, 437, 439
Sizilische Expedition 207 ff.
Skamander 116
Skene 217
Skepsis 282
Skiron 108
Sklaven 384, 388, 406, 411, 412*, 413* f.
Sklavenaufstände, Sklavenkriege 411 ff.
Skodra (Skutari) 364, 438
Skylax 99
Skylla 293
Skyros 110, 195, 235
Skythen 13, 95*, 191, 227, 405
Smerdis 98

Smyrna 133
Sodom 68
Sogdiana 256
Sogdianus 102
Sokrates 206, 214, 216, 228, 229* ff., 280 f.
Sokratische Tugendlehre 229 f.
Soli 275
Solon 110, 114, 154* ff., 158, 161, 188, 190, 230, 318
Solonische Gesetze, Verfassung, Zeit 154—160
Sonnenbürger 412
Sophisten 228 f.
Sophokles 215, 221, 222, 223* ff., 225
Sora 347
Sosigenes 434
Sorrentiner Berge 292
Sosthenes 265
Sostrates 273
Spanien, Spanier 78, 136, 180, 297, 359, 365 ff., 371—375, 380, 395, 398 f., 402, 410 f., 413 f., 425, 427, 429, 431, 433, 436 f.
Sparta, Spartaner 96, 107, 109 f., 112, 127, 130, 145—150, 156, 158, 160, 169, 171, 174 ff., 178 f., 182, 184, 186—193, 197 ff., 202, 204, 206 ff., 211 f., 214, 216, 227, 230, 232—245, 249, 261, 278, 372, 379 ff., 383
Spartakus 412
Spartiaten 145—148, 240
Spartivento 290
Spercheus 106
Spes 307
Spezia, Bucht von 287
Sphakteria 204
Sphodrias 238
Spina 298
Spinetischer Boarm 298
Spitamenes 256
Spolia opima (fette Beute) 365
Sporaden 110
Squillace, Busen von 287
Staat (des Aristoteles) 280
— (Platons) 230 f.
Stadion 141, 218
Stagira 278
Stagnone 294
Ständekampf 325—336
Stasikrates 273
Statira 260
Stenelaïdas 198
Stesichorus 162
Stiftshütte 72 ff., 79
Stoa 281 f., 284
Stoiker 281
Stolo 332 ff., 394, s. Licinius
Strabo 404 f., 407, s. Pompejus
Strategen 171
Strato 280
Stromboli 291
Strymon 101, 182, 194, 437
Styra 111
Styx 127
Sudan 36
Sueben 422 f.
Suessa 347
Suessula 343
Suez, Meerbusen von 41, 44, 56, 71, 95, 99
Sulla s. Cornelius
Sullanische Staatsordnung 408 ff., 413
Sulpicius Galba 379
— Rufus 406
Sumer 4, 17, 72
Sumerier 4, 17
Sunium 108, 109* f, 172, 195, 201
Surenas 425 f.
Susa 5, 45, 84, 91, 97, 99, 102, 169, 171, 189, 212, 221, 226, 234 f., 242, 255, 259 f.
Susarion 224
Sutech 38, 47
Sutrium 342, 348, 358
Sybaris 137 f., 163, 167, 194
Syene 283
Syennesis 95
Syphax 372 f.
Syr 256
Syra 110
Syrakus, Syrakusaner 137 f., 142, 167, 174, 180 f., 203, 207—211, 231, 235, 241, 276, 283, 301, 352, 358 ff., 363, 370 f., 374, 392
Syrer, Syrien 6—10, 12 ff., 17, 34 ff., 41, 44, 59 f., 62, 74, 77, 81, 84, 86 f., 183, 233, 252, 263, 265 f., 378, 380, 405, 414, 416, 426, 428, 435 f., 438 f., 441
Syros 110
Syrten 101, 135, 359, 400

T.

Tabularium 441 f.
Tadmor s. Palmyra
Tages 310
Tagliamento s. Tilavemptus
Tagos 106
Taharka 12, 42 f.
Tammuz 63
Tanagra 192
Tanais 135
Tanaro 288
Tänaron 110, 250
Tanis, Taniten 39, 42
Tarchino s. Tarquinii
Tarchnas 317
Tarent, Tarentiner 137, 352—356, 370, 390, 439 f.
Tarentinischer Meerbusen 135, 137, 180, 287, 291, 300
Tarpejischer Felsen 327, 333
Tarquinier 317, 321 ff., 325, 330, 389
Tarquinii 298
Tarquinius Collatinus 322
— Priscus 317, 320
— Superbus 321
Tarraco 374
Tarschisch 61
Tarsus 438
Tartarus 128
Tauriner 302
Tauriskus 274
Taurusgebirge 3, 381
Taygetus 109 f., 146* f.
Tarxiles 257
Teanum (Teano) 302, 347
Tegea, Tegeaten 109, 149, 179, 235, 240, 243
Teispes 95, 98
Telamon, Vater Teucers 135
Telamon, Stadt in Etrurien 364
Telamonen 217
Tel-el-Kadi 79
Teleutias 237
Tell-el-Amarna 37, 48
Tello 5
Tellus 305
Temeniden 250
Temenus 132, 142, 244
Tempel der Ägypter 48 f.
— bei den Griechen 164 ff.
— bei den Juden 73, 78 ff., 83—88
Tempetal 106, 174 f.
Templum 309 f., 312
Tenedos 133
Teni 31
Tenkterer 423
Teos 134, 168 f.
Terentilius Arsa 328
Terentius Varro (Konsul) 369 f.
— (Altertumsforscher) 312, 427, 446
Terenz (Terentius Afer) 226, 390
Terillus 180
Termini s. Thermä
Terminus 307
Terracina 302, 320, 336, 347
Tessin s. Ticinus
Teucer 135
Teuta 364
Teutobod 402
Teutonen 400 ff.
Thales 44, 95, 156, 162
Thapsakus 3, 254
Thapsus 430 f.
Thasos 111, 114, 135, 185, 187, 189, 216
Theagenes 153
Theater bei den Griechen 119*, 217 f.
— bei den Römern 392, 441
Theben in Ägypten 12, 32 f., 35—39, 41 f., 46, 48, 50 ff., 54
— in Griechenland, Thebaner 107 ff., 123 f., 162, 175, 179, 192, 200, 203, 205 f. 214, 222 f., 232, 234, 236—246, 248—251, 384
Themistokles 108, 174, 175, 176*, 177, 178, 186, 188 f., 193
Theodosius der Große 126, 142
Theognis 161
Theokrit 271, 276 f.
Theophrast 280
Thera 110, 112, 134
Theramenes 232
Thermä 294
Thermopylen 106, 117, 175, 245 ff., 263, 265, 380
Theron 180 f.
Theseion 195
Theseus 108, 110, 130, 142, 150, 171
Thesmotheten 151, 154
Thespiä, Thespier 107, 175, 237 f.
Thespis 157, 220
Thessaler, Thessalien 105, 113, 131 f., 140, 143, 175, 178, 191 f., 235, 240, 242—245, 248, 379, 405, 428
Theten 155, 157 f., 160, 174, 199
Thibron 233
This 30 f.
Thoas 224
Tholos in Athen 159
— in Mykenä 118
Thot 46, 49, 53, 55
Thraker 236, 244, 250, 440
Thrasybulus 211 ff., 232
Thrazien 101, 115, 169 f., 173, 175, 182, 187 f., 198, 204 f., 227, 248, 265 ff., 381, 405
Thrazischer Chersones 101, 157, 171 188, 213, 248 f.
Thukydides (Staatsmann) 193
— (Historiker) 106, 133, 205, 215, 226 ff., 244 f., 445
Thurii 194, 208, 226, 352, 402
Thutmes I. 35 f.
Thutmes II. 36
Thutmes III. 36*, 70
Thutmes IV. 47
Tiamat 19
Tiber 136, 292, 294, 298—302, 306, 310 f., 313 f., 317, 320, 323, 339, 343, 395, 433

Tiberiassee 68
Tiberius, Kaiser 63, 292
Tibur 302
Ticinus 288, 367
Tierhetzen 386
Tiglatpilesar I. 6, 24
Tiglatpilesar III. 7 f., 42, 81, 94
Tigranes 405, 414 ff.
—, Sohn des Vorigen 415
Tigranokerta 414
Tigris 3, 5 f., 9, 17, 170, 254, 270
Timanthes 220
Timäus 142
Timoleon 261
Timotheus (Dichter) 160
— (Feldherr) 239
Timsahsee 44
Tina 306
Tiryns 109, 118 f., 131, 133*
Tissaphernes 211 f., 233 f.
Titanen 128 f.
Tities 316
Titus 73, 274
Tivoli s. Tibur
Tobias 24, 83
Toga 315, 332*, 352, 356, 366, 396
Togatus 356
Tolerus 302
Tolmides 192 f.
Tolosa 401
Tolumnius 338
Tomarus 105
Toskana 298
Totenbuch 49, 53
Totengericht 49*, 92
Totes Meer 67* f.
Toulouse s. Tolosa
Tragödie bei den Griechen 220*—224
Tragödie bei den Römern 390 f.
Trajanum 272
Tralles 274
Trapani s. Drepanum
Trapezunt 135, 233
Trasimenischer See 292, 368
Travertin 392
Trebia 367
Tremiten 290
Triarii 341 f., 400
Tribunen s. Militärtribunen und Volkstribunen
Tribunus celerum 315, 324
Tribus 314, 318, 326, 328, 331, 336, 342, 350, 356 f., 388, 405 ff., 409
Tributkomitien 328, 330 ff., 357, 388, 394 f.
Triere 174 f., 184*
Trifanum 345
Triglyphen 165
Trilogie 222
Trinakria 293, 301
Triopion 134*
Triparadisus 263
Triphylia 110, 149
Tripolis 62
Triumph 324 f., 417
Triumvirat, Triumvirn 420 f., 425 ff., 437 ff., 444
Tschandragupta 258
Tubertus s. Postumius
Tullius Cicero 67, 231, 267, 307, 311, 325, 415—420*, 425 f., 430, 436 f., 444 f.
Tullus Hostilius 316 f., 320
Tum 46 f.
Tunis 61, 359, 361, 364
Turan 92, 94, 97
Turin 288
Türken 217
Turm des Schweigens 92
Tusker s. Etrusker
Tuskulum 299, 302, 324, 336, 347, 386
Tymphrestus 106
Tyndareos 130
Typhon 47
Tyrann, Tyrannis 152 f.
Tyrrhener 115, 297 f.
Tyrrhenisches Meer 290 ff., 299 f., 364
Tyrtäus 149, 161
Tyrus, Tyrier 12, 14 f., 44, 59, 60, 61*, 62, 84, 253, 254* f., 284, 359

U.

Ubier 439
Umbrer, Umbrien 299, 302, 348 bis 351, 358, 364, 369, 404, 427
Ur 68
Uranus 128
Uräusschlange 47
Urias 78
Usertesen III. 33, 35
Usipeter 423
Utika 284
Utika 61, 359, 373, 376, 378, 430
Uxellodunum 424

V.

Vadimonischer See 351
Valencia 365
Valerier 323
Valerisches Gesetz 324
Valerius Antias 445
— Catullus 289, 441, 443
— Flaccus 407, 415
— Lävinus 353
— Poplicola 321 f.
— Poitius 330, 337
Varro s. Terentius
Vatia s. Servilius
Veji Vejenter 303, 337—342
Velabrum 320, 324
Velites 342, 400
Vendidas 93
Venedig 217, 302
Veneter, Venetien 302, 340, 374, 402
Veneter, gallische Völkerschaft 423
Ventidius 439
Venus 7, 19, 305 f., 431, 441, 443
Venusia 351, 354
Vercelli 402
Vercingetorix 423
Verona 443
Veroneser Klause 288
Verres 413, 444
Vesontio 422
Vespasian 29
Vesta 305 f., 308, 309* f. (s. auch Hestia)
Vestalinnen 83, 308* f., 313, 340
Vestibulum 340
Vesuv 291, 351, 412
Veteranen 408, 410, 415 usw.
Veturius Calvinus 346
— Mamurius 309
Vibius Pansa 436
— Salutaris 399
Vicetia (Vicenza) 288
Villa Carlotta 289*
— publica 351
Villius 387, 409
Viminalis 313
Vipsanius Agrippa 439 f.
Viriathus 375
Virtus 307
Vließ, das goldene 106, 224
Vojusa (Aous) 379
Volaterra (Volterra) 298* f.
Volero s. Publilius
Volkstribunen, Volkstribunat 327 f., 330—334, 336, 408 413, 432
Volksversammlung bei den Athenern 155, 159, 189, 191, 238
Volksversammlung bei den Römern (s. auch Comitien) 316, 336
Volksversammlung bei den Spartanern 146 f.
Volsinii 338
Volsker 302, 330, 336 f., 341 f., 344, 346
Voltumna 338
Volturno 290, 292, 300, 302, 343, 347
Voul-Aba 416
Vulso s. Manlius

W.

Wan-See 6
Weisen, die sieben 156
Weluchi s. Tymphrestus 106
Westgriechen, Westhellenen 180, 346
Westitaliker 301
Westnumidien 373
Westsemiten 12, 63 f.
Westturkestan 256
Wolf, Fr. A. 144

X.

Xanthippus, athenischer Staatsmann 181, 188 f.
— Söldnerführer 361
Xenophanes 163
Xenophon 13, 95, 216, 226, 228 f., 233, 235
Xerxes I. 45, 102, 107, 173, 175—178, 180, 182 f., 194, 235, 255
Xerxes II. 102
Xuthus 115

Z.

Zadok 86
Zakynthus 110, 192, 199
Zaleukos 151
Zama 373 f., 378 f., 381, 430
Zankle 136, 149
Zarathustra 91 ff., 100
Zati 31
Zea 186
Zedekias 14 f., 44
Zela 415, 429
Zend 93
Zeno 281* f., 284]
Zenodot 283
Zensoren, Zensur, Zensus 331, 335 f., 349, 357, 363, 387, 410
Zethus 274
Zeus 32, 85, 91, 105, 107, 112—121, 122*—131, 140 ff., 165 f., 176, 178 f., 218* f., 222, 269, 276*
Zeus-Dionysus 158
Zeuxis 216 220
Zion 77
Zirkus 326, 324 f., 327
Zoroaster s. Zarathustra
Zorobabel 84



Biblioteka Śląska w Katowicach
Id: 0030000408293
III 378264/1
K.88

